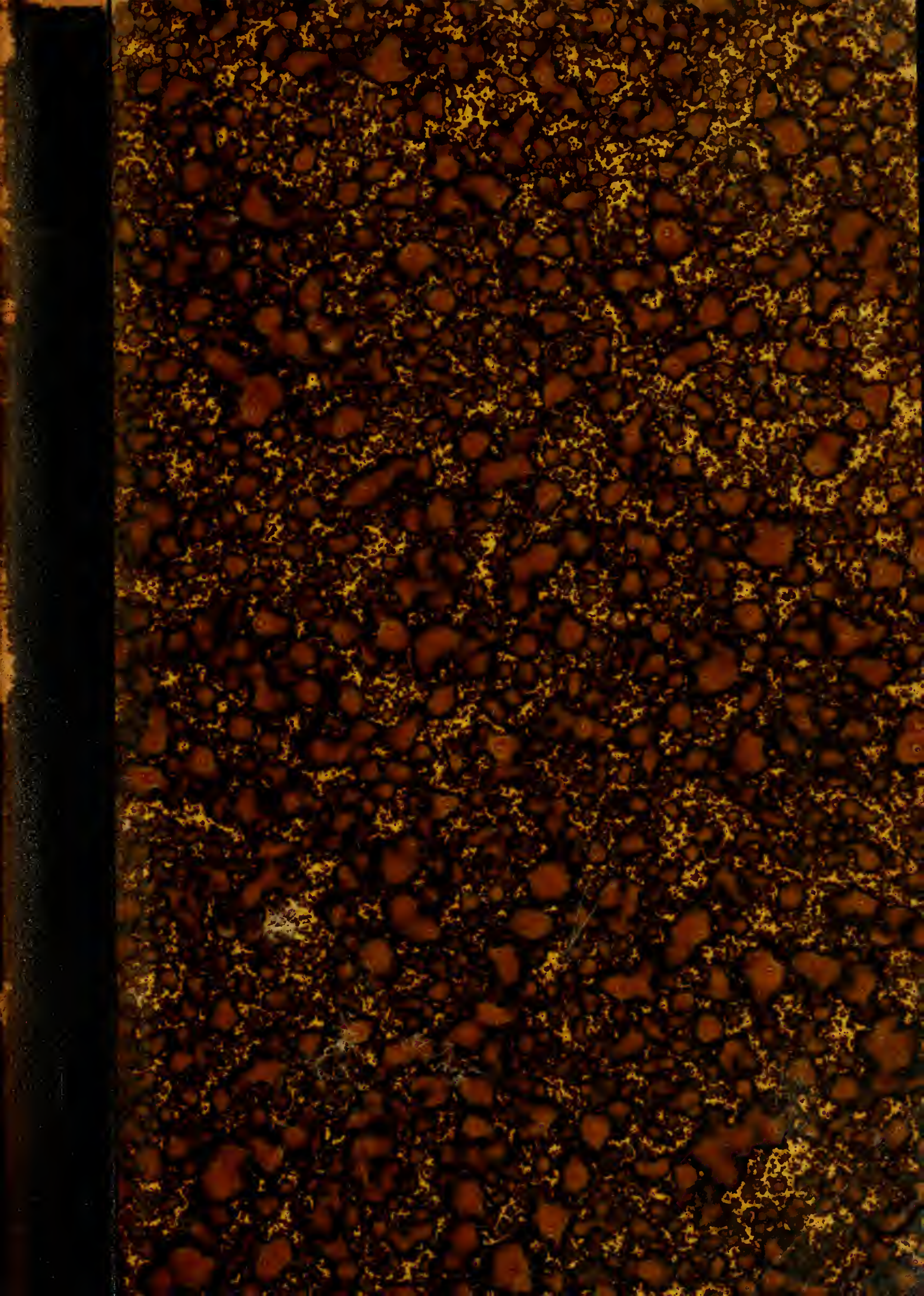
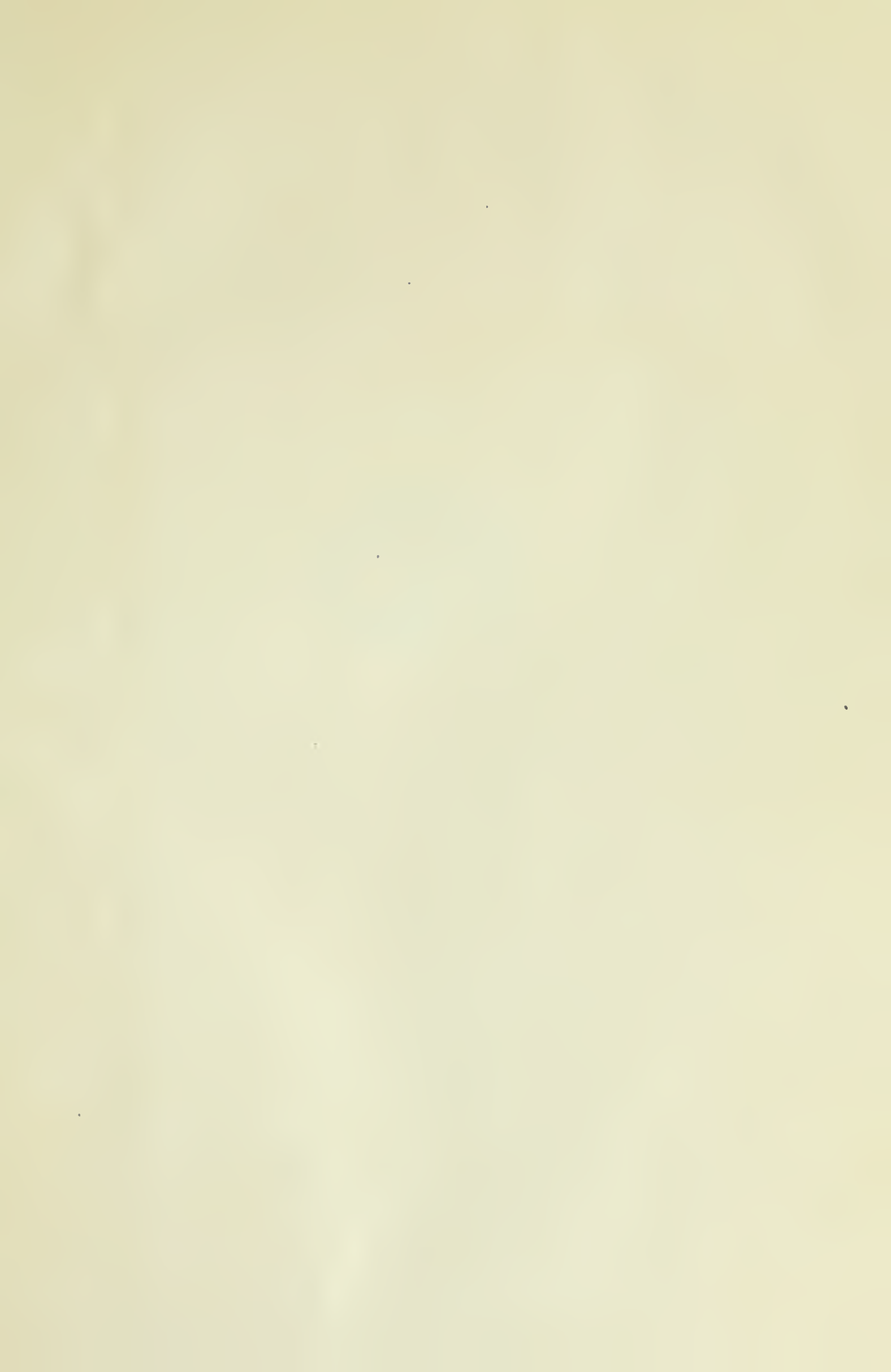












Die neue Rundschau

XX ter Jahrgang der freien Bühne

Dritter Band

1909

Berlin / S. Fischer / Verlag



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Aufsätze:

Seite

Rundschau:

Anmerkungen:





Samuel Saenger / Der Imperialismus

Das Wort Imperialismus ist gestern erst entstanden und doch schon fast in den Allgemeinbesitz und den Alltagsgebrauch aller Kulturvölker übergegangen. Für die Masse ist es ein neues Wort, das Kampfstimmung weckt oder patriotische Gluten entfacht; — den Gebildeten freilich mahnt es an das Imperium Romanum, an den Zauber, mit dem es noch das mittelalterliche Gemüt gefangen hielt, an das erbarmungsvolle Gespenst des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das an der Schwelle deutscher Neuzeit zusammenbrach. Zu Napoleons Zeiten bedeutete impérialisme das cäsarisch organisierte System von Zwangsmitteln, mit dem der große Korse sein Imperium Europaeicum aufrecht erhielt. Aber nicht in französischer, sondern in angelsächsischer Prägung erhielt das Wort universelle Geltung.

I

In Amerika kam es während des Krieges mit Spanien um die Antillen in Aufnahme (1899). In England natürlich schon früher, etwa um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts: da wurde durch Gladstones erste Homerule-Bill für Irland (1886) die Besorgnis um den ferneren Zusammenhang des britischen Imperiums wachgerüttelt und die Entstehung neuer, großer und imponierend wehrhafter Weltmächte mit kolonialem Ehrgeiz machte das Problem der Konsolidierung Größer-Britanniens zur Schicksalsfrage für England. Dadurch erhielt die Politik des Inselreichs eine von Grund aus veränderte Orientierung. Die neue Partei der Unionisten, der Einheitsfanatiker entstand. Die historische Scheidelinie zwischen Liberalen und Konservativen verwischte sich, der viel bewunderte und viel beneidete Dualismus der Parteien erhielt ein Leck, und die politischen Interessen gruppierten sich um zwei neue Pole: den kleinenglischen und den größerbritischen; den demokratischen und den imperialistischen. Dort war innere Entwicklung, die wirtschaftliche und kulturelle Hebung der Masse die Losung; hier wurde die Verkittung der Reichsinteressen, die Pflege der materiellen und ideellen Bande zwischen den lockergefügten Reichsteilen, die Entwicklung zu größerbritischen Gemeingefühlen, zur Kampfbereitschaft gegen Rivalen das Feldgeschrei. Der britische Patriotismus wurde revidiert. Es entstand neben der imperialistischen Politik eine imperialistische Wirtschaftslehre, eine imperialistische Staatslehre, eine imperia-

listische Literatur, eine imperialistische Presse, eine imperialistische Poesie, eine imperialistische Geschichtsschreibung. Dichter, wie Rudyard Kipling und Charles Algernon Swinburne (der Republikaner), an der Spitze einer kompakten Masse von Intellektuellen, hüllten den Imperialismus in den Purpurmantel der Poesie. Bevor er Politik und Programm wurde, war er Gesinnung und Glaube geworden. Zur Pflege des imperialen Solidaritätsgefühls und des allbritischen Patriotismus wurde 1884 unter dem Vorsitz eines Liberalen alter Schule die Imperial Federation League gegründet; bald folgten ihr andere Ligen mit konkreteren Zielen: man suchte die Wege zu einer neuen Reichsverfassung, zu einer hieb- und stichfesten Reichswehr, zu einem Reichszollverein. Längst bevor Joseph Chamberlain der Steuermann des Imperalismus und die neue Politik im Burenkrieg aggressiv wurde, hatte er an den Universitäten und hohen Schulen eine Heimat gefunden. Der verglimmende Geist Herbert Spencers, des Philosophen des alten individualistischen Liberalismus, sah in der neuen Richtung ein Verfallssymptom, einen Rückfall in die von der römischen Dekadenz her verrufene Barbarei einer sich auflösenden Kultur, ein Mürbewerden des britischen Willens zu Fortschritt und Humanität. Aber andere Denker von nicht minder bewiesener humaner oder christlicher Gefühlsrichtung begrüßten in dem Aufflackern der nationalen Energien ein Zeichen ungebrochener Kraft und Lebensfrische ihrer zur Erfüllung imperialer Aufgaben vorherbestimmten Rasse. Der Historiker Seeley in Cambridge, ein treuer Verehrer Goethes und Jünger Carlyles, machte mit seinen Vorlesungen über das Wachstum des britischen Weltreiches und die unbewußt imperialistischen Methoden dieser Entwickelung Epoche (1883). Von nun an ordneten die englischen Historiker ganz allgemein die Geschichte ihres Volkes nach den Phasen der imperialistischen Entwicklung: die Zeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts galt der Begründung der politischen und persönlichen Freiheit, das 18. und 19. Jahrhundert dem Aufbau des britischen Weltreiches.

Seitdem konnten wir dem Worte und seinen Ableitungen auch auf dem Kontinent nicht mehr ausweichen. In jede politische Erörterung und Debatte, aber auch in die ruhige Sachlichkeit der historischen Darstellung drängte es sich nun ein. Mommsen konnte es in seiner römischen Geschichte noch vermeiden, Guglielmo Ferrero braucht es in seinem noch unvollendeten Werke „Größe und Niedergang Roms" ohne Definition. Unstät, schwankend und durch die Affekte der Meinenden völlig verzerrt, wird es heute bereits wie Währungsgeld mit gesetzlich festgelegten Tauschwert weitergegeben. Wann immer, zum Beispiel, von den Bestrebungen der größeren Staaten die Rede ist, ihren nationalen Machtbereich über die gegebenen Grenzen hinaus zu erweitern; oder von der Neigung, den Besitz von Flotten und Heeren als unentbehrliche Bedingung für wirtschaftliche Vorteile und politische Erfolge zu betrachten; oder von dem Zwange zur wirtschaftlichen Expansion und dem damit verknüpften Kolonial-

hunger, der seit einem Menschenalter alle großen Kulturvölker befallen hat; oder, ganz allgemein, von der Tendenz, den Glanz und die Herrlichkeit oder gar den Kulturwert der Vaterländer von der Stärke des Staates als Machtorganisation abhängig zu glauben: da stellt das Wort sich mit Sicherheit ein. Anhänger einer Politik, die diese Bestrebungen fördert, nennt man Imperialisten, ohne Rücksicht auf ihre Motive. Ihre radikalen Gegner nennen sie Macht- und Gewaltpolitiker und möchten ihnen zu ‚imperialistischen' Zwecken die Mittel weigern. Ja, jede stärkere Betonung des Nationalgefühls, jeder lebhaft geäußerte Wille, die nationale Eigenart als Quelle unvergleichlicher Seelenwerte zu hegen und zu pflegen und vor Befleckung durch Fremdes zu bewahren, ruft oft schon den Vorwurf des Imperialismus herbei; denn von solcher Spannung des Nationalgefühls fürchtet man das Übergreifen in fremde Gefühlskreise (wie bei den Panbriten, Panslawisten, Pangermanen) und die Entartung in herausfordernden Souveränitätsdünkel ... Die Einen erblicken also im Imperialismus eine enge, fensterlose, parteipolitische Ansicht. Andere sehen in ihm eine Erscheinung von weltumspannender Weite, bestimmt, die ganze Struktur unseres sozialen Lebens zu ändern. Aber gerade diese leidenschaftliche Verzerrung beweist, daß die Sache, um die es sich handelt, eine ungeheure Realität im geschichtlichen Leben ist.

II

Das Wort ist neu, aber die Sache scheint uralt. Selbst das unbestimmte Denken der Unpolitischen und Unhistorischen verknüpft mit dem Wort die ungefähre Vorstellung von einem staatlich organisierten Machtwillen, der sich politisch und wirtschaftlich neben und vor andere Staaten zu stellen sucht und bei diesen Versuchen auch die Anwendung von Gewaltmitteln nicht scheut. Von diesem Souveränitätsgefühl und den durch seine nimmersatte Unruhe verursachten Katastrophen berichtet jedes Blatt Weltgeschichte. Wir denken an die großen Weltreiche des Altertums. An das Perser-, das Makedonier-, das Römerreich. An die Universalmonarchien Alexanders und Karls des Großen. An den mittelalterlichen Cäsaropapismus und seine unbegrenzten territorialen Ansprüche. An den nie gesättigten imperialistischen Rausch der deutschen Kaiser des Mittelalters, die die Länder des christlichen Kulturkreises immer von neuem zusammenzufassen strebten. An die Jahrhunderte füllenden Rivalitäten zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg um die Vorherrschaft in Europa. Aber vor allem an den großartigen Rhythmus des englischen Imperialismus: wie die Briten Schritt vor Schritt die Spanier, die Portugiesen, die Holländer niederringen; den Franzosen Vorderindien und Amerika entreißen; Westindien, ein Riesenstück Hinterindien, Australien, Südafrika, Ägypten, eine Milchstraße von Inseln, Halbinseln, Kohlenstationen sich einfügen; mit steigendem Zielbewußtsein die Seeherrschaft, die internationale Frachtführung

monopolisieren und König Sovereign als internationales Zahlungsmittel aufdrängen; zu verschlossenen Reichen wie China mit Gewalt die Hafentore öffnen; um das Recht des Sklavenhandels Kriege führen (der Asientovertrag 1763); über alle Meere und Erden ihr Gehirn und ihre Arbeitsenergie ausschütten; angelsächsische Tochterstaaten schaffen; uralte Kulturrassen, wie die Indier und in neuester Zeit die Ägypter durch organisierende Zucht der Anarchie entreißen und verjüngen; und nun, bange davor, aus einem Arbeits- ein Rentnerstaat zu werden und in das Kleinstaatidyll Hollands hinabzusinken, sich zum Kampf um das Imperium rüsten und zu diesem Zwecke erst einmal das Weltreich nationalisieren wollen. Es scheint immer derselbe Grundvorgang, derselbe elementare seelische Prozeß für den Imperialismus jeden Formates den Ausgangspunkt zu bilden. Ein geistreicher Franzose, Ernest Seillère, hat in seiner „Philosophie des Imperialismus" gezeigt, daß selbst die sozialistischen und demokratischen Romantiker vom Geschlecht Rousseaus, daß sogar die Fourier und Proudhon in ihre gesellschaftlichen Zukunftsbilder irgendwo den straff organisierten Machtwillen einschmuggeln. Er nimmt damit Hegels großartige Geschichtskonstruktion wieder auf. Von der Idee aus gesehen, kann man sagen: Die Menschenseele ist expansiv. Sie will ihre Einflüsse und Machtsphäre unersättlich erweitern. Im Namen der Befreiung und Erlösung von Streit und Kampf bevormundet, knebelt und martert sie. Alle Geschichte legt die ideellen und religiösen Verkleidungen der Machtzwecke bloß. Jeder Missionar ist ein Räuber von Eigenleben und Eigenart; er ruht nicht eher als bis er sein Gefühlsschema einem andern aufgezwungen hat. Parallel damit entwickelt sich der brutale körperliche Expansionsdrang in der materiellen Welt. Zahllos sind die Versuche von Rassen und Völkern und Stämmen und Clans, ihre Lebens- und Gemeinschaftsformen wie einen ehernen Ring um andere Völker und Rassen zu legen und den von ihnen geprägten Menschen- und Lebenstypus als den Menschen- und Lebenstypus überhaupt in der Geschichte durchzusetzen. Sie drängen sich, schieben sich, schichten sich übereinander, eine Kulturform legt sich auf die andere, umklammert sie, verändert sie, erhöht oder erniedrigt sie, raubt ihr die Seele (wie die römische die griechische, die babylonische die sumerisch-akkadische Seele geraubt hat), und muß sich, kaum fest geworden, gleich wieder im Kampfe behaupten. Der imperialistische Drang scheint erst eingeboren, eine Art spontaner Äußerung einer Gruppe, die zur räumlichen und seelischen Ausbeutung, zur Bevormundung und Unterjochung anderer veranlagt ist. Bei Unterjochung und Ausbeutung bleibt es aber nicht stehen. Die Römer haben die Länder des ganzen Mittelmeerbeckens romanisiert und damit einen einheitlichen Kulturkreis auf römisch-hellenischer Grundlage geschaffen; sie machten ihre Sprache, ihre Münzen, ihre Rechtsvorstellungen, ihre Verwaltungsmaximen, ihre Götter sogar zum Gemeingut. Sie nahmen den Barbaren und Halbbarbaren, den Galliern, Germanen, Briten,

Hispaniern die Freiheit und gaben ihnen die Kultur. Erst unbewußt, dann bewußt findet Kulturübertragung und Angleichung der gesellschaftlichen Lebensformen statt. Auf späteren Stufen wird der spontane Ausdehnungs- und Herrscherdrang (im rohen Gewaltsinne des Wortes) als politische und kulturelle Notwendigkeit empfunden. Unterwegs zum Imperialismus, entdeckt man seine Vorzugsanlage für ihn; man fordert und sucht seine Betätigung; der ganze Staatsbetrieb, die Wirtschaft, die Verwaltung, die Wehrverfassung sind auf ihn zugeschnitten; die Menschen der Herrenrasse werden in diese imperialistische Gemütslage hineingeboren; sie können sich ihr Leben ohne diese Vorzugsstellung nicht mehr denken, sie halten es sonst nicht für lebenswert und sind voll ‚Pathos der Distanz' bis zum beleidigenden Dünkel (wie noch der echte Brite). Und schließlich wird der Imperialismus zum Staatsprinzip, zum Regulator des öffentlichen Gewissens, zum leitenden Gesichtspunkt im öffentlichen Leben, zur Seele des Patriotismus, zur obersten politischen Zwangsvorstellung oder idée maîtresse. Man verschütte diese Wärmequelle und das Imperium kann keinen Tag mehr leben. Da haben wir ja die Geschichte des römischen oder des britischen Imperialismus. In kleinerem Maßstab wiederholt sich das tausendfach, ob nun die Deutschen den slawischen Osten oder die Österreicher das Serbenland zwischen Drina und Sawe kolonisieren . . Dabei liegt der imperalistische Befähigungsnachweis nicht immer in der kulturellen Überlegenheit, sondern in der Anlage, politisch zu organisieren. Erweckt aber der imperialistische Heißhunger Bedenken und will man sich gegen die imperialistische Lawine schützen, ist es gewöhnlich zu spät; der Imperialismus ist dann ein „aus sich selbst vollendetes Rad" geworden. Nach dem zweiten punischen Krieg wollten die Patrizier altrömischen Schlages die Bewegung aufhalten: vergebens. Die Herrschaft über Italien und das Mittelmeer war das Werk der herrschenden Oligarchie, sie empfand (wie die posthume Geschichtsbetrachtung) diese Expansion als ‚natürlich' und notwendig und mochte die Vorstellung haben, die weitere Energiebetätigung in dieser Richtung sei gefährlicher Sport. Was sahen sie? Der freie Bauernstand schwand und proletarisierte sich; an ihre Stelle traten die großen Latifundien mit Sklavenbetrieb. Die Verwaltung der eroberten Provinzen wurde ein Geschäft für Spekulanten und ehrgeizige oder habsüchtige Politiker, die ihren Verwaltungsbezirken das Gold in Strömen erpreßten. Unter dem Schutze der römischen Legionen richteten Großhändler einen internationalen Warenverkehr ein, hinter den der Binnenhandel an Bedeutung zurücktrat. Unermeßliche Reichtümer häuften sich in diesen Händen und verschärften die soziale Spannung zwischen Arm und Reich. Blieb einmal aus Mangel an einem imperialistischen Abenteuer der Sklavenimport aus, so geriet die italische Landwirtschaft ins Stocken. Das Zentrum wurde ökonomisch von der Peripherie des Reichs abhängig, der wirtschaftliche nnd politische Schwerpunkt hatte sich verschoben, die Methoden der

Bedürfnisbefriedigung und der Selbstregierung waren andere geworden. Die wirtschaftliche und politische Selbstbestimmung war zur Phrase verflüchtigt. Nach dem Abfall der 13 Neu-Englandstaaten und später, wann immer der Imperialismus Krisen schuf, erhoben sich in England Stimmen, die den Segen des Insularismus gegen den Fluch des Imperialismus ausspielten. Zu spät. Es ist immer zu spät: der in großen Nationalstaaten kristallisierte Machtwille ist nie gesättigt. Der Imperialismus ist ein Gut an sich geworden, jenseits von Gut und Böse. Jede territoriale Erweiterung des Staatsgebietes ist zwar zunächst mit Lasten für die Mutterzelle des Riesenreiches verknüpft, aber die Lasten werden von der Schicht, die wirtschaftlich und politisch die Initiative hat, mit Entsagung getragen und die Gebietserweiterung wird mit Jubel begrüßt als ein Zuwachs an Macht und eine Steigerung des eigenen Kulturwertes. Erst wenn die imperialistische Energie der Rasse sich abschwächt, beginnen die ermatteten, im Genuß verzärtelten Glieder ein genaues Gewinn- und Verlustkonto aufzustellen; es sinkt zugleich jenes befeuernde Gefühl, wie es während des imperialistischen Aufstiegs die Römer und Briten hatten: das Missionsgefühl, die Vorstellung, von dem Grand-Etre zum Vormund der Menschheit bestellt zu sein. Diese Vorstellung von der Kulturmission hat die Stärke eines religiösen Grundgefühls. Wo dieses fehlte, wie bei den Phöniziern, den Portugiesen, den Spaniern, den Franzosen, überhaupt wohl bei den Romanen, ist der Imperialismus auf halbem Wege zusammengebrochen. Er war auf rohe Kraftäußerung, auf Abenteuerei und Goldgier, auf Unterjochung und Versklavung gestellt und führte zum Verfall.

Spreche ich vom Imperialismus, so verweise ich also auf einen menschlichen Urtrieb als ein irrationales Datum der Geschichte. Hat aber der Expansionsdrang neue Wirtschaftsgebiete erst einmal erschlossen, den wirtschaftlichen Horizont erweitert und neue Bedürfnisse hervorgelockt: dann wird von diesen neuen Güterquellen und den neuen Bedürfnissen her der heimische Wirtschaftstypus umgemodelt; er wird auf sie zugeschnitten, die ganze Lebenshaltung richtet sich auf ihn ein. Der Kulturfortschritt liegt in der immer wachsenden Abhängigkeit von der immer steigenden Flut von Bedürfnissen; also in der immer größeren Abhängigkeit der lokalen von der nationalen, der nationalen von den internationalen Märkten. Daß ökonomische Motive allein nicht ausreichen, um den dämonischen Trieb zur Vervielfältigung der Bedürfnisse und Verkettung der Wirtschaftsgebiete zu ‚erklären', liegt auf der Hand. Denn das Wirtschaften wird, nach Überwindung der ersten Nöte, durch diese Häufung und Komplikation nicht leichter, das Niveau materiellen und seelischen Glückes nicht unbedingt gehoben; der rechnenden Vernunft, dem Utilitarismus, bleibt diese ganze unruhvolle Entwicklung hin zu den goldenen Ketten der wirtschaftlichen Unfreiheit und Abhängigkeit ein Rätsel. Es liegen in unsrer Natur weit tiefere Quellen zur Lustbefriedigung: der irrationale Drang zur Entladung aufgespeicherter Energien

und zur Ausdehnung der individuellen oder kollektiven Willenssphäre. Darum hat auch der Imperialismus eine energetische Wurzel und kann erst mit der menschlichen Natur abgeschafft werden.

III

Es sind aber wesentliche Unterscheidungen zu machen. Im Altertum ist der Weltmachtgedanke ausschließend; er tritt absolut auf und erkennt politisch noch weniger als kulturell seinesgleichen an. Er reicht da immer so weit als der geographische Horizont der Zeit reicht und hat jeweilen nur an dem Stande der Verkehrstechnik eine Schranke. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß im Altertum zwischen Weltstaat und Stadtstaat die rechte Mitte fehlte: der nationale Staat, wie wir ihn verstehen, existierte kaum. Die straffe Vereinigung und zentralisierte Verwaltung einer Mehrheit von umfangreichen Landschaften, in denen abwehrbereite Solidaritätsgefühle sich regen, die durch gemeinsame Geschichte und Interessen zusammengehalten werden, einen eignen Lebenstypus ausprägen und nach außen hin die volle Manövrierfähigkeit des Einzelwillens besitzen, mögen auch unter dem gemeinsamen Mantel sprachliche und ethnographische Spannungen fortbestehen: die sucht man im Altertum, außer in Rom und etwa noch in Ägypten, vergebens. Die europäischen Nationalstaaten entwanden sich im Mittelalter dem Schoße der kirchlichen Universalmutter, während Kaiser und Papst um die Universalherrschaft über den christlich-europäischen Kulturkreis stritten. Allmählich treten sie als gleichberechtigte Glieder nebeneinander und bilden sich zu einem System gleichberechtigter Staaten aus: gegenüber dem Altertum eine radikale Neuerung. Dadurch scheint der Imperialismus eine wesentliche Abschwächung zu erfahren. Die Überspannung des Souveränitätsgefühls läßt nach, die Herrschaftsansprüche der modernen Staaten sind ja von vornherein relativ. In dem Nebeneinander ungefähr gleich starker oder durch geschickte Koalitionen sich ebenbürtig machender Staaten liegt ein Zwang zu imperialistischer Mäßigung. Nur der nie gesättigte Machtwille in einem Napoleon erkennt die Gleichberechtigung unter den Staaten nicht an. Aber deswegen zerschellte sein Imperium, kaum geboren, an dem Erze des Nationalgefühls.

Die Vorstellung eines Staatensystems ist aus einer neuen Gemütslage geboren. Sie hat ohne Zweifel eine christliche Wurzel, wenn deren Säfte auch nur matt und wie erschöpft an die Lebensoberfläche steigen. Das Gefühl kultureller Gemeinsamkeit erstarkt aber doch, und ganz bewußt durchzuckt nun der gleiche Rhythmus der kulturellen Solidarität viele Glieder der Völkerfamilie. Der römische Begriff des Völkerrechts, zuerst beschränkt auf den engeren Kreis gleicher Gesittung und verwandter Abstammung, dann auf das Völkerchaos übertragen, das in Roms Grenzen auf- und niederwogte, hat nun erst den rechten Boden gefunden. Der Gedanke der Gleichberechtigung wird kodifiziert und schiebt, scheint es, die rohen Formen des Imperialismus zurück. Kein imperiales Volk steht allein da, es ist

der Kontrolle aller anderen unterworfen. Der Imperialismus wird dadurch auf moralischer Basis neu organisiert. Er soll kulturpädagogisch wirken und im ganz großen Stil Fernstenliebe betätigen: nicht durch Gewährenlassen, sondern durch Aufzwingen von Wohltaten (denn irgendwie beißen muß der Imperialismus ja wohl auch heute noch). Es besteht die allmächtige Konvention, nirgends auf bewohnter und bewohnbarer Erde Anarchie zu dulden, noch eher zu rasten als bis jeder Fußbreit Landes nach den Bedingungen, den Bedürfnissen und Methoden des höchsten Wirtschaftstypus ausgebeutet und in das Netz des weltwirtschaftlichen Güteraustausches gezogen ist. Das ist das elementarste aller Kulturgesetze. Nun denkt man sich, ausgehend von dem gegenwärtigen Besitzstand, den Planeten in imperialistische Schulbezirke eingeteilt, die man Interessensphären nennt, und überläßt es den großen, aus Not oder Bedürfnis auf diese Bahn gedrängten Kulturnationen, zu zeigen, wie sie sich der imperialistischen Aufgaben entledigen. Die Kontrolle übernimmt, neben dem irgendwie schiedsgerichtlich organisierten System der Weltmächte, die Wachsamkeit der öffentlichen Meinung.

Da sind wir in Utopien gelandet. Wer möchte leugnen, daß Tendenzen zur Humanisierung des Imperialismus am Werke sind? Die Liberalen (alter Schule), die Demokraten, die Sozialisten reden von Schmach, wann immer imperialistische Katastrophen eintreten oder die Angst vor imperialistischen Entladungen uns würgt; sie seien, sagen sie, vom radikalen Bösen in uns hervorgerufen, von der verruchten Schar der Fortschrittsfeinde absichtlich herbeigeführt, von Leuten mit atavistischem Gefühlsleben. Sie dürfen mit Recht darauf verweisen, daß die Domestizierung des Einzelmenschen rasende Fortschritte macht, daß die Kultur, gerade infolge der wirtschaftlichen und technischen Verästelung des Lebens, unzählige Kanäle für seinen Drang nach Energieentladungen geöffnet hat, und das Wettrüsten, die markzehrende Kriegsbereitschaft allgemein als eine unerträgliche Kalamität empfunden wird. Nicht wenige unter ihnen betrachten die äußere Entwicklungsreife, die Staatengeschichte mit den Explosionen der nationalen und imperialistischen Machtkämpfe, mit den Augen Jakob Burckhards: Die Macht ist das ‚Böse an sich'; und den großen Männern der Geschichte ist an dem Weiterblühen der Kultur am wenigsten gelegen. Das heißt: Zweck des Daseins ist die Produktion und der Genuß von idealen Kulturgütern, sie allein rechfertigen es, geben ihm einen Sinn; alles übrige Geschehen ist Umweg und Mittel zu diesem Zweck. Diese Betrachtung von der Krone statt von der Wurzel her, die für den Nationalismus nichts und für den Imperialismus noch weniger übrig hat, läßt die geschichtliche Bewegung unerklärt. Am wenigsten paßt sie auf den demokratischen Strom der Neuzeit, die den Massenmenschen an die Sonne gebracht hat. Der Liberalismus hat ihn von politischer und rechtlicher Hörigkeit befreit und ihn mit den Waffen der Bildung und den Mitteln beschenkt, die persönliche Freiheit zu erwerben. Die Demokratie hat die Tore zu jeder Laufbahn noch weiter geöffnet

(la carrière ouverte au talent!), die Rechtsbasis für die Gleichheit der Bedingungen allen neu in die Arbeitsgenossenschaft Geborenen noch radikaler gesäubert und will, politisch, die absolute Identität zwischen Regierten und Regierung verwirklichen. Der Sozialismus will, auf dem Wege zum kommunistischen Ideal, zunächst die privatwirtschaftliche Sphäre immer mehr unter staatliche Kontrolle bringen und ist mit dem Organisieren des Proletariates so ausschließlich beschäftigt, daß er Probleme der auswärtigen Politik bis vor kurzem kaum in seinen Gesichtskreis einließ. (Karl Marx räumt, so in der weniger gelesenen ‚Revolution und Kontrerevolution', der Nation mit höherer Kulturleistung das Recht ein, über kulturell minderwertige Nationen zu herrschen; den Deutschen z. B. über Polen und Tschechen. Er hat also irrationale Sympathien und versteckte ‚imperialistische' Grundsätze.) Und alle diese Mächte des Fortschritts zusammen, Aufklärung, Gleichheit der Kulturinteressen, Liberalismus, Demokratismus, Sozialismus, sollten das nationalistische und imperialistische Unkraut nicht schließlich ausjäten können? Es wird nur vergessen, daß die nationalen Konzentrationsbestrebungen alter und neuer Zeit und der Imperialismus ganz großen Stiles demokratische Massenbewegungen waren. Mommsen sagt, es sei der unvergängliche Ruhm der römischen Demokratie (oder Monarchie, was dasselbe), daß sie ihre höchste, die imperialistische Bestimmung richtig begriffen und kräftig verwirklicht habe; Cajus Gracchus war es, der Organisator des römischen Proletariats, der das imperialistische Programm entwarf, und der Volkstribun Cäsar, der es mit vollendeter Klarheit ausführte. Der Aufbau Größer-Britanniens ist den puritanischen Revolutionären, die den Absolutismus der Stuarts erdrosselten, und ihren politischen Erben zu danken. Cromwell, das Schwert der demokratischen Ideen (wie Treitschke Napoleon genannt hat), hat dem protestantischen Glaubensbruder Holland, dem damaligen Frachtführer der Welt, die Seeherrschaft in blutigem Kampf entrissen und den Grundsatz der Reverenz vor dem Rule Britannia, Britannia rules the waves proklamiert. Das britische Imperium, mit zähester Energie und imponierender Rücksichtslosigkeit aufgebaut, mit Navigationsgesetzen, Ausfuhrverboten, Abwehrzöllen handelspolitisch organisiert, durch See- und Kolonialkriege erweitert und befestigt und aus Wirtschaftlichkeit und expansivem Gelüst schließlich so empfindlich geworden, daß es überall und immer seine Interessen gefährdet sieht und jede expansive Regung eines Großstaates mit eifersüchtigen Blicken verfolgt (das ist die Wahrheit, alles andere Grimasse): ist das Werk nicht einer Kriegerkaste sondern von Händlern, Rhedern, Fabrikanten, Kapitalisten und anderen gut bürgerlichen Elementen, die ‚an sich' immer friedlich sind, aber auch heute noch dem Zwange zu ökonomischer und politischer Relativität sich schwer anzupassen vermögen. Nun kann man sagen: diese Elemente repräsentieren ja gar nicht die Demokratie, sondern das kapitalistische Unternehmertum, die Großbürgerschaft. Diese hat, durch ihren laissez faire-Liberalismus, den

Vielfraß Kapitalismus zur Seele des modernen Lebens gemacht und opfert ihm das Behagen und den Frieden der Masse. So banalem Einwand muß man entgegenhalten, daß unsre Wirtschaftsstruktur und Kulturform, so wie sie sind, eben die ökonomische Initiative des Unternehmertums voraussetzen und die Demokratie, um ihre Ansprüche zu sättigen, nicht die Abschwächung sondern die fortwährende Steigerung der kapitalistischen Energie wünschen muß. Indem sie vom Arbeitsertrag eine immer größere Quote heischt, drängt sie den Kapitalismus zur Expansion, zur Organisierung des verlorensten Winkel unsres Planeten, zum Imperialismus. Sie nährt also den gefährlichsten Selbstbetrug . . Der demokratische Liberalismus befindet sich aber auch sonst im Zirkel tragischer Mißverständnisse: er begeistert sich grundsätzlich für Befreiungskriege und will keineswegs zugeben, daß in jedem Staat ein irrationales Machtelement stecken muß; aber das Recht auf freie Selbstbestimmung rassenfremder Teile innerhalb seines Nationalstaates oder Imperiums (Indien, Irland, Polen . .) soll keine rückwirkende Kraft haben. Und so ist es in allen großen Demokratien der Gegenwart. In Amerika verliert die Monroedoktrin täglich mehr ihre harmlose Biedermeiermaske, in Frankreich und Italien haben sich freie Völker imperialen Aufgaben verschrieben. Damit im Einklang steht das Erstarken zentralistischer Neigungen in England und Amerika; sie haben in den Bedürfnissen des Imperialismus ihre Wurzel.

Wenn in der Praxis vielfach ein Gegensatz zwischen diesem und der sozialen Demokratie empfunden wird, so folgt daraus nicht, daß der Imperialismus heute aufgehört hat, Werkzeug der Kultur zu sein. Er ist unbequem und sitzt uns wie ein Skorpion im Nacken; aber er bleibt die eiserne Zuchtrute, mit der sämtliche Kulturnationen getrieben werden, aus der Verflechtung in die Weltwirtschaft für sich den größten Nutzen zu ziehen. Er ist heute das große Organisationsprinzip menschlicher Energieentladung und wird erst abdanken, nachdem er sich über alle Erdteile gleichmäßig verbreitet und rückständige Rassen und Völker sich dienstbar gemacht hat. Die souveräne Masse denkt nicht daran, sich zu entnationalisieren oder zu entkapitalisieren. Sie sucht ihr Glück, das vielgepriesene Glücksmaximum der größtmöglichen Anzahl, zwar auf dem Wege der sozialen Gerechtigkeit; aber sie macht auch nirgends einen Schritt zurück zur vorkapitalistischen und vorimperialistischen Einfachheit und Bescheidenheit der Lebensführung und kommt nirgends über die phrasenhafte Verneinung des Staates als Machtorganisation hinaus. Sie liebt es nicht, an die Fülle von Reibungen und Konflikten zu denken, die das hohe Maß ihrer Kulturansprüche und die doppelte Richtung ihrer Wünsche stellt, die soziale und die imperiale. Sie wird daher, unfähig kausal zu denken, fortwährend durch Blitze aus wolkenlosem Himmel überrascht.

Königliche Hoheit/ Roman von Thomas Mann

(Fortsetzung)



Klaus Heinrich fühlte sich froh und getröstet, sei es durch den scharfen Ritt — bei dem er sich übrigens weidlich hatte zusammennehmen müssen, da er zwar gut und ansprechend zu Pferde saß, aber eigentlich, schon seiner linken Hand wegen, kein sehr sicherer Reiter war —, sei es aus anderem Grunde. Als sie das Nadelgehölz verlassen hatten und auf der stillen Landstraße zwischen Wiesen und gefurchten Äckern hin und dann und wann an einem Bauerngehöft, einer ländlichen Wirtschaft vorüber, im Schritt der nächsten Waldung entgegenritten, fragte er gedämpft: „Wollen Sie nicht Ihr Versprechen einlösen und mir von der Gräfin erzählen, Fräulein Imma? Wie ist sie Ihre Gesellschaftsdame geworden?"

„Sie ist meine Freundin", antwortete sie, „und in gewisser Weise auch meine Lehrerin, obgleich sie erst zu uns kam, als ich schon erwachsen war. Das war vor drei Jahren, in Newyork, und die Gräfin war damals in schrecklicher Lebenslage. Sie war am Verhungern", sagte Imma Spoelmann, und indem sie es sagte, richtete sie ihre großen, schwarzen Augen mit einem forschenden und entsetzten Ausdruck auf Klaus Heinrich.

„Wirklich am Verhungern?" fragte er und erwiderte ihren Blick ... „Bitte, erzählen Sie weiter!"

„Ja, das sagte ich auch, damals, als sie zu uns kam, und obgleich ich natürlich wohl sah, daß ihr Verstand nicht in Ordnung war, so machte sie doch so großen Eindruck auf mich, daß ich meinen Vater veranlaßte, sie mir zur Gesellschaft zu geben."

„Wie kam sie nach Amerika? — Ist sie Gräfin von Geburt?" fragte Klaus Heinrich ...

„Nicht Gräfin, aber von Adel und in guten und sanften Verhältnissen aufgewachsen, behütet und geschützt vor allen Winden, wie sie mir erzählte, schon weil sie von Kind auf innerlich zart und verletzlich und schonungsbedürftig gewesen sei. Aber dann ging sie ihre Ehe ein, mit dem Grafen Löwenjoul, Offizier, Reiterhauptmann, — und das war ein etwas eigenartiger Aristokrat, ihren Erzählungen nach, — nicht ganz mustergültig, um mich gelinde auszudrücken."

„Wie mag er gewesen sein ..." fragte Klaus Heinrich.

„Ja, Prinz, genau kann ich es Ihnen nicht sagen. Sie müssen in Erwägung ziehen, daß die Gräfin eine etwas dunkle Art zu erzählen hat. Aber ihren Andeutungen nach zu urteilen, muß er ein so wilder und schamloser Mensch gewesen sein, wie man es sich nur schwerlich vorzustellen vermag, so ein Wüstling, wissen Sie ..."

„Ja, ich weiß", sagte Klaus Heinrich; „was man einen Bruder Liederlich nennt, einen lockeren Zeisig oder Lebemann, von dieser Art."

„Gut, sagen wir Lebemann, — aber in der ausschweifendsten und grenzenlosesten Bedeutung, denn nach den Andeutungen der Gräfin zu schließen, gibt es überhaupt keine Grenzen in dieser Richtung..."

„Nein, den Eindruck habe ich auch", sagte Klaus Heinrich. „Ich habe mehrere Leute dieses Schlages gekannt, — verfluchte Kerle, wie man wohl sagt. Von einem ist mir zu Ohren gekommen, daß er in seinem Automobil, und zwar in voller Fahrt, Liebesverhältnisse anzuknüpfen pflegt."

„Haben Sie das von Ihrem Freunde Überbein?"

„Nein, von anderer Seite. Überbein würde es nicht für passend halten, mich solche Einblicke tun zu lassen."

„Dann muß er ein unnützer Freund sein, Prinz."

„Wenn ich Ihnen mehr von ihm erzähle, Fräulein Imma, so werden Sie ihn schätzen lernen. Aber bitte, fahren Sie fort!"

„Nun, ich weiß nicht, ob Löwenjoul es machte wie Ihr Lebemann. Jedenfalls trieb er es arg..."

„Ich kann mir denken, daß er spielte und trank."

„Allerdings, das ist anzunehmen. Und außerdem knüpfte er natürlich auch Liebesverhältnisse an, wie Sie sagen, betrog die Gräfin mit lasterhaften Weibern, von denen es überall sehr viele gibt, — anfangs hinter ihrem Rücken und dann nicht einmal mehr hinter ihrem Rücken, sondern frech und offen und ohne Mitleid mit ihrem Kummer."

„Sagen Sie mir aber: warum war sie die Ehe mit ihm eingegangen?"

„Das hatte sie gegen den Willen ihrer Eltern getan, weil sie verliebt in ihn war, wie sie mir sagte. Denn erstens war er ein schöner Mann, als sie ihn kennen lernte, — später verkam er auch äußerlich. Aber zweitens ging ihm der Ruf eines Lebemannes voraus, und das muß, ihren Äußerungen nach, eine gewisse, unwiderstehliche Anziehung auf sie ausgeübt haben, denn obgleich sie so behütet und geschützt gewesen war, ist sie in dem Entschlusse, das Leben mit ihm zu teilen, nicht zu erschüttern gewesen. Wenn man darüber nachdenkt, so kann man es verstehen."

„Ja", sagte er, „ich kann es verstehen. Sie wollte gleichsam stöbern, wollte alles kennen lernen. Und da wehte ihr nun tüchtig der Wind um die Nase."

„So kann man sagen. Wiewohl der Ausdruck mir etwas zu lustig scheint für das, was sie kennen lernte. Ihr Mann mißhandelte sie."

„Wollen Sie sagen, daß er sie schlug?"

„Ja, er mißhandelte sie körperlich. Aber nun kommt etwas, Prinz, wovon auch Sie noch nicht gehört haben werden. Sie hat mir zu verstehen gegeben,

daß er sie nicht nur im Zorn mißhandelte, nicht nur in Wut und Streit, sondern auch ohne solche Veranlassung, lediglich zu seinem Vergnügen, das heißt dergestalt, daß die Mißhandlungen abscheulichen Liebkosungen gleichkamen."

Klaus Heinrich schwieg. Sie waren beide sehr ernst. Endlich fragte er: „Hatte die Gräfin Kinder?"

„Ja, zwei. Sie starben ganz früh, beide in den ersten Wochen, und das ist wohl das Schwerste gewesen, was die Gräfin erlebte. Ihren Andeutungen zufolge ist es nämlich die Schuld der lasterhaften Weiber gewesen, mit denen ihr Mann sie betrog, daß die Kinder gleich wieder sterben mußten."

Sie schwiegen wieder, mit grübelnden Augen.

„Nebenbei", fuhr Imma Spoelmann fort, „vergeudete er im Spiel und mit den Weibern ihre Mitgift, die ansehnlich gewesen war, und nach dem Tode ihrer Eltern auch ihr ganzes Erbe. Verwandte von ihr halfen ihm noch einmal aus, als er nahe daran war, seiner Schulden wegen den Dienst quittieren zu müssen. Aber dann kam eine Geschichte, etwas ganz Ausschreitendes und Anstößiges, worein er verwickelt war und was ihn vollends aus dem Sattel hob."

„Was mag das gewesen sein?" fragte Klaus Heinrich.

„Ich kann es Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen, Prinz. Aber nach allem, was die Gräfin darüber verlauten läßt, war es ein Ärgernis der äußersten Art, — wir kamen ja schon überein, daß es überhaupt keine Grenzen gibt in dieser Richtung."

„Und da ging er nach Amerika?"

„Erraten, Prinz. Ich kann nicht umhin, Ihren Scharfsinn zu bewundern."

„Ach, Fräulein Imma, erzählen Sie weiter! Ich habe nie so etwas gehört, wie die Geschichte der Gräfin . . ."

„Das hatte ich auch nicht; und darum können Sie sich denken, welchen Eindruck sie auf mich machte, als sie zu uns kam. Graf Löwenjoul also, dem die Polizei auf den Fersen war, ward flüchtig nach Amerika, unter Hinterlassung bedeutender Schulden natürlich. Und die Gräfin begleitete ihn."

„Sie ging mit ihm? Warum?"

„Weil sie ihm immer noch anhing, trotz allem, — sie tut es heute noch — und weil sie auf alle Fälle an seinem Leben teilhaben wollte. Er aber nahm sie wohl mit, weil er eher auf Unterstützung von seiten ihrer Verwandten zu rechnen hatte, solange sie bei ihm war. Die Verwandten schickten ihnen denn auch einmal noch eine Summe Geldes über den Ozean, aber dann nie mehr, — sie zogen endgültig die Hand von ihnen; und als Graf Löwenjoul sah, daß seine Frau ihm nichts mehr nütze war, da verließ er sie dennoch, — ließ sie vollständig allein im Elend zurück und machte sich fort."

„Ich wußte es", sagte Klaus Heinrich, „ich habe es mir gedacht. So geht es zu." Imma Spoelmann aber fuhr fort: „Da saß sie denn nun, von allen

Mitteln entblößt und ohne Hilfe, und da sie nicht gelernt hatte, sich ihren Unterhalt zu verdienen, so war sie ohne Erbarmen der Not und dem Hunger überantwortet. Nun soll aber das Leben dort drüben noch um vieles härter und schnöder sein, als hier bei Ihnen, und andererseits ist in Betracht zu ziehen, wie zart und verletzlich sie immer gewesen und wie schonungslos ihr viele Jahre hindurch mitgespielt worden war. Kurzum, sie war den Eindrücken, die sie fortwährend vom Leben empfing, in keiner Weise gewachsen. Und da geschah die Wohltat an ihr."

„Ja! Welche Wohltat? Sie hat auch zu mir davon gesprochen. Was war es mit der Wohltat, Fräulein Imma?"

„Die Wohltat bestand darin, daß sich ihr Geist verwirrte, daß im äußersten Jammer etwas in ihr übersprang — diesen Ausdruck hat sie mir gegenüber verwendet — daß sie sich nicht mehr mit klarem und nüchternem Verstande aufrecht zu halten und dem Leben Widerpart zu leisten brauchte, sondern sozusagen die Erlaubnis erhielt, sich gehen zu lassen, sich einige Abspannung zu gönnen und ein bißchen zu schwatzen. Mit einem Worte, die Wohltat war, daß sie wunderlich wurde."

„Ich hatte allerdings den Eindruck", sagte Klaus Heinrich, „daß die Frau Gräfin sich gehen ließ, als sie schwatzte."

„So verhält es sich, Prinz. Sie weiß es ganz gut, wenn sie schwatzt, und lächelt wohl zwischendurch oder läßt einfließen, daß sie ja niemandem weh damit tue. Die Wunderlichkeit ist eine wohltuende Verwirrung, deren sie gewissermaßen Herr ist und die sie sich erlaubt. Es ist, wenn Sie wollen, ein Mangel an . . ."

„An Haltung", sagte Klaus Heinrich und blickte auf seine Zügel nieder.

„Gut, an Haltung", wiederholte sie und sah ihn an. „Es scheint, daß besagter Mangel nicht Ihre Billigung findet, Prinz."

„Ich bin allerdings der Meinung", antwortete er leise, „daß es nicht erlaubt ist, sich gehen zu lassen und es sich bequem zu machen, sondern daß es unter allen Umständen geboten ist, Haltung zu wahren."

„Euere Hoheit", erwiderte sie, „bekunden eine löbliche Sittenstrenge." Dann schob sie die Lippen vor und indem sie ihr schwarzbleiches Köpfchen im Dreispitz hin und her wandte, fügte sie mit ihrer gebrochenen Stimme hinzu: „Jetzt werde ich Euerer Hoheit etwas sagen, und ich bitte, es wohl zu beachten. Wenn Euere Erhabenheit nicht gesonnen sind, ein wenig Mitleid und Nachsicht und Milde zu üben, so werde ich mich des Vergnügens Ihrer erlauchten Gesellschaft ein für allemal entschlagen müssen."

Er senkte den Kopf, und sie ritten eine Weile schweigend.

„Wollen Sie nicht weiter erzählen, wie die Gräfin zu Ihnen kam," fragte er endlich.

„Nein, das will ich nicht", sagte sie und blickte geradeaus. Aber da er so herzlich bat, beendete sie ihre Erzählung und sagte: „Nun, das war einfach genug. Die Gräfin kam und meldete sich in der fünften Avenue, da sie gehört hatte, daß man eine deutsche Gesellschaftsdame für mich suchte. Und obgleich sich noch fünfzig andere Damen meldeten, so fiel doch meine Wahl — denn ich hatte zu wählen — sofort auf sie, so sehr war ich nach unserer ersten Unterredung für sie eingenommen. Sie war wunderlich, das sah ich wohl; aber sie war es lediglich aus überguter Kenntnis des Elends und der Schlechtigkeit, das ging aus jedem ihrer Worte hervor, und was mich betrifft, so war ich von jeher ein wenig allein und abgesondert gewesen und vollständig ununterrichtet geblieben, wenn ich von meinen Universitätsstudien absehe..."

„Nicht wahr, Sie waren von jeher ein wenig allein und abgesondert!" wiederholte Klaus Heinrich und Freude klang aus seiner Stimme.

„So sagte ich. Es war ein einigermaßen langweiliges und einfältiges Leben, das ich führte und eigentlich noch führe, denn es hat sich ja nicht Vieles geändert und ist im ganzen überall dasselbe. Es gab Gesellschaften mit Kunststernen und Bälle, und manchmal ging es sehr rasch im geschlossenen Automobil zum Opernhaus, woselbst ich in einer der kleinen flachen Logen über dem Parterre saß, um so recht in ganzer Figur gesehen werden zu können, for show, wie man drüben sagt. Das brachte meine Stellung so mit sich."

„For show?"

„Ja, for show, das ist die Verpflichtung, sich zur Schau zu stellen, keine Mauern gegen die Leute zu ziehen, sondern sie in die Gärten und über den Rasen und auf die Terrasse sehen zu lassen, wo man sitzt und Tee trinkt. Meinem Vater, Mister Spoelmann, war es im höchsten Grade zuwider. Aber unsere Stellung brachte es mit sich."

„Und wie lebten Sie sonst, Fräulein Imma?"

„Nun, im Frühjahr ging man in die Adirondacks auf das Schloß und im Sommer auf das Schloß in Newport an der See. Es fanden natürlich Gartenpartien und Blumenkorsos und Tennistourniere statt, und man ritt spazieren und fuhr Four in hand oder im Automobil, und die Leute blieben stehen und gafften, weil man Samuel Spoelmanns Tochter war. Und manche schimpften auch hinter mir drein."

„Sie schimpften?!"

„Ja, sie hatten wohl ihre Beweggründe dazu. Jedenfalls war es ein etwas vorgeschobenes und der Erörterung ausgesetztes Dasein, das wir führten."

„Und zwischendurch", sagte er, „spielten Sie in den Lüften, nichtwahr, oder schon außerhalb der Luft, in staubfreier Gegend ..."

„So tat ich. Euere Hoheit erfreuen sich eines überaus offenen Kopfes. Aber das alles war selbstverständlich nicht das Wirkliche und Ernsthafte, Prinz,

das lag auf der Hand. Das Wirkliche und Ernsthafte war mir ganz einfach verschlossen und vorenthalten, und höchstens, wenn manchmal die Leute hinter mir dreinschimpften, bekam ich so etwas wie eine Ahnung davon zu spüren. Da können Sie sich nun denken, wie außerordentlich willkommen mir die Gräfin war, als sie sich in der fünften Avenue vorstellte. Sie äußert sich nicht eben sehr deutlich, sondern vielmehr auf geheimnisvolle Weise, und die Grenze, wo sie zu schwatzen beginnt, ist nicht immer ganz klar ersichtlich. Aber das scheint mir eben recht und lehrreich, denn es gibt eine gute Vorstellung von der Grenzenlosigkeit des Elends und der Schlechtigkeit in der Welt. Nichtwahr, Sie beneiden mich um die Gräfin?"

„Nun, beneiden ... Sie scheinen anzunehmen, Fräulein Imma, daß ich niemals irgendeinen Einblick getan habe."

„Haben Sie Einblicke getan?"

„Vielleicht doch den einen oder anderen. Zum Beispiel sind mir von unseren Lakaien Dinge zu Ohren gekommen, von denen sie sich schwerlich etwas träumen lassen."

„Sind die Lakaien so schlimm?"

„Schlimm? Nichtswürdig sind sie, das ist das Wort für sie. Erstens treiben sie Durchstecherei und schleichendes Wesen und lassen sich von den Lieferanten bezahlen ..."

„Nun, Prinz, das ist vergleichsweise harmlos."

„Ja, ja, mit den Einblicken der Gräfin kann er sich wohl nicht messen ..."

Sie fielen in Trab, verließen beim Wegweiser die gemächlich steigende und fallende Landstraße, die sie zwischen Nadelwäldern hin verfolgt hatten, und lenkten in den sandigen, ein wenig hohlen und auf seinen erhöhten Rändern von Brombeersträuchern eingefaßten Richtweg ein, der in das buschige Wiesengelände von Schloß Fasanerie mündete. Klaus Heinrich war zu Hause in diesem Gebiet; er streckte den Arm darüber hin, den rechten, um seinen Begleiterinnen alles zu zeigen, obgleich nicht viel Sehenswürdiges vorhanden war. Dort lag das Schloß, verschlossen und stumm, mit seinem Schindeldach und seinen Blitzableitern am Rande des Waldes. Dort abseits war das Fasanengehege, nach welchem das Ganze seinen Namen hatte, und hier Stavenüters Wirtsgarten, wo er zuweilen mit Raoul Überbein gesessen hatte. Über den feuchten Wiesen schien mild die Vorfrühlingssonne und tauchte die fernen umgrenzenden Wälder in zarten Schmelz.

Sie hielten nebeneinander auf ihren Tieren vorm Wirtsgarten, und Imma Spoelmann prüfte das Schloß mit den Augen, dies nüchterne Landhaus, das Schloß Fasanerie benannt war.

„Von sinnverwirrendem Prunk", sagte sie mit gerümpften Lippen, „scheint ihre Jugend nicht umgeben gewesen zu sein."

„Nein,“ lachte er, „an dem Schloß ist nichts zu sehen. Innen ist es wie außen. Kein Vergleich mit Delphinenort, selbst bevor Sie es wieder herstellten . . .“

„Nun wollen wir einkehren“, sagte sie. „Nichtwahr, Gräfin, auf einem Ausflug muß man einkehren. Abgesessen, Prinz! Ich habe Durst und will sehen, was Ihr Stavenüter zu trinken hat.“

Da stand Herr Stavenüter, in grüner Latzschürze und die Hosen in Schmierstiefeln, verbeugte sich, indem er sein gesticktes Käppchen mit beiden Händen an die Brust drückte und lachte vor Bewegung, so daß man sein vollständig nacktes Zahnfleisch sah.

„Königliche Hoheit!“ sagte er, Glück in der Stimme, „tun Königliche Hoheit mir auch einmal wieder die Ehre an? Und das gnädige Fräulein!“ setzte er mit andächtiger Stimme hinzu; denn er kannte Samuel Spoelmanns Tochter sehr wohl und hatte so eifrig wie einer im Großherzogtum die Zeitungsnotizen gelesen, die Prinz Klaus Heinrichs und Immas Namen zusammen nannten. Er war der Gräfin beim Absteigen behilflich, da Klaus Heinrich, zuerst aus dem Sattel, sich dem Fräulein widmete, und rief nach einem Knecht, der zusammen mit dem Spoelmannschen Livrierten die Pferde besorgte. Aber hierauf hielt Klaus Heinrich Begrüßung und Empfang, wie er es gewohnt war. In geschlossener Haltung richtete er einige formelhafte Fragen an den dienernden Herrn Stavenüter, erkundigte sich auf gewinnende Art nach seiner Gesundheit, nach dem Stande seiner Geschäfte und nahm die Antworten mit dem lebhaften Kopfnicken scheinbar sachlicher Beteiligung entgegen. Imma Spoelmann, ihre Reitgerte mit beiden Händen hin und her biegend, sah diesem kunstreichen und kalten Auftritt mit ernsten und glänzend forschenden Augen zu. „Ich erlaube mir, in Erinnerung zu bringen, daß ich Durst leide“, sagte sie endlich scharf und verstimmt, und so trat man denn in den Garten und beratschlagte, ob man das Wirtszimmer aufsuchen müsse. Es sei noch zu feucht unter den Bäumen, meinte Klaus Heinrich; aber Imma bestand darauf, im Freien zu sitzen und wählte selber einen der schmalen und langen Trinktische mit Bänken zu beiden Seiten, den Herr Stavenüter mit einem weißen Tuche zu decken sich beeilte.

„Limonade!“ sagte er. „Das ist das Beste für den Durst und reine Ware! Kein Gesudel, Königliche Hoheit und Sie, meine Damen, sondern gezuckerte Natursäfte und das Bekömmlichste von allem!“

Man mußte den Glaskugelpfropfen durch den Flaschenhals stoßen; und während die hohen Gäste das Getränk kosteten, verweilte Herr Stavenüter sich noch ein wenig am Tische, um ihnen mit Plaudern aufzuwarten. Er war längst Witwer, und seine drei Kinder, die ehemals hier unter den Blättern das Lied vom gemeinsamen Menschentum gesungen und sich dabei mit den Fingern

geschneuzt hatten, waren nun ebenfalls außer Hause, der Sohn als Soldat in der Stadt und von den Töchtern die eine verheiratet mit einem benachbarten Ökonomen, die andere als Magd in städtischem Hause, weil es sie zum Höheren gezogen hatte. So schaltete Herr Stavenüter allein in dieser Abgeschiedenheit und zwar in dreifacher Eigenschaft, als Pächter der Schloßwirtschaft, Kastellan und Fasanenmeister, zufrieden mit seinem Lose. Bald, wenn die Witterung sich ferner so anließ, kam wieder die Zeit der Radfahrer und Spaziergänger, die Sonntags den Garten füllten. Dann blühte das Geschäft. Und ob die hohen Herrschaften denn nicht vielleicht die Fasanerie in Augenschein nehmen wollten?

Ja, das wollten sie, später, und so zog Herr Stavenüter sich vorläufig mit Anstand zurück, nachdem er eine Schale mit Milch für Perceval neben den Tisch gestellt.

Der Collie war unterwegs in sumpfiges Wasser geraten und sah aus wie der Teufel. Seine Beine waren dünn vor Nässe — und die weißen Teile seines zerzausten Felles beschmutzt. Sein geifernd geöffnetes Maul, mit dem er die Erde nach Feldmäusen durchwühlt, war geschwärzt bis in den Schlund, und schwarzrot, an der Spitze sich dreieckig verbreiternd, hing seine triefende Greifenzunge daraus hervor. Hastig erquickte er sich aus der Schale und ließ sich hierauf mit flackernd arbeitenden Flanken neben seiner Herrin zu Boden fallen, flach auf die Seite, den Kopf mit ruhelechzendem Ausdruck zurückgeworfen.

Klaus Heinrich nannte es unverantwortbar, daß Imma hier nach dem Ritt so ohne Umhüllung sich der trügerischen Frühlingsluft preisgäbe. „Nehmen Sie meinen Mantel!" sagte er. „Bei Gott, ich brauche ihn nicht. Mir ist warm, und mein Rock ist über der Brust wattiert!" Sie wollte nichts wissen von seinem Vorschlag; aber da er fortfuhr, sie inständig zu bitten, so willigte sie ein und ließ sich seinen grauen Militärmantel mit den Schulterabzeichen eines Majors um die Schultern legen. So eingehüllt stützte sie ihr schwarzbleiches, mit dem Dreispitz bedecktes Köpfchen in die hohle Hand und sah ihm zu, wie er den Arm nach dem Schlosse ausstreckte und von dem Leben erzählte, das er hier einst geführt.

Dort zu ebener Erde, wo man die hohen Fenster sah, war das Speisezimmer gewesen, dort der Schulsaal und dort oben Klaus Heinrichs Zimmer mit dem Gipstorso auf dem Kachelofen. Und er berichtete von Professor Kürtchen und seinem taktvollen Meldesystem beim Unterricht, von der Hauptmännin Amelung, den adeligen „Fasanen", die alles für „Schweinerei" erklärt hatten und namentlich von Raoul Überbein, seinem Freunde, auf welchen zurückzukommen Imma Spoelmann ihn mehrmals ermunterte.

Er sprach von des Doktors dunkler Herkunft und von der Abfindungssumme; von dem Kinde im Moor oder Sumpf und der Rettungsmedaille; von Überbeins tapferer und ehrgeiziger Laufbahn, zurückgelegt unter jenen harten und

streng auf die Leistung weisenden Bedingungen, die er die guten zu nennen pflegte, und von seinem Bündnis mit Doktor Sammet, den Imma kannte. Er schilderte sein wenig einnehmendes Äußeres und begründete mit frohen Worten die Neigung, die ihn dennoch von Anbeginn zu diesem Lehrer gezogen, indem er sein Verhalten gegen ihn, Klaus Heinrich, beschrieb, — diese väterliche und herzlich schwadronierende Kameradschaftlichkeit, die sich von dem Gehaben aller übrigen Leute so strikt unterschieden hatte, — ließ auch, so gut es ihm gelingen wollte, dies und das von Überbeins Lebensaspekten einfließen und gab schließlich seinem Kummer darüber Ausdruck, daß der Doktor bei seinen Mitbürgern sich keiner wahren Beliebtheit zu erfreuen scheine.

„Das glaube ich", sagte Imma.

Er war erstaunt und fragte, warum sie es glaube.

„Weil ich gewiß bin", antwortete sie und wandte ihr Köpfchen hin und her, „daß dieser Überbein mit all seinen aufgeräumten Redereien ein unseliger Mensch ist. Er steht wohl da und prahlt; aber er hat gar keinen Rückhalt, Prinz, und darum wird er ein schlechtes Ende nehmen."

Klaus Heinrich blieb eine Weile bestürzt und nachdenklich über diese Worte. Dann wandte er sich der Gräfin zu, die lächelnd aus einer Abwesenheit zu sich kam, und sagte ihr eine Artigkeit über ihre Reitkunst, wofür sie mit frischen und ritterlichen Worten dankte. Er äußerte, man merke wohl, daß sie beizeiten auf einem Pferderücken zu sitzen gelernt habe, und sie bestätigte, daß allerdings die Stunden in der Reitbahn einen wesentlichen Bestandteil ihrer Erziehung ausgemacht hätten. Sie sprach klar und munter; aber allmählich, fast unmerklich, schweifte sie vom gangbaren Wege ab, erzählte etwas Sonderbares von kühnen Ritten, die sie als Leutnant im letzten Feldzuge ausgeführt und kam völlig unvermutet auf die unbeschreiblich liederliche Frau eines Feldwebels bei den Leibgrenadieren zu sprechen, die diese Nacht in ihrem Zimmer gewesen, ihr in der erbarmungslosesten Weise die Brust zerkratzt und Reden dazu geführt habe, welche wiederzugeben sie ablehnen müsse. Klaus Heinrich fragte leise, ob denn nicht Tür und Fenster verschlossen gewesen wären. „Allerdings, aber die Scheibe ist ja da!" antwortete sie hastig. Und da sie bei dieser Entgegnung auf der einen Seite ihres Gesichtes blaß, auf der anderen rot wurde, so willigte er nickend und mit sanften Worten darein. Ja, indem er die Augen niederschlug, bot er ihr an, sie einstweilen ein wenig „Frau Meier" zu nennen, ein Vorschlag, den sie mit Eifer und Eile annahm, nicht ohne ein vertrauliches Lächeln übrigens, einen Seitenblick ins Ungewisse, der etwas seltsam Lockendes hatte. Sie brachen auf zur Besichtigung der Fasanerie; nachdem Klaus Heinrich seinen Mantel zurückerhalten; und als sie den Garten verließen, sagte Imma Spoelmann: „So war es recht, Prinz. Sie machen Fortschritte." Ein Lob, das ihm die Wangen färbte, ja, ihm ohne Vergleich mehr Freude bereitete, als der schönste Zeitungs-

bericht über die erhebende Wirkung seiner festlichen Person, den Geheimrat Schustermann ihm hätte vorlegen können.

Herr Stavenüter geleitete seine Gäste in das von Palissaden umfriedigte Gehege, wo in Wiese und Busch die sechs oder sieben Fasanenfamilien ein versorgtes und bürgerliches Leben führten, und sie sahen dem Benehmen der bunten, rotäugigen und steif geschwänzten Vögel zu, besichtigten das Bruthäuschen und wohnten einer Fütterung bei, die Herr Stavenüter am Fuß einer schönen, einzeln stehenden Fichte zu ihrem Vergnügen vornahm, worauf Klaus Heinrich ihm seine vollste Anerkennung des Gesehenen zum Ausdruck brachte. Imma Spoelmann betrachtete ihn mit großen und dunkel forschenden Augen bei Erledigung dieser Förmlichkeit. Dann stieg man vorm Wirtsgarten zu Pferde und trat, während Perceval sich vor den Pferden mit rasendem Geheul um sich selber schwang, den Heimweg an.

Auf diesem Heimwege aber sollte Klaus Heinrich gesprächsweise noch einen nicht unbedeutsamen Fingerzeig über Imma Spoelmanns Natur und Charakter erhalten, eine mittelbare Erläuterung gewisser Seiten ihrer Persönlichkeit, die ihm Stoff zu anhaltendem Nachdenken gab.

Bald nämlich, nachdem man den brombeerbewachsenen Hohlweg verlassen hatte und wieder auf der sanft gewellten Landstraße dahinritt, kam Klaus Heinrich auf einen Punkt zurück, der bei seinem ersten Besuch auf „Delphinenort" in der Unterhaltung am Teetisch seltsam kurz berührt worden war und nicht aufgehört hatte, ihn unbestimmt zu beunruhigen.

„Lassen Sie mich übrigens", sagte er, „eine Frage tun, Fräulein Imma. Sie brauchen sie nicht zu beantworten, wenn es Ihnen nicht gefällig ist."

„Wir werden sehen", antwortete sie.

„Vor vier Wochen", fing er an, „als ich zum erstenmal das Vergnügen hatte, mit Herrn Spoelmann, Ihrem Vater zu plaudern, richtete ich eine Frage an ihn, die er so kurz und abbrechend beantwortete, daß ich fürchten muß, einen Mißgriff oder falschen Schritt damit getan zu haben."

„Was fragten Sie?"

„Ich fragte, ob es ihm nicht schwer geworden sei, Amerika zu verlassen."

„Ja, sehen Sie, Prinz, das war nun wieder so recht eine Frage, die Ihnen ähnlich sieht, eine ausgemachte Prinzenfrage. Wären Sie auf dem Gebiete der Denklehre ein wenig beschlagener, so hätten Sie sich wohl stillschweigend mit dem Vernunftschluß begnügt, daß, wenn mein Vater Amerika nicht leicht und gern verlassen hätte, er es schlechterdings überhaupt nicht verlassen hätte."

„Das mag wahr sein, Fräulein Imma, verzeihen Sie, ich denke nicht sehr genau. Aber wenn ich mit meiner Frage mich keines andern Fehltritts als nur eines Denkfehlers schuldig gemacht habe, so will ich wahrhaftig zufrieden sein. Können Sie mich soweit beruhigen?"

„Nun denn, Prinz, nein, nicht einmal so weit", sagte sie und sah ihn plötzlich mit ihren großen, schwarzglänzenden Augen an.

„Sehen Sie? Sehen Sie? Aber was für eine Bewandtnis hat es damit, Fräulein Imma? Lassen Sie mich nun wissen, was hier zu wissen ist. Sie sind es unserer Freundschaft schuldig!"

„Sind wir Freunde?"

„Ich dachte", sagte er bittend . . .

„Nun, nun, Geduld! Ich wußte es nicht. Ich lasse mich gern belehren. Um aber auf meinen Vater zurückzukommen, so hat er sich in der Tat über Ihre Frage geärgert, — er ärgert sich leicht und hatte Gelegenheit, sich ungewöhnliche Übung in dieser Gemütsbewegung zu erwerben. Die Sache ist die, daß die öffentliche Stimmung und Meinung uns nicht sonderlich günstig war, in Amerika. Umtriebe sind da im Gange . . . ich bemerke, daß ich über die Einzelheiten nicht unterrichtet bin, aber eine eifrige politische Tätigkeit findet statt zu dem Zwecke, die große Menge, wissen Sie, die vielen Leute, die es nicht getroffen hat, gegen uns aufzuwiegeln, und daraus sind gesetzliche Anfeindungen und beständige Widerwärtigkeiten entstanden, die meinem Vater das Leben dort drüben verleidet haben. Sie wissen wohl, Prinz, daß nicht er es war, der unsere Lage geschaffen hat, sondern mein garstiger Großvater mit seinem Paradise-Nugget und seiner Blockhead-Farm. Mein Vater kann garnichts dafür, er hat sein Schicksal geerbt und hat nicht leicht daran getragen, denn er ist eher scheu und zart von Natur und hätte am liebsten immer nur Orgel gespielt und Gläser gesammelt, ja, ich glaube, daß der Haß, in dem wir schließlich infolge der Umtriebe lebten, so daß zuweilen das Volk hinter mir drein schimpfte, wenn ich im Automobil vorüberfuhr, — daß der Haß ihm ganz eigentlich seine Nierensteine eingebracht hat, das ist sehr möglich".

„Ich bin Ihrem Herrn Vater von Herzen zugetan", sagte Klaus Heinrich mit Nachdruck.

„Das möchte ich mir ausgebeten haben, Prinz, im Falle, daß wir Freunde sein wollen. Aber dann kam noch ein anderes hinzu, das alles verschärfte und unsere Stellung dort drüben ein wenig schwierig machte, und das hing mit unserer Abstammung zusammen."

„Mit Ihrer Abstammung?"

„Ja, Prinz, wir sind keine adeligen Fasanen, wir stammen leider weder von Washington noch von den ersten Einwanderern ab . . ."

„Nein, denn Sie sind ja Deutsche."

„O ja, aber da ist trotzdem nicht alles in Ordnung. Haben Sie doch die Herablassung, mich einmal genau zu betrachten. Finden Sie es etwa ehrenhaft, so blauschwarzes, strähniges Haar zu haben, das immer fällt, wohin es nicht soll?"

„Gott weiß, daß Sie wunderschönes Haar haben, Fräulein Imma!" sagte Klaus Heinrich. „Auch ist mir wohlbekannt, daß Sie zum Teile südlicher Abstammung sind, denn Ihr Herr Großvater hat sich ja in Bolivia vermählt oder in dieser Gegend, wie ich gelesen habe."

„Das tat er. Aber hier liegt der Haken, Prinz. Ich bin eine Quinterone."

„Was sind Sie?"

„Eine Quinterone."

„Das gehört zu den Adirondacks und der Parallaxe, Fräulein Imma. Ich weiß nicht, was es ist. Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich nicht viel gelernt habe."

„Nun, das war so. Mein Großvater, unbedenklich wie er in allen Stücken war, heiratete dort unten eine Dame mit indianischem Blut."

„Mit indianischem!"

„Jawohl. Besagte Dame nämlich stammte im dritten Gliede von Indianern ab, sie war die Tochter eines Weißen und einer Halbindianerin und also Terzerone, wie man es nennt, — o, sie soll erstaunlich schön gewesen sein! — und sie wurde meine Großmutter. Die Enkel solcher Großmütter aber werden Quinteronen genannt. So liegen die Dinge."

„Ja, das ist merkwürdig. Aber sagten Sie nicht, daß es auf das Verhalten der Leute Ihnen gegenüber von Einfluß gewesen sei?

„Ach, Prinz, Sie wissen garnichts. Sie müssen aber wissen, daß indianisches Blut dort drüben einen schweren Makel bedeutet, — einen solchen Makel, daß Freundschaften und Liebesbündnisse mit Schimpf und Schande auseinander gehen, wenn eine derartige Abstammung des einen Teiles ans Licht der Sonnen kommt. Nun steht es ja so arg nicht mit uns, denn bei Quarteronen, — in Gottes Namen, da ist der Schade nicht mehr so groß, und ein Quinterone gehört im ganzen schon fast zu den Makellosen. Aber mit uns, die wir so sehr dem Gerede ausgesetzt waren, war es natürlich etwas anderes, und mehrmals, wenn hinter mir drein geschimpft wurde, habe ich zu hören bekommen, daß ich eine Farbige sei. Kurz, es blieb eine Beeinträchtigung, eine Erschwerung, und sonderte uns selbst von den Wenigen ab, die sich übrigens ungefähr in der gleichen Lebenslage befanden, — blieb immer etwas, was zu verstecken oder zu vertreten war. Mein Großvater hatte es vertreten, er war der Mann dazu und hatte gewußt, was er tat; auch war er ja reinen Bluts, und nur seine schöne Frau trug den Makel. Aber mein Vater war ihr Sohn, und ärgerlich und leicht gereizt wie er ist, hat er es von Jugend auf nur schwer ertragen, bestaunt und gehaßt und verachtet zu gleicher Zeit zu sein, halb Weltwunder und halb infam, wie er zu sagen pflegte, und hatte Amerika in jeder Beziehung satt. Das ist die Geschichte, Prinz", sagte Imma Spoelmann, „und nun wissen Sie es, warum mein Vater sich ärgerte über Ihre scharfsinnige Frage."

Klaus Heinrich sagte ihr Dank für die Aufklärung, ja, noch vor dem Portal

von „Delphinenort", als er sich — es war Lunchzeit geworden —, die Hand an der Mütze, von den Damen verabschiedete, wiederholte er seinen Dank für das, was sie ihm gesagt, und ritt dann schrittweise heim, um über die Ergebnisse dieses Vormittags nachzudenken.

Imma Spoelmann saß weich in ihrem rotgoldenen Kleide am Tische im Saal, in lässiger Haltung, mit launisch verwöhnten Mienen, saß in üppiger Sicherheit, während ihre Rede scharf ging wie dort, wo es gilt, wo Helligkeit, Härte und wachsamer Witz zum Leben geboten sind. Warum doch? Klaus Heinrich begriff es nun, und Tag für Tag war er beschäftigt, es besser in seinem Herzen zu begreifen. Bestaunt, gehaßt und verachtet zu gleicher Zeit, halb Weltwunder und halb infam, so hatte sie gelebt, und das hatte die Dornen in ihre Rede gebracht, jene Schärfe und spöttische Helligkeit, die Abwehr war, wenn sie Angriff schien, und die eine schmerzliche Verzerrung auf den Gesichtern derer hervorrief, welche die Wehr des Witzes nicht nötig gehabt hatten. Sie hatte ihn zu Mitleid und Milde angehalten gegenüber der armen Gräfin, wenn sie sich gehen ließ; aber ihr selbst tat Mitleid und Milderung not, weil sie einsam war und es schwer hatte, — gleich ihm. Eine Erinnerung beschäftigte ihn zu gleicher Zeit mit diesen Erwägungen, eine alte, peinvolle Erinnerung, die den Buffetraum des „Bürgergartens" zum Schauplatz hatte und mit einem Bowlendeckel endigte . . . „Kleine Schwester!" sagte er bei sich selbst, indem er sich hastig ab davon wandte. „Kleine Schwester!" — Hauptsächlich aber sann er darauf, wie das Zusammensein mit Imma Spoelmann in kürzester Frist zu erneuern sei.

Das geschah bald und wiederholt, unter verschiedenen Umständen. Der Februar ging zu Ende, es kamen der ahnungsvolle März, der wetterwendische April, der zärtliche Mai. Und all diese Zeit verkehrte Klaus Heinrich auf Schloß Delphinenort, wohl allwöchentlich einmal, vormittags oder nachmittags und eigentlich beständig in dem unverantwortlichen Zustande, in welchem er an jenem Februarmorgen bei Spoelmanns erschienen war, willenlos sozusagen, und wie vom Schicksal ergriffen. Die benachbarte Lage der Schlösser begünstigte den Verkehr, die kurze Parkstrecke von „Eremitage" nach „Delphinenort" war zu Pferd oder mit dem Dogcart ohne bedeutendes Aufsehen zurückzulegen; und wenn bei vorschreitender Jahreszeit infolge größerer Belebtheit der Umgebung es schwerer und schwerer wurde, ohne Aufmerken des Publikums miteinander spazieren zu reiten, so ist des Prinzen innere Verfassung während dieses Zeitabschnittes als eine vollkommene Gleichgültigkeit und blinde Rücksichtslosigkeit in bezug auf die Welt, auf Hof, Stadt und Land zu denken. Die Teilnahme der Öffentlichkeit begann erst später, in seinem Sinnen und Trachten eine — dann freilich wichtige und beglückende Rolle zu spielen.

Er hatte nach dem ersten Ritt sich nicht von den Damen verabschiedet, ohne einen neuen Ausflug ins Auge zu fassen, wogegen Imma Spoelmann, indem

sie mit vorgeschobenen Lippen ihr Köpfchen hin und her gewandt, nichts Ernstliches einzuwenden gehabt hatte. So kehrte er wieder, und man ritt zum „Hofjäger", einer am nördlichen Rande des Stadtgartens gelegenen Waldwirtschaft, kehrte er abermals wieder, und man ritt zu einem dritten Ausflugsziel, das ebenfalls ohne Berührung der Stadt zu erreichen war. Dann, als der Frühling die Residenzler ins Freie lockte und die Wirtsgärten sich füllten, bevorzugte man einen abgelegenen und eigenartigen Weg, der eigentlich kein Weg, sondern ein Damm oder Wiesenrand mit blumiger Böschung war, der zur Seite eines geschwind strömenden Wasserarmes sich langhin in nördlicher Richtung erstreckte. Man gelangte am ungestörtesten dahin, indem man die Rückseite des Parkes von Schloß „Eremitage" entlang und über die Flußaue am Rande des nördlichen Stadtgartens bis zur Höhe des „Hofjägers" ritt, dann aber nicht — bei der Schleuse — auf der hölzernen Brücke den Flußarm überschritt, sondern diesseits seinem Laufe folgte. Rechts blieb das Gehöft der Wirtschaft zurück, und Mittelholz zog sich hin so weit sie kamen. Links dehnten sich Wiesen aus, die weiß und bunt waren von Schierling und Pustblumen, von Butter- und Glockenblumen, Klee, Margeriten und auch Vergißmeinnicht; der Kirchturm eines Dorfes ragte zwischen Äckern hervor, und fern lief die Landstraße mit ihrem Verkehr, vor dem sie in Sicherheit waren. Später aber traten auch linker Hand Weiden und Haselnußstauden der Böschung nahe, die Aussicht verhindernd, und nun ritten sie vollends geschützt und abgeschieden, zu zweien meistens und gefolgt von der Gräfin, weil der Weg schmal war, ritten plaudernd und schweigend, während Perceval mit angezogenen Vorderbeinen hin und her über das Wasser setzte oder drunten ein Bad nahm und mit hastigem Schlappen seinen Durst stillte. Sie kehrten auf demselben Wege zurück, auf dem sie gekommen.

Wenn aber vermöge des niedrigen Luftdrucks das Quecksilber fiel, wenn es folglich regnete und Klaus Heinrich dennoch ein Wiedersehen mit Imma Spoelmann für notwendig erachtete, so stellte er sich auf seinem Dogcart um die Teestunde in Delphinenort ein, und man blieb im Schlosse. Nur zwei- oder dreimal erschien auch Herr Spoelmann am Teetisch. Sein Leiden nahm zu in dieser Zeit, und manchen Tag war er genötigt, mit warmen Breiumschlägen im Bette zu liegen. Kam er, so sagte er: „Na, junger Prinz", tauchte mit seiner mageren, von der weichen Manschette halb bedeckten Hand einen Krankenzwieback in seinen Tee, warf hier und da ein knarrendes Wort in die Unterhaltung ein und bot schließlich dem Gast seine goldene Zigarettendose dar, worauf er mit Doktor Watercloose, der stumm und lächelnd am Tische gesessen hatte, den Gartensaal wieder verließ. Übrigens geschah es auch bei sonnigem Wetter, daß man es vorzog, sich auf den Park zu beschränken und auf dem wohl geebneten und von einem Netz durchquerten Platze unterhalb der Terrasse sich mit Ballspiel zu unterhalten. Ja, einmal wurde sogar eine rasche Fahrt in einem der Spoelmannschen Automobile weit über Schloß Fasanerie hinaus unternommen.

Eines Tages fragte Klaus Heinrich: „Ist es wahr, Fräulein Imma, was ich gelesen habe, daß Ihr Herr Vater täglich so entsetzlich viele Briefe und Bittgesuche bekommt?“

Da erzählte sie ihm von den Kollekten und Subskriptionslisten, die ohne Unterlaß in „Delphinenort“ einliefen und auch nach Möglichkeit Berücksichtigung fänden, von den Stößen von Bettelschreiben aus Europa und Amerika, die mit jeder Post eingeliefert, durch die Herren Phlebs und Slippers gesichtet und Herrn Spoelmann in einer Auswahl vorgelegt würden. Zuweilen, sagte sie, mache sie sich das Vergnügen, die Stöße durchzusehen und die Adressen zu lesen, denn diese seien nicht selten phantastischer Art. Die bedürftigen oder spekulativen Absender nämlich suchten einander schon auf den Umschlägen in Kurialien und Wohldienerei zu überbieten, und alle erdenklichen Titulaturen und Rangesbezeichnungen seien in seltsamen Mischungen auf den Briefen zu finden. Ein Bittsteller aber habe kürzlich jeden Wettbewerb geschlagen, indem er seinem Schreiben die Aufschrift gegeben habe: „Seiner Königlichen Hoheit Herrn Samuel Spoelmann“. Übrigens habe er nicht mehr erhalten, als die anderen ...

Ein andermal kam er mit gesenkter Stimme auf die „Eulenkammer“ im Alten Schlosse zu sprechen und vertraute ihr an, daß neuerdings wieder Lärm darin beobachtet worden sei, was auf entscheidende Ereignisse in seiner, Klaus Heinrichs, Familie deute. Da lachte Imma Spoelmann und klärte ihn wissenschaftlich auf, indem sie mit vorgeschobenen Lippen ihr Köpfchen hin und her wandte, wie sie ihn über die Geheimnisse des Barometers aufgeklärt hatte. Das sei Unsinn, sagte sie, und es möge sich etwa so verhalten, daß ein Teil der Polterkammer ellipsoidenartig geformt sei, und eine zweite Ellipsoidenfläche von ähnlicher Krümmung und mit einer Lärmquelle im Brennpunkt sich irgendwo draußen befände, woher es dann komme, daß innerhalb des Spukzimmers Rumoren hörbar sei, das in der nächsten Umgebung nicht vernommen werden könne. Klaus Heinrich war ziemlich niedergeschlagen über diese Auslegung und wollte von dem allgemeinen Glauben an den Zusammenhang zwischen dem Gepolter und den Schicksalen seines Hauses nur ungern lassen.

So unterhielten sie sich, und auch die Gräfin nahm teil, auf verständige und auch auf verwirrte Art, da Klaus Heinrich sich redlich Mühe gab, sie nicht durch sein Wesen zu ernüchtern und zu erkälten, sondern sie „Frau Meier“ nannte, sobald sie dessen zu ihrer Sicherheit vor den Nachstellungen der lasterhaften Weiber zu bedürfen glaubte. Er erzählte den Damen von seinem unsachlichen Leben, von den schönen Trinksitzungen der Korpsbrüder, den militärischen Liebesmählern und seiner Bildungsreise, von seinen Angehörigen, seiner ehemals so herrlichen Mutter, die er dann und wann in „Segenhaus“ besuchte, wo sie traurigen Hof hielt, von Albrecht und Ditlind; Imma Spoelmann erwiderte mit einigen Nachträgen über ihre prachtvolle und sonderbare Jugend, und die Gräfin

ließ manchmal ein dunkles Wort über die Schrecken und Geheimnisse des Lebens einfließen, worauf die beiden mit ernsten, ja andächtigen Mienen horchten.

Eine Art Spiel trieben sie gern: es war das Erraten von Daseinsformen, das ungefähre Einschätzen der Menschen, die sie etwa sahen, in die Abteilungen der bürgerlichen Welt, soweit ihre Wissenschaft reichte, — eine fremde und begierige Beobachtung der Passanten aus der Entfernung, vom Pferde herab oder von der Spoelmannschen Terrasse. Was für junge Leute mochten wohl diese sein? Was mochten sie treiben? Wohin gehören? Es waren wohl keine Handelsschüler, sondern vielleicht der Technik Beflissene oder angehende Forstmänner, gewissen Merkmalen nach, auch wohl von der landwirtschaftlichen Hochschule, ein wenig rauhe aber tüchtige Burschen jedenfalls, die ihren redlichen Weg schon machen würden. Aber die Kleine, Unordentliche, die hier vorüberschlenderte, war wohl so etwas wie eine Fabrikarbeiterin oder Nähmamsell. Solche Mädchen pflegten einen Liebhaber aus ähnlicher Sphäre zu haben, der sie Sonntags in einen Kaffeegarten führte. Und sie teilten einander mit, was sie sonst etwa noch von den Leuten wußten, sprachen mit Anerkennung davon und fühlten sich mehr, als durch Laufen und Ballschlagen, erwärmt durch diesen Zeitvertreib.

Was die rasche Automobilfahrt betraf, so erklärte Imma Spoelmann im Laufe derselben, daß sie Klaus Heinrich eigentlich nur dazu eingeladen habe, um ihm den Chauffeur zu zeigen, der sie fuhr, einen jungen, in braunes Leder gehüllten Amerikaner, von dem sie behauptete, daß er dem Prinzen ähnlich sähe. Klaus Heinrich versetzte lachend, daß die Rückenansicht des Fahrers ihn nicht befähige, hierüber zu urteilen und forderte die Gräfin auf, ihre Stimme abzugeben. Diese, nachdem sie die Ähnlichkeit eine Zeitlang mit höfischer Entrüstung geleugnet, ließ sich, von Imma gedrängt, schließlich mit einem gekniffenen Seitenblick auf Klaus Heinrich herbei, sie zu bejahen. Dann erzählte Fräulein Spoelmann, der ernste, nüchterne und geschickte junge Mann sei ursprünglich im persönlichen Dienste ihres Vaters gestanden, den er täglich von der Fünften Avenue zum Broadway und andere Wege gefahren habe. Herr Spoelmann aber habe auf außerordentliche Fahrgeschwindigkeit, die fast der eines Eilzuges gleichgekommen sei, gehalten, und der ungeheueren Anspannung, die solcherweise bei dem Getümmel von Neuyork von dem Wagenlenker gefordert worden, sei dieser auf die Dauer nicht gewachsen gewesen. Zwar habe sich niemals ein Unfall ereignet; der junge Mann habe durchgehalten und mit gewaltiger Aufmerksamkeit seine todesgefährliche Pflicht getan. Endlich aber sei es wiederholt geschehen, daß man ihn am Ziele der Fahrt ohnmächtig vom Sitz habe heben müssen, und da habe es sich gezeigt, in welcher übermäßigen Anstrengung er täglich gelebt habe. Um ihn nicht entlassen zu müssen, habe Herr Spoelmann ihn zum Leibchauffeur seiner Tochter ernannt, welchen leichteren Dienst er auch an dem neuen Aufenthaltsort zu versehen fortfahre. Die Ähnlichkeit zwischen Klaus Heinrich und ihm habe

Imma festgestellt, als sie den Prinzen zum ersten Male gesehen. Es sei natürlich keine Ähnlichkeit der Züge, wohl aber eine solche des Ausdrucks. Die Gräfin habe sie zugegeben . . . Klaus Heinrich sagte, daß er durchaus nichts gegen die Ähnlichkeit einzuwenden habe, da der heldenmütige junge Mann seine volle Sympathie besitze. Sie sprachen dann noch Mehreres von dem schweren und angespannten Dasein eines Chauffeurs, ohne daß die Gräfin Löwenjoul sich weiter an diesem Gespräche beteiligte. Sie schwatzte nicht auf dieser Fahrt, sondern sagte später mit frischen Bewegungen einige richtige und klare Dinge.

Übrigens schien Herrn Spoelmanns Schnelligkeitsbedürfnis in gewissem Grade auf seine Tochter übergegangen zu sein, denn jenen ausgelassenen Galopp des ersten gemeinsamen Ausfluges wiederholte sie bei jeder neuen Gelegenheit; und da Klaus Heinrich, durch ihren Spott erhitzt, dem verstörten und von Mißbilligung erfüllten Florian das Äußerste zumutete, um nicht zurückzubleiben, so erhielten diese Gewaltritte jedesmal einen kampfartigen Charakter, wurden zu Wettrennen, die Imma Spoelmann stets auf unvermutete und launenhafte Weise vom Zaune brach. Mehrere dieser Kämpfe entspannen sich an jener einsamen, am Wasser hinlaufenden Wiesenböschung, und einer besonders war langwierig und erbittert. Er schloß sich an ein kurzes Gespräch über Klaus Heinrichs Popularität, das von Imma Spoelmann ebenso unvermittelt eröffnet wie abgebrochen wurde. Sie fragte plötzlich: „Habe ich recht gehört, Prinz, daß Sie so ungemein beliebt sind bei der Bevölkerung? Daß alle Herzen Ihnen zuschlagen?"

Er antwortete: „Man sagt so. Irgendwelche Eigenschaften, die keine Vorzüge zu sein brauchen, mögen der Grund sein. Übrigens weiß ich durchaus nicht, ob ich es glauben oder mich gar darüber freuen soll. Ich zweifle, ob es für mich spräche. Mein Bruder, der Großherzog, meint geradezu, die Popularität sei eine Schweinerei."

„Ja, der Großherzog muß ein stolzer Mann sein; ich achte ihn sehr. Da stehen Sie dann im Dunst, und alles liebt Sie . . . go on!" rief sie plötzlich, ein scharfer Schlag mit der weißledernen Gerte traf Fatme, die aufzuckte, und die Jagd begann.

Sie dauerte lange. Noch nie hatten sie den Wasserlauf so weithin verfolgt. Links hatte sich längst die Aussicht geschlossen. Erdklumpen und Grasbüschel stoben unter den Hufen auf. Die Gräfin war bald zurückgeblieben. Als sie endlich die Pferde zügelten, zitterte Florian, der sein Letztes getan hatte, und sie selbst waren bleich und atmeten schwer. Der Rückweg verlief schweigsam. —

Am Nachmittag vor seinem diesjährigen Geburtstag sah Klaus Heinrich Raoul Überbein bei sich auf „Eremitage". Der Doktor kam, um seine Gratulation darzubringen, da er morgen durch Arbeit verhindert sein würde. Sie gingen auf den Kieswegen im rückwärtigen Teil des Parkes umher, der Ober=

lehrer in Gehrock und weißer Binde, Klaus Heinrich in seiner Litewka. Das Gras stand reif zur Mahd unter der schrägen Nachmittagssonne, die Linden blühten. In einem Winkel, dicht an der Hecke, die den Grund von unschönen Vorstadtwiesen trennten, war ein kleiner, morscher Borkentempel gelegen.

Klaus Heinrich sprach von seinem Verkehr auf „Delphinenort", da dieser Gegenstand ihm am nächsten lag; er erzählte anschaulich davon, ohne dem Doktor tatsächliche Neuigkeiten mitteilen zu können, denn dieser zeigte sich auf dem Laufenden. Woher er das sei? — O, aus verschiedenen Quellen. Überbein habe nichts vor anderen voraus. — Und also kümmere man sich in der Residenz um diese Dinge? — „Nein, behüte, Klaus Heinrich, niemand denkt daran. Weder an die Ritte, noch an die Teevisiten, noch an die Automobilfahrt. Dergleichen vermag natürlich keine Zunge in Bewegung zu setzen." — „Aber wir sind so vorsichtig!" — „W i r ist prächtig, Klaus Keinrich, und das mit der Vorsicht auch. Übrigens läßt Exzellenz von Knobelsdorff sich genau über Ihre Taten Bericht erstatten." — „Knobelsdorff?" — „Knobelsdorff." Klaus Heinrich schwieg. — „Und wie stellt sich Baron Knobelsdorff zu den Berichten?" fragte er dann. — Nun, der alte Herr habe ja noch nicht Veranlassung genommen, in die Entwickelung der Dinge einzugreifen. — Aber die Öffentlichkeit? Die Leute? — Ja, die Leute hielten natürlich den Atem an. — „Und Sie, Sie selbst, lieber Doktor Überbein?!" — „Ich warte auf den Bowlendeckel", erwiderte der Doktor.

„Nein!" rief Klaus Heinrich mit freudiger Stimme. „Nein, es wird nichts aus dem Bowlendeckel, Doktor Überbein, denn ich bin glücklich, glücklich, was da auch kommen möge, — verstehen Sie das? Sie haben mich gelehrt, daß das Glück nicht meine Sache sei und haben mich bei den Ohren wieder zu mir selbst gebracht, als ich es dennoch damit versuchte, und ich war Ihnen unaussprechlich dankbar dafür, denn es war schrecklich, schrecklich, und ich vergesse es nicht. Aber dies hier ist kein Ausflug in den Tanzsaal des Bürgergartens, wovon man gedemütigt und Übelkeit im Herzen zurückkehrt, es ist keine Verirrung und Entgleisung und Erniedrigung. Sehen Sie denn nicht, daß die, von der wir reden, daß sie weder in den Bürgergarten gehört, noch zu den adeligen Fasanen, noch irgendwohin sonst in der Welt, als zu mir, — daß sie eine P r i n z e s s i n ist, Doktor Überbein, und meinesgleichen, und das also von Bowlendeckeln garnicht die Rede sein kann? Sie haben mich gelehrt, daß es liederlich sei, zu behaupten, daß wir alle nur Menschen seien, und innerlich hoffnungslos für mich, so zu tun, als ob es so sei, und ein verbotenes Glück, das mit Schande enden müsse. Aber dies hier ist nicht das liederliche und verbotene Glück. Es ist zum ersten Male das erlaubte und innerlich hoffnungsvolle und glückselige Glück, Doktor Überbein, dem ich mich guten Muts überlassen darf, was da auch kommen mag . . ."

„Adieu, Prinz Klaus Heinrich", sagte Doktor Überbein, ohne übrigens schon aufzubrechen. Vielmehr fuhr er fort, die Hände auf dem Rücken und den roten Bart auf die Brust gesenkt, an Klaus Heinrichs linker Seite dahinzuwandeln.

„Nein", sagte Klaus Heinrich. „Nein, nicht adieu, Doktor Überbein, — das ist es ja eben! Ich will Ihr Freund bleiben, der Sie es immer so schwer gehabt haben und so stolz auf Schicksal und Strammheit halten und mich ebenfalls stolz machten dadurch, daß Sie mich als Kameraden behandelten. Ich will nun, wo ich das Glück gefunden habe, nicht bequemen Sinnes werden, sondern Ihnen treu bleiben und mir und meinem hohen Beruf . . ."

„Wird nicht gegeben", sagte Doktor Überbein auf lateinisch und schüttelte seinen häßlichen Kopf mit den abstehenden, spitz zulaufenden Ohren.

„Doch, Doktor Überbein, ich bin nun ganz sicher, daß es das gibt, beides zusammen. Und Sie, Sie sollten nicht so kaltsinnig und abweisend neben mir hergehen, wo ich so glücklich bin und obendrein der Vorabend meines Geburtstags ist. Sagen Sie mir . . . Sie haben so viele Einblicke getan und sich in jeder Weise den Wind um die Nase wehen lassen, — aber haben Sie denn niemals Erfahrungen gemacht in dieser Richtung . . . Sie wissen schon . . . Sind Sie gar niemals ergriffen worden, wie ich es nun bin?"

„Hm", sagte Doktor Überbein und kniff die Lippen zusammen, daß sein roter Bart sich hob und Muskelballen sich an seinen Wangen bildeten. „Das könnte wohl dennoch so unter der Hand sich einmal ereignet haben."

„Sehen Sie? Sehen Sie? Und nun erzählen Sie mir's, Doktor Überbein! Heute müssen Sie mir's erzählen!"

Und da es eine ernste und still besonnte, auch vom Dufte der Lindenblüten erfüllte Stunde war, so gab Raoul Überbein Auskunft über einen Zwischenfall seiner Laufbahn, dessen er in früheren Berichten niemals erwähnt hatte und der gleichwohl vielleicht von entscheidender Bedeutung für sein Leben gewesen war. Er hatte sich abgespielt zu jener frühen Zeit, als Überbein die kleinen Strolche unterrichtet und nebenbei für sich selbst gearbeitet, sich den Leibgurt enger gezogen und fetten Bürgerkindern Privatstunden erteilt hatte, um sich Bücher kaufen zu können. Immer die Hände auf dem Rücken und den Bart auf der Brust, erzählte der Doktor in kurzangebundenem und scharfem Tone davon, indem er zwischen den einzelnen Sätzen fest die Lippen zusammenpreßte.

Damals hatte das Schicksal ihn unaussprechlich fest mit einem Weibe verbunden, einer schönen, weißen Frau, welche die Gattin eines edelsinnigen und achtenswerten Mannes und Mutter dreier Kinder war. Er war als Präzeptor der Kinder in das Haus gekommen, war aber später häufiger Tischgast und Hausfreund geworden, und auch mit dem Manne hatte er herzliche Empfindungen getauscht. Das zwischen dem jungen Lehrer und der weißen Frau war lange unbewußt und länger noch stumm und unterhalb aller Worte geblieben; aber es

war im Schweigen erstarkt und übermächtig geworden, und in einer Abendstunde, als der Gatte sich in Geschäften verweilt hatte, einer heißen, süßen, gefährlichen Stunde, da war es in Flammen ausgebrochen und hätte sie fast betäubt. So hatte denn nun ihr Verlangen geschrieen nach dem Glück, dem gewaltigen Glück ihrer Vereinigung; allein hie und da, bemerkte Doktor Überbein, kamen in der Welt anständige Handlungen vor. Sie waren sich zu schade gewesen, sagte er, um den gemeinen und lächerlichen Weg des Betruges einzuschlagen, und vor den arglosen Gatten „hinzutreten", wie man wohl sagt, und sein Leben zu zerstören, indem sie mit dem Rechte der Leidenschaft die Freiheit von ihm forderten, war gleichfalls nicht ganz nach ihrem Geschmack gewesen. Kurz, um der Kinder, um des guten und edlen Mannes willen, den sie hochschätzten, hatten sie Verzicht geleistet und einander entsagt. Ja, dergleichen kam vor, aber es war natürlich erforderlich, ein bißchen die Zähne zusammenzubeißen. Überbein kam noch immer zuweilen in das Haus der weißen Frau. Er speiste dort zu Abend, wenn seine Zeit es erlaubte, spielte eine Partie Kasino mit den Freunden, küßte der Hausfrau die Hand und sagte gute Nacht! ... Aber nachdem er dies erzählt hatte, sagte er das Letzte, sagte es noch kürzer und schärfer, als das Vorige, während sich noch öfter die Muskelballen an seinen Mundwinkeln bildeten. Damals nämlich, als er und die weiße Frau Verzicht geleistet hatten, damals hatte Überbein dem Glücke, der „Bummelei des Glücks", wie er es seitdem nannte, endgültig und auf immer Valet gesagt. Da er die weiße Frau nicht gewinnen konnte oder wollte, hatte er sich zugeschworen, ihr Ehre zu machen und dem, was ihn mit ihr verband, indem er es weit brachte und sich groß machte auf dem Felde der Arbeit, — hatte sein Leben auf die Leistung gestellt, auf sie allein, und war geworden, wie er war. — Das war das Geheimnis, war wenigstens ein Beitrag zur Lösung des Rätsels von Überbeins Ungemütlichkeit, Überheblichkeit und Streberei. Klaus Heinrich sah mit Bangen, wie außerordentlich grün sein Gesicht war, als er sich mit tiefer Verbeugung verabschiedete und dabei sagte: „Grüßen Sie die kleine Imma, Klaus Heinrich!"

Am nächsten Morgen nahm der Prinz im gelben Zimmer die Glückwünsche des Schloßpersonals und später diejenigen der Herren von Braunbart-Schellendorf und von Schulenburg-Tressen entgegen. Im Laufe des Vormittags fuhren die Mitglieder des großherzoglichen Hauses zur Gratulation auf „Eremitage" vor, und um ein Uhr begab sich Klaus Heinrich in seiner Chaise zum Familienfrühstück bei dem Fürsten und der Fürstin zu Ried-Hohenried, unterwegs vom Publikum ungewöhnlich beifällig begrüßt. Die Grimmburger waren vollzählig versammelt in dem zierlichen Palais an der Albrechtstraße. Auch der Großherzog kam im Gehrock, grüßte alle mit dem schmalen Haupt, indem er mit der Unterlippe leicht an der oberen sog, und trank Milch mit Mineralwasser vermischt zu den

Speisen. Fast unmittelbar nach beendetem Frühstück zog er sich zurück. Prinz Lambert war ohne seine Gemahlin erschienen. Der alte Balletfreund war gefärbt, ausgehöhlt, schlottricht und besaß eine Grabesstimme. Er wurde von den Verwandten bis zu einem gewissen Grade übersehen.

Unter Tafel drehte sich das Gespräch eine Weile um höfische Angelegenheiten, dann um das Gedeihen der kleinen Prinzessin Philippine und später fast ausschließlich um die großgewerblichen Unternehmungen des Fürsten Philipp. Der zarte kleine Herr erzählte von seinen Brauereien, Fabriken und Mühlen und namentlich von seinen Torfstechereien, er schilderte Verbesserungen in den Betrieben, sprach in Ziffern von Anlagen und Erträgnissen, und seine Wangen röteten sich, während die Verwandten seiner Frau ihm mit neugierigen, wohlwollenden oder spöttischen Mienen lauschten.

Als in dem großen Blumensalon der Kaffee genommen wurde, trat die Fürstin mit ihrem vergoldeten Täßchen an ihren Bruder heran und sagte: „Du hast uns aber vernachlässigt in letzter Zeit, Klaus Heinrich."

Ditlindens herzförmiges Gesicht mit den Grimmburger Wangenknochen war nicht ganz so durchsichtig mehr, es hatte ein wenig mehr Farbe gewonnen seit der Geburt ihres Töchterchens, und ihr Haupt schien weniger schwer an der Last ihrer aschblonden Flechten zu tragen.

„Habe ich euch vernachlässigt?" sagte er. „Ja, verzeih, Ditlinde, es mag wohl sein. Aber ich war so sehr in Anspruch genommen, und dann wußte ich ja, daß auch du es bist, denn nun hast du ja nicht mehr nur deine Blumen zu warten."

„Ja, die Blumen sind aus der Herrschaft verdrängt, sie machen mir nicht viele Gedanken mehr. Es ist nun ein schöneres Leben und Blühen, das mir zu schaffen macht, und ich glaube, ich habe so rote Backen davon bekommen, wie mein guter Philipp von seinem Torf (von dem er während des ganzes Frühstücks gesprochen hat, was ich nicht loben will, aber es ist seine Leidenschaft). Und da ich so wohl beschäftigt und ausgefüllt war, so bin ich dir auch nicht gram gewesen, daß du dich nicht sehen ließest und deine eigenen Wege gingst, wenn sie mir auch ein bißchen verwunderlich waren . . ."

„Kennst du denn meine Wege, Ditlind?"

„Ja, leider nicht von dir. Aber Jettchen Isenschnibbe hat mich auf dem Laufenden gehalten — du weißt, sie ist stets unterrichtet — und anfangs war ich heftig erschrocken, das leugne ich nicht. Aber schließlich wohnen sie ja auf ‚Delphinenort', und er hat einen Leibarzt, und Philipp meint auch, in ihrer Art seien sie ebenbürtig. Ich glaube, ich habe mich früher absprechend über sie geäußert, Klaus Heinrich, habe etwas von ‚Vogel Roch' gesagt, wenn ich mich recht erinnere, und einen Scherz mit dem Worte ‚Steuersubjekt' gemacht. Aber wenn du die Leute deiner Freundschaft wert achtest, so habe ich mich

eben geirrt und nehme diese Äußerungen natürlich zurück und will versuchen, fortan anders über sie denken, das verspreche ich dir ... Du hast immer gern gestöbert", fuhr sie fort, als er ihr lächelnd die Hand geküßt hatte, „und ich mußte mit, und mein Kleid (weißt du noch? das rotsammtne), das hatte die Kosten zu tragen. Nun stöberst du allein, und Gott gebe, daß du nichts Häßliches dabei erfährst, Klaus Heinrich."

„Ach, Ditlind, ich glaube eigentlich, daß es immer schön ist, was man erfährt, ob gut, ob schlimm. Aber es ist gut, was ich erfahre ..."

Um halb fünf Uhr verließ der Prinz aufs neue Schloß „Eremitage" und zwar auf seinem Dogcart, den er selbst kutschierte, Rücken an Rücken mit einem Lakaien. Es war warm, und Klaus Heinrich trug weiße Beinkleider zum zweireihigen Überrock. Nach beiden Seiten grüßend fuhr er abermals zur Stadt, genauer zum Alten Schloß, ließ aber das Albrechtstor liegen und nahm seine Einfahrt in den Komplex durch einen Nebentorweg, legte zwei Höfe zurück und hielt in demjenigen mit dem Rosenstock.

Alles war still und steinern hier; die Treppentürme mit ihren schrägen Fenstern, schmiedeeisernen Balustraden und schönen Skulpturen ragten in den Ecken empor, und in Licht und Schatten stand das verschiedenartige Bauwerk umher, teils grau und verwittert, teils neueren Ansehens, mit Giebeln und kastenartigen Ausladungen, mit offenen Loggien, Einblicken durch weite Bogenfenster in gewölbte Hallen und gedrungenen Säulengängen. In der Mitte aber, in seinem umgitterten Beet, stand der Rosenstock und blühte, so sehr hatte das Jahr ihn begünstigt.

Klaus Heinrich gab die Zügel dem Diener, ging hin und betrachtete die dunkelroten Rosen. Sie waren außerordentlich schön, — voll und sammetähnlich, edel gebildet und wahre Kunstwerke der Natur. Mehrere waren schon ganz erschlossen.

„Bitte, rufen Sie Hesekiel", sagte Klaus Heinrich zu einem schnurrbärtigen Türhüter, der, die Hand am Dreispitz, herangetreten war.

Hesekiel kam, der Hüter des Rosenstocks. Es war ein Greis von siebzig Jahren, in einer Gärtnerschürze, mit Triefaugen und gebeugtem Rücken.

„Haben Sie eine Schere bei sich, Hesekiel?" sagte Klaus Heinrich laut. „Ich möchte eine Rose haben." Und Hesekiel zog eine Gartenschere aus der beutelartigen Tasche seiner Schürze.

„Die hier", sagte Klaus Heinrich; „das ist die schönste." Und mit zitternden Händen durchschnitt der Alte den dornigen Stengel.

„Ich will sie besprengen, Königliche Hoheit", sagte er und begab sich mit schlürfenden Schritten in einen Winkel des Hofes zum Wasserhahn. Schimmernde Tropfen hafteten, als er zurückkehrte, auf den Blättern der Rose, wie auf dem Gefieder von Wasservögeln.

„Danke, Hesekiel", sagte Klaus Heinrich und nahm die Rose. „Immer bei Kräften? Hier!" Und er gab dem Greise ein Geldstück und bestieg den Dogcart, fuhr, die Rose neben sich auf dem Sitz, über die Höfe und kehrte nach der Meinung aller, die ihn sahen, vom Alten Schloß, wo er wahrscheinlich eine Unterredung mit dem Großherzog gehabt hatte, nach „Eremitage" zurück.

Er fuhr aber von dort durch den Stadtgarten nach „Delphinenort". Der Himmel hatte sich verdunkelt, große Tropfen fielen schon auf die Blätter nieder, und in der Ferne donnerte es.

Die Damen saßen beim Tee, als Klaus Heinrich, von dem bauchigen Butler geführt, in der Galerie erschien und die Stufen zum Gartensalon hinabschritt. Herr Spoelmann war, wie gewöhnlich in letzter Zeit, nicht anwesend. Er lag mit Breiumschlägen. Perceval, der in schneckenförmiger Pose neben Immas Stuhle lag, schlug mehrmals grüßend mit dem Schweif auf den Teppich. Die Vergoldung der Möbel war stumpf, denn hinter der Glastür lag der Park im Wetterschatten.

Klaus Heinrich tauschte einen Händedruck mit der Tochter des Hauses und küßte der Gräfin die Hand, indem er sie gleichzeitig sanft aus der höfischen Verbeugung emporhob, in die sie ihrer Gewohnheit nach versunken war. „Da ist es nun Sommer", sagte er zu Imma Spoelmann und bot ihr die Rose. Er hatte ihr noch niemals Blumen gebracht.

„Welche Ritterlichkeit!" sagte sie. „Danke, Prinz! Und sie ist schön!" fuhr sie in aufrichtiger Bewunderung fort (während sie sonst nie etwas lobte) und umfing das herrliche Blumenhaupt, dessen tauige Blätter an den Rändern köstlich gerollt waren, mit ihren schmalen und schmucklosen Händen. „Gibt es so schöne Rosen hier? Woher haben Sie sie?" Und sie neigte durstig ihr schwarzbleiches Köpfchen darüber.

Ihre Augen waren voller Schrecken, als sie es wieder hob.

„Sie duftet nicht!" sagte sie, und ein Ausdruck von Ekel erschien um ihren Mund. „Warten Sie . . . Doch, sie riecht nach Moder!" sagte sie. „Was bringen Sie mir, Prinz?" Und ihre übergroßen schwarzen Augen in dem perlblassen Gesichtchen schienen vor fragendem Entsetzen zu glühen.

„Ja", sagte er, „verzeihen Sie, das ist unsere Art von Rosen. Sie ist von dem Stock in einem der Höfe des Alten Schlosses. Haben Sie niemals davon gehört? Es hat seine Bewandtnis damit. Das Volk sagt, daß sie eines Tages aufs lieblichste zu duften beginnen werden."

Sie schien ihm nicht zuzuhören. „Es ist, als hätte sie keine Seele", sagte sie und betrachtete die Rose. „Aber sie ist vollkommen schön, das muß man ihr lassen . . . Nun, das ist ein fragwürdiges Naturspiel, Prinz. Aber haben Sie jedenfalls Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Und wenn sie aus dem Schloß Ihrer Väter stammt, so muß man ihr Reverenz erweisen."

Sie stellte die Rose in ein Wasserglas neben ihr Gedeck. Ein Schwanverbrämter brachte dem Prinzen Tasse und Teller. Und sie plauderten beim Tee über den verwunschenen Rosenstock und dann über gewohnte Gegenstände, über das Hoftheater, über ihre Pferde, über allerlei nichtige Streitfragen, in welchen Imma Spoelmann ihm widersprach, geschliffene Redensarten in Anführungsstrichen daherführte, indem sie sich über sie lustig machte, ihn matt setzte in erlesener Schriftrede, die sie mit ihrer gebrochenen Stimme hervorsprudelte, während sie launisch ihr Köpfchen dabei drehte. Später wurde ein gewichtiger, in weißes Papier verpackter Ballen gebracht, eine Sendung des Buchbinders für Fräulein Spoelmann, enthaltend eine Anzahl von Werken, die sie in schöne und dauerhafte Gewänder hatte kleiden lassen. Sie öffnete das Paket, und alle drei sahen nach, ob der Handwerker gute Arbeit getan habe.

Es waren fast lauter gelehrte Bücher, entweder solche, die inwendig so zauberhaft aussahen wie Imma Spoelmanns Kollegheft, oder solche, die sich mit wissenschaftlicher Seelenkunde, scharfsinnigen Zergliederungen der inneren Vorgänge befaßten; und sie waren aufs Kostbarste ausgestattet, mit Pergament und gepreßtem Leder, mit Golddruck, ausgesuchten Papieren und seidenen Bandzeichen. Imma Spoelmann zeigte sich leidlich zufrieden mit der Lieferung, aber Klaus Heinrich, der niemals so reiche Bände gesehen hatte, war des Lobes voll.

„Nun werden sie also aufgestellt?" fragte er . . . „Zu den anderen oben? Sie haben wohl viele Bücher? Und sind alle so schön wie diese? Lassen Sie mich zusehen, wie Sie sie einreihen! Ich kann nicht fahren, das Wetter steht immer noch da und droht meinen weißen Hosen. Ich weiß überhaupt nicht, wie Sie wohnen auf Delphinenort, ich war nie in Ihrem Studio. Wollen Sie mir Ihre Bücher zeigen?"

„Das hängt von der Gräfin ab", sagte sie und war damit beschäftigt, die neuen Bände aufeinander zu stapeln. „Gräfin, der Prinz wünscht meine Bücher zu sehen. Darf ich Sie bitten, sich hierzu zu äußern?"

Gräfin Löwenjoul saß in Abwesenheit. Den kleinen Kopf zur Schulter geneigt, betrachtete sie Klaus Heinrich mit einem scharf gekniffenen, ja boshaften Blick und ließ dann ihre Augen zu Imma Spoelmann hinübergleiten, während ihre Miene sich veränderte und ein weicher, mitleidiger und besorgter Ausdruck davon Besitz ergriff. Lächelnd kam sie zu sich und nestelte eine kleine Uhr aus ihrem braunen, enganschließenden Kleide hervor.

„Um sieben Uhr", sagte sie frisch, „erwartet Mister Spoelmann Sie, Imma, damit Sie ihm vorlesen. Sie haben eine halbe Stunde, um den Wunsch Seiner königlichen Hoheit zu erfüllen."

„Nun, so kommen Sie, Prinz, und besichtigen Sie mein Studio!" sagte Imma. „Auch mögen Sie sich immerhin an der Überführung der Bücher beteiligen, sofern Ihre Hoheit es zuläßt. Ich nehme die Hälfte . . . ."

Aber Klaus Heinrich nahm alle Bücher. Er umfaßte sie mit beiden Armen, obgleich der linke ihm wenig nütze war, und der Stapel reichte ihm über das Kinn. So, rückwärts gebeugt und behutsam, um nichts zu verlieren, folgte er der führenden Imma hinüber in den nach der Auffahrtsallee gelegenen Flügel, in dessen Hauptgeschoß die Wohnungen Fräulein Spoelmanns und der Gräfin Löwenjoul lagen.

In dem großen und wohnlichen Zimmer, das sie durch eine schwere Tür betraten, ließ er seine Last auf die sechseckige Platte eines Ebenholztisches nieder, der vor einem massigen, mit golddurchwirktem Stoff überkleideten Sofa stand. Imma Spoelmanns Studio war nicht in dem geschichtlichen Stile des Schlosses, sondern in neuerem Geschmack und übrigens ohne alle Zierlichkeit, vielmehr mit großzügigem, herrenhaftem und zweckmäßigem Luxus hergerichtet. Mit edlem Holze getäfelt bis hoch hinauf und geschmückt mit alten Tonwaren, die rings unter der Decke auf den Gesimsen schimmerten, war es ausgestattet mit morgenländischen Teppichen, einem Kamin mit schwarz marmornem Mantel, auf dessen Platte schön geformte Vasen und eine goldene Stutzuhr standen, breiten, bordierten Sammetstühlen und Vorhängen aus dem gewirkten Stoff des Sofabezuges. Der geräumige Schreibtisch stand vor dem Bogenfenster, welches die Aussicht auf das große Brunnenbassin vorm Schlosse bot. Eine Wand war mit Büchern bedeckt, aber die Hauptbibliothek befand sich in dem anstoßenden, kleineren und ebenfalls mit Teppichen belegten Raum, in den eine offene Schiebetür Einblick gewährte und dessen Wände durchaus und bis zur Decke hinauf mit Bücherborden umstellt waren.

„Nun, Prinz, dies ist meine Eremitage", sagte Imma Spoelmann. „Sie gefällt Ihnen, wie ich hoffe?"

„Doch, sie ist herrlich", sagte er. Übrigens sah er sich garnicht um, sondern blickte unverwandt auf sie, die bei dem sechseckigen Tisch an dem Seitenpolster des Sofas lehnte. Sie trug eines ihrer schönen Hauskleider, ein sommerliches heute, aus einem blütenweißen, gefälteten Stoff, mit offenen Ärmeln und einer gelben Stickerei auf der Brust. Die Haut ihrer Arme und ihres Halses erschien bräunlich wie angerauchter Meerschaum gegen die Weiße des Kleides; ihre übergroßen und glänzend ernsten Augen in dem seltsamen Kindergesichtchen redeten eine fließende und unaufhaltsame Sprache, und eine glatte Strähne ihres blauschwarzen Haares fiel seitwärts in ihre Stirn. Sie hatte Klaus Heinrichs Rose in der Hand.

„Doch, sie ist herrlich", sagte er, der vor ihr stand, und wußte nicht, was er meinte. Seine blauen Augen, von den volkstümlichen Wangenknochen bedrängt, waren trüb wie von Schmerz. „Sie haben so viele Bücher", fügte er hinzu, „wie meine Schwester Ditlinde Blumen hat".

„Hat die Fürstin so viele Blumen?"

„Ja, aber neuerdings sind sie ihr weniger wert."

„Nun wollen wir einräumen", sagte sie und griff nach den Büchern.

„Nein, warten Sie", sagte er mit schwerer Brust. „Ich habe Ihnen so viel zu sagen, und unsere Zeit ist so kurz. Sie müssen wissen, daß heute mein Geburtstag ist, — darum kam ich, und brachte Ihnen die Rose."

„O", sagte sie, „das ist bemerkenswert! Es ist Ihr Geburtstag heute? Nun, ich bin sicher, daß Sie alle Glückwünsche mit dem Ihnen eigenen Anstand entgegengenommen haben. Nehmen Sie auch den meinen! Es war hübsch, daß Sie mir heute die Rose brachten, obgleich sie ihr Bedenkliches hat . . ." Und sie versuchte noch einmal mit furchtsamem Ausdruck den Moderduft. „Wie alt werden Sie heute, Prinz?"

„Siebenundzwanzig", antwortete er. „Vor siebenundzwanzig Jahren wurde ich auf der Grimmburg geboren. Ich habe es immer recht streng und einsam seitdem gehabt."

Sie schwieg. Und plötzlich sah er, wie ihr Blick, unter leicht verfinsterten Brauen, an seiner Seite suchte, — ja, obwohl er, seiner Übung nach, ein wenig schräg vor ihr stand und ihr die rechte Schulter zuwandte, konnte er nicht verhindern, daß ihre Augen sich mit stillem Forschen auf seinen linken Arm, auf die Hand hefteten, die er weit rückwärts in die Hüfte gestemmt hatte.

„Haben Sie das da seit Ihrer Geburt?" fragte sie leise.

Er erbleichte. Aber mit einem Laut, der wie ein Laut der Erlösung klang, sank er vor ihr nieder, indem er die seltsame Gestalt mit beiden Armen umschlang. Da lag er, in seinen weißen Hosen und seinem blau und roten Rock mit den Majorsraupen auf den schmalen Schultern.

„Kleine Schwester . . .", sagte er. „Kleine Schwester . . ."

Sie antwortete mit vorgeschobenen Lippen: „Haltung, Prinz. Ich bin der Meinung, daß es nicht erlaubt ist, sich gehen zu lassen, sondern daß man unter allen Umständen Haltung bewahren muß."

Aber hingegeben und mit blinden Augen das Gesicht zu ihr emporgewandt, sagte er nichts als: „Imma . . . kleine Imma . . ."

Da nahm sie seine Hand, die linke, verkümmerte, das Gebrechen, die Hemmung bei seinem hohen Beruf, die er von Jugend auf mit Kunst und Wachsinn zu verbergen gewöhnt war, — nahm sie und küßte sie.

(Fortsetzung folgt)

Die Einbildungskraft/ Ein Brief von Verner von Heidenstam



Da ich über die Einbildungskraft spreche, wirst du vielleicht diese Betrachtungen ästhetische nennen. Ich verstehe dies ausländische Adjektiv nicht zur Genüge, denn es hat mir niemals gelingen wollen, ihm irgendwelche ernstere Bedeutung zu geben. Ich stelle mir vor, daß ich das Dasein mit ungefähr denselben Augen betrachte wie — sagen wir: Wallenstein. Abgesehen von dem, was Zeit und Schicksal ungleich gefärbt! Ehrgeiz, Verschlossenheit, eine bis zu Schmerzen aufflammende Phantasie, Glaube an Ahnungen und Weissagungen — all dies finde ich bei mir selbst wiedervereint. Keine Befriedigung kann vollkommener sein als die, seine Einbildung, seine Schaffenskraft in durchgreifenden Taten zu entleeren, keine Qual auf die Dauer niederdrückender, als die, jeden derartigen Wunsch versagt zu sehen. Da springt das Sicherheitsventil der Einbildungskraft, und aus der ausströmenden Feuerflut formen sich im Zustande der Erstarrung die Gebilde der Dichtung und Kunst. Das Sichversenken in Kunst und Dichtung mag Fertigkeit verleihen, sowie man es auch lernen kann, einen Trupp Wallonen zu führen, doch kein Beruf, welcher Art er auch sei, ist imstande, das Grundwesen der Einbildungskraft zu verändern.

Eben dies Verhältnis zwischen der Einbildungskraft und jenen starrgewordenen Gebilden ist es nun, über das ich sprechen will. Es will mir scheinen, als ob das Meiste, das über diesen Gegenstand geschrieben wurde, vom Standpunkte des Zuschauers und Forschers, nur Weniges aber von dem des schöpferischen Einbildungsmenschen ausginge.

Es gibt einen Naturalismus, eine Logik der Einbildungskraft, eine Wahrheitstreue gegen eigene Vorstellungen, die niemand ungestraft verletzt, wenngleich die Mitwelt zu charakterlos ist, es zu merken. Die Einbildungskraft ist ein ebenso unerbittlicher Logiker, wie der Gedanke, aber ihre Proposition ist das Sinnbild. Die Geringschätzung, mit der schon Sokrates die „ästhetischen" Schöpfungen bespöttelte, wird fortleben, solange nicht Dichter und Künstler sich jene Geisteshaltung und -pflege aneignen, die dem Menschen verbieten, anderes zu sagen, als er wirklich meint. Ein Symbol ohne Kern ist das Seichteste alles Seichten, und die biblische Macht besticht bloß den Oberflächlichen. Wohl hat die im Grunde tiefe und ernste Vielgötterei der Einbildungskraft schon lange vor unserer Zeit die Menschen verlockt, mit mythologischen Bildern zu spielen, allein Spiel bleibt Spiel, und die Rokokogötter oder die Athleten aus Walhall stiegen nie mit jener Prätension zum Dichter oder Maler hernieder wie die verkörperlichten Ewigkeitsmächte der heutigen Kunst. Die Menschen gewöhnten sich bald, Logik der Gedanken zu fordern, aber sie haben bis heute nicht gelernt, Logik der Einbildungskraft zu verlangen. Gleichwohl sind die Künstler nicht mehr die halb-

gebildeten Vagabunden, die sie häufig vormals waren, und ihr Regenbogenspiel mit Formen und Symbolen fließt nicht mehr aus der Quelle der Naivität, sondern aus der des Wissens und der Skepsis. Ein Skeptiker aber malt eine religöse Szene ironisch oder auch profan wie Renan, oder er gestaltet sie um und füllt neuen Wein in alte Schläuche. Ein Künstler muß hinlänglich Philosoph sein, um nicht der Erreichung des „Effekts" zuliebe den logischen Zusammenhang zwischen dem Bilde und seiner eigenen Weltanschauung zu opfern.

Es hat allerzeiten zwei Arten der Kunst gegeben: die der Einbildungsnaturalisten und die der Formalisten. Die erstere ist lediglich ein Sicherheitsventil der Einbildungskraft und ein Medium, ein Transfusionsrohr, dessen mehr oder minder schmuckes Aussehen belanglos ist. Diese Kunst ist das intimste Dokument menschlichen Seelenlebens, welches ein Jahrhundert als Erbe hinterläßt, allein sie ist unzugänglich und dunkel für den, der selbst der Einbildungsfähigkeit entbehrt. Die zweite Kunstart ist eine Welt für sich, die alle technischen Resultate und Erfahrungen der ersten Gattung zusammensucht und aus diesen ihre Tempel erbaut. Hier ist Spiel und Gedankenlosigkeit, vor allem aber durch Übung erreichte Routine, und gleichwie Cellini, unbekümmert um alle Philosophie der Welt, zierliche Götter und Göttinnen in Gold und Silber hämmerte, so verwandelt jene Kunst alle Einbildungssymbole schlechthin in Ziergegenstände. Ein formalistisches Gedicht muß Zeile um Zeile im Gedächtnis wiederholt werden, um genossen werden zu können; die Dichtung des Einbildungsnaturalisten hingegen hinterläßt eine Stimmung, zu der man noch lange danach, wenn der Wortlaut selbst in Vergessenheit geraten, zurückkehren kann. Diese beiden Kunstarten gleichen zwei verschlungenen Bäumen, deren Zweige sich miteinander verknüpfen, deren Früchte sich auf dem Boden vermischen. Gar häufig haben unsere größten Dichter und Künstler, verleitet durch ihre errungene Routine, eine Frucht unter dem unechten Baume aufgelesen, und nichts stimmt zu traurigerer Geringschätzung der Kunst und Dichtung, als dies beständige Entdecken prächtiger Sodomsäpfel unter den besten geschätztesten Früchten. Wer Feder oder Pinsel geführt, weiß aus Erfahrung, daß die formalen Charlatanerien jederzeit mit Jubel begrüßt werden und den Weg zum Ruhme bezeichnen, aus dem einfachen Grunde, weil sie keiner Einbildungskraft bedürfen, um erfaßt zu werden, sondern einzig und allein des weit allgemeineren Formensinns. Je unbefangener die Phantasie ihren Schleier wirft, je fremder und wunderlicher wird sie aller Welt erscheinen, die Wenigen ausgenommen, bei denen sie zufällig auf verwandte Saiten trifft, und ich kann mich des Argwohns nicht erwehren, daß das tiefst Erdachte, insbesondere wenn es aus Zeiten stammt, deren Empfindungen eine andere Färbung trugen, als die unsrigen, übersehen wird und gar manch bewundertes Werk im Grunde nichts ist als einer der hohlsten, aber leichtfaßlichsten Parademärsche der Kunst und Dichtung. Die besonders günstigen Um=

stände, unter welchen die Kunstwerke des Altertums dem Beschauer entgegentreten, sprechen wohl scheinbar für das Gegenteil der Behauptung. Hier hindern nämlich die nachgedunkelte Farbe oder die unmoderne Sprache, den Eindruck mit jenen lächerlichen Detailforschungen der Technik zu zersplittern, zu denen man sich bei einer modernen Arbeit immer berechtigt glaubt. Die Kunstwerke des Altertums werden auf eine ganz andere Art als die modernen zu jenem ausschließlichen Einbildungsmedium, das ja jede dichterische Schöpfung sein soll.

Ich verglich die beiden Kunstgattungen mit zwei Bäumen, und es sei die Sache der Einheitseiferer, den Spaten zu ergreifen und die gemeinsame Wurzel zu suchen. Für mich gibt es eine solche nicht, für mich beschränkt sich die Gemeinschaft darauf, daß beide nebeneinander stehen wie Reichtum und Not, und daß die Früchte täuschend ähnlich sind.

Du fragst mich, ob es einen Poeten oder Künstler gibt, den ich über alle anderen stelle. Du willst, daß ich wie ein junges Mädchen ein Herzensgeheimnis beichten soll. Wohlan, ich habe eine große Liebe. Es ist der Poet Ignotus. Es ist kein Poet für dich, mein alter Ehrenfreund. Du weißt, wie hoch ich dich schätze, jedoch ein Einbildungsmensch bist du nicht. Du bist ein Meister im Französischen. Du hast Sinn für die Form, für das Mittel. Daher entzückt dich auch vor allem das Augenfällige, das Formale. Für eine Dichtung, die die Einbildungskraft gefangen nehmen will, hast du keine Empfänglichkeit. Die Literatur interessiert dich mehr der Sprache als des Inhalts wegen. Die Sprache ist dir nicht der Schlüssel, sondern die Tempelzelle selbst. Das Reimgewinde, die Schreibweise und Interpunktierung des Poeten, die Pinselführung des Malers, die Taktsicherheit und der Anschlag des Pianisten — all dies ist für Menschen deiner Natur das Wesentlichste. Sie stoßen sich im Konzertsaale, um den Virtuosen zu hören, wiewohl der Inhalt der gebotenen Stücke an Phantasie und Gefühl bei einem minder kunstgerechten Vortrag daheim in einer Dämmerstunde und von einer Hand, die nicht die Aufmerksamkeit von diesem Inhalt hinweg zur Bravour der Ausführung lockt, weit zugänglicher wäre. Diese Art Menschen weiß, wie alles ausgeführt, nicht aber, wie es genossen werden soll. Paris ist selbstverständlich ihr Kanaan, sowie das deine, und sie wissen nichts vom Poeten Ignotus.

Du liebst das Theater, denn du brauchst ein konkretes Anschauungsmaterial. Und doch ist das Theater keineswegs das rechte Forum für die großen Dichter. Ihre Dramen sind für die stille Kammer geschrieben; auf der Bühne ertrinken die zutiefst empfundenen und gedachten Worte im Lärm der Handlung. Was in einer Erzählung oder einem lyrischen Gedichte überwältigender Ernst werden kann, das stößt die Einbildung von der Bühne, auf der alles sich zu Kulissen, zu gestikulierenden, donnernden und genau berechneten Knalleffekten verwandelt. Das Theaterstück ist von allen Dichtungsschöpfungen die konstruktiveste, und

das Bestehende in Hamlet ist nicht das Dramatische, sondern das Lyrische. Das Theater gehört dem Schauspieler. Er ist der Dichter der Bühne, und das Publikum ist in seinem guten Rechte, wenn es all seine Blumen ihm zu Füßen legt und den Autor eine Weile vergißt. Die Einbildung jedoch büßt zur selben Stunde, da sie verwirklicht wird, ihre Kraft ein, und der Schauspieler hat als Künstler die schwere Stellung, daß er der Wirklichkeit sowohl zu nahe als zu ferne steht, um einen ganzen Eindruck zu erzielen.

Mit welch anspruchsvollen Anforderungen an Leichtfaßlichkeit würden nicht ich und du und all die Anderen die Papiere des Poeten Ignotus durchblättern! Die Wissenschaft hat sich die Berechtigung erzwungen, vom Leser Verständnis und Nachdenken verlangen zu dürfen. Kant hat die Erlaubnis, schwerverständlich zu sein. Was jedoch Dichtung und Kunst betrifft, traut jeder Laie mit der größten Sicherheit sich selbst ein richtigeres Urteil zu, als den Ausübenden die die Erfahrung eines Lebens für sich haben. Von einer wissenschaftlichen Abhandlung sagt der Laie ergebungsvoll: sie ist mir zu gelehrt. Von einem Kunstwerk dagegen sagt er: ich verstehe es nicht, folglich ist es schlecht. — Die allgemeine Vorstellung, Kunst könne jedermann beurteilen, beruht eben auf dem dunkeln Bewußtsein, daß die Kunst außerhalb des Wissens steht, daß sie der Einbildungskraft angehöre. Und wer bildet sich nicht ein, ein Einbildungsmensch zu sein? Die täglichen Zeitungsrezensionen trachten gewöhnlich die Kunst mit Zuhilfenahme von Kenntnissen zu beurteilen, und darum wird jedes ihrer Worte zur Lächerlichkeit. Wo es die Kunst gilt, da ist der Einbildungsmensch der einzige Fachmann und die einzige Autorität. Alle anderen stehen außer Frage. Alle anderen sehen nur das Mittel. Sie durchforschen die Logik im äußeren Bau des Werkes, übersehen jedoch den logischen Zusammenhang zwischen dem Werke und des Künstlers Art der inneren Vorstellung, welche die äußere Konstruktion in tausend Splitter zertrümmern kann. All die Richtwege und Winke der Einbildungskraft sind ihnen unverständlich und in tiefe Finsternis gehüllt. Das zutiefst Geschaute ist bloß dunkel erkennbar und kann bloß dunkel gesagt werden. Andernfalls ist es gefälscht. Nur das Obenaufliegende ist klar. Wer die Chöre der griechischen Trauerspiele klar nennt, hat sie ganz einfach nie gelesen, und wer Goethes metaphysische Gedichte klar nennt, ist selbst ein Dichter.

Die Einbildung baut folgerichtig nach denselben Gesetzen wie die Wirklichkeit, wenn auch rascher und gewaltsamer, und weitet sich solcherart zu einer weder von Zeit noch Raum begrenzten Fernsicht. Reiche ihr einen Stoff, und er wird in ihrem Schoße wachsen und sich formen wie im Schoß der äußeren Wirklichkeit. Wenn ein Märchenerzähler von Ziegelhäusern berichtet, die verkehrt von den Wolken herabhängen, so gebraucht er, ob nun aus Unverstand oder im Scherze, Gewalt gegen die Einbildungskraft. Wir können diese zwingen, uns ein Bild dieser verkehrten Ziegelhäuser zu geben, ebenso wie die Wirklichkeit uns dies

Schauspiel in einer Luftspiegelung zeigen kann, aber sobald wir dahin gelangt sind, der Schilderung des Märchenerzählers volle Einbildungsrealität zu verleihen, beginnt auch die Furcht, die Ziegelsteine auseinanderbrechen und herabstürzen zu sehen. Unnatur gibt es ebensowenig innerhalb wie außerhalb der Einbildung, allein es gibt Menschen, die, unbekümmert um jeden Einbildungsnaturalismus, sich ihr nicht mit der genügenden Vorsicht nähern. Überdies gerät sie gar häufig mit den künstlerischen Formen in Streit. Wie könnte die Einbildung, ohne Schaden zu nehmen, sich in Formen pressen lassen, die selbst die schwerfälligere Wirklichkeit nicht zu ertragen vermag? Poet Ignotus konnte nie müde werden, das veraltete und widersinnige Gliedern der Verse in bestimmte gleiche Strophen und eine bestimmte Anzahl Versfüße zu bespötteln. Statt dessen gab er seine Verse zu der weit höher entwickelten Musik, die sich geschmeidig und biegsam um den Inhalt schlingt, in die Lehre. Wie würdest du eine Oper nennen, die von der Ouverture bis zum Finale im Dreivierteltakt ginge und den Tenor durch die Liebesarie walzen, in der Begräbnisarie walzen und so weiter walzen ließe, bis er endlich seinen letzten Walzerseufzer aushauchte? Dagegen hat dich die Gewohnheit gelehrt, nicht den Mund zu verziehen — ohne Gähnen geht es allerdings nicht ab — wenn du Seite um Seite einen Helden der Verse in Jamben wandern, in Jamben tanzen, in Jamben begraben werden und schließlich in Jamben zu Staub zerfallen siehst. Sieh dagegen den Poeten Ignotus! Den Reim, jenes musikalische Zierat, das jede Zeile hinterherzuschleppen pflegt, wie die Klapperschlange ihre Klapper, benutzte er bloß hie und da als gelegentliche, vom Inhalt geforderte Erhöhung und Zuspitzung. Alle Art Bravour und kunstgerechter Komposition war ihm verhaßt, und er besaß nicht das geringste Interesse für Kritiken und literarische Kannegießereien. Die Literaturgeschichte selbst erschien ihm nur als eine scholastische äußerliche Untersuchung der Annalen der Einbildungskraft. Ebensowenig vermochte er zu beschreiben, was ihn augenblicklich umgab. Vorher mußte alles erst in die Gefäße der Phantasie, der Erinnerung umgegossen werden, und eine Reisebeschreibung konnte er erst fünf oder sechs Jahre nach der Reise selbst aufzeichnen. Was du besitzest, setzt niemals die Einbildungskraft in so ungestüme Glut, wie was du entbehrst. Daher werden so oft die Söhne der Schwermut zu Spöttern oder Bacchussängern. Daher wirst du nirgends das Schöne so feurig besingen können, wie in einer elenden Hütte. Lasse dir Krösus' Paläste schenken, und deine Lieder von dem Schönen werden verstummen. Du wirst statt dessen Hütten besingen. Poet Ignotus liebte das Schöne in gleicher Weise, wie er es von aller Welt geliebt und begehrt sah. Wenn seine Phantasie sich mit ihrem Königindiadem schmückte, dann gedachte er lächelnd der australischen Vögel, welche während ihres Minnesängerkampfes kleine, mit Muschelschalen und grellen Federn geschmückte Lauben aufführen, oder der Wassereidechsen im Teiche, deren Kämme

in Rosenrot flammen. Er dachte an die geometrisch zierlichen Muster der Schneeflocken — ähnlich den Brandzeichnungen der lappländischen Hausgeräte — oder an die assyrisch oder mexikanisch ziselierten Pollenkörner, die ihn an jene Goldgehänge erinnerten, welche er einst — so hatte er geträumt — seiner Verlobten als Ohrringe schenken wollte.

Poet Ignotus liebte es wie gesagt zu philosophieren, doch nicht mittels abstrakten Denkens, sondern indem er gewissenhaft der Logik der Einbildungskraft lauschte.

— Eine neue Philosophie wird einmal in System gesetzt werden, pflegte er zu sagen, wenn er abends wie ein gutmütig horchender und fragender Sokrates unter vertrauten Freunden saß. — Die Philosophie der Kunst ist noch nicht geschrieben. Vieles, das unter diesem Namen hervorgetreten, ist groß und tiefsinnig, betrachtet jedoch die Frage vom Standpunkte des abstrakten Denkens. Die Philosophie der Kunst ist die Lehre von der Logik der Einbildungskraft.

— Wohlan, Ignotus — fragte ihn bei solcher Gelegenheit ein zu seiner Linken sitzender junger Mann und reichte ihm ein weißes Papier und eine Kohle. — Ich möchte hier in getreuer Übereinstimmung mit meiner Einbildung ein Bild des Weltalls zeichnen. Wäre nicht ein hochbetagtes grübelndes Weib das richtige Sinnbild?

— Entweder siehst du ein Produkt deiner Einbildung, und dann kannst du nicht im Zweifel sein, oder auch du siehst es nicht — erwiderte Poet Ignotus, mit blitzender Schelmerei im Blicke selbst nach der Kohle fassend. — Ich bin ein schwacher Zeichner, aber mit Hilfe erklärender Worte wirst du mich vielleicht einigermaßen verstehen. Ich gestehe, daß wenn meine Einbildung ihr Fenster gegen das Weltall öffnet, ich anfangs ganz natürlich einen Raum sehe, aber nichts von deinem hochbetagten Weibe. Diese müßte sozusagen Einbildung in übertragener Bedeutung, eine allegorische Gedankenkonstruktion sein. Willst du ihr nicht auch ein Samensäckchen in die Hand geben, um einen einheitlichen Urstoff zu bezeichnen? Vor der Einbildung kann jedoch niemals die Mannigfaltigkeit aus der Einheit erklärt werden, sondern einzig und allein aus einer ewig existierenden Mannigfaltigkeit. Sie betrachtet das Existierende nicht als einen Kreis um einen und denselben Mittelpunkt, sondern als einen Punkt, in welchem die Radien aus einer unendlichen Zahl von Kreisen zusammentreffen, als die Summe einer ewigen Wechselwirkung zwischen gruppenweise angehäuften, in Unendlichkeit teilbaren Teilen. Sie ist Polytheistin.

Die Freunde hatten sich nun in engem Kreise um ihn gestellt, und während er eine Menge kleiner Figuren in die oberste Ecke des Papiers zeichnete, fuhr er fort.

— Nennt mir eine Religion, die die Abneigung der Einbildungskraft gegen den Einheitsbegriff nicht bestätigt. Eine verhältnismäßig ungetrübte Eingottanbetung

findet man wohl nirgends als bei den primitiven Völkern der Wüste. Umwölkte sich der Himmel, empörten sich tückische Wälder mit tosenden Fluten, umringten tausend verschiedene Bedürfnisse, tausend ungleichartige Bestrebungen, tausend Versuchungen, Verbrechen und Freuden den Menschen, dann kniete er auch nicht vor einem einzigen Gotte, sondern vor vielen. All die alten Kulturvölker waren Polytheisten, und Rom wurde zuletzt zu einem Gasthause für alle Götter der bekannten Welt. Die Reduktion, welche das Christentum, der Buddhismus, der Mohammedanismus, sowie die Jetztzeit vorgenommen, ist in eine Linie zu stellen mit jener sozialen und politischen Umwälzung, welche früher oder später eine überreife Kultur trifft und alles zu primitiveren Formen, zu einem neuen Anfang zurückzuführen sucht. Sollen wir daher bei einem vom Gegenwärtigen, Augenblicklichen beeinflußten Rückblicke der Neubrucharbeit eine größere Autorität zuschreiben als der Blüte selbst? Sobald das Christentum aus dem Volke emporstieg und zu einer Kulturreligion wurde, forderte die Einbildungskraft die praktisch unerläßliche Teilung des Gottesbegriffes, an welcher die Theologie noch heute festhält. Je reicher die Einbildungskraft das Unfaßliche in den Marmor der Symbole kleiden kann, desto mutiger kann sie ihm nahetreten. Eine Phantasie ohne Symbole ist wie eine Bank ohne gangbare Münze. Weigert sich jedoch die Einbildungskraft, ein dargebotenes Sinnbild anzunehmen, so erregt dies in mir die Deutung, daß die Münze nicht den richtigen vollen Goldklang besitzt. Wie eine verbrannte Haide nach Sommerregen lechzt, so schmachtet die Erde nach einer tiefen, allumfassenden Weltreligion. Wie aber sollen wir auf eine solche zu hoffen wagen, wenn nicht Einbildung und Gedanke in endlichem Verständnis einen geräumigen Zusammenkunftsort finden, wenn wir nicht bewegliche und warmblütige Sinnbilder zu bilden imstande sind, die in der Einbildung Zutritt gewinnen und lebend werden?

Über das ganze Papier zeichnete er Reihen von Feuerflammen und kleinen und großen Gestalten, die ohne Anfang und Ende in Unendlichkeit vorbeizuziehen schienen, so daß das Papier nur einem einrahmenden Fenster glich. Einige dieser Gestalten waren grinsend häßlich, andere wieder schön, und etliche häuften sich zu Kriegsheeren mit Standarten und Hornbläsern.

— Seht her! — sagte er, und seine Finger zitterten vor Eifer und Unruhe. — Hier flattert die grünlichgelbe Fahne des Chlor, wie Mohammeds sonnengebleichtes Banner, hinter den weißen Turbanen des Sauerstoffs. Die Brom-Truppe rückt vor wie ein brauner, übelriechender Haufe von Jakuten. Das Jod-Bataillon mit seinen veilchenblauen Helmkämmen stellt sich auf einen Aschenhaufen verbrannter Seegewächse in Hinterhalt, aber das Kali steigt ins Wasser hinab und teilt es wie die Kinder Israels und steckt die Segel und Wimpel des Wasserstoffs in Brand. Von allen Seiten glänzen neue Gestalten, und die überwundenen Scharen werden entwaffnet und zu Vasallen gemacht. Es ist ein

Chaos von Gegensätzen. Mit welcher Kriegslust trachten sie nicht, aufeinanderzustürzen bis hinauf in die vergeistigsten Gedanken des Menschenhirns. Jeder Mensch, jedes Volk ist eine Versammlung unzähliger solcher kampfbegieriger Gruppen von Gegensätzen, aber dadurch, daß die stärksten unter ihnen, die eigentlichen Regentenfamilien, sich allmählich in Heere ordnen und die Übermacht erkämpfen, müssen sie ihr Ziel erreichen, mit der Zeit einen Weltwillen zu formen, auch wenn ein solcher nicht von Ewigkeit her vorhanden war. So zeichnet sich das Weltall vor meiner Vorstellung.

Als Poet Ignotus sein Antlitz von dem Papiere erhob, war längst sein Frohsinn geschwunden, und die Anstrengung, der Einbildung nahe zu treten, um hierdurch ein versinnlichtes Bild der Wahrheit geben zu können, lagerte die wildeste Angst über sein Gemüt. Er wußte, daß diese Anstrengung seine Aufgabe als Künstler sei, aber die Schwierigkeiten erfüllten ihn mit Verzagtheit. Nach solchen Stunden der Aussprache suchte er daher stets die Einsamkeit, und das Lob seiner Freunde machte ihn erröten, denn nichts stand in solchen Augenblicken klarer vor seinem Blicke als seine eigene Unfähigkeit. Das Leben erschien ihm dann als ein Berg, den andere siegreich erkletterten, während er selbst hoffnungslos in einer Furche rinnenden Sandes stehen blieb, und voll Bitterkeit nannte er sich selbst einen talentlosen Ignoranten.

Und er ging mit seiner Wunde und mit dem Tode im Herzen und ward immer stiller und scheuer. Er konnte die Menschen nicht lieben. Er konnte die Diener nicht lieben, die ihn hinter ihrem Servierbrette auslachten, die Freunde nicht, die ihm ins Gesicht spotteten. Er konnte die Menschen nicht lieben, denn er liebte Gerechtigkeit. Gleich einem schwarzen Vogel nistete die Menschenverachtung in seinem Geiste und erstreckte sich selbst auf seine Nächsten, aber er haßte niemanden. Er nannte die Menschen niemals böse, nur armselige Schwätzer. Wie ein Kind glaubte er an das Gute, und der Inhalt seines „Liedes von dem Göttlichen", das das schallende Gelächter der ganzen Stadt erregt hatte, wies eben darauf hin, daß das Böse sowie das Häßliche an sich alles zurückstoße, daß es ein heimatloser, ein ausgestoßener Bettler sei auf Erden, ein machtloses Nichts, welches nur, verkleidet in den Mantel des Guten und Schönen, sich hinaufschleichen könne auf den Herrschersitz.

Seine Gedanken fanden bald keine Ruhe mehr. Er hörte zwar die Forscher sagen, der Mensch könne die Arbeit seines Gehirns nicht wahrnehmen, doch er glaubte ihnen nicht. War seine Denkkraft in erregter Tätigkeit, formte sie insbesondere einen humoristischen Einfall, dann sah er kleine rötlichgelbe und blaue Lichtkugeln in seinem Gehirn Platz wechseln und wie in einem Kaleidoskop verschiedene geometrische Muster bilden, jedoch nach Gesetzen, die er nicht selbst zu bestimmen vermochte. Die Bewegung dieser Lichtkugeln brachte eine Empfindung des Wohlbehagens, des Jubels mit sich. Die Einbildungsgesichte dagegen

sammelten sich in der Gegend der Nackengrube und erzeugten auf die Dauer schmerzhafte Gefühle und Blutüberfüllung; und auch sie bauten sich nach Gesetzen auf, deren er selbst nicht Herr werden konnte. Und als er in einer elenden Dachstube in den letzten Zügen lag und alle Körperteile in Rebellion gegen seinen Willen von der Krankheit erobert und nach deren Gesetzen verwandelt fühlte, da sprach er zu sich selbst: Das bin nicht ich! Was ist nun das Ich, das ich so hoch getragen? Es ist nicht einmal mein Wille, denn dieser ist — so habe ich es niedergeschrieben — bloß die Summe einer langen Bruchzahl. Nicht einmal ein Tropfen bin ich im Unendlichen, sondern unzählige Tropfen, die für einen Augenblick zusammengeflossen sind. Lehre mich denn, demütig das Unendliche zu lieben. Doch ach, ich kann es nicht. Die Einbildung versagt. Statt dessen liebe ich die wenigen Menschen, die mir im Leben nahegestanden und die ich oft zurückstieß. Nichts in der Welt, nichts liebe ich wie sie, und es dünkt mir, als könnten keine Ewigkeiten diese Liebe überleben. Neben ihnen ist alles andere leerer Rauch. Hier geraten Denkkraft und Einbildung in Zweikampf, ich aber glaube an den Fernblick der Einbildung. Tod, Tod, wo verbirgst du den Schlüssel zu dem Rätsel aller Rätsel?

Die arme Wärterin beim Bette verstand ihn nicht, sondern hielt schweigend seine Hände, indes seine Augen brachen und der Dichter der Einbildung entschlummerte, den Namen der Seinen auf den stammelnden Lippen.

Spät des Nachts ging ich einst über Johannes' Kirchhof. Ein Windstoß raschelte in dem gefrorenen Grase auf einem Erdhügel ohne Kreuz noch Stein, und unwillkürlich hemmte ich die Schritte. „Hier liegt Poet Ignotus!" murmelte ich. Am Himmel stand der Vollmond, und es flüsterte und seufzte ringsumher. Ich wollte weitergehen, doch wieder und wieder mußte ich mich wenden und zurückblicken nach jenem Rasenhügel. Vielleicht war meine Eingebung ein Irrtum. Wer kann es sagen? Ich weiß bloß, daß ich oft, wenn ich über unsere Kirchhöfe gehe und es auf dem Grabe der Vergessenen rauschen höre, den Schritt einhalte und denke: „Hier ruht unser großer Dichter, der gekonnt hätte, was wir mit unserer gefeierten Kunstschmiede niemals vermögen. Hier liegt der Poet Ignotus!"

Aus einem spanischen Tagebuch / von Julius Meier-Graefe

(Schluß)

Madrid den 11. Juli.

In dem letzten Saal des oberen Stockwerkes des Prados, für den der Reisende nur noch den letzten Rest von Bildungs-Enthusiasmus, der im Begriff ist, stille Wut zu werden, übrig hat, und den er nur noch den beiden hübschen Parkszenen Watteaus zuliebe betritt, hängen ein Dutzend Bilder von Poussin. Es ist hier immer hübsch still. Wenn nicht gerade der Aufseher, ein Mastodon aus konzentriertem Öl, das hier der Auflösung durch Einwirkung der Sonne entgegengeht, seinen gelben Rüssel hereinsteckt, bleibt man ungestört. Nur am ersten Tage kam ein deutsches Paar in den Saal. Sie wie eine Fregatte in vollen Segeln, brachte einen erquickenden Luftzug in den Backofen, schlug mir zweimal die Zipfel ihres fertig gekauften Staubmantels um die Ohren, nahm die Lorgnette vor die Augen, so wie man eine Kanone abprotzt, blickte in die Höhe auf das Bacchanal, machte ah! wobei ihr Allerwertester in ein gewisses Zucken geriet, drehte sich um, schlug mir nochmal den Staubmantel um die Ohren und sagte: „Philipp, sieh mal Toussin." — Philipp in maßlos schlechter Laune brummte: „Nu, wenn schon!" warf einen Blick auf die Bilder des Saals, dann einen wesentlich längeren auf meine friedlich auf einen Stuhl plazierte Gestalt und dachte unverkennbar: Auch ein Vergnügen! — Aber die luftige Gattin ließ nicht locker. „Sieh mal nach! befahl sie, hat sicher ein Kreuz!" — Er, stöhnend, aber lammfromm: „Wie soll er denn heißen?" — „Toussin, du weißt doch, der berühmte Nicolas Toussin." Sie ist schon sehr ungeduldig. — Er sieht nach wie er zu Hause im Hauptbuch nach einem faulen Posten sucht. Unterdessen fächelt sie mich von hinten mit dem Staubmantel. Endlich hat er's: Saal c, Französische Maler, Nr. 2042, Nicolas Poussin — „ist gar nicht Toussin, ein Kreuz hat er auch nicht." — „Ach was, muß verdruckt sein, es ist ein ganz charakteristischer Toussin". — Aber er bleibt hartnäckig. „Nee, verdruckt kann es gar nicht sein, hier steht es nochmal. Und auf dem Schild steht auch nicht Toussin, sondern mit dem P." — Dabei schaut er sie über die Brille an und dann durch die Brille mich mit einem Blick, als wäre ich nicht nur ein Deutscher, sondern sein Schwager. — Sie hat sich überzeugt. „Ja, es ist richtig, aber es gibt auch einen Toussin!" — Sagts, schlägt mir den Staubmantel um die Ohren und segelt hinaus. Er sah ihr nach, warf mir dann einen Blick zu wie vorhin, nur sehr viel deutlicher und über die Brille und folgte ihr langsam. — Das waren die einzigen Menschen während reichlich zwanzig Malen, die ich in dem Saal war. Mir ist der Raum einer der liebsten des Prados, obwohl ich keineswegs das Einseitige dieser Wahl verkenne. Ich gehe auch nie gleich des Morgens hin, sondern zuletzt, wenn ich ein wenig müde

werde. Und das verbessert nicht die Logik meines Wahlvermögens. Denn es ist ein müder Saal, keineswegs geeignet, erschlaffte Lebensgeister zu erfrischen. Die armen Claudes, die den Poussins Gesellschaft leisten, sind müde Bilder, blind von dem Staub der Jahrhunderte, der nicht mal sicher erkennen läßt, ob sie alle mit Recht ihren Namen tragen. Und auch die Poussins gleichen Ruinen; traurige Exempel sorgloser Verwaltung durch Leute, die auch hier Konservatoren heißen. Die Farben sind verblichen und grobe Restaurationen haben hier und da den Zusammenhang gestört. Stellen, die der Künstler belichten wollte, hat ein schmutziger Firnis in Schatten verwandelt, andere haben, von ihrer ursprünglichen Epidermis entblößt, pralles Licht erhalten. Der miserable Platz, den man ihnen gegönnt hat, schädigt sie noch mehr. Aber es ist mit adligen Werken wie mit adligen Menschen. Die Misere kann immer nur Bruchteile von ihnen zerstören, wenn sie überhaupt etwas übrig läßt. Ein mäßiges Bild mag nur unter günstigsten Bedingungen den Schein seines Wertes bewahren. Ein vollendetes wirkt noch, wenn es durch Löcher entstellt ist. Es ist als gäbe die Kraft des Genius, der es erfand, noch nach hunderten von Jahren den zerstückelten Teilen die Gabe, sich wieder zusammenzufinden. Unsere Einbildung mag zuweilen den Werken in Ruinen gehorsamer sein, als wenn sie sich im vollen Besitz ihrer Schönheit zeigen.

Unter den Großen, die Tizian folgten, ging Poussin den Weg des Einsamen. Alle anderen lösten die Form auf, die der Meister hinterließ, indem sie die Fläche bereicherten. Tintoretto belebt den Umriß und die Farbe, Greco und Rubens bereicherten die Materie. Sie erschlossen sich dabei unübersehbare Strecken des Reichtums der Darstellungsmöglichkeiten. Ihr Weg ist Eroberung, aber es fehlt neben den Trophäen nicht an rauchenden Trümmern. Die Seele Poussins, des Freundes der Idylle, hatte keinen Raum für Eroberungsgelüste. Es war Frieden in ihr. Die Kunst bot sich ihm nicht wie der Hebel, mit dem ein Michelangelo die Welt umstürzte, sondern wie ein Fest, wie der Parnaß, den er gemalt hat, dem die Menschen alle lichten Eigenschaften der Menschheit zutragen, um die Harmonie zu feiern. Wie alle Fürsten, denen nur an den Segnungen des Friedens liegt, fehlt ihm das scharfe Relief; er erscheint von weitem unpersönlich, und das verzeiht die Welt der Kunst noch schwerer, als die andere. Doch wurde er seinerzeit von den Erleuchteten seiner Epoche hoch geschätzt, und vielleicht gibt es keine Zeit, die mehr Grund hat, sich ihm zu nähern als die unsere, die nichts Höheres als die Persönlichkeit kennt und in ihrer Begeisterung gern vergißt, nach dem Wert persönlicher Leistungen zu fragen. Je mehr Menschen auch die Welt kennen, desto gleichförmiger wird die Menschheit. Und da keine Absonderlichkeit unserer Tage allein bleibt und dem Los entgeht, zum Dagewesenen zu werden, richtet sich das Streben oft nur noch auf die Seltenheit des Falls. Persönlichkeit war Goya. Die Mannigfaltigkeit

der Offenbarung ging ihm über die Tiefe. An Unruhe kommt keiner ihm gleich. Doch, wie kahl erscheint er, wenn man der verwirrenden Unruhe seiner Vielseitigkeit widersteht und aus der Masse das Wesentliche aussucht! Und was wäre aus diesem Riesentalent geworden, wenn er mehr Stetigkeit, mehr Ruhe besessen hätte, wenn es ihm eingefallen wäre, seine Persönlichkeit auf weniger persönliche Art zu bestätigen!

Während alle anderen Nachfolger Tizians stürmisch vorwärtsschritten, wandte Poussin die Augen zurück zu dem ehrwürdigen Heiligtum, aus dessen Ruinen das Neue entstanden war. Keine Spekulation trieb ihn, keine Theorie. Er liebte die Antike. Er fand in ihr, was Michelangelo entgangen war und was der beschaulichen Seele des Lyrikers die Flügel löste: die Idylle. Oder vielmehr, er trug die Idylle und zwar seine eigene, in die Antike hinein. Die Nuance ist wichtig. Denn sie bestimmt den positiven Drang seines Elektivismus zum Unterschied von vielen anderen Klassizisten dreier Jahrhunderte, die nichts zu geben hatten, die nur der Nutzen der Antike nach Italien trieb. Poussin liebte die Antike, aber war frei von aller Verliebtheit in bestimmte Formen ihrer Welt. Seine Lyrik war stärker als die Sehnsucht des Liebhabers, stark genug, sich die Illusion einer Antike zu bilden, der die wirkliche nur als Anreger diente. Er ersetzte nicht wie die unklassischen Klassizisten die fehlenden Glieder der Fragmente, sondern erfand eine Welt, die antiken Geist zu beherbergen vermochte. Und diese Welt ist nicht griechisch oder römisch, sondern gehört zu uns, in die Aera, die mit Tizian und den anderen großen Geistern beginnt. Sie ist zu reich, um sich mit Bildhauer-Formen zu begnügen, zu weit, um die Illusion des Raums entbehren zu können, zu voll von Geheimnissen, um des gestaltenreichen Unterschieds zwischen Schatten und Licht entraten zu können. Sie ist so modern, daß ein Corot im Schatten ihrer Bäume geboren wurde.

Und doch reicht sie in unserer Vorstellung bis zu den Alten. Der getreue Kopist der Aldobrandinischen Hochzeit griff zuweilen zu primitiven Mitteln, um sich der Einfachheit der Alten zu nähern. Der Parnaß im Prado gleicht in vielen Details einer antiken Freske. So z. B. scheinen die Augen der vielen Gestalten wie auf den Fresken gemalt. Doch wäre man nicht wenig erstaunt, wenn man wirklich das Bild in den Saal der Fresken nach Neapel brächte. Das Primitive würde sich dann immer erst als ein relativer Begriff im Vergleich zu reicheren Werken Poussins ergeben, ohne den Unterschied zwischen dem Handwerkertum der Alten und der Malerei Poussins sonderlich zu verringern. Man würde diesen relieflosen Auftrag als ein mit vollem Bewußtsein gewähltes Mittel erkennen, um der erlauchten Versammlung den allein möglichen Grad von Realität zu geben. Vielleicht ist der Takt größer als die Kunst. Doch war dem Bilde, das im Lebenswerke Poussins den bescheidenen Platz einer Improvisation einnimmt, nichts nötiger als diese Gabe. Sie genügt, um diesen Parnaß weit

über den sehr viel berühmteren des Vatikans zu stellen, den Poussin nicht ohne Nutzen betrachtet hat. Raffael hat mehr aufgeboten, um weniger zu erreichen. Die Sucht, wahrscheinlicher zu sein, gibt seiner Illusion geringere Realität. Poussin kommt auf einem Umweg der Natur näher, ohne das notwendig Ungreifbare des Motivs zu verkennen. Raffael, der sich nicht weniger zur Antike hingezogen fühlte, übertrug die Freske auf eine viel zu wenig naive Anschauung, die sich um so entschiedener von den alten Vorbildern trennt, als sie sich derselben Technik, der Freske, bedient. Er perfektioniert nur eine Methode, nicht die Zwecke. Poussin bleibt der Antike näher. Man mag darin nur ein besseres Erfassen eines Vorbildes sehen. Schon die Tatsache, daß wir keine Differenz zu seinen Ungunsten zwischen diesem Parnaß und einer antiken Freske bemerken, spricht für den positiven Kern seiner Gelehrigkeit. Er steigerte den Reiz des Vorbilds innerhalb der ihm, dem Staffelei-Maler, gegebenen Steigerungsmöglichkeiten, raubte der luftigen Leichtheit der Motive, die Raffael beschwerte, nicht nur nichts, sondern vergrößerte sie mit seinen unvergleichlichen Tönen. Er beschränkte sich vielleicht nur auf die Aufgabe, das Gefundene vom Zufälligen zu befreien. Schon dadurch gelang ihm, es zu veredeln.

So ist seine Rolle auch Tizian gegenüber. Er macht den Venezianer durchsichtig, daß man durch Tizians Bilder hindurch die Antike wieder erblickt. Es ist nicht leicht, ihm, ohne zu schwanken, neben Tizians Bacchanal treu zu bleiben. Es wäre auch dann noch schwer, wenn das Poussinsche Bacchanal im besseren Zustand und am besseren Platz wäre. Tizian ist in allen Bildern dieser Art unwiderstehlich. Man jubelt jedesmal aufs neue vor dem Londoner Bilde mit der Ariadne. In der trübseligen Londoner Nebelstimmung, die alle melancholischen Gedanken weckt, fühlt man sich plötzlich von einem jungen Menschen mit blitzenden Augen angeguckt. Unsinn! komm heraus! Mit einer Stimme, daß man muß, ob man will oder nicht, in der hundert unvorhergesehene gute Nachrichten stecken, daß plötzlich alles, was ganz verfahren war, ins schönste Geleise kommt und man die alten, gravitätischen Beine förmlich zappeln fühlt, um mitzutun. Dann läuft man hinaus auf die Straße mit der phantastischen Hoffnung, einen Freund oder einen, der es werden könnte, zu finden, nickt den braven Policemen in den dicken Hüten und langen Röcken wie richtigen Menschen zu, stürzt in einen Keller mit künstlichem Licht und glaubt sich im Himmel und ißt und trinkt den entsetzlichen Londoner Fraß wie Nektar und Ambrosia. London müßte hundert Tizians haben, an jeder Straßenecke einen oder zwei, dann wäre es auszuhalten. Bei einer solchen Gelegenheit bin ich mal nach Dulwich gekommen, und als ich mich genug unter beinahe grünen Bäumen und beinahe blauem Himmel herumgetollt hatte mit einer Engländerin, die ich beinahe verführt hätte, ging ich als treues Gewohnheitstier in die Dulwicher Galerie und sah die Bilder Poussins. Sie gefielen mir nie so gut wie an dem Tage, ich

hätte etwas anderes nicht sehen wollen, und es war sicher der blitzende Junge daran schuld und alles, was folgte. Es gehörte meine Müdigkeit dazu, die Ausscheidung gröberer Sinne. Seit dem Tage kenne ich die beste Zeit Poussins. Er ist nichts für die Morgenstunde des Genusses. Die frische Phantasie wird immer Tizian vorziehen. Ihr behagt die derbere Realität, die in einem Blick übersehbare Schönheit der Komposition, in der sich Vitalität und Grazie das Gleichgewicht halten; sie bekränzt das Erschaute mit den Blumen ungeschwächter Einbildungskraft. So denkt man sich ein Bacchanal, mit einem in süßer Erwartung hingestreckten Frauenleib, in dem der Schlaf die Üppigkeit des Erlebten fortsetzt, mit tanzenden und gelagerten Paaren, die sich alle Mühe geben, paradiesische Zustände zu erreichen, mit dieser vor Lust überschäumenden Gesellschaft, die nur die vollendete Kurve des genialen Komponisten zusammenhält.

Ich gestehe, daß mir der Poussin lieber ist. Ich habe es im Anfang für meine Vorliebe für Nachmittagsstunden genommen, für eine Geschmackfrage, über die nicht zu diskutieren sei. Ich habe mir vorgehalten, daß es unrecht sei, aus einem Unterschied der Motive einen Unterschied der Werte zu folgern, um so weniger recht, als Poussin nach Tizian kam und offenbar den Vorgänger benutzt hat. Aber ich will auch nur bedingungsweise den einen über den anderen stellen, nämlich nicht Poussin über Tizian, sondern das Bacchanal des einen über das des anderen, wobei zu bedenken ist, daß das eine Bild für Tizian einen Tropfen im Meer bedeutet, das Bacchanal des anderen Poussin nahezu erschöpft.

Es ist nicht der Unterschied zwischen Morgen und Abend, wohl aber der zwischen Kraft und Kultur. Und ich möchte unter Kultur nichts Schwächendes verstehen, nichts was im entferntesten dem gefälligen Pflaster gleicht, mit dem man heute eines Künstlers Blößen zu bedecken pflegt. Ich meine die Weisheit eines ganz klaren und harmonischen Menschen im Gegensatz zur strotzenden Stärke des siegreichen Barbaren. Barbar ist ein starkes Wort für die Umsicht eines Tizian, der den Rhythmus dieses Bacchanals erfand. Aber ich weiß kein anderes. Alle unsere Bezeichnungen sind relative Begriffe, die immer eines Gegenbegriffs bedürfen, um verstanden zu werden. Tintoretto ist die Vornehmheit und Würde selbst, wenn man Tiepolo als Gegensatz nimmt, und erhält selbst einen Anflug des Tiepolohaften, wenn man ihn Giorgione gegenüberstellt. Und Tiepolos schauerliche Entgleisungen im Prado sind immer noch nobler als gewisse Goyas. So erscheint die Bewegung im Bacchanal Tizians gewaltsamer, einer primitiveren Sphäre angehörend als Poussins stillere Wirkung. Nicht die Kraft triumphiert in Tizian, sondern die Einfachheit des Motivs, die der Deutung sofort die unverkennbare Richtung vorschreibt. Sein Bacchanal ist nur Orgie, sinnliche Lust. Es gibt eine Gemeinsamkeit zwischen dieser Sinnlichkeit und dem Leben des Rubensschen Bauerntanzes. Nur benehmen sich die Menschen in dem Bacchanal graziöser, sie haben gebildetere Formen als die vlämischen Be-

trunkenen, die sich ganz ihrer Bestialität überlassen und als Tiere ihre Schönheit wieder erlangen. Und der Trieb zu dieser Bildung kommt von der Antike her. Da haben sies gelernt, so wie man in Brüssel den Geschmack der Pariser lernt. Es bleibt ein nordischer, harter Akzent zurück.

Es ist etwas Nordisches an dem Tizian, etwas Unantikes. Die Empfindung, die darin mit Recht einen Nachteil, eine Störung der Harmonie erblickt, ruht in den feinsten Fältchen der Seele. Sie wehrt sich gegen das Fortissimo der Szene, gegen den Naturalismus dieser Körperlichkeit. Das Plastische der Gruppen scheint ihr zu simpel. Die Empfindung durchläuft zu schnell die angeschlagene Skala. Ein echter Venezianer hat das gemalt, man freut sich über die Aufrichtigkeit einer Persönlichkeit, die ihre Herkunft nicht verschweigt. Aber diese Anerkennung beschwichtigt nicht, was wir daran neben dem anderen Bilde entbehren. Poussin kommt aus einer größeren Welt. Sie läßt sich mit keinem geographischen Begriff bezeichnen. Sie ist größer als Venedig. Nicht weil Rom, Poussins zweite Vaterstadt, größer als die Lagunenstadt ist. Der Geist des Poussinschen Bildes geht weit über Rom und Italien hinaus. Er färbt sich nicht mit dem grellen Lokalton der römischen Antike. Nie sah Rom das zierliche Spiel solcher Reigen. Der Utilitarismus des Cäsarengepräges verbannte die holde Einfalt solcher Hymnen an die Natur. So, meint man, haben die Götter Griechenlands ihre Orgien gefeiert. Doch ist das Bild so frei von jeder Nachahmung griechischen Wesens wie der Tizian. Die Illusion wird von keiner archäologischen Floskel getrübt. Die Weichheit dieser Körper enthält die Linien der Vasenbilder, aber sie besteht nicht daraus. Sie enthält sie wie der Urenkel die Züge des Ahnen, vermischt mit anderen, wiederbringt, und noch verschwiegener. Verschwiegener und deutlicher zugleich. Poussin ist kein Abflauen der Schönheit, die zweitausend Jahre vor ihm die Welt beglückte. Ein seltenes Schicksal vereinte mit diesem Geist, der sich der Begehrlichkeit seiner Epoche zu erwehren wußte, einen seltenen Maler, dem alle Geheimnisse seiner, den Griechen fremden, Kunst die Überlegenheit des Klassikers über den Venezianer gaben. Sein Bacchanal vermeidet alle Höhepunkte. Es ist nicht die Episode eines wilden Tages, sondern die normgewordene Glückseligkeit. Man begreift, daß Poussin nichts anderes als diese Norm erfinden konnte, während Tizians Episode nur ein Tag seines hundertjährigen Daseins ist. Es war keine Erfindung, sondern ein Ausschnitt seiner Vorstellungen. So wie diese glückseligen Geschöpfe lebten, so lebte Poussin. Damit meine ich nicht, daß ihn immer solche zauberischen Gestalten umgaukelten. Er war kein Phantast, ich stelle ihn mir im Gegenteil als klugen Welt- und Menschenkenner vor. Man weiß, daß er den Dienst der Muse wie eine höhere Mathematik betrieb. Er wünschte der Kunst die Reinheit der Abstraktion zurückzugeben, die sie in den Zeiten der Antike besessen hatte. Sie sollte von keinem realen Vorgang erschüttert werden, sollte Spiel bleiben, dessen Reichtum allein den Ernst ihrer Schöpfung barg.

Der Reichtum beruht nicht auf der Anzahl der Figuren allein, die den Rhythmus in allen Nuancen weitertragen. Irgendeine Gestalt mit irgend einer des Bacchanals Tizians verglichen, zeigt reichere Formen, trotzdem sich keine in der Pose so exponiert wie die Hauptgestalten des anderen. In der ruhenden Bacchantin Tizians bereitet sich schon die Flachheit der Olympia vor. In ihrer Plastizität steckt eine gewisse Leere, bei der man den Reichtum der Töne späterer Epochen vermißt. Poussin treibt die Modellierung viel weiter. Es entstehen hundert Details, wo in Tizian nur glatte Fläche bemerkt wird. Und trotzdem diese viel weitere Ferne von dem Irdischen. Es ist, als ob er mit Luft modelliere und mit Sonnenstrahlen Farbe gäbe.

Madrid, den 13. Juli.

Ich habe oft gar nicht das Gefühl, in Spanien zu sein. Manchmal kommt mir die ganze Reise wie eine Fiktion vor. Ich bin ein Stückchen in Deutschland, ein Stückchen in London, in Petersburg und weiß Gott, wo sonst noch. Das heißt in den Bildern, die dort hängen und die mir lieb sind. Je mehr ich hier bin, desto mehr bin ich dort. Ich reise nicht in Spanien, sondern in Tizian, Rubens, Greco, Tintoretto, Poussin; in Menschen, die viel größer und merkwürdiger sind, als das größte und merkwürdigste Spanien. Diese Menschen sind Weltteile, während so ein Land wie Spanien allenfalls von hier bis da reicht. Ich frage mich, was Leute hier suchen und finden, die nicht den Spuren großer Menschen nachgehen.

Madrid, den 14. Juli.

Gestern bin ich zum zwölften Mal beim Stiergefecht gewesen. Das Dutzend ist voll und es ist keine Frage, daß es nicht das letztemal war. In den zwölf Stiergefechten, denen ich beigewohnt habe, bin ich jedesmal ein Stückchen mehr heruntergekommen. Zuerst waren uns die Logen noch zu nahe. Vorigen Mittwoch in Tetouan — man bedient sich dort billiger Pferde, die schon kurz bevor sie der Stier berührt, zusammenklappen — saßen Langhans und ich auf der dritten Reihe. Heute waren wir glücklich auf der untersten Bank, wo man bei einiger Chance ein paar Blutspritzer abbekommen kann. Gaona, der junge Mexikaner trat zum zweiten Male auf. Vorigen Sonntag hatte er sein Debut und einen beispiellosen Erfolg. Er spielte mit den Stieren wie mit kleinen Hundchen und traf jeden beim ersten Stich zu Tode. Heute sollte sich entscheiden, ob er Glück hatte oder wirklich das Wunderkind ist. Die ganze Creme des Stiersports, die sich übrigens, wie ich jetzt immer mehr erfahre, entgegen meiner früheren Meinung, auch heute noch zum Teil aus der geistigen Elite des Landes rekrutiert, war zur Stelle. Drei Schritte von uns saß der Dichter der spanischen „Elektra". Der ältere Kersting, der mit uns war, zeigte uns alle möglichen Koryphäen der Gesellschaft. Und ich konnte beobachten,

daß sie nicht aus Snobismus herkamen. Nach dem ersten Stier applaudierten Gelehrte und Künstler wie rasend und, als nachher der Präsident zögerte, den etwas milden vierten Stier aus der Arena zu weisen, waren sie genau so wütend wie irgendein Limpia Botas-Besitzer. Hilf mir der Himmel, mir ging es geradeso. Ich kämpfte nicht einmal mehr gegen das Laster. Wenn mir Jeanne klar machte, daß es ein eigentümliches Licht auf die Intensität meiner sonstigen Liebhabereien werfe, wenn ich mich so haltlos diesem blutdürstigen Schauspiel überlasse, fiel es mir kaum noch ein, mich zu verteidigen. Wüßte auch nicht, wie ich es könnte. Etwa mit der Ausflucht, mit der untreue Ehemänner ihre Frauen trösten, mit dem Mangel des Bewußtseins der Sünde. Ich bin aber höllisch bewußt bei der Sache und frage Kersting Löcher, um in alle Geheimnisse der Inteligencia torera einzudringen. Er hat schon einige hundert Stierkämpfe hinter sich und kennt sich aus wie ein Fachmann. Es ist auch nicht das Malerische, wie ich schon mal Jeanne vorgeschwindelt habe. Dieser ganze dekorative Kram interessiert mich nicht im mindesten. Sondern die Sache selbst, die ungeheuer nervenspannende Erwartung, ob es dem Mann gelingt, die Bestie so und nicht anders zu treffen, oder ob er aufgespickt wird. Ich schreie schon Bravo und zische wie die anderen. Es passiert mir nur manchmal, daß ich wie ein Wilder applaudiere, während um mich herum alles in eisiges Schweigen versinkt. Gaona war übrigens nicht so stark wie das letzte Mal. Spanien hatte dem Fremden einen der besten Madrilenen, Vicente Pastor, gegenübergestellt, der dem noch nicht zwanzigjährigen Toreador an Erfahrung überlegen war und alles aufbot, um von dem Neuling nicht verdunkelt zu werden. Gaona war nicht disponiert und litt unter dem Winde, der ihm die Capa ein paar Mal fast verhängnisvoll ins Gesicht schlug. Er hatte sehr große und unruhige Stiere. Beim letzten erhielt das vorigen Sonntag in den Himmel gehobene Wunderkind trotz der mädchenhaften Anmut seiner Bewegungen vom Präsidenten den ersten Verweis.

Die Presse nach solch einem Tage gibt einen Begriff von der Bedeutung des Stierkampfes. Wir haben heute den Vormittag verbracht, um die Kritiken zu lesen, und manches erscheint uns nun ganz anders als gestern. Ganz wie zu Hause, wenn man beim Frühstück die Erlebnisse der Premiere in der Kritik der Berufsleute verdichtet findet. Es gibt den positiven, optimistischen Kritiker, der im kleinsten Stier noch einen guten Gedanken findet; den feigen Kritiker, der den Leuten nach dem Munde redet und an intellektueller Lasterhaftigkeit leidet; den großen Unabhängigen, der den Nagel auf den Kopf trifft wie Vicente Pastor seinen dritten; den Mystiker, der zwischen Rindvieh und Menschen geheime Beziehungen endeckt; den ewig Unzufriedenen, der genau das für den Abschaum aller Tauromachie erklärt, was jedes brave Herz begeistert; den Nationalisten, der jeden Stier, der nicht den illustren Züchtereien entstammt, für ein schwindsüch-

tiges Scheusal erklärt; den Idealisten, Symbolisten und sogar den Übermenschen, der eine ganze Kritik zusammenschreibt, ohne daß man sich nachher klar wird, ob er sich oder den Ochsen gemeint hat.

Madrid, den 15. Juli.

Hans schreibt, das Bild sei fertig. Übermorgen werden sie hier sein. Wir wollen heute abreisen. Nun freue ich mich, eine Entschuldigung zu haben, noch zu bleiben. Es fängt an, warm zu werden. Man braucht den Schatten jedes Baumes, um zum Prado zu kommen, schleicht wie ein Verbrecher mit schwarzer Brille auf der Nase den Mauern entlang und vermeidet den großen Platz, um nicht von der Sonne gesehen zu werden. Das dicke schwarze Bronze-Sitzbild Goyas auf der Treppe des Museums glänzt wie ranziger Speck.

Gasset frühstückt bei uns. Er meint, Deutschland schade der Überfluß an ideologischen Momenten. Daher könne es von Frankreich nur Vorteil gewinnen, um das Gefühl für Wirklichkeit zu stärken. Daher sei bei uns die Propaganda für französische Kunst nützlich. In Spanien nicht. Spanien habe überhaupt nur eine Tradition, den Realismus, und müsse gedankliche Werte erhalten. Daher sei der Einfluß von Paris auf die jungen Madrilenen verderblich. Einen Maler wie Sorolla hindere die Beschränkung auf die Reize der Retina. Ich frage ihn, was er unter unseren ideologischen Momenten verstehe. Er exemplifiziert mit Böcklin und Wagner. In dem Maße, in dem er recht hat, wird das Problem kaum gestreift. Freilich mag in einem Lande, wo die Erzieher des Volkes noch mit der unheimlichen Anzahl von Analphabeten zu rechnen haben, dieser primitive Utilitarismus verzeihlich, vielleicht sogar heilsam sein. Aber er kann immer nur niedere Schichten der Entwickelung fördern, dadurch, daß er Widersprüche entstehen läßt.

Ein kompliziertes Verfahren. Einer Kultur, der man künstlich Widersprüche beibringen müßte, wäre wohl überhaupt nicht zu helfen. Ich glaube nicht an die realistische Tradition Spaniens. Sie hat in der Vergangenheit nichts Gültiges hervorgebracht und ist heute noch weniger potent. Böcklin und Wagner werden hier genau so absorbiert wie der belgische „Modern Style", dessen spanischer Schwester wir die denkwürdige Nacht im Park Guell von Barcelona verdankten. Der Erfolg kann immer nur negativ sein. Wenn wirklich solche Anreger nützen, ersäuft der Vorteil in der Überschwemmung, weil das Land zu trocken ist, um die Befruchtung ins Innere zu saugen. Böcklin kann hier nur hundert kleine Böcklins, Wagner hundert kleine Wagners erzeugen. Da wird die Belehrung der drei oder vier Widerstandsfähigen denn doch zu kostspielig. Notabene ist sie nicht mal nötig. Gasset weiß über unsere sogenannten ideologischen Herren Bescheid, und so gut wie er wohl auch die paar anderen. Man braucht aus keinem Märchenlande zu kommen, um das Schwemmvermögen dieses Deutschtums zu erkennen. Unsere sogenannten ideologischen Momente sind so

wenig gedanklicher Art wie Sorollas Reize der Retina, und die Vorstellung, es gebe eine mit den Sinnen und eine andere mit ideologischen Momenten gemachte Kunst, ist ebenso naiv wie die neudeutsche Anschauung meiner industriereichen Heimat, es gebe eine mit Soldaten und Geld gemachte Kultur, und eine andere Goethes. Das jeder vernünftigen Tätigkeit also auch der Kunst voranstehende Denken ist einem Sorolla ebensofremd wie einem Böcklinverehrer. Und beide sind gleich weit von solchen physiologischen Momenten entfernt, die dem Kunstwerk nützen. Der Böcklin-Mensch aus Prinzip, weil ihm physiologische Vorstellungen im Zusammenhang mit der Kunst schlechterdings unanständig erscheinen wie der deutschen Hausfrau die Benutzung eines gewissen Möbels der intimen Toilette; der Sorolla-Mensch, weil ihm über dem selbstgefälligen Spaß am Sehen das Schöpferische entgeht.

Madrid, den 17. Juli.

Hans und May sind angekommen; sie frisch wie ein Backfisch, er arg mitgenommen von der Arbeit in der Hitze. Während der Eisenbahnfahrt hat sie fortwährend zwischen zwei offenen Fenstern gesessen. Und vom Zug — la caresse de Dieu — hat er einen Schnupfen bekommen. Er liegt im Bett und sie legt Patiences auf seiner Bettdecke.

In Granada haben sie eine hübsche Geschichte miterlebt. Die berühmte Rafles-Truppe — immer dieselbe — gab auch im Theater von Granada mehrere Vorstellungen. Eine der Schauspielerinnen, offenbar die Soubrette, die mit Jeanne in einer Kabine übernachtete, hatte von früher her ein Verhältnis mit einem Andalusier niedriger Herkunft, der inzwischen Granada verlassen hatte. Sie ersetzte ihn durch den jungen und stattlichen Redakteur der Neuesten Nachrichten von Granada, mit dem Hans bekannt geworden war.

Eines Abends sitzen sie zusammen im Café. Da kommt plötzlich der Andalusier. Die Soubrette erbleicht und beschwört ihren Redakteur, das Lokal zu verlassen. Pepe sei ein reißendes Untier und habe ihr versprochen, ihr die Ohren des Menschen zu verehren, der sie zu einer Untreue verleiten würde. Der Redakteur denkt nicht daran. Laß ihn mal kommen! Ich werde es ihm besorgen.

Der reißende Andalusier setzt sich an einen Nebentisch. Je vous assure, unterbricht May, ce n'était pas drôle du tout. Il avait les yeux d'un tigre! Der Kellner fragt demütig nach seinen Befehlen. Der Andalusier bestellt sich eine Portion Schinken, aber ausdrücklich: ohne Messer! Der Kellner, dem die Situation bekannt ist, schlottert: Ohne Messer?

Der reißende Andalusier wirft ihm einen Blick zu — Non, je vous assure, sagt May, on l'aurait pris pour un ange descendu du ciel pour exterminer la race pourrie des hommes! Il était beau! — Nun also der schlotternde Kellner bringt den Schinken. Der Andalusier zieht ein Dolchmesser heraus — grand

comme ça — heißt auf spanisch „Matasuegra", Schwiegermuttertöter, — läßt es aufspringen — cela faisait trrrrr — und zerteilt dann, ohne eine Miene zu verziehen, das Fleisch. Vous pensez bien que je n'osais plus respirer. Die kleine Soubrette war einer Ohnmacht nahe, und Hans wurde es unbehaglich.

Da ruft auf einmal der Redakteur: Kellner!

Der Kellner, im großen Bogen um den Andalusier, schlottert an den Tisch.

Eine Flasche Champagner! aber ohne Korkenzieher!

Donnerwetter! sagt Jeanne.

Ah oui, ma chérie, lorsqu'il avait dit cela je croyais que l'autre allait éclater.

Der Redakteur sagt kein Wort. Wie man die Flasche bringt, zieht er einen Revolver heraus. Spannt ihn. Ça faisait tsic!

Donnerwetter! sagt Jeanne.

Und schießt, denken Sie sich, mit tödlicher Sicherheit den Pfropfen der Flasche ab.

Das ganze Lokal schreit Bravo. Der reißende Andalusier mit dem Schwiegermuttertöter verduftet — comme par enchantement. Der Redakteur gießt die Gläser voll.

Je vous assure, mes amis, jamais le champagne ne m'a fait tant de bien!

Escorial, den 18. Juli.

Gestern abend mit Langhans hierher. Hans und May sind in Madrid geblieben, weil er seine damals unterbrochene Kopie zu Ende bringen will. Es ist so kühl, daß wir Überzieher tragen. Auch in Madrid wurde es gestern Abend besser. In Deutschland sind 30° im Schatten.

Der Escorial ist ungefähr so, wie man ihn sich denkt. Grau, grau, grau. Recht melancholisch und bei aller Größe ein bißchen miserabel wie alle Melancholiker. Irgendwo steckt etwas Verkrüppeltes. In den zwerghaften verdrehten Schiefertürmen auf den großen Eckpfeilern, in der Kirche, einer versteinerten Peterskirche ohne Echo. Die übertriebene Echtheit des Materials bringt etwas Unechtes in den Bau. Woran es liegt, weiß ich selbst kaum. Das einzige Grün in der Nähe sind winzige, niedrig geschnittene Buchsbaumbeete, die gleichsam in den Stein des Bodens eingelassen sind. Auch ihre Echtheit scheint zweifelhaft. In den Fassaden viele Fenster, hinter denen Mönche sitzen sollen. Man sieht keinen einzigen. Vermutlich sind sie auch aus Stein. Alles in allem ein monumentales Krankenhaus, das Versailles für einen Philipp II., insofern erschreckend echt, eine Brutanstalt für finstere Träume. Man fühlt die phantastische Impotenz eines kranken Mönches.

Und eine Begräbnisanstalt. Wir kamen gerade zurecht, um in das Souterrain mitgenommen zu werden, wo Spaniens Könige liegen. Das Mausoleum ist mit

dem marmorreichen Komfort eines modernen Hotels ausgestattet. Schon die enge Treppe hinunter mit den Wänden und Stufen aus dunklem Marmor weckt die Vorstellung: Wir sparen Raum, aber kein Geld. Man glaubt, solche Treppen — ein wenig besser beleuchtet — in den Carltons und Bristols unserer Hauptstädte schon oft gegangen zu sein. Unten müßte sich ein elegantes Lavabo auftun. Da stehen die Särge. In engen aber eleganten Fächern übereinander; Marmorsärge, von denen jeder aufs Haar dem andern gleicht, jeder mit üppigen Bronzebeschlägen in dem bekannten berlinisch-amerikanischen Renaissance-Stil, jeder mit seinem Etikett von genau demselben Schriftcharakter: Philipp II., Philipp III., Philipp IV.... Jeanne stößt mich an: Karl der Fünfte! — Ja, wahrhaftig, auch Karl V.! Man hat das Imperator abgekürzt. Jeder weiß doch, was die Buchstaben heißen sollen, und so fügt sich der Kaiser der Typographie der Könige geschmeidig ein. — Vanitas Vanitatum! Wie gut hat euch, Fürsten, der pietätvolle Enkel verstanden! — Er übertraf eure entsagungsvolle Selbstdemütigung. Ihr gingt ins Kloster, tatet die Krone von euch, mischtet euch unter die gleichfarbigen Kutten der Mönche und saht in dunkler Zelle geduldig der Erlösung von eurer schmerzenreichen Menschlichkeit entgegen. Aber bliebt immer noch Fürsten, fühltet euch mehr denn je als Fürsten. Die freiwillige Dunkelheit ließ eure Würde wie eine magische Krone über euren Häuptern erstrahlen. Ihr glaubtet, Fürsten des Geistes zu werden, eine besondere Art von Königen. Auch diese letzte Sonderheit, die euch die höchste dünkte, kam euch abhanden.

Es sieht wie eine Apotheke aus, flüstert Jeanne.

Wahrhaftig, wie eine Hofapotheke.

Dann kommen die Räume für die Infanten und Infantinnen. Ein anderes Schema, diesmal weißer Marmor, eine Klasse geringer. Es kommen noch Unterabteilungen, dritter und vierter Klasse. In einem Saal ist eine Art Marmor-Karussell, eingerichtet; ein Dutzend Särge mit ihren zugehörenden Votivtafeln sind in einen Kreis eingebaut nach dem Modelle einer Marzipantorte. Man kann in dieser Beerdigungsanstalt wirklich alle Arten von Bestattung studieren und glaubt in einer Ausstellung zu sein: Ausstellung künstlerischer Ansichtssärge. Zwei oder drei Säle enthalten weiße Marmorgrüfte nach dem Schema der anderen, ohne Votivtafeln. Sie sind noch unbenutzt. Man sucht unwillkürlich nach dem automatisch beweglichen Schildchen: „Libre“.

Der Vorrat ist groß. Ob sie alle noch von richtigen Prinzen besetzt werden?

Escorial, den 19. Juli.

Das beste am Escorial ist das Postament, die weite Ebene. Man sieht bis nach Madrid und womöglich noch weiter. Lüneburger Heide mit winzigen Oliven, die in der Ferne wie Heidekraut aussehen, und gelben halbkahlen Flächen,

aus denen die krummen hellgrauen Wege ausrasiert sind. Am weiten Horizont ein paar bewegte Hügel. Wir haben unsere Zimmer im obersten Stockwerk des neuen Hotels. Englische Mansarden, aus deren Fenstern man hinaussieht wie in einen Guckkasten hinein. Gleich vor uns ist ein großer sauberer Platz mit grünen Bäumen. Über die Gipfel gleitet der Blick auf die Wipfel der Jardines del Principe hinunter und überfliegt dann die ganz langsam aufsteigende weite Ebene. Von unten herauf hat man den grauen Escorial mit dem Städtchen vor kahlen Bergwänden.

Die Ebene ist nicht das Gegenteil des Gebirges, sondern die Norm für unser Dasein. Große Städte ertragen nicht die Nähe hoher Berge. Nicht weil die Straßen sich nicht ausdehnen können. Die vielen Menschen würden übereinander herfallen, die vielen Gedanken, die vielen Feindseligkeiten, die wie wilde Tiere in die Menagerie eingesperrt sind, würden einander massakrieren. Wir müssen eine ganz artige bescheidene Natur vor uns haben, um die Artigkeit simulieren zu können, mit der wir miteinander umgehen, brauchen die Ruhe der Natur, um unsere Unruhe zu meistern. Unsere Gelüste bedürfen des leeren Raumes, um dünner zu werden. Ein Schneider wird im Gebirge zum Poeten. Wie würde es den anderen Berufen ergehen, den Polizeidirektoren, Zeitungsschreibern und Kunstprofessoren! Die Börse müßte zur Irrenanstalt werden, in den Köpfen der Philosophen würden die Systeme wechseln wie heute die Kurse der Kuxe, die Götter würden sich wie Kaninchen vermehren, und es wäre selbst einer treuen Armee nicht möglich, die Existenz des Monarchen zu schützen. London ist nur in seinem bügelbrettartigen Gelände denkbar, Berlin nur neben Lichterfelde — gibt es eine bessere Lage für eine Soldatenfabrik? — Rom verdankt der Campagna seine Weltmacht, und Peter der Große wußte, was er gegen die Nihilisten tat, als er seine Kapitale in eine Wüste baute. Die Pariser tragen zeitlebens an der Koketterie ihrer Umgebung, und ich bin sicher, daß die österreichische Monarchie nur deshalb nie zur Ruhe kommt, weil die Wiener den Kahlenberg haben.

Die Ebene bändigt die Massen, der Persönlichkeit löst sie die Flügel. Unsere größten Geister hat der Blick auf weite Ebenen zur Klarheit geholfen. Das Denken wird reiner und allgemeiner. Es verliert die zufällige Form, wird monumental, von allen Seiten sichtbar. Böcklin hat nie den Schweizer überwunden, und Leibl verhärtete im Gebirge. Nietzsche ging in Sils Maria zugrunde. Wir brauchen die Ebene, um unsere Werke als Berge hineinzubauen. Wir bevölkern sie mit unseren Gestalten, und der weite Blick erlaubt uns, jede einzelne im Auge zu behalten. So entstand das Objektive persönlicher Kunst. Eingesackt zwischen reizenden Hügeln blieb Florenz immer auf die Primitiven beschränkt. Orvieto und Siena sind steile Festungen mittelalterlichen Geistes. In den Klüften der Alpen nistet der Aberglaube, und Schiller hatte Unrecht: auf den Bergen ist Unfreiheit. Die weiten Lagunen lichteten der Malerei den

Weg ins Freie. In dem Garten Flanderns blühte sie weiter. Aus dem Flachland Hollands wuchs ihr Größter empor.

Es war vielleicht kein kleinlicher Pietismus, was Philipp II. trieb, seinen Escorial in diese Einsamkeit zu bauen, mit der weiten Terrasse, zu deren Füßen sich die grenzenlose Ebene ausbreitet. Seine kranke Gestalt erhält hier fast den Umriß der Größe. Wir sind zu seiner Silla gegangen, dem Felsen jenseits des Klosters, von dem aus er das Wachsen des Klosters verfolgte. Das einzig Fatale daran ist, daß ein unsäglicher Schinken unserer Nationalgalerie den Vorgang verewigt hat. Philipp hatte kein Glück. Die Trödlerhand eines spanischen Malers unserer Zeit rächte an dem König den größten Geist seines Landes, dem er die Anerkennung schuldig blieb. Der Fluch der Könige baut den Künstlern Ehren. Heute preisen wir Philipps Torheit. Ihm verdanken wir, daß Grecos größtes Werk nicht in einem dunklen Winkel der traurigen Kirche hängt, sondern in all seiner Schönheit offenbar wird.

Die Instinkte der Könige gleichen sich wie ein Haar dem anderen. Der Beruf färbt auf sie ab wie jeder bürgerliche Beruf des Menschen. Man erkennt einen Monarchen wie man einen Gymnasiallehrer, einen Kanzleirat oder einen Dichter erkennt. Es steht ihnen an der Stirn geschrieben. Gleich am ersten Tage erinnerte mich die Kirche an etwas wohl Vertrautes. Nicht an die Peterskirche. An die wollte Philipp II. erinnern. Die Dinge, an die ein König erinnern will, pflegen immer böse zu werden, sobald der Monarch verblichen ist und nicht mehr befehlen kann: an dich will ich erinnern. Corcos, der unsterbliche Venezianer, der den Kaiser mit der Büste Friedrichs des Großen im Hintergrunde malte und dafür mit der Accolade belohnt wurde, verstand die Sache. „Ick sein nix Maler", sagte er mir bescheiden, als ich die Stiefelwichse seines Kaiserbildnisses lobte, „ick sein nix Künstler, ick sein Schwein. Aber ick verstehen eure Kaiser."

Nicht an die Peterskirche erinnert der Dom des Escorial, sondern an die Berliner Kathedrale. Natürlich nur ganz von fern, so wie die Begräbnisanstalt unter der Kirche ganz von fern an das Hotel Bristol erinnert. Es kommt immer nur auf den Geist an, und der Geist ist derselbe. Oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Ungeist dieser Bankierpracht, die in den hohlen Raum gewollter, nicht empfundener Größe diesen Altar aus Porphyr und Bronze einbaut, so als wäre er vorgestern hineingesetzt und würde übermorgen wieder weggenommen, mit der unglaublichen Menge von Stein und Metall, die ganze Berge von Erz und Marmor verschlungen haben muß und trotzdem klein ist wie eine Visitenkarte. Alles ist unglaubliche Kleinheit daran, selbst die hübsch ziselierten Fürstengruppen Leonis in den Seitenwänden zwischen den Säulen; Kleinplastik in Lebensgröße. Man kann sie sich in der Rue de la Paix in einem schicken Galanterieladen denken.

Wie begreiflich ist der Könige und Kaiser Abneigung gegen große Künstler. Sie müssen ohne Krone zu herrschen vermögen, also selbst große Künstler sein, um den Künstler neben sich zu ertragen. Nichts geißelt boshafter die Ohnmacht der Gekrönten, als daß eines genialen Menschen Augenblickseinfall, ein unsichtbarer, ungreifbarer Gedanke all ihre Pracht, all ihre über Millionen gebietende Macht mit Grazie beiseite räumt wie ein Kind mit Zeigefinger und Daumen einen toten Fliegenleib wegschnellt. Diese Kirche wäre etwas, wenn Greco daran gerührt hätte. Philipp II. wollte nicht. Er wies für das treue Ultramarin, mit dem der Grieche sein Bild malte, die Kosten an, aber verwarf das Gemälde. Er hätte noch vielmehr bezahlt, Greco konnte sein geliebtes Ultramarin zentnerweise verwenden; nur nicht etwa Geist damit machen, etwas Höheres als Ultramarin. Könige wollen für ihr Geld etwas haben, viel Ultramarin für viel Geld oder wenn die Zeiten schlecht sind, viel Stiefelwichse für etwas weniger Moneten. Und so kommt es, daß jeder Dachstubenbewohner von oben auf die Straße hinabsehen kann, wo die goldenen Wagen mit den goldenen Püppchen fahren.

Nein, es ist gut, daß die Mauritiuslegende nicht hier hängt, auch wenn das Bild den Millionen, die der fromme Fürst für die Kirche spendete, reichliche Verzinsung gegeben hätte. Es hätte nicht hergepaßt. An der neutralen Wand des Kapitelsaals ohne anderen Rahmen als den seiner eigenen Welt ist es besser untergebracht. Aber es ist gut, daß es überhaupt im Escorial ist, nicht wo anders. Es paßt in dies graue, dumpfe Gebäude über der weiten Ebene. In dieser Einsamkeit werden seine Farben noch reicher, der Ernst der Gestalten noch gebietender, und man glaubt, jedes Teilchen mit der Kraft zu empfinden, mit der es der Meister schuf. Wie eine Kantate von tausend Sängern, die in schweigender Mondnacht zum Himmel steigt.

Escorial, den 26. Juli.

Der Escorial wechselt sein Gesicht wie der Mond. Anfangs, als wir herkamen, war es die Residenz Philipp II. Wir sahen immer nur den hageren kranken Mann mit dem bleichen Gesicht unter dem spitzen Hut und gefielen uns, das Gebäude mit übriggebliebenen Brocken der Geschichte Spaniens zu tapezieren. Wir suchten uns auszumalen, wie dies und jenes gewesen war oder gewesen hätte sein können. Jeder reist mit seinem Stückchen Romantik. Jeanne, die am wenigsten davon hat und noch dazu noch weniger von der spanischen Geschichte weiß als ich, hatte einen ganz interessanten Philipp II. fertig; die Kombination einer bis zum Grotesken getriebenen Lasterhaftigkeit mit idiotischer Gottesfurcht — eine Spitze auf Mays frommes Gemüt. Dabei sehr grausam, und, wie ich gelegentlich entdeckte, nicht Nachfolger Karls V., sondern Karls des Großen. Die Landschaft paßte dazu. Sie war trübe und traurig, obwohl die Sonne alles aufbot und der blaue Himmel das heiterste Antlitz zeigte. Das

Spiel der Kinder auf dem Platz vor der mächtigen Front schien uns krasse Ironie, und das Weiß der Kleider der hübschen Mädchen, die hier abends kokettieren, hatte etwas Indezentes. Ging das geringste kleine Lüftchen, so hörte man den Sturm um die Zelle des Unglücklichen rauschen und sah den Einsamen verstört aus seinen Träumen auffahren. Jeanne äußerte sogar ein gewisses Mitleid, das ihr im allgemeinen abgeht.

Nun ist der interessante König längst abgesetzt. Wir würden eher auf die Idee kommen, uns von Ramses II. zu unterhalten als von diesem Philipp. Es fällt uns nicht im Traume ein, uns auszumalen, wie etwas war oder wie es hätte sein können, wir halten uns an die Wirklichkeit. Die Sonne scheint. Zum blauen Himmel steigen frohe Gedanken hinauf. Der Wind wird dankbar als Linderer der Wärme erkannt, ein Gruß der Kühle, die das Bild umgibt. Die kleinen Mädchen, die Arm in Arm in Reihen auf dem Platz stolzieren und die Augen, wenn sie vorbeikommen, mit dem Mechanismus einer Reihe von Puppen nach rechts nehmen, sind keine grausame Ironie, sondern scheinen mir recht zutunliche Geschöpfe, und der große graue Kasten, das Krankenhaus mit den unsichtbaren Männchen, ist der Palast eines ganz sichtbaren Geistes, der ist und immer sein wird. Der neue König hat alle Frommheit, die wie die Pest in den Mauern steckte, ausgetrieben und nimmt lächelnd unsere Gebete entgegen. Sie sind inbrünstiger als alle Litaneien wackelnder Pfaffenlippen.

Escorial, den 28. Juli.

Hans, der gestern angekommen ist, meint, es sei, um den Moralischen zu kriegen. Ja doch, den habe ich auch gehabt. Wie oft habe ich ihn schon auf dieser Reise gehabt. Wenn man all den Unsinn ausstreichen könnte, den man vorher über dieses und jenes gedacht und geschrieben hat. Aber dieser Moralische ist ersprießlich. Schließlich malt man Bilder, nicht um anderen, sondern um sich selbst Spaß zu machen, und schreibt Bücher, nicht um zu belehren, sondern um Dummheiten loszuwerden.

Ich habe Greco ebensowenig dieses Bild zugetraut. Man wird das wohl überhaupt keinem Menschen zutrauen. Es ist beinahe der Anfang seiner Laufbahn und es scheint, daß man nur so aufhören könnte. Man leidet zuerst unter dem Eindruck, weil man ihn nicht begreift. Mir ist es so lange so gegangen. Ich sah das Bild wie man es in der Photographie sieht, wo nur das Unwahrscheinliche der Situation bemerkbar wird, und spornte mich gewaltsam an, es abzulehnen. Die Verirrung eines genialen Draufgängers, sagte ich mir, doppelt verzeihlich in Stadium der Entwickelung, beinahe notwendig. Eine Art Massacre oder Sardanapale eines Delacroix. Das Gebäude eines kühnen Baumeisters, der das Unmögliche will. Es hätte so gut in die Biographie gepaßt. Man kämpft mit diesem Bilde. Mir ging es so, daß ich jeden Morgen die Erklärungen, die

ich mir abends, fern von dem Bilde, ausgedacht hatte, als lächerliche Ausflüchte bekannte. Das Bild stand wie ein Geist, auf den man mit Pistolen schießt, vor mir. Meine Einwände kollerten auf dem Boden herum und machten überflüssigen Lärm. Einmal hatte ich die Perspektive erwischt. Wie konnte man mit diesen Mitteln, mit einer unbeschränkten Wissenschaft hier einen Haufen von Menschen über Lebensgröße darstellen und hart daneben einen anderen Haufen von Menschen, die nicht halb so groß sind. Als ich das glücklich hatte, empfand ich fast eine diabolische Freude und lief den andern Morgen punkt acht Uhr hin, trat vor das Bild, als wenn ich ein preußischer Museumsdirektor wäre und hatte schon die mitleidige Anrede fertig. Aber das Wort blieb mir im Halse stecken. Nun ja, die Perspektive war immerhin gewissermaßen da. Merkwürdig, ich hätte darauf geschworen, sie wäre nicht da. Ich hatte die vier Hauptgestalten im Geiste schon geköpft wie die beiden Leichen auf dem Boden liegen gesehen. Sie standen unerschütterlich. Die anderen traten ein wenig zurück und standen tiefer als die Hauptgruppe. Ich wollte mindestens versuchen, die Stellung merkwürdig, wenn nicht auffallend zu finden. Nun ja, auffallend war das Ganze. Nicht jedem fiel so etwas ein; höchst auffallend, daß sich die Gestalten der Hauptgruppe in der Dekapitationsszene wiederholten; sehr wenig realistisch. Aber es wäre albern gewesen, ihm vorzuwerfen, daß er aus einer gegebenen Tradition die Erlaubnis zu dieser genialen Benutzung gewann. Ein anderes Mal schlich ich mit dem Argument hin, die Massen seien nicht equilibriert. Das gab mir eine gewisse Haltung. Die Perspektive mochte sein wie sie wollte, das hatte ich auch garnicht so gemeint. Aber das Gleichgewicht der Massen! eine Forderung, an der sich nicht rütteln ließ. Dieser gute Mann versuchte die Assymetrie ein paar Jahrhunderte zu früh. Er hatte nie etwas von den Japanern gesehen, geschweige von Degas. Das Bild mußte rutschen. Das Übergewicht der Hauptgruppe ließ sich nicht mit den kleinen Figuren, wahren Embryos, auf der anderen Seite ausgleichen. Er hatte es mit der Menge versucht: Vier oder fünf Menschen hier, ein paar Dutzend dort. Aber hatte vergessen, daß auch tausende von winzigen Menschen nicht genügten, um diese überlebensgroßen Gestalten zu balancieren. Diesmal durchschaute ich ihn. Wieder stand ich in aller Frühe auf, beinahe hätte ich mir meinen schwarzen Rock angezogen. Ich trat vor ihn wie ein deutscher General, der eine Kunstausstellung eröffnet. — Ach so, die Engel! an die hatte ich nicht gedacht, ich hatte sie vorher überhaupt nie mit Bewußtsein gesehen. Es lag an den Engeln. Gewiß, wenn die Engel, diese Masse von Gestalten, gerade oben in der linken Ecke nicht gewesen wären, dann wäre unten alles drunter und drüber gegangen. Soviel stand fest, das Bild rutschte durchaus nicht. Es rutschte so wenig wie ein Wald von Steineichen. Ich entfernte mich etwas beschämt und sah von der Tür, wo man am weitesten von dem Bild entfernt ist, nochmal zurück. Selbst von hier behielt das Bild das Waldartige.

Schließlich gab ich meine Argumente auf, ließ mich treiben in dem Wonnegefühl der Überlegenheit eines anderen. Die Schönheit wurde immer größer, gewaltiger, zu einem Ozean, auf dem ich, ein Schiff ohne Masten, widerstandslos trieb. Die Ufer verschwanden. Ich sah nur nach dem Himmel über mir. In den Wolken musizierten die Engel.

Escorial, den 1. August.

Wenn man wählen müßte, würde ich natürlich den Mauritius für den besten Greco erklären, weil ich ihn für das schönste Bild der Menschheit halte. Hans und ich brechen Lanzen gegen Langhans für Rembrandt. Die Nonchalance dieser jungen Menschen in Paris im Einsetzen und Absetzen ihrer Götter, ist Zynismus. Greco — das geben wir ihm zu — steht gleichberechtigt neben Rembrandt. Beide teilen sich in die Welt. Man kann sie nicht gegeneinander ausspielen, am wenigsten auf Grund moderner Farbenjurereien. In der Rembrandtverehrung dieser jungen Pariser spricht immer der geheime Ärger mit, daß sie keine unmittelbar praktischen Malervorteile von Rembrandt haben können. Sie dürfen sich nicht zu eng mit ihm einlassen, um nicht ihre teuren Palettenscherze aufs Spiel zu setzen, und halten sich fern von ihm wie weißbeschürzte Bäckerjungen sich vor dem Schornsteinfeger in acht nehmen. Rembrandt hat eine Welt gemacht, Greco eine andere. Man kann nicht diese Welten miteinander vergleichen, nur die Art und Weise, wie sie zustande kommen, kontrollieren, und ob der eine tiefere Dinge von seiner Welt zu offenbaren hatte als der andere. Ihre Subjektivität kann untersucht werden. Beide sind bis an die Grenze menschlicher Vorstellungen gegangen. Sie haben alles gesagt und haben es vollkommen gesagt. Es bleibt nur der Unterschied der Sprache übrig, über den nicht zu diskutieren ist. Ich kann einem Deutschen nicht vorwerfen, sich weniger elegant als ein Franzose auszudrücken.

So reden wir vor Langhans. Wenn wir aber unter uns sind, reden wir eine Nuance anders. Es ist nur eine Nuance. Aber ich hätte vor einem halben Jahre eher geglaubt, Feueranbeter zu werden, als meiner Verehrung Rembrandts diese Nuance zuzusetzen. Doch, er verliert etwas von seiner Unnahbarkeit neben Greco. Wohl steht er neben ihm. Wohl bleibt die Tiefe seiner Anschauung, die Macht seines Willens ungeschwächt. Aber in der ganz lichten Atmosphäre Grecos sehen wir deutlicher die nordische Häßlichkeit, durch die sich unser Heros durcharbeiten mußte, sehen wie einen grotesken Haufen die ungeheuerliche Masse von Vorurteilen, die er sich erst vom Leibe schaffen mußte. Das beschwert sein Profil. Wir haben größere Mühe, den Umriß seines Ideals zu entdecken. In der Stille, die den anderen umgibt, hören wir vernehmlicher den keuchenden Atem des Arbeiters unserer Zone, der im Schweiße seines Antlitzes um seines Volkes höchste Offenbarung rang. Die Not dieses Werdens hat tiefe Rinnen in das Antlitz des Greises gegraben. Was hat ihn das Licht gekostet! In seiner

Finsternis dünkte ihn die Sonne, die Welt selbst zu sein. Er begann damit, sie mit der Laterne zu suchen, freute sich in enger Kammer am Scheine der Kerze, die den Gestalten gespensterhaftes Ansehen verlieh. Was hat er gerungen, bis der Apparat der Belichtung von seinen Erscheinungen wich, der selbst manchen reifen Werken noch das Gekünstelte des Anfängertums läßt, bis es licht in ihm wurde. Was hat ihn die Reife gekostet! Er steht neben Greco. Die Götter haben dulden müssen, daß ein Prolet niederer Abkunft das Feuer vom Himmel riß und ohne sie, gegen sie, gegen die Mächte ihrer Traditionen die Gottheit menschlicher Würde dartat. Sublimes Beispiel der Schönheit unserer Rasse, die aus der Nacht zum Licht emporsteigt und heute noch um jede glückliche Minute ringen muß, so gewöhnt an des Daseins Härte, daß ihr die unerkämpfte Kunst nutzlos und gemein wird. Greco kam mit dem Licht auf die Welt. Man erstarrt vor der Höhe seines Beginns. Wo ist bei Rembrandt ein Frühbild von der satten Schönheit der Tempelaustreibung Beruetes? Wann ist ihm je gelungen, die gleiche Einfalt der Legende mit der Pracht eines Mauritius ins Werk zu setzen? Seine reichsten Werke sind die Selbstbildnisse des Alters, glühende Monumente der Erkenntnis, so reich an Wahrheit, daß wir sie zu schmälern glauben, wenn wir sie schön nennen, daß wir von ihrem Dasein an einen neuen Begriff des Schönen anerkennen; einer Schönheit jenseits des geborenen Adels der Antike. Eine Schönheit, die uns ernst macht, wie er war, die wir leidend empfangen, eine Schönheit nach dem Sündenfall.

Wir saßen heute wieder auf der Terrasse des Escorial. Der große graue Kasten war ein Tempel der Götter und Helden Griechenlands geworden und wir sehnten uns nach Gebärden, weil uns die Worte ausgegangen waren. Da nahte sich unten aus der weiten Ebene ein langer Zug. Voran schritt ein Mensch, der kaum noch etwas Menschliches hatte. Er brach fast unter dem Kreuz zusammen, das viel zu groß für ihn war. Die Leute, die mit ihm waren, schlugen auf ihn los mit dumpfen Schlägen wie die Treiber auf die unglücklichen Mähren in der Arena. Er hatte kaum noch Fleisch unter den Lappen und war ein uralter Mann. Als er ganz nahe bei dem Escorial war, traf ihn der letzte Strahl der untergehenden Sonne. Er blieb einen Augenblick stehen und sah zu uns hinüber in das Licht. Die Lappen um seine Lenden wurden silbern, die Blutkrusten leuchteten wie Rubinen, und das Kreuz, dieses ungeheuer lange Kreuz, formte sich zur goldenen Schleppe eines überirdischen Gewandes. An den tiefen Furchen des Antlitzes, dessen Augen die Sonne suchten, erkannte ich den Menschen. — Du! sagte ich leise zu Hans, der bleich wie Wachs auf die Erscheinung starrte.

Madrid, den 8. August.

Wir essen allein in dem großen Speisesaal unseres Hotels und bewohnen ganze Fluchten von Zimmern. Es wäre urbehaglich, wenn man hier bleiben

könnte. Die gesegnete Angst vor der Hitze hat alle Fremden weggetrieben. Auf der Straße sieht man nur Leute der niederen Klasse. Die Vormittage und Abende sind kühl wie bei uns im ersten Frühling. Gestern um Mitternacht waren wir nochmals auf der Toledobrücke, dem schönsten Stück Madrids, wo die Stadt den Kleinpariser Charakter aufgibt und urspanisch wird. Die Brücke mit den enormen Pfeilern und dem schönen Aufbau am Ufer ist ein Wunderwerk des Barocks. Man könnte an Prag denken, wenn der Manzanares nicht wäre und der nackte Hügel mit dem Kirchhof und die Kahlheit rundherum. Wie man diese Leere liebt, wenn man länger im Lande ist. Ganz Spanien ist wie die Ebene um den Escorial, ein Gelände für Leute, die sich nach Platz für ihre Gedanken sehnen. Mir erscheint die berüchtigte steinige Armut Spaniens immer mehr wie üppigster Reichtum. Wir hatten nahezu Vollmond. Über die Brücke zog ein Begräbnis mit allem möglichen Pomp. Kaum waren die Wagen drüben, so hörte man sonores Schellengeläute in der Ferne. Es näherte sich sehr schnell. Unheimlich dumpfes Getöse klang mit. Bevor wir uns noch fragten, was es sein könnte, sauste im Galopp eine Herde von Stieren über die Brücke nach der Stadt zu. Vermutlich haben sie das Begräbnis mit sämtlichen Leidtragenden niedergeritten. Es waren riesige Tiere. Wilde Kerls mit langen Peitschen rannten neben ihnen her und schrien wie besessen. Es ging im selben Tempo in die Stadt hinein, und man konnte sich fragen, was aus der Stadt werden würde. Es waren Toros für die nächsten Stierkämpfe, die in die Corrales getrieben wurden. Dabei fiel uns ein, daß der nächste Tag wieder mal ein Sonntag sein würde.

Madrid, den 9. August.

Gran Becerrada Mixta in Tetuan. Das heißt: große gemischte Kälberei. Jede Gewerbezunft Madrids veranstaltet alljährlich eine Corrida. Dabei treten keine Berufsfechter auf, sondern Dilettanten, Zunftmitglieder. Statt der Stiere werden Kälber genommen. Die Pferde fallen weg. Der Kampf beschränkt sich auf das Spiel mit der Capa, auf die Suerta de banderillear und die Tötung des Tieres. Ein richtiger Espada leitet den Kampf. Diesmal war der Verein der Schnapsbrenner und Weinhändler dran. Tetuan ist ein kleines Nest im Norden Madrids und hat sicher mit dem Tetuan Afrikas den unsäglichen Staub gemein. Außerdem gibt es in dem sehr kleinen ländlichen Zirkus keine numerierten Plätze. Gewitzigt vom letzten Mal, fuhren wir schon sehr zeitig hinaus und konnten so die Handlung von den ersten Anfängen an verfolgen. Gleich neben uns war die Präsidentenloge. Da drin saßen, schon gut eine halbe Stunde vor Beginn der Festlichkeit, die vier mit weißen Mantillas geschmückten Ehrenjungfrauen und der Herr Präsident, ein blonder junger Mann freundlichen Aussehens. Auch die mitwirkenden Schnapsbrenner kamen sehr früh. Sie hatten über ihren Straßenanzügen die buntgestickten Capas und taten sich enorm

wichtig. Vom Zuschauerraum und von der Präsidentenloge zu ihnen war ein fortwährendes Nicken, Grüßen und Zurufen, wie bei unseren Stiftungsfesten vom Podium, wo der Gesangverein sitzt, zu den Müttern, Schwestern, Cousinen, Bräuten im Saal. Auch die Festordner mit der roten Schleife fehlten nicht. Im übrigen das gewohnte Publikum Tetuans niederster Schicht. Den Anfang machte eine Gran Caza de Conejos. Jungens von acht bis zwölf Jahren, die über den Hosen grobe Säcke anhatten, hüpften und purzelten in der Arena herum nach den Kaninchen, die sich übrigens leicht fangen ließen. Zudem lockerten sich auffallend schnell die unteren Näte der Säcke, so daß die meisten Bengels bald tatsächlich frei den gefälligen Tierchen nachsprangen. Dann ging die Corrida los. Es waren schon recht ausgewachsene Kälber, nicht viel kleiner als manche Novillos, die in richtigen Stiergefechten auftreten, und mit recht respektablen Hörnern. Gaona in Zivil leitete den Kampf. Er tänzelte, mit der Zigarette im Mund, vor dem Rind und zeigte den Schnapsbrennern, daß die Sache ganz ungefährlich und einfach war. Sie gingen dann auch mutig darauf los. Und nun begann der Spaß. Die Sache war doch nicht so einfach. Das Kälbchen kümmerte sich den Kuckuck um die Capas, nahm den dicksten Schnapsbrenner wie einen Gummiball auf die Hörner und warf vier oder fünf auf einen Haufen, daß sie wie Fliegen da lagen. Dabei passierte merkwürdigerweise kein ernstes Malheur, abgesehen von recht artigen Püffen, ausgeschlagenen Zähnen und Beulen, dick wie Winterbirnen. Manchmal war Gaona der einzig Aufrechte der ganzen Gesellschaft. Die Kerls benahmen sich so ungeschickt, daß es einen in den Beinen kribbelte, mitzutun. Sie hielten sich im besten Augenblick die Capa vor den Bauch und stolperten über ihre eigenen Füße. Das Kalb blieb unbestritten Sieger. Nun sollte es sein Leben lassen. Der dicke Schnapsbrenner, der vorher auf den Hörnern gesessen hatte, nahte mit dem Degen. Er prüfte und befeuchtete die Spitze wie ein echter Matador. Kaum aber hatte er sich, von Gaona geführt, in Positur gestellt, so flogen Capa, Schnapsbrenner und Degen in verschiedenen Richtungen in die Luft. Gaona sekundierte vortrefflich und führte das Stierlein, sobald es wegtrabte, dem Matador wieder zu. Aber das hatte während gut einer Viertelstunde immer nur den Erfolg, die unfreiwilligen Luftsprünge des Dicken zu variieren. Bald glich der Unglückliche kaum noch einem Menschen. Die Hörner hatten Dutzende von Löchern in seinen Anzug gerissen. Überall drang das Weiße hervor. Er sah wie ein geplatztes Sofa aus. Blieb aber standhaft, was anerkannt wurde. Immer wieder zielte er mit dem Degen, ob das Biest die Beine zusammen hatte, wie es die Regel verlangt, oder nicht. Ja, zuweilen zielte er nach dem Hinterteil, und da hätte es leicht eine Katastrophe geben können, und einmal hätte er bei einem Haar Gaona für den Stier genommen. Offenbar hatte er sich bandagiert. Denn er stand wie ein Zinnsoldat, wenn auch sein Kopf nachgerade zu einer

Melone wurde, und fing an, das ermüdete Tier zu treffen. Es blutete, klappte schließlich zusammen und erhielt von einem hilfreichen Puntillero den Gnadenstoß. Stolz verließ der sofaartige Schnapsbrenner das Schlachtfeld, kam aber nicht mehr zum Vorschein. Er war der mutigste der Genossen und hatte schließlich unsere Sympathie erobert. Beim zweiten Stier wurde eine Kneipe gemimt. Wie das Tier hereinkam, saßen in der Mitte der Arena ein paar Kerls gemütlich beim Weine zusammen. Nun, so ganz gemütlich war es ihnen nicht. Als das Kalb auf sie losstürzte, ließen sie die Pose fallen und flüchteten. Im Handumdrehen flogen Tisch, Stühle, Flaschen in die Luft und zerschellten elend am Boden. Dieses Kälbchen war wesentlich stärker als der Vorgänger und soll verschiedene Rippen gekostet haben. Es dauerte nicht lange, so verzogen sich alle Schnapsbrüder und ließen sich auch von den elegantesten Bewegungen Gaonas nicht mehr verführen. Zur Empörung des Publikums, selbst der Freunde und Verwandten der Feiglinge, mußte das Kalb von den Leitochsen aus der Arena entfernt werden. Beim Dritten ging es nicht viel besser. Die Rinder schienen den Braten zu riechen und wurden jedesmal besser. Während die Vereinsbrüder düsteren Blicks im Wandelgang jenseits der Arena harrten, stürzte ein Schwarm winziger Jungen mit unglaublicher Kurage in die Arena. Es waren Bengels von zehn Jahren darunter. Sie hielten alle nur möglichen Lumpen als Capas vor das Tier und wurden wie Gummibälle in die Höhe gefeuert. Die Festordner waren außer sich. Denn diese Kinder gehörten nicht zum Verein, sondern stammten von der Straße, hatten also gar kein Recht, sich aufschlitzen zu lassen. Zur Empörung Mays reinigten schließlich die Festordner und rotjackigen Diener mit brutaler Energie den Platz von diesen magnifiques enfants du peuple. Nun blieb außer Gaona nur ein einziger Aktiver drin, ein Mensch von etwa zwanzig Jahren. Er sah wenig respektabel aus, aber hatte einen famosen Kopf. Seine erste entscheidende Tat war, daß er sich mit zwei kurzen Banderillas sechs Schritt vor das Tier hinstellte, und während es in voller Wucht angriff, ihm mit Sicherheit die beiden Haken genau an die rechte Stelle in den Nacken stieß. Das konnte kein Zünftiger besser machen. Es war ein Schneider, gehörte auch nicht zum Verein. Das Publikum widersetzte sich den Festordnern und schrie, man solle es ihn nochmal machen lassen. Der Schneider bekam richtig zwei neue Banderillas und applizierte sie wieder auf dieselbe Weise. Wir waren unwillkürlich aufgestanden. Es sah prachtvoll aus, wie sich der Mensch mit einer wahren Wollust auf das Tier stürzte. Dabei war er ohne jeden Assistenten. Gaona schnitt ihn pflichtgemäß, weil er nicht zum Verein gehörte. So ermüdete sich der Mann durch das Hin- und Herlaufen, während das Rind frisch blieb. Beim drittenmal kam er unmittelbar unter das Tier zu liegen, das im letzten Moment stehen geblieben war und den Kopf in die Höhe gestreckt hatte. Eine

Sekunde lag der Schneider auf dem Rücken, das Biest hatte einen Fuß auf seiner Brust und konnte ihn wie nichts abtun. In der Arena war es plötzlich still, als wären alle diese tausendartig verschiedenen Menschen wie ein Uhrwerk abgestellt. Der Stier machte eine Bewegung mit den Vorderfüßen. Blitzschnell drehte sich der Schneider auf den Bauch, rollte weg, griff im selben Moment die Banderillas, die neben ihm lagen, auf und brachte sie dem Kalb in der nächsten Minute al cuarteo bei. Sie konnten nicht besser sitzen. Nun ging es los. Die Luft tanzte von dem Geschrei. Ich habe nichts davon gehört, aus dem einfachen Grunde, weil ich überhaupt nicht zuhörte, sondern mitschrie. Da wir neben der Präsidentenloge saßen, konnten wir helfen und taten es mit aller Kraft unserer Lungen. May, die in Berlin nicht zu bewegen ist, sich der Sprache ihres Gatten zu bedienen, sprach auf einmal ein unglaubliches Deutsch. Es handelte sich darum, dem Schneider zu dem Degen zu verhelfen. Gaona wollte einen jungen Berufstoreador vorschieben, der bei dieser Gelegenheit lanziert werden sollte und sich im vollen Staat präsentierte. Der zerlumpte Schneider sah daneben recht erbärmlich aus. Aber das Volk war für ihn. Nicht der Geputzte, sondern der Schneider! Der soll ihn töten! — Wir schrieen in die Loge hinein, wo sich die Ehrendamen einigermaßen echauffierten. Der Präsident war in einer heiklen Lage. Ließ er den Schneider zu, so bekam er Krach mit seinen Vereinsbrüdern, die das gute Recht für sich hatten, aber garnicht mehr daran dachten, davon Gebrauch zu machen. Der Schneider kletterte zum drittenmal über das hohe Tor und kniete vor der Loge nieder mit einem Fuß, wie ein Ritter aus dem Mittelalter. Schließlich nickte der Präsident halb und halb, betäubt von unserem Skandal. Der Schneider kletterte zurück. Aber die Vereinsfritzen gaben ihm nicht den Degen. Er sprang mit seinen elenden Lumpen vor dem Stier hin und her und machte die verwegensten passes. Der ganze Zirkus sang nach der Melodie der Lampions, die man in Paris für solche Zwecke zu verwenden pflegt:

El Estoque! El Estoque! El Estoque!

Schließlich gab Gaona dem Schneider seinen Degen. Eine dröhnende Salve lohnte ihm. Der Schneider nahm den Degen und küßte Gaona auf die Backe. So küßt man sich auf dem Schlachtfeld. Dann wurde er auf einmal ganz ruhig und arbeitete mit dem Stier mit größter Exaktheit. Nach ein paar Minuten stand das Tier. Der Schneider traf das erstemal richtig in die Mitte, aber zu flach. Gaona holte mit seiner großen violetten Capa den Degen wieder heraus. Zum zweiten Male zielte der Schneider, sehr lange, den Körper straff wie eine Feder gerichtet. Der Stier ging vor und mit einer mächtigen Bewegung stieß ihm der Schneider den Degen bis an den Korb in den Nacken. Er lag dabei vollständig zwischen den Hörnern, wurde wie eine Kugel in die Höhe geschleudert und kam zehn Schritte von dem Tier entfernt zur Erde. Aber im selben Moment

stürzte das Rind hin und streckte alle Viere von sich. Es wäre kaum nötig gewesen, ihm noch die Puntilla zu geben. Ich weiß nicht, was wir alles dem Schneider zugeworfen haben, Zigarettentasche, Bädeker, Portemonnaie. Mit knapper Mühe gelang es mir, Jeanne abzuhalten, den Kodak in die Arena zu feuern.

Der Schneider kletterte wieder über das Tor und kniete wieder mit einem Fuß vor der Loge nieder. Die blödsinnigen Ehrenjungfrauen wußten in dem Tumult nichts anzufangen. Da sprang May auf, streckte die Hand aus wie eine richtige Königin und sagte: Grand héros, ich grüße Dich, muy bien!

Die Ehrenjungfrauen wurden rot, Hans auch, das Publikum aber klatschte. May setzte sich vollständig gelassen wieder hin. Neben mir der alte Knoblauchmann mit dem ranzigen Gesicht sagte galant, wobei ihm die wahre Pest aus dem Rachen fuhr: Vivan los sentimientos nobles!

Es folgten noch zwei richtige Corridas mit Novillos, die niemanden mehr interessierten. Beim Weggehen sahen wir den Schneider bei einem bekannten Manager stehen. Er buchstabierte dem Impresario seine Adresse, da er nicht schreiben konnte und ließ sich für eine Corrida engagieren. May meinte, er würde sicher binnen kurzem einer der größten Matadore werden. Jeanne dagegen war der Ansicht, er würde vorher längst aufgespießt sein.

Biarritz, den 30. August.

Wir wohnen oberhalb des Port Vieux gleich an der Côte Basque, weit genug vom Strand, und sehen auf den grünen Hügel mit dem Sémaphore. Rechts der Kessel mit dem Zentrum von Biarritz, von unseren Fenstern aus ein großes Loch, in dem alles Mögliche sein könnte; links das Meer. Unsere Zimmer liegen im Parterre, wir haben einen kleinen Garten, der nur selten von den Hotelgästen benutzt wird, da der Haupteingang an dem Prospekt Miramar liegt. Wenn das Meer hoch geht, spritzen die Wellen des Port Vieux zu uns herauf. Immer, selbst an ganz ruhigen Tagen, hört man das Rauschen. Es ist nicht so laut, um uns zu stören, und bestimmt genug, um zum Inhalt unseres Daseins zu werden. Morgens — ich stehe immer gegen fünf auf — steige ich, da die Haustür noch zu ist, durch das Fenster in den Garten, und warte, bis der Tee fertig ist. Kein Auto, wenig Menschen. Der Trubel liegt jenseits des Hügels in dem Loch, und es ist ein behagliches Gefühl, zu wissen, daß drüben der Teufel los ist. Bis um elf arbeite ich gewöhnlich. Dann gehen wir hinunter, um zu baden. Es gibt keinen schöneren Strand. Er ist wie ein menschliches Gesicht mit vielen Falten und Fältchen, das lachen und weinen kann und alle möglichen Grimassen schneidet. Manchmal lacht und weint er gleichzeitig. Nicht die langweilige gerade Linie des nordischen Strandbildes. Der große Strand vor dem Kasino, wo die meisten baden, ist die weite Bucht, wie man sie so oft auf der

Halbinsel findet. Hier sind die Wellenbäder. Der Port Vieux geht schmal und tief zwischen zwei Hügeln ins Land hinein. Hier ist ruhigeres Wasser, gut für Schwimmer. Schließlich die riesige Côte Basque mit den felsigen Abhängen, die bis nach St. Jean de Luz und noch weiter reicht, vor dem Panorama der Pyrenäen. Hier baden und angeln die Träumer, die gern allein sein wollen. Die reiche Formation der Küste bringt es mit sich, daß man in Biarritz an einem Tage, in einer Stunde, alle Arten von Meeren besitzt. Man kann sich gleichzeitig am Kanal, am Mittelländischen Meer und an der Ostsee glauben.

Biarritz, den 1. September.

Cossio wohnt mit den Seinen in St. Jean de Lux. Er begreift nicht recht, daß wir uns hier wohl fühlen. Ihm ist Biarritz zu mondän. Mir ist es gerade recht so. Wir haben es hier oben stiller als er an seiner Chaussee, und es ist ein eigenes Vergnügen, mit ein paar Schritten mitten im Badeleben sein zu können. Es sind fast nur Franzosen und Spanier hier, sehr wenig Engländer, fast gar keine Deutschen. Das Publikum ist kosmopolitischer als in Trouville und nicht so charakterlos wie in Scheveningen oder Ostende. Der Spanier zeigt sich gern, der Franzose auch, und beide bringen verschiedene Nuancen, die sich ergänzen. Der Luxus geht vom Pathetischen, das manche Spanier ins Groteske treiben, zu der raffinierten Diskretion des vornehmen Parisers. Und im Wasser sind sie alle gleich lustig und harmlos. Heute, nachdem eine große Welle über die ganze Gesellschaft hinweggegangen war, fragte eine sehr niedliche Französin Jeanne, ob ihr das Schwarz von den Augenbrauen nicht weggewaschen sei. Aber sehr! sagte Jeanne, denn die Augenbrauen waren lichtblond geworden wie bei einer Norwegerin. Ein Herr bot aus einem eleganten wasserdichten Etui, das er am Gürtel trug, Ersatz an. Und wir bemalten uns alle. Dabei mußten wir immer aufpassen, nicht umzufallen. Die Wellen gingen so hoch, daß man, wenn man nicht hochhüpfte, unfehlbar umgeworfen wurde. Das Hüpfen bestimmt den Ton der Unterhaltung. Sobald man zuviel sagt, kommt die Welle. Die meisten Damen haben ihre Baigneurs. Auch Jeanne ist nicht zu bewegen, sich meiner Führung anzuvertrauen. Die Baigneurs sind derbe Kerle und machen Witze, daß man sie ohrfeigen könnte. Aber die Welle kommt.

Nachher, während sich Jeanne ankleidet, was immer ungefähr eine halbe Stunde länger dauert als meine Toilette, schaue ich auf den weißen Schaum, in dem die winzigen dunklen Gestalten der Badenden tanzen. Ein wenig weiter draußen im Meer liegen vom Wasser bespült, ein paar Felsen wie groteske Ungeheuer. Unter dem Zeltdach vor dem Kasino ist es so voll, daß nur gerade ein schmaler Weg für die Leute bleibt, die zwischen den Stühlen promenieren. Vom Wasser aus sieht die Terrasse wie das Deck eines großen Dampfers aus. Die Stühle stehen kreuz und quer in fünf, sechs, sieben Reihen. Ich suche mir ein

Plätzchen, wo es am dichtesten ist, zwischen weißem Tüll, weißem Battist, weißem Flanell, unter die Riesenhüte mit weißen Federn, zwischen die Fächer, und sitze in einer Wolke von allen möglichen Parfüms, durch die der Duft frisch gebadeter Haut durchdringt, und tue so, als lese ich die Zeitung. Um mich herum wird gestikuliert, geflüstert, geflirtet. Es ist wie ein zweites Bad, das auch sein Behagen hat. Manchmal glaubt man unter Wellen zu verschwinden. Die Nachbarinnen vergessen, daß man da ist. Ich beuge mich tief über meinen Matin, und sie plaudern, fächeln und kokettieren über mich hinweg, und dabei meine ich Tausende der verschiedensten Empfindungen in einem Augenblick zu schlucken. Manchmal hüpfen wir alle ein wenig in die Höhe, wenn ein Kleid oder ein Hut, die sich lohnen, vorbeikommt. Und wie ein Wellengekräusel läuft die Kritik über das Gesehene durch die Zickzackreihen der Stühle, ohne daß etwas gesagt wird, ohne daß das Summen der Stimmen aufhört, ohne daß ich von der Zeitung aufsehe. Während die Gelästerte oder Gelobte irgendwohin sieht, wo garnichts zu sehen ist, oder so tut, als ob sie mit dem Monsieur plaudere, der neben ihr geht und noch viel gleichgültiger tut als sie selbst; ein wenig hinter ihr, wenn es der Ehemann ist, — notre mari — wie die unverschämten Baigneurs sagen. Durch die Reihen der Promenierenden drängen sich triefende Badeengel, die in ihre Kabinen wollen, Männer mit nackten Beinen und Armen in grellen Trikots, blonde und schwarze Gestalten in Bademänteln, aller möglichen Art. Das Nackte reizt weder hier noch im Wasser. Das feuchte Element stärkt die Moral, und abends beim Kotillon im Kasino haben die Damen viel weniger an. Die Dicken tragen sogar Korsetts unter dem Badekostüm. Es ist eine stille Abrechnung unter den Stühlen, niemanden im Badekostüm zu kritisieren, selbst wenn er auch noch so grotesk aussieht. Wir wissen, daß wir schließlich alle sterblich sind und vorhin selber im Wasser waren.

Lieber Richard! Biarritz, den 5. September.

Dein „Beitrag zur reinlichen Scheidung der Begriffe" wurde in einem stillen Winkel, Aussicht auf den Ozean und die drei Kronen, unser höchster Berg, gelesen. Ich habe nach der Lektüre eine lange Weile auf den Ozean und die drei Kronen gesehen, darauf habe ich den Aufsatz unserem Thomas geschickt, nachdem ich zwei Sätze dick angestrichen hatte, und zwar mit Rotstift. Den ersten Satz, in dem du dem Zweck der Kunst die Nachahmung der Natur ausziehst. (Sei dafür gesegnet!) Das wird er mit dem ihm eigenen Lächeln zu sich nehmen, es ausschneiden und bei passender Gelegenheit wieder von sich geben. Den zweiten, in dem du die Kunst als eine Befriedigung von Freiheitsgelüsten proklamierst. (Dafür sei hundertmal umarmt! Es hat mir fast ebensoviel Vergnügen gemacht, wie deine letzten Gedichte. Und damit will ich nicht deiner

Poesie, sondern der Ästhetik unserer Epoche etwas Unangenehmes sagen. Daß uns heute präzise Wahrheiten zu Kunstwerken werden, scheint mir ein bedenkliches Zeichen.)

Thomas aber — ich habe mich in Granada mit ihm verkracht, das heißt, schriftlich. Nun, das ist eine lange Geschichte. Ich meine, schließlich kannst du nicht verhindern, daß Thomas Deinen Aufsatz liest. Er hätte es sowieso getan, obwohl er Professor der Ästhetik ist. Du kennst solche Menschen nicht. Jedenfalls kannst Du mir keinen Vorwurf machen, daß ich ihm die Sache geschickt habe. Nun also, Thomas — siehst du ihn? Bitte, stell' dir sein feistes Gesicht vor, achte auf die rotgeschruppten Backen, sieh seine listig gezückten Schweinsaugen, mit dem Ausdrucke widerlicher Herzlichkeit — ach du ahnungsloser Dichter!

Erstens wird er dir erklären, daß er unter Natur etwas anderes versteht als du, und obwohl dir das so gleichgültig ist wie die Ästhetik der Kaffern, wird er es dir auseinandersetzen. Und zwar ausführlich. Wie gesagt: mich kann höchstens der Vorwurf treffen, die Sätze angestrichen zu haben. Sieht er darin eine persönliche Beleidigung, so kannst du ihm mit Recht einen Mangel an objektivem Urteil vorwerfen. Übrigens bist Du vielleicht so gut, mir seinen Brief zu schicken, denn ich bin fest entschlossen, mir nicht mehr das Geringste von ihm gefallen zu lassen.

Deine Behauptung, die Natur sei ein künstlicher Begriff, wird ihm, wie ich ihn kenne, unsympathisch sein. Du wirst sehen, er wird das Wort brauchen. Unsympathisch und unnatürlich. — Achte darauf: unnatürlich! Es ist auch möglich, daß er unwissenschaftlich hinzufügt. Wenn er aber auf die Freiheitsgelüste kommt — o Richard, ich möchte dabei sein. Übrigens, dessen sei überzeugt: er wird nie darauf kommen. Ich will dir auch den Grund sagen. Du hältst alle Formulierungen der Kunst, die auf die Natur zurückgehen, für verkehrt, weil es nicht angeht, den kleineren Begriff, die Kunst, durch einen weit größeren Unbekannten, die Natur, zu erklären. Weise wie Salomon! Ich ärgere mich, dies nicht auch angestrichen zu haben. Denn du wirst sehen, er wird darüber hinweglesen wie die Welle da vor mir über den Stein läuft. Nein, gerade weil wir das vermuten, wird er es nicht tun. Im Gegenteil, er wird sich daran festbeißen. Und nun wirst du etwas erleben. Nun kommt er auf die Freiheitsgelüste. Liebster, Bester, Freiheit! siehst du denn nicht, daß du da einen noch so viel größeren Unbekannten einführst? — Du meinst, unsere Landsleute vermöchten sich nicht das Richtige unter Natur vorzustellen. Ich glaube es wahrhaftig auch nicht. Aber, Menschenkind, Freiheit? was sollen sie sich denn dabei denken. Freiheitsgelüste! — Sieh unseres Thomas ölige Stirn! schließlich kann man nicht sagen, daß er schlimmer ist als die anderen. Sieh seinen krummen Rücken, seine krummen Beine und vor allem seinen ungeheuren krummen Bauch.

Jetzt liegt er auf dem Sofa und starrt an die Decke wie die drei Kronen, unser dickster Berg, zum Himmel. Gleich platzt er, und das Geräusch wird die Brandung unter deinem Fenster und die Brandung unter meinem Fenster übertönen.

Kehre zur Natur zurück wie Rousseau, sei friedlich und entsage der Manipulation mit Begriffen, die nicht nur unwissenschaftlich, unsympathisch und unnatürlich, sondern im höchsten Maße undeutsch genannt zu werden verdienen.

Biarritz, den 15. September.

Mit Kerstings im Auto nach Cambo, dem Geburtsort Chiquitos, des Pelote-Meisters, und Residenz Rostands, des Dichters der Sarah, mitten im baskischen Lande. Es war uns eine ganz neue Sensation, eine Landschaft ohne Meer zu sehen und mal wieder von Herzen heiß zu haben. Die beiden Spanierinnen litten unter der Hitze, obwohl es kaum 25 Grad im Schatten war. Sie sind genau so wie die Russen, die immer kalt haben, auch wenn wir ohne Pelz ausgehen. Ich glaube, sie hatten sich uns zu Liebe geopfert, weil wir gern den Ausflug wollten. Die spanische Gastfreundschaft gibt es in der Welt nicht wieder. Cambo ist wunderschön. Man sieht von der Terrasse des Hotels in ein waldiges, kesselartiges Tal. Wir konnten die paradiesische Stille nicht begreifen. Das Rauschen des Meeres fehlte. Nach dem Lunch spazierten wir durch die enge Felsenschlucht der munteren Nive zu dem Pas de Roland, einem runden Loch, das sich der tapfere Kämpe mit dem Schwert in einen Felsen bohrte, um auf das andere Ufer zu gelangen. Über dem Felsen war ein Schild: Pas de Roland-Restaurant. Was Jeanne so übersetzte: Roland gibt es nicht, aber ein Restaurant.

Dann in einer flotten Tour mit dem Auto nach St. Jean de Luz. Eine Stunde lang an immer neuen Bergen und Hügeln vorbei. Hinter ihnen liegt Spanien. Es ist, als ob sich die Natur in den Pyrenäen mit Bergen erschöpft hätte, um die immensen spanischen Ebenen möglich zu machen. In St. Jean de Luz roch es immer noch so, und ich glaube, wir werden den Geruch nach Spießern noch in hundert Jahren wiederfinden. Wir wollten Cossio guten Tag sagen. Aber er war nach Pau gefahren zu seinem alten Lehrer Salmeron, dem Expräsidenten der gewesenen spanischen Republik, der in Pau seine letzten Tage verbringt und bedenklich erkrankt ist. Das Stück von St. Jean de Luz nach Biarritz war das schönste. Die Chaussee ist glatt wie ein Parkettboden, und der Renault machte 80 Kilometer. Jeden Tag schimpft Jeanne über die unverschämten Barbaren, die das Land mit ihren Maschinen verpesten und an den schönsten Dingen vorbeirasen. Es ist wohl weniger die Besorgnis um die Geistesarmut der Barbaren, denen so viel Herrliches und Göttliches entgeht, das der Fußgänger mit Muße betrachtet, als die Wut, zur Seite treten zu müssen. Jeanne mangelt der Philosophie in solchen Dingen. Ich habe sie schon

auf den merkwürdigsten Rachegedanken während dieses auch mir recht peinlichen Gefühls der Ohnmacht betroffen, und habe mich stets vergeblich bemüht, ihre Empörung mit dem Appell an unser höheres Menschentum zu schlichten. Sie hatte in St. Jean de Luz mit mir den Platz getauscht und saß nun neben dem Chauffeur. Ich sah, wie sie den Mann zu immer größerer Geschwindigkeit trieb, und brachte es nicht fertig, ihr zu widersprechen, was mir wohl auch wenig genützt hätte. Unseren spanischen Fahrtgenossen ging es ähnlich wie Jeanne. Die Unterhaltung stockte und wir hatten schließlich kaum etwas anderes gemein als den geheimen Wunsch, noch schneller zu fahren. Rechts lief die Kette der Pyrenäen, zur anderen Hand flimmerte das Meer, das zuweilen hochaufschäumend hinter Felsen verschwand oder von Bäumen, Häusern und allen möglichen anderen Dingen verdeckt wurde und dann wieder eine lange Strecke neben uns blieb. Es war sehr angenehm, während rechts die Berge vorbeigaloppierten, an der anderen Seite eine ruhige Fläche zu haben, an der man sich festhalten konnte. Der Himmel war von tiefstem Blau ohne eine Spur von Wolken und vermischte sich in der Ferne mit dem Meer. Es gab im selben Moment nicht nur hundert Bilder, sondern hundert Bewegungen und doch wurde man nicht durch die Eindrücke zerrissen. Aus der Vielheit entstand eine neue Form, die um so sicherer erkennbar wurde, je schneller wir fuhren. Aus den unregelmäßigen auf- und absteigenden Bergen machte die Geschwindigkeit unseres Auto eine einzige leichtbewegte Wellenlinie, die dem Wasser ähnlicher wurde und der Größe des Firmamentes besser entsprach als das Vielerlei der pittoresken Winkel. Die hübschen Einzelheiten, die wir früher als Fußgänger auf demselben Wege bewundert hatten, empört, daß die Leute in den Autos es nicht ebenso machten, erschienen uns jetzt als kleinliche Details, und das Gefallen daran wie niedrige Neugier. Aus den drei ewigen Einheiten, Erde, Himmel und Wasser, deren wunderbares Zusammensein uns nie zum Bewußtsein gekommen war, entstand eine neue Natur, viel einfacher, unendlich größer als die alte, von dem erhabenen Wurf einer Freske. Die Natur wurde Kunst und wir wurden zu anderen Wesen. Die Bewegung schien sich immer mehr mit unserer Willenskraft zu einen. Sie entstand aus unserem Wunsch heraus, ohne daß wir uns regten, und sie steigerte, was früher Betrachtung war, zu dramatischer Teilnahme. Unser Sehen war nichts Passives mehr, für das wir willenlos unsere Retina hergaben, sondern Schöpfung, wir glaubten Künstler zu sein.

Als wir langsam in Biarritz einfuhren, kamen wir uns wie Eroberer vor und sahen freundlich auf die Leute, die sich in die Gasse drängten, um nicht von unseren Pneus zerquetscht zu werden.

Biarritz, den 16. September.

Man schuldet dem Auto ein Stück zeitgenössischer Seele. Das sagt man auch von den Eisenbahnen, von unseren großen Bazaren und von vielen anderen

Dingen unserer Zeit. Aber man kann es vom Auto mit größerem Rechte sagen. Dies Vehikel ergänzt physiologisch, was moderne Dichter, moderne Maler, moderne Musiker geschaffen haben, die notwendige Physiologie des heute Lebenden. Es nützt nichts, über den Schmutz, den Lärm und die Roheit zu schimpfen. Diese Vorwürfe treffen die Sache so wenig wie die Wutschreie der aus beschaulicher Ruhe erschreckten Fußgänger, den Wagen, dem sie nachrufen. Die Beschaulichkeit ist unproduktiv. Wir haben keine schönen Briefwechsel, keine Idyllen, keine Kantaten und keine Lyriker mehr und dürfen sie nicht mehr haben. Denn sie nehmen uns nur den Platz für Dinge, die wir unbedingt haben müssen und die wir nur mit äußerster Anstrengung schaffen können. Goethe konnte sich über Diderots Impressionismus aufhalten. Diderot kam sehr früh. Er fuhr schon damals im Auto. Heute würde Goethe auch fahren, oder wir müßten ihn stehen lassen. Das Sträuben gegen notwendige Zeitformen ist immer nur die trübe Kümmernis der Leute, die nicht mitkönnen.

Der Fortschritt, der dem Auto verdankt wird, ist mehr als eine Mechanikerfrage. Es steckt ein kräftiges Symbol darin, womit ich nicht sagen will, daß alle die Herrchen, die sich ihre sechzig Pferde leisten, daran teilnehmen. Nicht weil es dreimal so schnell fährt als der spanische Südexpreß, sondern weil es den Mechanismus der Zeit zerstört, aus dem es hervorgeht. Es führt uns zur Natur, und zwar nicht zurück, sondern vorwärts.

Biarritz, den 24. September.

Wir haben noch oft den Weg nach St. Jean de Luz gemacht, mit allen möglichen Vehikeln. Am schönsten war es einmal zu Pferde im Sand der Düne, am Meere. Wir ritten bei Ebbe hin, es war schon spät. Wir wollten eigentlich nur bis Guéthary. Aber die Berge lockten. Es trabte sich so wunderbar in dem weichen Sand, daß wir uns beinahe einbildeten, immer so weiter bis nach Madrid kommen zu können oder wenigstens bis zum Escorial. Schließlich kam es heraus, daß auch Jeanne gern nochmal unten gewesen wäre. Mit alledem verpaßten wir die Zeit und mußten im Galopp zurück. Wir ritten immer hart zwischen Meer und Felsen. Die Gäule patschten stellenweise im Wasser. Wenn hohe See gewesen wäre, hätte es uns böse bekommen können.

Das war am 18. Und am 19. sind wir richtig morgens um 7 nach Madrid gefahren und kamen um Mitternacht an. Am nächsten Morgen überraschten wir Hans vor seinem Greco im Prado. Er ist sehr dünn, aber die Kopie ist gut geworden. Sie versöhnt uns ein wenig mit dem Gedanken, nach Berlin zurückzumüssen. Jetzt ist sie fertig. Statt vier Wochen, wie er hoffte, hat er vier Monate gebraucht. Er fand es ganz natürlich, daß wir da waren, und wir auch. Es kam uns so vor, als wären wir wieder zu Hause. Am 21. fuhren wir nach Toledo, am 22. nach dem Escorial und gestern wieder hierher.

Die Rückfahrt war melancholisch. Morgen wird Hans hierher kommen und dann geht es nach Paris. So schwer ist mir noch nie eine Reise nach Paris geworden.

Berlin, November.

Hofer hat den Abschied bekommen und zieht fort. Hofer war ungefähr der einzige Mensch, mit dem ich gern plauderte. Müller, Korn & Cie. haben die Klage gegen mich eingereicht, und Thomas hat wieder ein Buch über Kunst geschrieben. Der Kronprinz hat ein Patent auf Manschettenknöpfe genommen, und der Himmel ist wie ein Aschenbecher.

Auf meinem Tisch liegen Berge. Man hat nirgends Platz. Bekannte fragen mich nach Spanien und ich erzähle von Spanien. Von den Stiergefechten. Sie lächeln interessiert, ja, ja, die Stiergefechte! Von den Zigeunern. Sie lächeln verschmitzt, ja, ja, die Zigeuner. Von Greco. Ja, ja, Greco! Da lächeln sie noch verschmitzter.

Manchmal sitzen wir bei Hans. An der einen Wand hängt die Auferstehung, an der andern das Bild aus Granada, vom Sacro Monte. May trällert spanische Lieder, wenn sie nicht im Bett liegt. Sie kann das Klima nicht vertragen. Mays Katze hat Junge gekriegt, und unseren Slugi hat ein Schlächterhund gebissen.

Hiermit schließen wir die Auswahl von Stücken, die wir aus Meier-Graefes spanischem Tagebuch gebracht haben. Das gesamte Werk, vollständig und mit vielen Abbildungen versehen, wird im Oktober bei S. Fischer, Verlag erscheinen.

Der Hahnenkampf/ Parabel von Richard Dehmel

Liebe Leute! ihr kennt den Baum der Erkenntnis.
Mit seiner Frucht hat's 'ne eigne Bewendnis:
seit Adam hat niemand sie mehr gesehn,
also wird er wohl ewig in Blüte stehn.
Unter dieser Blüte nistet ein Geist,
in Gestalt eines Gockels, der Gigenius heißt,
ein gewaltiger Kampfhahn bei seinen Lebzeiten,
um den sich noch heut alle Federviecher streiten.
Er ist zwar tot, doch wie ihr hört,
kräht er noch immer ungestört —
ucke-ru-uh! —
Aber jetzt erscheint da ein zweiter Geist,
ein lebendiger, der Gigigenius heißt
und sich vor keinem toten grault,
der kräht: puh, Gi, du riechst verfault —
ücke-rü-üh! —
Drob schwillt allen Geistern der Kamm mit Macht;
man merkt, es gibt eine Hahnenschlacht.
Man sieht, wie Hals und Brust sich bläht;
wohl dem, der nicht dazwischen gerät!
Sie balgen sich, daß keiner weiß,
wo ist der Kopf, wo ist der Steiß;
und über ihrer Kraftverschwendnis
hängt still die Blüte der Erkenntnis.
Zuletzt ist jeder arg verprügelt,
aber alle krähn sie siegbeflügelt:
ucke-rü-üh —
ücke-ru-uh! —
Drauf geht's mit würdigem Gestapf
an den gemeinsamen Futternapf,

aus dem auch schon Gigenius schluckte,
als Gigigenius noch nicht muckte.
Da stehn sie sämtlich ruhmbedeckt,
und jeder nimmt sich, was ihm schmeckt.
Moral: Erkenne, edler Christ,
wie unermeßlich der Futternapf ist!
Vielleicht hielt Adams Unverständnis
ihn für die Frucht vom Baum der Erkenntnis.

August Stievkärzler und seine Mutter / Novelle von Oskar Loerke

Durch überschwengliche Liebe zur Mutter und außergewöhnliche Ungeschicklichkeit zeichnete sich August Stievkärzler seit seinen frühesten Tagen aus. Sein erstes größeres Schicksal, erlitten im zweiten Lebensjahre, vereinigte schon diese beiden Merkmale seines Wesens und machte sie im kleinen Kirchdorfe allbekannt.

So klein seiner Mutter Hütte war, besaß sie doch zwei Zugänge zum Boden, einen vom Flur und einen von der Schlafstube her. Die Luke des zweiten war für gewöhnlich durch einen Deckel geschlossen und der Stubendecke angeähnlicht. Als nun Weihnacht nahe war und der Nachtwächter einen armseligen Tannenstrunk brachte, daß dieser beflittert werde und als ein heiliges Zeichen einige Abendstunden lang schimmern könne, hörte die Witwe Stievkärzler sogleich auf, in den roten Federbeutel zu greifen und Pfülmen von den Posen zu rupfen und stieg, den weihnachtlichen Engel-, Schaum-, und Kettleinstaat zu holen, auf den Boden. Damit August nichts merke und in der Wohnstube bleibe, gab sie ihm ein paar lange Federkiele in die Hand, wollte die Flurtreppe hinansteigen, den Flitterkram die andere Treppe hinab leise in die Schlafstube tragen und diesen Weg wieder zurücktun, als komme sie von draußen herein. Sie fühlte den unechten, zerbrechlichen und verblichenen Glanz wie eine Seligkeit durch die Pappe her, als sie mit dem Karton, in dem er verwahrt lag, auf Zehenspitzen über den Boden schlich und nieder in die Schlafstube schwebte. Die himmlischen Heerscharen, die den Hirten erschienen, können nicht froher herabgetaucht sein. Das Lukenbrett konnte sie nicht in seine Leisten legen, solange ihr Arm beladen war. Sie setzte daher den umfangreichen Karton sacht auf ihr Bett und wollte gerade das Loch schließen, als plötzlich August darin auftauchte und mit großem Geklapper und Geschrei herunterholperte. Zwischen ihm und der Mutter webte unzerreißbar immer etwas wie ein feines Mariengarn, auch durch Mauern und Fernen hin. Das Kind hatte sich die Flurtreppe mühsam hinaufgearbeitet, war blindlings über den Boden gerannt und in das Loch gestürzt. Solch ein Knirps verletzt sich schon arg genug bei einem Rumpeln über dreiundzwanzig Stufen, er hätte auch wohl daraufgehen können, und es war daher kein Wunder, wenn seine Mutter, die erst eben ihren Mann verloren, während der nächsten Tage sehr unglücklich schwieg und seine minder beteiligte Tante den Vorfall im Dorfe geschäftig verbreitete. Und die Tante nahm August bei der Hand und vermahnte ihn: „Etsch! haben sie alle gesagt".

Damit war der Grund von Augusts Stellung zu seiner Welt gelegt: die Mutter wie einen Engel anzusehen, die Tante zu hassen wie eine böse Hexe der Märchen, von beiden diese Gefühle erwidert zu finden und im Munde der Dorfleute ein Gespött und Gelächter zu sein.

Für das Letzte schien ihn das Schicksal durch seine Mißgestalt bestimmt zu haben. Er hatte einen Wasserkopf, der ihm zwar mit Glück ausgepumpt worden war, so daß er vernünftig wie die anderen Kinder sich entwickelte, aber von roher oder versteckter Grausamkeit gegen schuldlose Verunstaltungen sind die wenigsten Menschen frei, und kann man sagen, daß diese Grausamkeit stets ein Unrecht sei und nicht vielleicht ein Bewußtwerden eigener Kraft und Gesundheit? Freilich wird da auch die Zärtlichkeit Angehöriger zärtlicher. Und die Liebe der Mutter Augusts hatte nichts Demütigendes. Frau Stievkärzler war indessen arm und geriet mit ihrer Schwester, die bei ihr im engen Hause wohnte und etwas Vermögen besaß, oft in Zwist, wenn es sich um Geldausgaben handelte, zumal für August. Die Witwe wurde dadurch zu schroff gegen ihre Schwester und fast hätschelig gegen ihren Sohn. August lernte gegen die Tante Unbehaglichkeit fühlen in dem Maße, wie sie ihm unbarmherzig vorkam und ihn verklatschte.

Ungeschickt war der Wasserkopf wirklich. Er war ein Linkser, und weil er verschlossenen Mundes seinen Weg ging, wurde er bald der dumme August des Dorfes. Daß er im Heuschober versank und am Hosenboden hervorgezogen werden mußte, daß der Schwamm seiner Schiefertafel an einem zu langen Bindfaden pendelte und ihn zu Fall brachte, mußte er überhart büßen. Die kleinen Gehässigkeiten der Leute quälten ihn nachträglich sehr, und im weichen, von der Mutter liebevoll aufgeschüttelten Bette lag er oft wie auf einem großen Nesselkissen. Wie er viel auf die Erde, seine Kameraden viel auf den Himmel sahen, — ihre Gesinnungen waren verschieden wie die Farben des Himmels und der Erde.

Der mißgeschickte Knabe hatte unter allen Kameraden das Mißgeschick, beim Zuschauen eines Steinsprengens von einem abgesplitterten, scharfkantigen Keil getroffen zu werden und das rechte Auge zu verlieren. Keiner lachte da, aber eine Stimme schalt. Nun gut, mochte das eine Auge bisher für alle Welt dagewesen sein, jetzt war es ihr für immer geschlossen. Das andere gehörte ganz der verzagten Mutter, und es blickte zart und weinte oft. Die ungeschickte rechte Hand und die geschicktere linke streichelten die Kinnspitze der Frau Stievkärzler auf eine Weise, daß sie in manchen Stunden die glücklichste Frau des Dorfes war. Sie fuhr dafür mit ihrer Hand durch die rötlich-blonden Haare des Wasserkopfes und schätzte sich selig, wie einen gar so weiten Weg die Finger doch zu krauen hätten. Zwischen den beiden ging es wie stumme gute Zwiesprach hin und her in den Bewegungen, ungerundet und plötzlich, in den Blicken, dringlich und jäh!

Die Schule war für August eine Qual. Zur Erholung lernte er im zwölften Lebensjahre bei der Mutter schnitzen, schlichte Holzgegenstände, bestimmt auf dem Jahrmarkt feilgeboten zu werden und im bescheidensten, dunkelsten Winkelchen der Küche oder unter den Tischen wilder Kinderstuben traurig zu verschwinden. Sein verstorbener Vater, ein dürftiger Kätner und Gelegenheitsarbeiter, hatte solchen Kram einst mit der Mutter herzustellen begonnen. Seine Bude hatte ihren regel-

mäßigen Platz vor der Kutscherkneipe am Marktplatz der Nachbarstadt erhalten, wo Frau Stievkärzler sie noch immer aufschlug. Es erquickte August, mit dem geliebtesten Wesen bei einer Beschäftigung zu sitzen, die zwischen ihnen beiden blieb, und solch wunderschöne Dinge zu fertigen. Die unbekannten Leute, die sie kauften, spotteten nicht wie die Dörfler; oft staunten sie über die Ware, und das machte ihn im stillen bescheiden stolz und froh. Und der Handel brachte einigen Gewinn, so daß der bösen Tante das Trutzrecht ihres Beutels auf eine Weile genommen war. August zeigte sich bei der Schnitzarbeit merkwürdig geschickt, die Herzenslust half ihm sichtbar. Die Hände waren in jenen Stunden seine Seele, und die Mutter wußte das. Was müssen immer Worte sein? Sie freute sich, wie das Holz von Augusts Liebe zu ihr erzählte. Wahrhaftig, es erzählte davon: Es entstanden Quirle mit den regelmäßigsten Zacken, ohne Tadel gerundete Stampfkeulen und wohlausgehöhlte Holzlöffel in allen Größen, ein so hoher Grad der Vollendung von nur mit dem Messer bearbeiteten Gegenständen irgend verlangt werden konnte. Für die Klein-Kleinen unter den Kindern wurden steife Pferdchen aus weichem Holz modelliert und Schafe, die sich von ihnen nur durch einen Drusel aufgeklebter Wolle unterschieden, sowie Puppen, die auch den Tuschkasten zu fühlen bekamen in Blutflecken auf der Backe und beulenblauen Augen. Aber Blut und Beulen — alles hier war Anhänglichkeit an die Mutter.

Das erwies sich deutlich genug, als August, weil er doch gerade in Holz mit Glück zu arbeiten verstand, zum benachbarten Tischler in die Lehre gegeben wurde. Unerhört, wie er die Bubenzeit begann! Verdarb er nicht allzuviel, so lag er seinem Handwerk doch offenbar mit Unlust ob, um nicht zu sagen mit Trägheit. Der Meister machte kein Hehl daraus und schalt weidlich.

Einmal nun hatte August ein Sargbrett um ein Haarbreit zu kurz geschnitten, ein paar Wochen später den Leim in einer Sargecke so stark aufgetragen, daß er breiig hervorquoll; beide Male nahm August mit seiner Mutter sowie der Meister am Begräbnis teil; beide Male erfuhr die Trauergesellschaft (beim Heimgange vom Friedhof) aus behaglichen Bemerkungen des Tischlers, was der arme Lehrling verfehlt. Dieser fühlte sich beladen, als hätte er den Toten selbst geschändet. Die Mutter faßte ihn fester an der Hand und beide schlugen die Augen nicht auf. Daheim sagte Frau Stievkärzler:

„August, wenn ich sterbe, für mich machst du nicht den Sarg. Wenn du es ihnen nicht gut genug schaffst. — Sie sollen dich nicht kränken und mich in der Erde."

„Nein, Mutter. — Ich kann nicht in Holz arbeiten."

„Ach, du kannst schon."

„Aber es ist nicht unser liebes Holz."

„August — wenn es für mich wäre?"

„Du wirst ja nicht sterben."

„Mein Einaug."

„Mein Zweiaug.“

Das war schon im Winter. Zu Weihnachten schenkte Frau Stievkärzler, sich und August nach solcherlei Unbill zu erfreuen, dem Sohne ein Paar rüstige Kropfstiefel. Vier sorgfältig gewölbte Lederringe trennten die Schäfte von den eigentlichen Schuhen, und die Schäfte waren auf das sauberste abgesteppt, geschweift beschnitten und am Rande mit hellblauen Linien bemalt. August stellte die Stiefel auf den Heiligabendtisch und streichelte bald sie, bald die Mutter. Sein einziges Auge weinte.

Die Feiertage zerstörten sein Glück.

Da August in der Kirche ganz vorn unter den Konfirmanden saß und die Stimme des Pfarrers unabgeschwächt hörte, konnte er während der Andacht zwar die Gedanken an seinen stolzen Besitz unterdrücken, aber sobald das letzte Amen verklungen war, dachte er: In was für gutem Leder stecken meine Füße doch! Er bekam recht Selbstgefühl und wartete nicht, bis die Mutter aus dem Gedränge zu ihm stieß. Er blieb mehrmals auf der Straße stehen und musterte seine Stiefel, stampfte deutliche Spuren in den Schnee, um ihre gewichtigen Formen rückwärts zu betrachten, und die schmutzigsten Schneeklumpen nahm er mit den Fingern sorgsam von den Sohlen, wenn sie sich allzuschwer dort angedrückt hatten. Darob lachten ihn halbwüchsige Burschen aus. Da er zudem seinen Armen die seltene Freiheit übermütig zufriedenen Baumelns verstattete und gewiß die Possierlichkeit des Unbeholfenen zeigte, so schwenkten die Spötter ihre Arme ebenfalls, und zwar in wilden Übertreibungen. Die blanken Kreuze der Gesangbuchschalen leuchteten in der Sonne auf und blendeten, als wären sie verfluchend gegen ihn geschlagen, das einzige Auge Augusts. Schnell sammelte sich ein ganzer Schwarm schaulustiger und schadenfroher Menschen um den Knaben, bis die Mutter zu ihm drang und ihn fortzog.

Die Freude an den neuen Stiefeln war vergällt. Frau Stievkärzler sann, um die Betrübnis wettzumachen, auf ein neues Geschenk zum Geburtstag Augusts. Die Armut hatte bisher an keinem Geburtstag eine Gabe auf den Tisch zu legen erlaubt. Der Mutter Blicke glitten wiederholt an Augusts Oberlippe, wo eine Menge feiner Härchen farblos und wirr durcheinanderlag, heimlich hin, doch zuletzt dachte sie, mit einem Rasiermesser habe es noch Zeit und bescherte ein blitzblinkes Schnitzmesser, das krumm war wie ein Entenhals. August wollte es vorläufig nicht benutzen, trug es aber immer bei sich und zog — ein Bild herzlicher Drolligkeit — höchst plötzlich mitten im Dorfe das Futteral aus der Tasche, sprach bewundernde Wörtchen vor sich hin und wurde dabei wiederum beluchst. Man hatte die Stiefel noch nicht vergessen, besaß zwar genug Takt, nicht mit anspielenden Worten zu necken, aber wer wie August jahrelang auf Feindseligkeiten merkte, wird durch Blicke nicht minder gekränkt als durch Reden. Genug, August setzte sich zu Hause hart nieder an den Tisch und spielte wie abwesend geräuschvoll mit dem Messer. Die Mutter fragte nach seinem Kummer.

„Ich bin eben der dumme August", entgegnete er herb.

Sie stellte sich nur hinter ihn und spielte auch ein Weilchen mit dem Messer. Sie empfanden beide eine auszehrende Schwüle, die zu schweigen zwang.

Und sie blieben in diesem kümmerlichen Leben die karge Spanne lang, bis die Mutter sich krank niederlegte und fühlte, daß es zum Tode war. Sie hatte den Sohn oft am Bette, wenn er aus der Arbeit kam, der trostlosen Schreinerarbeit, und weil ein Tischler einmal Särge bauen muß, wendeten sich der beiden Gedanken ohne Scheu wieder dahin. Sorge um den Sohn und Groll gegen die verbitternden Menschen spülten der Mutter noch einmal jenes Wort von der Lippe:

„Wenn ich sterbe, für mich machst du nicht den Sarg." Auch ihr war die grobe Tischlerei ein Sinnbild der groben Welt im Gegensatz zur traulichen Hausarbeit geworden, wo weiße Späne die Seelen der kleinen Geräte umschlüpften und versteckten.

„Nein, Mutter." —

Ein langes Schweigen verlieh der Rede und Gegenrede einen bitteren Nachdruck.

„Aber wirst du sterben, Mutter?"

Sie ging darauf nicht ein.

„Man würde es wohl auch so wie so nicht von dir verlangen", sagte sie, „aber du würdest es gern machen?"

Er nickte schwer mit seinem Wasserkopf.

„Nein, nein, sollst nicht," fuhr sie fort, „dann denkst du bei der Arbeit, was du nicht denken darfst."

„Ich mache dir lieber aus unserm Holz —". Er brach ab, wie von Grauen gefaßt.

Sie beruhigte: „Nein, nein, was reden wir auch!"

Sie schwiegen.

Nach einer Weile sagte August: „Mutter, wenn ich sterbe, mußt mir einen Holzlöffel machen und zum Andenken unter die Füße legen und mit begraben lassen."

Er sah scheu zu ihr hin. Sie wandte den Blick in den gelben Abend und lächelte. Er schaute nun an ihr vorbei ins Ofenfeuer und lächelte auch.

August war völlig verlassen. Daß die Mutter abgeschieden sei, begriff er in den ersten Stunden nach dem Unglück nicht; er selbst kam sich vor wie in ein fremdes Dorf in fremdem Land entrückt. Er saß am Bette der Mutter und streichelte ihr wie im Leben die Kinnspitze. Nur wenn die Tante ab- und zuging, zuckte seine Hand vom mütterlichen Gesichte zurück, und daß sie zurückzucken mußte, füllte ihn mit Haß gegen die ihm so fremde Verwandte. Der breite Gang, die drollig verzerrte Schmerzensmiene ärgerten ihn.

„Gehst du nicht zum Tischler?" fragte die Tante.

„Nein," antwortete er.

„Das brauchst du auch nicht," sagte sie milde und ging hinaus.

Er dachte darüber nicht nach, sondern begann die Mutter wieder zu streicheln. Er hörte die Tante nebenan mit dem Tischler reden, und nach einer Weile traten beide zu ihm herein.

„Na, jetzt brauchst bis zum Begräbnis nicht zu arbeiten, armer Jung," sagte der Tischler, schwieg ein wenig, betete, zog dann lautlos einen Zollstock aus der Rocktasche, nahm der Frau Stievkärzler das Maß zum Sarge und entfernte sich nach stummem, lässigem Kopfnicken.

„Mutter, sollst du wirklich in einen Sarg?" dachte August, „und fremde Leute sollen ihn dir machen? Bloß wir verstehen ja zu schnitzen. Das Werk ihrer fremden Hände wird dich zudecken ganz und gar, daß nichts zu sehen bleibt? Das Werk ihrer Hände wird dich mir wegnehmen? Wo ich dir selbst die Bretter sägen könnte?"

„Aber die Leut' zum Begräbnis einladen mußt du," unterbrach die Tante seine Betrachtungen. „Donnerstag vormittag ist es."

Wie, er sollte die fremden Leute holen, die ihm feind waren, er sollte sie einladen, damit sie ihm die Mutter wegnähmen im Sarg aus fremdem Holz von fremder Hand? Er schüttelte bestimmt den Kopf.

„August," fuhr die Tante fort, „die Tote soll keinen Ärger hören, sonst hättest du Schelte verdient. Ich bin ihre Schwester und schon bald eine alte Frau: soll ich vielleicht im Dorfe herumrennen, und der junge Lümmel sitzt zu Hause?"

August schwieg, sie ging.

Als sie in der Tür war, schluchzte ihr August mit röchelnder Stimme nach:

„Muß sie denn in einen Sarg?"

„Was denn sonst?"

„Muß denn einer aufs Begräbnis kommen?"

Die Tante erwiderte: „Du bist doch wohl nicht recht gescheit. Werden wir sie denn verscharren wie einen krepierten Hund?"

„Warum müssen sie denn dabei sein?" fragte August.

„Mich möchtest du wohl am liebsten auch hier lassen und ganz allein folgen. — Laß doch uns andere gehen und bleib du hier, dann bist du uns ja los."

Mit diesen Worten war sie hinaus.

August blieb zurück, er überließ sich stundenlang seiner Trauer. Sie war zerreißend und doch dumpf, voll wühlender Gedanken und doch gedankenmüde. Schließlich erschien die Tante und rief ziemlich gütig:

„Essen!"

Er folgte nicht.

Sie brachte ihm die Schüssel herein, setzte sie neben ihn auf einen Stuhl und sagte beinahe bittend: „Iß!"

Da ergriff er den Löffel und führte ihn zum Munde, aber jeder Blick gehörte der Mutter. Mancher Tropfen verschütteter Suppe netzte das Bett der Toten.

Die Tante trug die leere Schüssel hinaus und kam mit einem rotbunten Bette wieder, das sie an Stelle des weißen über die Tote breitete. August sah ihr starr zu und meinte dann leise und flehend: „Warum trägst du ihr das Feiertagsbett hinaus?"

„Warum hast du es beschmutzt?"

„Sie nimmt es doch ganz gewiß nicht übel, Tante."

„Nein, wenn sie tot ist, — wie soll sie wohl." Sie seufzte.

„Laß es doch da," sagte er gebrochen und breitete ihr hilflos die Arme nach.

„Aber August, sieh doch, wie es aussieht," tröstete sie und war hinaus.

„Aber ich habe es ihr doch bezogen, Tante, ich habe es —"

Sie horchte flüchtig zurück. „Was?"

„Laß es ihr doch."

Sie murmelte etwas von: erst trocknen.

Der Knabe senkte seinen dicken Kopf in das rotbunte Bett und verharrte in quäligem Hinbrüten, bis die Tante ihn aufstörte:

„Nun geh zu den Nachbaren."

Er war still.

„Es ist doch Zeit."

„Warum sollen sie mir die Mutter wegnehmen?" Dabei klang ein winselndes, tierhaftes Weinen hinter seinen geschlossenen Zähnen hervor.

„Um Gotteswillen, August!" wimmerte die Tante, ihn rüttelnd.

Er sah sie heiß an.

Sie strich ihm nun nach der Weise der Mutter durch das Haar, redete viele Worte, woraus er nichts behielt, brachte ihm schließlich die Schirmmütze und die Kropfstiefel, schärfte ihm nochmals ein, was er auszurichten hätte, und schob ihn schließlich sanft zur Tür hinaus. Beim nächsten Hause drehte er um und fragte:

„Was soll ich sagen?"

Dann verschwand er richtig in der Tür eines Nachbarhauses.

Er vollbrachte den Rundgang. Als er zurückkam, war er zerbrochen von Gefühlen tiefer Demütigung. So war er denn von Tür zu Tür gewandert wie einer, der zum Betteln gezwungen wird. Wie er innerlich die rings vernommenen, nur halb gehörten und schon halb vergessenen Worte blutig untereinander rührte, was verschlug es! Nur die eine Äußerung, daß man sich werde beeilen müssen, um vom Jahrmarkte rechtzeitig zum Begräbnis heim zu sein, hatte ihn mehr als andere gequält. Als erwiese man seiner Mutter eine Gnade, wenn man die Würfelbuden des Marktes einmal versäumte! Er aber, er hatte mit diesem Gange seine Mutter im Stiche gelassen: jede Einladung war eine neue Kränkung für sie. Keiner hatte das Recht, die Mutter ans Grab zu geleiten, außer ihm. Wenn er nichts weiter als ein Glied der Menge war, wurde seine Trauer unheilig. Aus beiden Augen, dem sehenden wie dem blinden, fielen Tränen, als er wieder an den Leichnam trat.

Die Mutter war in seiner Abwesenheit gewaschen und aufgebahrt worden. Sie erschien ihm heiliger. Etwas wie Furcht zog sein Herz einen Augenblick zusammen. Das ist die Berührung mit den anderen! ging es ihm durchs Hirn. Er rührte mit drei Fingern leise an die Häkelei des Sterbekleides, kniete nieder und betete. Dann saß er auf allen Stühlen der Stube herum, ging hin und wieder, wiegte seinen großen Kopf in schmerzlichen Gedanken und streichelte der Mutter die Kinnspitze, manchmal fast reibend.

Als er sich spät nachts niederlegte, begriff er nicht mehr, wie er die fremden Leute hatte einladen können, ihm seine Mutter wegzunehmen. Nein, das begriff er nicht!

Aber nahmen sie ihm die Mutter wirklich weg? Durfte ihn die Tante danach so verwundert fragen? Darauf hatte er nicht zu antworten gewußt. Dennoch behielt er die Empfindung des Beraubtwerdens in sich und überwand sie nicht.

Am anderen Morgen brachte er einen Armvoll Holz vom Boden, suchte sein neues Schnitzmesser hervor, rückte einen Schemel an die Bahre und formte einen Holzlöffel. Die Tante erkundigte sich staunend nach dem Zwecke dieses Beginnens. Er müsse doch etwas tun. Aber jetzt? fragte die Tante weiter. Nun ja, es sei ihm gerade eingefallen. Sie sammelte Holz und Späne zusammen und wollte sie hinausnehmen. Nein, sie müsse ihn lassen. — Warum nur? —

„Übermorgen ist Jahrmarkt,“ preßte er gewaltsam hervor.

„Du willst doch nicht etwa am Begräbnistage deiner Mutter auf den Jahrmarkt?“

Nein, daran hatte er ernstlich nicht gedacht, nur die Arbeit, die eine verschämte Vermittlerin seiner schönsten Gefühle gewesen war, noch einmal an der Seite der ihm Entrissenen verrichten wollen, doch hatte ihm der Markt unbestimmt vorgeschwebt die ganze schlaflose Nacht hindurch, so daß er sich seiner zur Ausflucht bediente. Allein die Frage der Tante erschien ihm als rohe und unverantwortliche Vergewaltigung seines Inneren, und wie eine Abwehr der ganzen Welt, deren Betastung er sich nicht entringen konnte, entfuhr ihm die Antwort:

„Jawohl, ich werde hin!“

„Pfui! — so etwas nur zu reden,“ warf ihm die Tante von der Seite ins Gesicht und sammelte den Rest des Holzes heftig ein.

August stieß ihr die Bürde aus dem Arm und stand breitbeinig, mit gefaltenen Händen und fratzenschneidendem Munde vor ihr.

Sie rief verhalten: „Warte!“ und schlug die Tür zu. Sie fürchtete sich aber.

Er schlichtete das Holz auf den Schemel und schob den Riegel der Tür ins Schloß. Als die Tante aufmachen wollte, verhielt er sich still. Er tat die Zeit über nichts, sondern lauschte, ängstete sich und trieb in beklemmendem Zwange eine traurige Herde stumpfer Blicke über das Gesicht der Mutter. Auch einem zweiten Rütteln an der Tür öffnete er nicht. Gegen Abend vernahm er nochmals Schritte, und wie er an den Stimmen erkannte, stand nun die Tante mit dem Tischler draußen. Sie probierten den Drücker, August stürzte an die Bahre der

Mutter und schrie laut: Mutter! Mutter! Mutter! Die beiden im Flur flüsterten und brummten, bevor sie sich entfernten. Sie wußten wohl mit dem Knaben und seinem Gemütszustande nichts zu beginnen.

August war beruhigt. Er legte sich seine Arbeit bequem auf den Schoß, nachdem er die Lampe angesteckt hatte, und schnitt den halbfertigen Löffel zu Ende. Sobald er seinen Ansprüchen genügte, bettete er ihn weich auf die Brust der Mutter, — das war eine Wonne. Andere Klöbchen schienen ihm zu Quirlen geeignet, und beim Schlage zehn lagen fünf Stück sauber neben dem Löffel und bedeckten die Mutter bis an den Hals. Noch ein schon beinahe vollendetes Eckbrett für die Küche, das zum Einstecken von mancherlei Gerätstielen durchlöchert war, beschnipselte er hier und dort und senkte auch dieses flüchtig lächelnd der Mutter ans Herz. Da es jedoch einen ziemlichen Eindruck in das Totentuch machte, überlegte er sich, die Dinge allesamt seien zu schwer und packte sie behutsam auf den Erdboden in die Nähe des Ofens. Nur einen kleinen Löffel nestelte er der Toten unter die Füße.

Er hoffte, ohne es sich deutlich zu Bewußtsein zu führen, die Tante werde seine Arbeit am nächsten Morgen verbrennen, ihm damit zwar einen kleinen Schmerz bereiten, jedoch auch vom Fortmühen und der unseligen Qual der Marktgedanken erlösen. Er blieb lang im Bett, ihr Zeit zu lassen. Als er aus seiner Kammer hervorkam, lag noch alles wie verlassen, das Vollendete, das Material und Werkzeug, die Späne.

Die Schauer des Gedankens, daß die große Gruppe der ihm Feindlichen mit ihrem Holze zu Grabe zog und er mit dem seinen zu Markte, gewannen im Laufe des Tages eine magische Gewalt über ihn. Nahmen sie den Leib der Mutter mit, so begleitete ihn ihre Seele. So klügelte er es sich, wenn auch nicht deutlich, heraus, und erdachte sich Märchen von Leib und Seele, wie er diese Begriffe: „Leib" und „Seele" in der Schule aufgefaßt hatte.

Die folgende Nacht war noch wirrer als die jüngstvergangene. Die Träume waren schrecklich: seine Mutter, eine Riesin, würgte ihn, und er schlug sie gar.

Gegen Morgengrauen stand er leise auf, zog den Karren aus dem Schuppen, belud ihn, machte sich reisefertig, warf der einzigen Kuh eine neue Streu unter, lief zwischenein zur Mutter, horchte auf der schlafenden Tante Atemzüge und wußte bei allem nur halb, daß es seine Füße waren, welche die Erde traten, und seine Hände, welche die Türen aufmachten. Es war noch kaum grau draußen, so war er vorgefahren, trat nochmals schnell zur Mutter, gab ihr einen Kuß auf die Stirn und ging dann. Wie schritt er durch die süße Welt, das Wäglein mit dem Krame hinter sich, gehetzt, flüchtig, in verworrenstem Schmerze von der verfallenen Toten weg!

Er schlug in der Stadt sein Zelt auf. Die erwachsenen Budenbesitzer wunderten sich über den Knaben, der bedachtsam, ohne aufzuschauen, die Stangen

zusammensetzte und sie an den Stellen, wo ihm die Mutter Kerben gezeigt hatte, untereinander mit Stricken befestigte. Er kam zustande und setzte sich drinnen im Zelt auf seinen Küchenstuhl. Langsam stieg das Sonnenlicht herab auf das graue Steinpflaster innerhalb seiner Leinewand. Die Quirle waren über seinem Kopfe angebracht, leuchteten mattweiß und waren wie Sterne am Weihnachtsbaum. Aber die Milchbretter hatte er hinter sich strahlenförmig vereinigt: sie waren lang und groß und wie eine Sonne, die aus dem Kalender in die Wirklichkeit gesetzt ist. August sah unter seine Jahre jung aus, wie er zwischen seinen Waren schweigend auf die Käufer wartete, schon stundenlang. Je länger sie ausblieben, desto schlimmer litt er vor Ungeduld. Und die innere Qual verharrte wie ein totes Meer.

Auf dem Tombankbrette vor ihm standen in ausgerichteter Reihe, eins dicht neben dem anderen, zehn jener steifen Pferdchen. Auf ihnen ritten recht lustig die Blicke vorbeiwandernder Knaben und Mädchen. August bemerkte es wohl. Er beugte sich schließlich mit einmal über die Schranke, faßte ein rotjäckiges, schwarzäugiges Kind im Alter von etwa vier Jahren und gab ihm ein Pferdchen mit der Bemerkung: das schenke ich dir. Ganz leise, im Schmerz geheimnisvoll verklärt, klang das. Sie nahm das Pferdböckchen zögernd, stand still, sah ihn ein Weilchen an und knixte dann tief. Aus einer Entfernung von fünf Schritten, mitten auf die Straße wie gebannt, musterte sie ihn dann noch lange, während der Menschenschub an ihr vorüberdrängelte. August empfand durch das weggegebene Geschenk eine süße Beschwerung seiner Seele. Das würde die Mutter loben, und er faßte plötzlich nicht, wie sie heute nicht neben ihm stehen könnte, dicht neben ihm, hier auf dem Steinpflaster, im dunkelbraunen Rock und blauen Schal. Er ließ nach und nach Knaben und Mädchen auch die übrigen Pferde entgeltlos mitnehmen.

Lange Zeit fand er keinen Käufer. Man nahm wohl an, der Knabe sei nur zur Aufsicht zurückgelassen, derweil sich die Krämerfrau entfernt hätte, wie er ja auch unaufmerksam mit niedergeschlagenem Blicke und bisweilen bewegten Lippen dasaß und mit gefalteten Händen wie ein jugendlich-alter, seltsamer Mönch in noch seltsamerer Einsiedelei.

Er bedachte rundum und um, daß die Mutter leblos in der Stube ruhe und die Begräbnisleute sich versammelten.

Die Mutter aber erwachte mit einmal und rief ihn. Die Leute entsetzten sich. Sie achtete des nicht, sondern sah sich nur nach ihm um, und weil er nicht da war, legte sie sich wieder in den Sarg und zog selber den Deckel auf sich nieder. Man ordnete sich, als wäre nichts geschehen, und zog wirklich zum Kirchhof. — Waren die Glocken aus dem weiten Dorf nicht über die leeren Felder zu hören? — Ihm wurde unbeschreiblich bang. Er schloß die Augen und wünschte, alles möchte doch nicht wahr sein, und öffnete die Lider, da trotteten die Menschen in ihren Mänteln wie vorher, und so viele sahen zu ihm herein.

Einer forderte endlich ein Küchenbrett. Als August das Geld einsteckte, schneuzte er sich die Nase und weinte. Die Käufer sahen's und meinten, er weine, weil er nichts los werde. Ein Andrang entstand vor seinem Zelte. Man nahm ihm viel ab und legte sogar öfter einige Pfennige über den Preis hin. Er reichte verwirrt und hastig mehrfach verkehrte Dinge, schluchzte aus Beklommenheit vor der Fülle zudrängender Menschen auf und hörte schon Vermutungen über sich unter den Umstehenden tun. Er bemeisterte den Schmerz nicht mehr. Eilig! eilig! drängte es in ihm. Wäre er die Dinge los! Könnte er heim! Was brauchte er überhaupt weiter zu verkaufen! Wozu die Fordernden befriedigen! Nur schnell fort! Vielleicht würde er noch zum Begräbnis einpassen!

Gingen nicht die Glocken? — Ja, man läutete.

Er lispelte beim Verkaufen ratlos: „Jetzt bommeln sie schon!"

Was ihm sei, fragten mehrere Stimmen.

„Ich muß nach Hause", schluchzte er rauh, die Nase schneuzend. „Sie bommeln ja schon so laut."

„Nun ja, es ist doch Donnerstagsandacht."

Es entstand ein Fragen durcheinander. Ein alter Mann verlangte noch einen Quirl. „Nein, nein", wehrte er entschieden ab, „ich muß nach Hause". Eine Frau suchte ihn rührselig zu trösten, mußte aber in ein Lachen hinausprusten.

Er begann eilig sein Zelt abzubrechen. Er wickelte das Segeltuch, die Sparren und die übriggebliebenen Waren wild durcheinander, wollte nur davonkommen. Vorher mußte er einem Polizisten lang und breit Rede stehen; das beschwichtigte ihn ein wenig. Doch dann faßte er den Handwagen am Deichselkreuz. — Er mußte noch einmal abladen, weil die Pfähle quer lagen und das Gefährt so unmöglich durch die dichtgefüllten Straßen zu steuern war, aber auf der Chaussee trabte er, daß ihm der Atem aussetzte und er einen Stichschmerz im Unterleibe bekam.

Dennoch, als er im Dorfe ankam, war von einem Begräbnis nichts mehr zu sehen, nur klaschte noch der Totengräber auf dem Kirchhof den frischen Hügel zurecht. August ging im Schritt, aus angenommenem Stolz gegen die Leute, aber es wurde ein Siebenmeilenschritt, denn er schämte sich vor allen Fenstern und schrak auf, wenn sein Wagen über einen Stein rasselte. Dann glaubte er, jemand hielte ihn an und wollte ihn prügeln; — er hätte es zugelassen, weil er es verdient glaubte.

Zu Hause war die Stube leer. Er sah Kasten und Kisten an, als wäre die Mutter dort hineingeschlossen und auf ewig versunken. Ein fader Geruch kam bisweilen auf. Die beiden Stühle, auf denen der Sarg geruht hatte, standen noch mitten in der Stube. August legte sich zwischen ihnen auf die Erde und stöhnte.

Die Tante tat den Mund nicht auf, wanderte mit ihrer drolligen Trauermiene hin und schien das krampfvolle Kinn immer höher zu ziehen — bald schnappte die überstehende Oberlippe zu und schluckte es in den Mund. August hatte das

Bedürfnis, sich irgendwie vor ihr zu rechtfertigen. Wie aber? Unbewußt tat er es, indem er sich abends ihr gegenüber vor die Lampe setzte und ihr sein hellbeschienenes Gesicht darbot. Er starrte unablässig, fieberhaft ins Licht. Gleich auf den Kirchhof zu gehen, brachte er nicht fertig, und doch kämpfte er jeden Augenblick bitterlich mit dem Gedanken daran. Er erwartete nur erst noch den Pfarrer, der ihm Vorhaltungen machen würde, den Lehrer, den Tischler, soviele andere, und dann würde auch die Tante zu reden beginnen, und er würde nicht einen Versuch machen, sich zu verteidigen. Und dann, er würde — — — ja! ja! ja!

Niemand kam, nur die Mutter, ein farbiges Windgebilde, schwebte hinter ihm.

So wurde es später, — — — langsam.

Er ging zu Bett, noch als überall im Dorf das Licht brannte.

Endlich hörte er die Tante in ihre Kammer gehen.

Kaum war die Tür ins Schloß geschnappt, so sprang er auf. Wie geistesabwesend riß er die Stiefel hinter der Spindkrone hervor, herunter, und zog sie über die Füße. Es waren die Kropfstiefel. Die anderen, die er tags an den Füßen gehabt, standen unter dem Bette. Er hatte sich garnicht anzukleiden beabsichtigt, sondern nur das Schnitzmesser aus dem Spinde herausgreifen wollen, aber in Gedanken an das zweite Geschenk der Mutter das erste gepackt. Doch besann er sich, zog das Messer aus dem Futteral, schritt zitternd ans Fenster, hob den linken Arm, machte eine zurückgestemmte Faust und suchte nach der Pulsader. Das Messer war völlig schwarz in der sternlosen Nacht.

August stand und stand. Die Stiefel hatten ihn erweckt; sie ließen ihn sorgen, beim Gehen nicht zu poltern, — eine nahe, irdische Sorge. Und das Messer rettete ihn vom Tode. Der Mutter Gaben brachten ihm lindernde Szenen des Lebens zurück, und allgemach verbreitete sich in ihm eine süße Wehmut. Er tastete sich auf Zehenspitzen bis zum Bett, setzte sich auf den Rand und spielte mit dem Futteral des Messers. Beim Erwachen am nächsten Morgen lagen Stiefel und Messer vor ihm in der Sonne, — zum zweitenmal Geschenke seiner Mutter.

Viele Jahre hindurch arbeitete er nun weiter, an groben Tischen und Särgen wie am Kleinzeug, und die Weihnachtsfichte betrachtete er mit dem Gedanken, daß ihre Seele beides berge. Sein innerer Zwiespalt im Weltempfinden hat sich immer mehr zugetan, so daß er einmal wirklich den scherzhaften Versuch machte, einen Sarg und einen Löffel aus demselben Stamme zu schaffen und solchermaßen das hölzerne Grabgut der Mutter zu vereinigen.

Schließlich erzählten die Leute von einer frohen und tapferen Gewohnheit des alten Schreinermeisters August Stievkärzler: Jeder Sarg seiner Arbeit mußte ihm ein paar Abfälle für Kinderspielzeug ausliefern, und von jeder Wiege verwahrte er die Hobel- und Sägespäne, um sie ins Kopfkissen eines Totenschreines zu schütten. Mild, nah und schön wie inniges Spiel lagen Lebens Anfang und Ende vor seinen Augen.

Ideale der Frauenbildung/ von Helene Lange



Wenn Heinrich von Sybel einmal von der sozialen Frage gesagt hat: „Eine fruchtbare Behandlung wird nur demjenigen gelingen, der sie mit der Erkenntnis der Unlösbarkeit des Problems beginnt" — so möchte man dieses skeptische Geleitwort auch allen denen mit auf den Weg geben, die nach einer eindeutigen, endgültigen Formel für das Bildungsproblem suchen. Auch die Bildungsfrage ist unlösbar, wenn man unter Lösung eben versteht, daß eine Theorie gefunden wird, die zu einem unbestreitbaren Ziel einen zweifellos richtigen Weg weist. Und ihre Unlösbarkeit, ja die Unmöglichkeit, auch nur dies unbedingte Ziel aufzustellen, beruht auf dem gleichen Grunde wie die Unlösbarkeit der sozialen Frage: man müßte eben zuvor die ewige Antinomie „Individuum und Gesellschaft" lösen können. Denn in jedem einzelnen Fall, in jeder gegebenen geschichtlichen Lage ist das Bildungsproblem in erster Linie eine Erscheinungsform in diesem ewigen Widerstreit von Einzelinteresse und Gattungsinteresse, von Individualität und Soziabilität, und die Bildungsbewegung ist in beständiger Oszillation zwischen diesen beiden Polen, dem aristokratischen und dem sozialen Ideal. Zu dieser im Grunde jeder Bildungsfrage lauernden letzten Zwiespältigkeit, die kaum anders als durch eine willkürliche Entscheidung überwunden werden kann, kommt die unübersehbare Reihe der Lebenszusammenhänge, die jede Erwägung von Erziehungsproblemen berücksichtigen müßte. Wollte man nach Comtes Vorbild eine Hierarchie der Wissenschaften von den einfachen zu den kompliziertesten hin aufstellen, so müßte die Pädagogik die letzte und höchste sein. Denn sie setzt voraus, daß der gesamte Inhalt der Kultur bewußt geworden, gewertet, gesichtet und zu einem Ideal persönlicher „Bildung" verdichtet sei, um nun erst eigentlich ihre Arbeit zu beginnen und der jungen Generation zur Darstellung dieses Ideals zu helfen. Diese umfassendste Kulturaufgabe, die praktisch aber doch täglich und stündlich und aller Orten irgendwie geleistet werden muß, theoretisch zu erhellen, ist schlechthin unmöglich. Die Theorie kann ihr gegenüber immer nur partielle und provisorische Bedeutung haben. Schon deshalb, weil das Leben, aus welchem und für welches die Bildungsideale geprägt werden, im Fluß ist, und sich dem Erziehungstheoretiker während der Arbeit das Material unter den Fingern verändert. So kann die Pädagogik niemals einer Zentralsonne gleichen, die den Lebensaspekt in jedem Augenblick in all seinen Teilen gleichmäßig beleuchtet, sondern sie ist wie ein Licht, das man auf einem dunklen Felde hierhin und dorthin trägt, und das jedesmal nur ein Stückchen Weges erhellt. Die Praxis pflegt zu berücksichtigen, was zufällig in diesen Lichtkreis irgend eines Systems, irgend einer Richtung gebenden Idee gefallen ist, und ist stets mehr oder weniger einseitig orientiert.

Das wäre nun nicht schlimm, denn das Notwendige geschieht schon immer irgendwie, und im Praktischen darf man ein wenig der Selbstregulierung trauen, die der einen Einseitigkeit durch eine andre begegnet. Wenn nun nicht diese besondere Zärtlichkeit des Deutschen für Theorie hinzukäme. Das bekannte Börnesche Witzwort, daß wir erst Chemie studieren, wenn wir einen Fettflecken vom Rockärmel wegbringen wollen, trifft vielleicht nirgends so zu wie im Bildungswesen. Es ist der Stolz der deutschen Schule, daß sie „stets bedacht, was sie vollbringt". Dadurch genießen wir freilich den Ruhm, die bestfundierten Erziehungsmethoden zu haben; unser Bildungswesen ist folgerichtiger und besser gefügt als das irgend eines anderen Volkes. Eine gewisse Prinzipienfestigkeit gibt ihm Halt und Würde gegenüber der Versuchung zur banausischen αἰσχροκέρδεια, jener durch den Neuhumanismus so verpönten Nützlichkeitsmoral im Unterrichtswesen, die uns aus dem Lehrprogramm mancher modernen amerikanischen Colleges in dem kaufmännischen Grundsatz, für alles zu sorgen, was „verlangt" wird, entgegentritt.

Aber die Gefahren dieser Tugend überwältigen uns zuweilen. Dabei ist nicht dies das Schlimmste, daß die Kämpfe um solcher Art theoretisch versteifte Bildungsideale bitterer sind und die Kompromisse nur schwer zustande kommen. Die Gefahr liegt vielmehr darin, daß eben jene provisorische, beschränkte Gültigkeit jeder Theorie verkannt, daß mit der „Idee" Götzendienst getrieben wird. So spielt sie für die Praxis oft keineswegs die Rolle des Stabes, auf den man sich stützt, sondern sie gleicht der Kugel, die der Galeerensklave am Bein hinter sich her schleppt. Und noch schlimmer ist, daß durch dieses Bestreben, die Ziele der Schule so fundamental, so endgültig, so prinzipiell wie möglich zu fassen, die Ansprüche übersteigert, die Erwartungen überspannt und das Maß von Kraft, das bei der Verwirklichung solcher „Ideale" durch notwendige Reibungswiderstände verloren gehen muß, unterschätzt wird. In der pädagogischen Literatur sind diese idealistischen Superlative geradezu eine Krankheit. Man kann kaum ein pädagogisches Buch aufschlagen, ganz gleich, ob orthodoxer oder ketzerischer Richtung, das nicht positiv oder kritisch die Ansprüche an die Schule überspannt, ihr zumutet, Bildungswerte zu schaffen — oder ihr zum Vorwurf macht, sie nicht geschaffen zu haben —, die sie der Natur der Sache nach höchstens vorbereiten könnte. Wann ist, seit wir überhaupt eine öffentliche Meinung haben, schon einmal auch nur eine Mehrheit von Leuten zufrieden gewesen mit der jeweiligen Bildung? Niemals. Und das wird immer so sein, weil die Theorienbildung in der Pädagogik immer für die Beurteilung der Schule zu hoch liegende Kriterien liefern wird.

Dieses Präludium wäre nicht notwendig gewesen, wenn nicht alle diese unvermeidlichen, gleichsam organischen Knoten des Bildungsproblems sich in der Frage der Frauenbildung pathologisch ausgewachsen hätten.

Das hat vielfache Ursachen. Einmal die, daß der Mädchenschule eine enge und fruchtbare Beziehung zur Entwicklung des pädagogischen Denkens gefehlt hat. Zwischen Volksschule und höheres Schulwesen als eine quantité négligeable eingeschaltet, hat sie weder von der einen noch von der andern Seite viel Berücksichtigung erfahren. Sie hat sich ihr pädagogisches Brot selbst gebacken, und dieses Brot war nicht gerade erster Qualität. Es gibt in der Geschichte der Frauenbildung keine Sterne erster Größe, nicht einmal solche zweiten und dritten Grades. Das hat natürlich keineswegs verhindert, daß man Ideale der Frauenbildung aufstellte. Im Gegenteil: die Fruchtbarkeit ist in dieser Hinsicht bemerkenswert. Noch bemerkenswerter aber ist der Optimismus, mit dem man diesem Geschäfte oblag, die unbeirrte Gedankenlosigkeit, die halbe Wahrheiten für voll nahm und klaffende Unstimmigkeiten übersah, und die Autorität, die man dann für solche Dogmatik der „wahren Frauenbildung" beanspruchte.

Diese Unzulänglichkeit wiegt um so schwerer wegen der Verkettung des Frauenbildungsproblems in die Frauenfrage und in die Kämpfe, die darüber entbrannten. Denn dabei kam ja die Voraussetzung, auf der alle Bildungsentwürfe aufzubauen haben, die sogenannte „weibliche Bestimmung" selbst ins Wanken. Die Grenzen für den Lebenskreis der Frau, der jahrhundertelang etwas so Konstantes, Unwandelbares gewesen war, wurden ausgelöscht, und noch ist nicht abzusehen, wo sie einmal wieder hergestellt werden.

Damit treten nun alle „Ideale der Frauenbewegung", ob sie persönliche, d.h. humanistische, ob sie soziale sind, in das Zeichen des Dualismus, der das Leben der Frau beherrscht. So lange das Mädchen nur für die Familie erzogen zu werden brauchte, existierte dieser Konflikt für sie eigentlich nicht. Es vollzog sich bei ihr alles nach dem oft und behaglich zitierten Rezept: Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten. Sie blieb mit ihrem Wirken und ihren Aufgaben diesseits der sozialen Arbeitsteilung, die den Mann zu Spezialleistungen, Teilarbeit und deshalb zum Erwerb spezifischer Kenntnisse und Fähigkeiten zwingt. Der Widerstreit zwischen Selbstentfaltung und Entwicklung zum Organ der Gattung, die nur zu schätzen vermag, was in den Riesenorganismus ihrer Arbeitsteilung hineinpaßte, die keine oder nur beschränkte Verwendung für den „harmonisch" gebildeten Menschen hat, dieser nicht zu schlichtende Widerstreit ergreift nun auch die Frauenbildung. Die Frau wird zum „politischen Wesen", freiwillig oder unfreiwillig, und in der Diskussion über die Frauenbildung wird die Vorfrage entscheidend, ob man diese Entwicklung anerkennt oder nicht anerkennt, hemmen oder fördern will. Die Parteibildung, die sich angesichts dieser Vorfrage vollziehen muß, bringt in die Sache keine Klarheit, sondern noch mehr Konfusion. Das Prinzip der „harmonischen", der Persönlichkeitsbildung wird zum Hort der Konservativen und zum Nothelfer ihres Mißvergnügens über die neue Gestaltung der Dinge, während umgekehrt die treibenden, vorwärts

drängenden Kräfte sich zu einseitiger Betonung der Gegenseite, der Berufsbildung, einfach gedrängt sahen und damit der verpönten Nützlichkeitsmoral nicht nur verdächtig, sondern zuweilen sogar schuldig wurden.

So finden wir in der Mädchenschulpädagogik die Bildungsideale, die einander in der Geschichte des Unterrichtswesens gefolgt sind, nur in einer Reihe schlechter Kopien wieder, bis zur Unkenntlichkeit verwischt und verflacht.

In dem Augenblick, wo das philanthropische Bildungsideal der bürgerlichen Brauchbarkeit abgelöst wurde durch den humanen Individualismus, begann man nach einem Ideal weiblicher „Humanität" zu suchen, als dem Ausgangspunkt einer spezifisch weiblichen Bildung. Schon Kant hatte so etwas versucht. In der Schrift vom Schönen und Erhabenen hat er dem Manne das Vernünfteln, der Frau das Fühlen als eigentliche geistige Wesensäußerung zugeteilt und daraus sogar schon Richtlinien der Frauenbildung abgeleitet. „Von dem Weltgebäude werden sie nicht mehr zu kennen nötig haben, als nötig ist, den Anblick des Himmels an einem schönen Abende ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermaßen begriffen haben, daß noch mehr Welten und daselbst noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen seien." Übrigens steht Kant in diesen Betrachtungen über „das Schöne und Erhabene im Gegenverhältnis der Geschlechter" und insbesondere in der Ausdeutung dieses Gegenverhältnisses für das Bildungsproblem erkennbar unter dem Einfluß Rousseaus.

Rousseau — das ist überhaupt der spiritus rector sämtlicher Programme der Frauenbildung für Jahrzehnte hinaus. Seine „Sophie" macht die philanthropische Pädagogik — mit Ausnahme Salzmanns — sich selbst untreu. Merkwürdig, wie ihre nüchterne, durchaus auf die praktische, gesellschaftliche Nutzbarkeit des Menschen gerichtete Erziehungsweisheit sich in Sentimentalitäten schadlos hält, sobald die Rede auf die Frau kommt. Basedow, wenn er von der „unterschiedenen Erziehung der Söhne und Töchter" redet, Campe im „väterlichen Rat an meine Tochter", überbieten Rousseau in phantastischer Schwärmerei von einer Frau, die eitel Unschuld, Gefühl, Hingabe, Unbewußtheit und Sanftmut sein solle, die „schwach, klein, zart, empfindlich, furchtsam, kleingeistisch" sich an den Mann anschmiegt, der „stark, fest, kühn, ausdauernd, hehr und kraftvoll an Leib und Seele" gedacht werden müsse. Und noch merkwürdiger, daß hernach die *Praxis* der philanthropisch beeinflußten Erziehungsanstalten wieder einen Treubruch gegen dies ganz ästhetisch gefaßte Ideal der Frauenbildung bedeutete, denn sie war so hausbacken und aufs „Gemeinnützige" gestimmt wie nur möglich. Man trieb Waren- und Gewerbekunde, Gesundheitslehre, Bürgerkunde, Logik, „bürgerliche Baukunst", — Stoffe, die ersichtlich wenig dazu angetan sind, einem die Welt „rührend" zu machen.

Der Pseudo-Neuhumanismus in der Frauenbildung, der mit dem Neuhumanismus zugleich sich ausbreitete, überwand diese unwillkürliche und eigent-

lich unlogische philanthropische Gemeinnützigkeit und setzte ein rein ästhetisches Ideal der Frauenbildung durch. Was in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts unter der Devise der „spezifischen Frauenbildung" von nicht einmal durchaus minderwertigen Kräften theoretisiert ist, sollte ein warnendes Beispiel für alle Bemühungen nach dieser Richtung sein. Man versuchte sämtliche Aufgaben der Frauenbildung den drei Begriffen „Seelenstille, Seelenschönheit, Seelenreinheit" unterzuordnen; man stellte Programme auf, nach denen sich alle Lehrstoffe der höheren Mädchenschule unter die beiden Rubriken „unmittelbarer Religionsunterricht" und „mittelbarer Religionsunterricht" einreihen. Es schaudert einen, wenn man sich die von dieser verstiegenen Philisterhaftigkeit beherrschte Praxis ausmalt. Den geheimen Sinn all dieser gespreizten Idealität enthüllte dann mit einer naiven Offenheit, die des Reizes nicht entbehrt, die von den Mädchenschullehrern 1872 aufgestellte magna Charta der höheren Mädchenschule in dem verräterischen Satz: „Es gilt, dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe."

Das alles macht sehr mißtrauisch gegen das Ideal einer „besonderen Frauenbildung". Und noch mißtrauischer machen die Erfolge, die man auf diesem Wege errungen hat, und die ein Fiasko zu nennen wirklich nur die Höflichkeit verbieten könnte.

Wo stecken die blinden Klippen, an denen man scheiterte?

Betrachtet man die Frage zunächst von der einen Seite, von der individualistischen, unter dem Gesichtspunkt der Bildung zur „Humanität", so ist das eine ganz gewiß: es gibt eine „weibliche Psyche", eine Eigenart des Empfindens, der Interessenrichtung, der Bewertung, die das Seelenleben der Frau von dem des Mannes fundamental, organisch, von Grund aus unterscheidet. Und es läßt sich sowohl an erlesenen weiblichen Persönlichkeiten erweisen, als auch deduktiv erschließen, daß diese weibliche Besonderheit durch Kultur nicht verwischt, sondern nur gesteigert, vermannigfaltigt, feiner ausgeprägt und reicher entfaltet werden kann. Denn da Weiblichkeit eine Form des Seins, ein Wie aller Lebensbetätigung ist, wird sie sich an allem Material äußern, das der Darstellung persönlicher Lebensart fähig ist. Das heißt also: für die Frau wird zwar zwei mal zwei auch vier sein; aber alles, was nach der Kantischen Wortbedeutung dem Reich der Freiheit angehört, den ganzen Inhalt des geistig-geschichtlichen Lebens wird sie auf ihre Weise aufnehmen und dabei dieser ihrer weiblichen Sonderart immer deutlicher sich bewußt, immer gewisser und sicherer werden.

Diesen in Philosophie und Psychologie bisher fast durchgehend vertretenen Anschauungen hat man neuerdings eine andere gegenübergestellt, nach der die seelische Verschiedenheit der Geschlechter keine fundamentale, sondern eine „teleologische" sei. Sie reiche nur so weit, als den Zwecken der Gattung entspreche, sie beherrsche also nur die Sphäre des im engen Sinne sexuellen Gebiets, während in allem, was das „höhere" Leben, das eigentliche Reich der Individualität ausmacht, die teleologische Bedeutung der geschlechtlichen Verschiedenheit geringer werde und darum die gattungsmäßige männliche und weibliche Sonderart sich tatsächlich abschwäche und verflüchtige. Das ist — wie übrigens in gewisser Weise alle Behauptungen auf diesem Gebiet — nicht mehr als eine Spekulation. Wer will der Absicht, welche die Natur mit dieser Polarität der Geschlechter verfolgt, ihre Grenzen bestimmen? Wer weiß, wie weit auch Erhaltung und Neugeburt des geistigen Lebens von Widerstreit und Verschmelzung dieser beiden entgegengesetzten Wesensarten abhängt?

Die Theorie bleibt da immer hinter der Beobachtung zurück. Wenn Marie Ebner-Eschenbach auch sagt, das Talent sei geschlechtslos, wir empfinden doch das Frauenhafte in ihrer Art das Leben zu schauen, wir fühlen das Frauenhafte in dem Griff, mit dem sie ihre Gestalten an der Hand nimmt durch und ihr Schicksal führt. Es ist im Grunde auch wohl eine müßige Frage, wie weit dieses Eigentümliche „angeboren" ist und wie weit es sich „lebend entwickelt", weil eben doch auch die Form dieses Lebens gattungsmäßig bestimmt ist, weil sich die spezifisch weiblichen Anlagen in der Erfüllung ihrer Bestimmung, also vor allem in der Mutterschaft, verstärken, und weil jede solche Erfüllung innere Erfahrungen, Einsichten, Wertinstinkte in die Seele der Frau hineinschmilzt, die vom Mann gar nicht erworben werden können, die aber auch nicht isoliert bleiben, sondern ihr ganzes Lebensgefühl, ihre Stellung zu allen Daseinsfragen ebenso wie die Art ihres Tuns irgendwie beeinflussen. Dadurch wird die Formel von der teleologischen Verschiedenheit der Geschlechter auch wieder etwas Fließendes, ein Begriff, dessen Grenzen nicht feststehen.

Wie denn überhaupt — und das ist das Ausschlaggebende für unsere Frage — es unmöglich ist, diesen Wesensunterschied der Geschlechter auf eine völlig zutreffende Formel zu bringen, begrifflich zu definieren. Alle Versuche — fast in jedem philosophischen System finden sich solche — sind selbst für bescheidene Ansprüche unbefriedigend; alle Begriffe, in die man diesen Gegensatz fassen wollte, sind immer in irgendeiner Art eine Vergewaltigung des Tatsächlichen, im besten Fall eine kühne Stilisierung, meist weniger als das, verschwommen, grob oder flach. Weder genügen sie unsrem eigenen Gefühl von dem, was sie ausdrücken sollen, noch sind sie streng wissenschaftlich auch nur diskutabel. Meist kommt es auf den Gegensatz von Zeugen und Empfangen, von Produktivität und Rezeptivität heraus. Schärfer noch — aber prinzipiell nicht anders wie

schon Schiller oder Kant — faßt Scheffler in seiner Studie „Die Frau und die Kunst" diesen Gegensatz als produktive Einseitigkeit und unproduktive Harmonie; in einem geometrischen Bilde: die individuell variable vorwärtsstrebende Linie und die unpersönliche Kreisfigur. Das kann schon deshalb nicht mehr als eine bloße Begriffsdichtung sein, weil Produktivität und Rezeptivität keineswegs in der Weise, wie das hier vorausgesetzt ist, einander ausschließende Wesensgegensätze sind, sondern in ganz andern und sehr vielfachen Beziehungen zueinander stehen und vielleicht in einer langen chromatischen Reihe von Zwischengraden ineinander überfließen. Wissenschaft ist z. B. im Verhältnis zur Kunst Rezeptivität — in einem Brief der Karoline Schlegel steckt mehr Kunst, mehr Produktivität als in den Gedichten ihres Gatten. Das Schema reicht eben nirgends recht zu. Es ist nur durch eine Selbsttäuschung zustandegekommen, bei der man in die Begriffe willkürlich eine Bestimmtheit hineindachte, die sie nicht haben.

Was andererseits sich mit der Sicherheit der experimentellen Methode an seelischen Geschlechtsmerkmalen hat feststellen lassen, ist so geringfügig und unwesentlich, daß man fast sagen kann — und es gibt ja auch Psychologen, die das wissenschaftlich vertreten, — vor der exakten Wissenschaft existiert die seelische Verschiedenheit der Geschlechter nicht. Was denn freilich für unser Gefühl so klingt, wie der Ausspruch jenes Arztes zu dem gegen alle Voraussicht genesenen Patienten: „Vor der Wissenschaft sind Sie tot".

Es ist nun ohne weiteres klar, daß man bei dem Aufbau spezifischer Ideale der Frauenbildung immer auf unsicherster Grundlage arbeitet, und um so leichter Fiasko machen wird, je vertrauensseliger man die Tragfähigkeit der Fundamente einschätzt. Für eine „Mädchenpädagogik" als Theorie und Doktrin fehlen die Voraussetzungen. Instinktmäßig wird natürlich jeder gute Erzieher nach Schleiermachers Wort seinen Zögling einem Ideal nachbilden; vielleicht zeigt dies Bild die mütterliche Güte einer Ebner-Eschenbach, einer George Eliot, den Esprit einer Karoline Schlegel, die stille Anmut der Frau von Humboldt, die sprudelnde Kraft von Goethes Mutter oder eine andere höchste Ausprägung gewisser weiblicher Anlagen. Sobald man aber daraus einen gemeinsamen Idealtypus Weib mit vorbildlicher Bedeutung für die Frauenbildung konstruieren will, wird man verflachen, versüßlichen, ja geradezu fälschen. Das, was an diesen Frauen als „weiblich" berührt, ist elementar wie Farbe und Duft und nicht auf Begriffe zu ziehen, weder auf „Seelenstille, Seelenschönheit, Seelenreinheit", noch auf irgendeinen der vielen anderen, die seither so geschäftig geprägt wurden.

Und das ergibt die weitere Konsequenz, daß die Erziehungspraxis sich wohl ein Ideal der Frauenbildung setzen kann, soweit sie Kunst, Instinkt, Einfühlung ist, aber nicht, soweit sie sich von Regel und System leiten läßt. Jeder Ver-

such, die weibliche Eigenart zur Grundlage von Lehrplänen und zur Richtlinie für Lehrziele zu machen, ist verfehlt, während es genau so selbstverständlich ist, daß ein jeder Lehrer nach dem Grade seiner Feinfühligkeit und seiner erziehlichen Kunst jenes „weibliche" Element so gut zum Klingen bringen wird, wie alles andere.

Nun ist die weitere Frage, ob man, bei vollem Verständnis für diese seelischen Nuancen, dem Mädchen andere Lernstoffe bieten soll als dem Knaben. Bisher war das die offizielle Meinung. Ging es auch nicht ganz nach dem rührend naiven Rezept Kants, man möge ihr den Sternenhimmel durch die Vorstellung nahe bringen, daß auf diesen Welten noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen seien, so beherrschte doch der Gedanke, spezifisch weibliche oder als spezifisch weiblich angenommene Eigenschaften mit besonderer Energie zu züchten, bis heute die Schulprogramme. Es gab — und gibt noch — in der Mädchenschule mehr Religionsstunden als in der Knabenschule, man konzentrierte die Geschichte statt um die Massen um die Persönlichkeiten — der Herrscher, selbstverständlich — ja man vermaß sich, statt wie in der Knabenschule „historischen Sinn", durch solchen Geschichtsunterricht „Liebe zur Menschheit" zu pflanzen. So zu lesen in den Verfügungen über das preußische Mädchenschulwesen von 1894. Darin steckt nun eine Fülle von Gedankenlosigkeiten. Nämlich erstens die Meinung, daß man auf dem einfachen Wege einer Art geistiger Injektion die weiblichen Eigenschaften Gemüt, Hingabe, Sanftmut usw. usw. in Reinkultur züchten könne: je mehr Religionsunterricht, um so mehr Religiosität, je mehr sentimentale Stoffe, um so mehr Gemüt; oder, mit umgekehrten Vorzeichen: je weniger Logik, um so mehr Gemüt, je weniger historischen Sinn, um so mehr Liebe zur Menschheit. Als ob nicht diese Masseneinführung „gemütbildender" Stoffe auch nach Art der Pockenimpfung eine immunisierende Wirkung haben könnte!

Und müßte! Wenn man sich nämlich den groben Apparat vorstellt, mit dem man diese feinen Wirkungen erzielen will. Einhundertundfünfzigtausend Mädchen werden in Preußen von dreitausend Lehrern und Lehrerinnen nach diesen Rezepten unterrichtet. Gerade das vergißt man so leicht. Die Schule ist kein subtiles Instrument; man kann ihr nicht die Herstellung sehr zarter, sehr differenzierter Werte zumuten; man darf ihr keine Aufgaben stellen, die zu ihrer Interpretation und Durchführung der feinsten Unterschiedsempfindlichkeit und eines genialen pädagogischen Taktes bedürften, die sich nur an besonderem Material unter besonderen Bedingungen erfüllen ließen. Das führt nur dazu, daß das, was die Schule leisten könnte, versäumt wird, und daß sie in einer Rolle, die ihr nicht liegt, nur halbe, ja, was schlimmer ist, unehrliche, unsolide Arbeit tut.

Genau das ist bei der Mädchenschule der Fall. Sie hat versucht, alle diese feinen Resultate einer sehr entwickelten persönlichen Bildung gleichsam unter dem Einkaufspreis zu erstehen und auf dem kürzesten Wege der so hoch ein-

geschätzten weiblichen Nuance der Bildung habhaft zu werden. Man hat dabei weder daran gedacht, daß die Verschiedenheit der Interessen im Schulalter noch keineswegs so ausgesprochen ist: auch kleine Mädchen lesen Indianergeschichten, und begeistern sich für Hannibal und die Plebejer viel eher als für die Mutter der Gracchen oder Barbara Uttmann — noch auch daran, daß innerhalb des primitiven Stoffkreises, den die Schule nur bewältigen kann, eine Auswahl nach männlicher oder weiblicher Interessensphäre gar nicht zu treffen ist, ohne an Unerläßlichem zu kürzen. Was hat es für einen Sinn, wenn man z. B. im Geschichtsunterricht der höheren Mädchenschule Verfassungskämpfe aus angeblicher Rücksicht auf den weiblichen Interessenkreis vermeidet, als den, daß die Mädchen ein falsches Geschichtsbild bekommen? Soll ihre weibliche Teilnahme für das Menschlich-Persönliche, Innerliche, dadurch gestärkt werden, daß man sie glauben macht, alles andere existiert nicht? Gerade das Gegenteil wird geschehen. Denn nur wo die Frau sich in einem mit dem Manne gemeinsamen Bildungsbesitz sicher fühlt, wird sie Mut und Selbstvertrauen genug haben, ihre Art zu behaupten. Das Große, Fortreißende, Schicksalsmächtige wird immer auf Mädchen so stark wirken wie auf Knaben, und so gut wie sich durch kräftige Kost ein weiblicher Körper in der ihm angeschaffenen Form schöner und vollkommener entwickelt, wird auch eine kräftige geistige Nahrung die Frau nicht vermännlichen, sondern in ihrer Art erstarken lassen.

Je mehr man dahinter kommt, daß es unmöglich ist, ein persönliches Ideal weiblicher Bildung als Regulativ für die Arbeit der Schule aufzustellen, um so klarer stellt sich etwas anderes heraus: der Idealtypus Weib, den die höhere Mädchenschule bisher hochhielt und den Mädchen aufzuprägen bemüht war, ist seinem Ursprung nach überhaupt kein persönliches, sondern ein gattungsmäßiges, überhaupt nicht der Sphäre der Persönlichkeitswerte, sondern ganz einfach der der sozialen Nützlichkeit entnommen. Im letzten Sinne hat es die αἰσχροκέρδεια geschaffen.

Arne Garborg hat einmal gesagt: was wir weiblich nennen, ist die Summe der Eigenschaften, die dem Manne an der Frau angenehm sind. Diese „Weiblichkeit" ist also sozusagen das Interessenprodukt eines gewissen Geschlechtsegoismus. Die Frau sollte so und so sein; sie sollte so sein, daß sie den Mann am häuslichen Herde nicht langweilt, — aber natürlich auch nicht geistig strapaziert oder wegen eigener Interessen nicht gebührend berücksichtigt. Wir sind damit in die andere Seite des Bildungsproblems hineingeraten, in die Frage: gibt es Ideale der Frauenbildung mit Rücksicht auf die Aufgaben der Frau innerhalb der sozialen Arbeitsteilung?

Hier stehen sich wieder die verschiedensten Ansichten gegenüber. Gerade die aktuelle Debatte der letzten Jahre, angesichts der bevorstehenden Mädchenschulreform, hat auf einer ganzen Skala von enger oder weiter gefaßten Leitsätzen

der „besonderen Frauenbildung“ gespielt. Der Kampf zwischen Realisten und Humanisten ist auf diesem Neuland wiederum entbrannt. Auf der Seite der Naturwissenschaftler, von der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, ist klipp und klar nachgewiesen, daß für die Frau mit Rücksicht auf ihre besonderen Aufgaben der „Wert einer guten naturwissenschaftlichen Bildung nicht stark genug betont“ werden könne, und denselben Standpunkt haben Autoritäten wie Kraepelin vertreten. Dabei ist die Einseitigkeit der Frauenbewegung getadelt, die der Gymnasialbildung nur um der Gleichmacherei willen nachjage. Auf humanistischer Seite hat man ebenso entschieden behauptet und bewiesen, daß für die Frau mit Rücksicht auf ihre besondere Bestimmung in der Kultur nur die humanistische Bildung in Frage kommen könne. Denn sie sei durch Anlage und soziale Stellung bestimmt, der zunehmenden Spezialisierung und Materialisierung der geistigen Arbeit des Mannes gegenüber das Ideal der Harmonie, der durch sich selbst wertvollen Persönlichkeit zu behaupten. Der Rückgang des humanistischen Gymnasiums müsse durch die Frauen ausgeglichen werden. Nur die „Selbstsucht der Frauenrechtlerinnen“, denen der eigene Brotkorb über die idealistische Bildung des deutschen Volkes ginge, könne etwas anderes verlangen.

Die Sache ist ebenso humoristisch als lehrreich. Die viel gescholtene Frauenbewegung ist in der Rolle Friedrich Wilhelms I., der, nachdem er den einen Advokaten gehört hatte, sagte, der Kerl hat recht, und nachdem der andere gesprochen hatte, zugeben mußte, der Kerl hat auch recht. Das eine ist so unwiderleglich wie das andere, weil nämlich das, was man immer wie einen eindeutigen und deutlich umgrenzten Begriff braucht, „die Aufgabe der Frau“, niemals etwas so Eindeutiges war und heute umfassender und vielseitiger ist denn je. Die Frau soll naturwissenschaftlich gebildet sein, sie soll biologisches Verständnis haben — gewiß! Denn sie ist die Hüterin jungen Lebens, und als Leiterin des Hauses muß sie ein geschärftes hygienisches Gewissen haben und den Wert physischen Gedeihens verständig zu schätzen wissen. Sie soll die von den Männern mehr und mehr bei Seite geschobenen humaniora hüten — sehr gut, denn die Kultur des Hauses, mit der die Kultur der Persönlichkeit ziemlich zusammenfällt, wird immer ausschließlicher ihre Sache. Betrachtet man — wozu die wirtschaftlichen Verhältnisse heute zwingen — die Frage unter dem Gesichtspunkt der außerhäuslichen Berufe, die von Frauen gewählt und ausgefüllt werden, so stehen wir genau vor dem gleichen Konflikt: es gibt ebensoviele für Frauen geeignete Berufe, die naturwissenschaftliche Vorbildung wünschenswert machen, wie solche, die eine humanistische Bildungsgrundlage erfordern.

Und so wird man es denn schließlich in der Frauenbildung so halten müssen wie in der Knabenbildung: daß man diesen verfehlten teleologischen Schematismus

aufgibt und der individuellen Begabung Raum schafft. Diese pflegt meist ziemlich deutlich, bei den Mädchen sowohl wie den Knaben, auf eins oder das andre zu verweisen und ihr Recht viel entschiedener zu fordern als die geistige Sonderart des Geschlechts. Das Mädchen kann so wenig wie der Knabe auf einem direkten Wege „harmonisch" gemacht werden, und man darf sich dadurch, daß der häusliche und mütterliche Beruf so allumfassend und mannigfaltig ist, nicht zu dem Ansinnen verleiten lassen, jede Frau solle allen Aufgaben, die in seinem Rahmen liegen, in gleicher Weise genügen. Sie wird auch immer nur nach der einen oder der andren Richtung hin die eigentliche Kraft ihrer Persönlichkeit entfalten können.

Wenn ich also das Fazit, das die Geschichte der Mädchenerziehung, das praktische Bedürfnis und eine kritische Durchleuchtung des Gedankens einer „besonderen" Frauenbildung gleichmäßig ergeben, auf die Organisation des Mädchenschulwesens übertragen soll, so heißt es: Es besteht keine Veranlassung, der Mädchenschule, so weit sie allgemeine Bildung vermittelt, oder nach dem eingeführten pädagogischen Fachausdruck „Erziehungsschule" ist, andere Lehrpläne zu geben als den Knabenschulen, sie als Mädchenschule von einem besonderen Ideal weiblicher Bildung aus systematisch aufzubauen. Die Anpassung an die weibliche Art, die von jedem Unterricht so gut zu verlangen ist, wie die Anpassung an die Individualität, kann, genau wie diese, nicht methodisch formuliert werden; sie ist vielmehr stets Intuition, und als solche wahrscheinlich um so treffsicherer, je weniger Methode und System zu vorgefaßter Einseitigkeit und Übertreibung verleiten.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt die neue, systematische, alles umfassende Regelung des Frauenbildungswesens in Preußen — die erste in ihrer Art —, so zeigt sie ein Schwanken der prinzipiellen Grundlagen. Im ganzen ist die Reform von praktischen Ideen beherrscht. Die „Studienanstalt" z. B. wird ganz ausschließlich aus der Brotfrage begründet. Sie soll — eben auch wieder aus vorwiegend praktischen Gründen — in den drei Formen der Oberrealschule, des Realgymnasiums und des Gymnasiums zulässig sein. In die zehnklassige höhere Mädchenschule wird Mathematik eingeführt, der naturwissenschaftliche Unterricht soll umgestaltet und verstärkt werden, damit „die Verstandesbildung und die Erziehung zu selbsttätiger und selbständiger Beurteilung der Wirklichkeit" mehr zu ihrem Recht kommen. Doch soll, so fährt der Erlaß — wohl mehr zur Beruhigung ängstlicher Gemüter, als aus einer bestimmten positiven Idee der Frauenbildung heraus — fort „durch diese Änderung die weibliche Eigenart in keiner Weise benachteiligt werden. Vielmehr werden Religion und Deutsch nach wie vor im Mittelpunkt der Mädchen- und Frauenbildung stehen". Dies letztere wiederum ist aber eine bloße Versicherung, der die Gestaltung des Lehrplans gar nicht entspricht; ja es ist das charakteristische

Merkmal dieses Plans im Gegensatz zu allen früheren, daß die „weibliche Eigenart" weder in den methodischen Gedanken noch in der Auswahl der Stoffe eine Rolle spielt. Gerade darum aber sind die Abweichungen von der äußeren Organisation der Knabenschulen umso unbegreiflicher. Man hat die höhere Mädchenschule der Realschule zwar angenähert, aber ihr doch wieder um der weiblichen Eigenart willen nicht ganz so viel Mathematik und Naturwissenschaften gegeben, und damit den sozialen Wert dieser Annäherung, die Verknüpfung mit den entsprechenden Berechtigungen, wieder fahren lassen. Man hat die Einrichtung von Studienanstalten zwar gestattet, aber die Bedingung gestellt, daß zuvor „Frauenschulen", Anstalten zur Ausbildung der jungen Mädchen für hausfraulich-mütterliche Aufgaben, gegründet werden müssen. Das alles aber nicht, um der Mädchenbildung einen gewissen grundsätzlich bestimmten Charakter zu wahren, sondern um es möglichst allen recht zu machen. So ist die Neuordnung der Mädchenbildung in Preußen der notwendige Ausdruck eines Übergangsstadiums. Eines Übergangsstadiums in der sozialen Entwicklung, die den bisher einheitlichen Stil des Frauenlebens zerstört und aufgelöst hat, ohne noch zu neuen festen Formen kommen zu können. Eines Übergangsstadiums in der Ausbildung der pädagogischen Theorien, die von der Fiktion, einen Massentypus „Weib" erziehen zu können, zurückkommen und doch noch nicht konsequent mit der Tatsache rechnen, daß der ausschlaggebende Maßstab aller erziehlichen Bemühungen die Individualität ist. Eines Übergangsstadiums schließlich auch hinsichtlich der philosophischen Überzeugungen, die zwischen der ästhetischen und ethischen, der aristokratischen und der sozialen Bewertung der Persönlichkeit schwanken. Von diesem Standpunkt aus wird man sich mit der Reform vorläufig abfinden müssen.

Ein lebender Gott/ von Lafcadio Hearn

Die Tempel und Schreine des reinen Shintōglaubens werden, gleichviel ob sie groß oder klein sind, alle ausnahmslos in demselben archaistischen Stil erbaut. Der typische Schrein ist ein fensterloses, längliches Gebäude aus unbemaltem Holz, mit einem sehr steilen überkragenden Dach. Der obere Teil der immer geschlossenen Türen besteht aus einem hölzernen Lattenwerk, gewöhnlich einem dichtgefügten Gitter aus Stäben, die sich im rechten Winkel kreuzen. In den meisten Fällen ruht das Gebäude, ein wenig über dem Boden erhoben, auf Holzpfosten, und die wunderlich gegiebelte Fassade mit ihren visierförmigen Öffnungen und den phantastischen Balkenvorsprüngen würde bei dem europäischen Reisenden Reminiszenzen an bestimmte Formen altgotischer Dachluken wecken. Nirgends sieht man künstlichen Anstrich, das glatte Holz wandelt sich unter dem Einfluß von Sonne und Regen bald zu einem natürlichen Grau, das — je nach dem die Flächen mehr oder weniger den Wettereinflüssen ausgesetzt sind — von dem silberigen Grau der Birkenrinde bis zu dem Dunkelgrau des Basalt wechselt. So geformt und getönt scheint der einsame Landyashiro weniger das Werk eines Schreiners als ein Teil der Erdformation selbst, so natürlich aus der Landschaft herausgewachsen wie Felsen und Blumen, — ein Etwas, das von keinem Geringeren geschaffen wurde als dem Erdgott, Ohotsuchi-no-Kami selbst, der ältesten Gottheit des Landes.

Warum gewisse architektonische Formen in dem Beschauer eine geisterhafte Wirkung hervorrufen, ist eine Frage, über die ich gerne einmal meine Ideen entwickeln möchte, jetzt beschränke ich mich nur darauf zu sagen, daß die Shintō-Schreine ein solches Gefühl erwecken. Und je mehr man mit den volkstümlichen Glaubensvorstellungen vertraut wird, desto mehr vertieft sich dieses Gefühl.

Wir besitzen in unserer Sprache keine Worte, um diese seltsamen Bauformen ganz zu schildern, noch weniger können wir in unserer Sprache den eigentümlichen Eindruck, den sie hervorrufen, wiedergeben. Denn die Shintōausdrücke, die wir beiläufig durch die Worte „Tempel" oder „Schrein" übersetzen, sind in Wahrheit unübertragbar, — ich glaube, daß die japanischen Ideen, die sich damit verknüpfen durch Übersetzung überhaupt nicht wiedergegeben werden können. Das sogenannte „erhabene Haus" der Kami ist nicht so sehr ein Tempel in der klassischen Bedeutung des Wortes, als ein heimgesuchter Raum, eine Gespensterkammer, ein Geisterhaus, da viele der geringeren Gottheiten wirklich Geister sind, — Geister großer Krieger, Helden, Herrscher und Lehrer, die vor hunderten und tausenden Jahren lebten, liebten und starben. Ich glaube, daß das Wort „Geisterhaus" besser als die Ausdrücke „Schrein" und „Heiligtum" dem Abendländer eine ungefähre Vorstellung von dem seltsamen Charakter der Shintō-

miya oder Yashiro geben kann, der in seinem vagen Dämmer nichts Substantielleres enthält als Symbole und Zeichen, diese zumeist nur aus Papier. Aber die Leere hinter der visierartigen Fassade wirkt suggestiver als irgendein materieller Inhalt, — und bedenkt man, daß Millionen von Menschen während tausenden von Jahren ihre großen Toten vor solchen Yashiros angebetet haben, daß noch jetzt eine ganze Rasse solche Gebäude von unsichtbaren aber beseelten Wesen bewohnt glaubt, begreift man, wie schwer es einem fallen muß, diesen Glauben als eine Absurdität zu bezeichnen. Nein, trotz abendländischen Widerstrebens und gleichviel in welchem Lichte einem in späteren Tagen diese Erfahrung erscheinen mag, kann man sich doch in gewissen Momenten der Ehrfurcht gegenüber unbekannten Möglichkeiten nicht entschlagen. Kalte Logik nützt einem da nicht viel, mit dem bloßen Zeugnis der Sinne kommt man dagegen nicht auf. Man weiß ja, es gibt soviele Realitäten, die weder gesehen noch gehört, noch gefühlt werden können, die aber als Kräfte existieren, — ungeheure Kräfte. Auch kann man ja nicht so ohne weiteres über die Überzeugung von vierzig Millionen Menschen hinweggehen, während diese Überzeugung ringsum einen vibriert wie die Luft, während man spürt, daß sie auf unser psychisches Wesen einen Druck ausübt wie die Atmospäre auf unser physisches Wesen. Was mich selbst betrifft, habe ich, so oft ich allein vor einem Shintōheiligtum stehe, das Gefühl einer geisterhaften Heimsuchung, und ich kann nicht umhin, mir über die Empfindungen des unirdischen Besuchers Gedanken zu machen. Und dies lockt mich, mir auszumalen, was ich empfände, wenn ich selbst ein Gott wäre, — auf irgendeiner Hügelspitze in einem alten Izumoheiligtum weilend, von steinernen Löwen behütet, von heiligen Hainen umschattet.

Elfenhaft klein wäre mein Heim, aber nie zu klein, weil ich weder Größe noch Gestalt hätte, obgleich ich imstande wäre, wenn ich wünschte, in Erscheinung zu treten, zuweilen einen schattenhaften Körper anzunehmen, ähnlich dem meines früheren sichtbaren Selbst. Ich wäre nur eine Vibration, eine unsichtbare Bewegung wie die des Äthers oder des Magnetismus. Wie die Luft dem Vogel, wie das Wasser dem Fisch, so wäre alle Substanz für meine Wesenheit durchdringlich: nach Belieben würde ich durch die Wände meines Heims hindurchgehen, um in das goldene Bad eines Sonnenstrahls zu tauchen, in dem Herzen einer Blume zu beben, auf dem Rücken einer Libelle zu reiten.

Macht über Tod und Leben wäre mir gegeben und die Macht der Selbstexpansion und die Macht der Selbstvervielfältigung und die Macht, an allen Orten zugleich zu sein. In hundert Heimen würde ich mich gleichzeitig angebetet hören, würde den Hauch von hundert Opfergaben einatmen. Von meinem Platze würde ich jeden Abend an hundert Hausaltären für mich heilige Lichter entzünden sehen, in Lämpchen aus rotem Ton und in Lämpchen aus Messing, — die Lichter der Kami, — mit reinstem Feuer entzündet, mit reinstem Öl genährt.

Aber die größten Ehren würden mir in meinem Yashiro auf dem Hügel zuteil werden: dort würde ich zuzeiten meine vielen Selbst vereinigen, meine Kräfte zusammenschließen, um Gebete zu erhören.

Aus dem Dämmer meines Geisterhauses würde ich ausschauen nach dem Kommen sandalenbekleideter Füße, sehen, wie braune, schlanke Finger in meinen Gitterschrein Papierstreifen flechten, die Opfergelübde sind und flüsternde Gebete von den Lippen meiner Anbeter hören:

— „Harai-tamai kiyome-tamae! ... Wir haben Trommeln geschlagen, wir haben Feuer entzündet; aber das Land dürstet, und der Reis verkümmert; geruhe in deinem göttlichen Mitleid, uns Regen zu senden, o Daimyo-jin!"

— „Harai-tamai kiyome-tamae! ... Dunkel bin ich, ach, zu dunkel, weil ich auf dem Felde gearbeitet habe und die Sonne auf mich brannte. Geruhe mich weiß zu machen, sehr weiß, weiß wie die Stadtfrauen, o Daimyo-jin!"

— „Harai-tamai kiyome-tamae! ... Für Tsukamoto Motokichi, unseren Sohn, einen Soldaten von neunundzwanzig Jahren, auf daß er siege und bald zu uns zurückkehre, — bald, sehr bald, — demütig flehen wir darum, o Daimyo-jin!"

Manchmal würde eine Jungfrau mir ihr ganzes Herz ausschütten: „Bin ein Mädchen von achtzehn Jahren und werde von einem zwanzigjährigen Jüngling geliebt. Er ist gut, er ist treu, aber wir sind arm, und unser Liebespfad ist dunkel, — o, stehe uns bei in deinem göttlichen Mitleid, mache, daß wir vereint werden, o Daimyo-jin!" Dann würde sie in die Gitterstäbe meines Tempels eine dicke weiche Flechte ihres abgeschnittenen Haares hängen, wie ein Krähenflügel glänzend und schwarz und geknüpft mit einer Schnur aus Maulbeerpapier. Und bei dem Duft dieser Opfergabe, dem frischen Wiesenduft ihrer ländlichen Jugend würde ich, der Geist und Gott, wieder fühlen wie in den Jahren, da ich selbst ein Mann und ein Liebender war.

Mütter würden ihre Kinder zu meiner Schwelle bringen und sie lehren, mich anzubeten und ihnen sagen: „Neiget euch vor dem großen strahlenden Gott, bezeiget ihm eure Ehrfurcht und verrichtet eure Andacht vor Daimyo-jin!" Dann würde ich das helle weiche Klatschen kleiner Händchen vernehmen und mich erinnern, wie ich, der Geist und Gott, Vater gewesen.

Täglich würde ich das Plätschern des reinen kalten Wassers hören, das für mich ausgeschenkt würde, und den Klang der Münzen und das Rieseln des trockenen Reises in die Holzbüchse vernehmen wie Regengeprassel. Und ich wäre erquickt von dem Geist des Wassers und gestärkt von dem Geist des Reises.

Feste würden abgehalten zu meinen Ehren, — Priester mit schwarzen Mützen und Leinengewändern würden mir Gaben bringen, Früchte und Fische, Reiswein und Reiskuchen, — ihre Gesichter mit weißem Papier verhüllt, damit ihr Hauch meine Speisen nicht berühre. Und ihre Töchter, die Miko, schöne Mädchen in

scharlachfarbenen Hakama und schneeigen Kleidern würden kommen, vor mir zu tanzen mit Glöckchengeläute und Fächerspiel, damit ihre blühende Jugend mich ergötze und der Reiz ihrer Anmut mich erfreue. Und viel tausend Jahre alte Musik würde erschallen, — geisterhafte Musik von Trommeln und Flöten und Lieder in einer Sprache, die nicht mehr gesprochen wird, während die Miko, die Lieblinge der Götter, mich umkreisen und umschweben würden.

... „Wes Jungfrauen sind diese, — die Jungfrauen, die Blumen gleich vor der Gottheit stehen? Es sind die Jungfrauen der hehren Gottheit.“

„Die erhabene Musik, das Tanzen der Jungfrauen, ist den Ohren der Gottheit wohlgefällig, den Augen der Gottheit Labsal.“

„Vor dem großen strahlenden Gott tanzen die Jungfrauen, all die Jungfrauen wie frisch erschlossene Blumen. . .“

Votivgaben aller Art würden mir dargebracht werden: gemalte Papierlaternen mit meinem heiligen Namen, verschiedenfarbige Tücher, bedruckt mit der Jahreszahl, in der sie geweiht wurden, mit Bildern, ausgeführt zur Erinnerung an erfüllte Gebete: Gebete um Heilung von Krankheiten, Gebete um Rettung von Schiffen, um Löschung von Feuersbrünsten, um die Geburt von Söhnen.

Auch meine Karashishi, meine heiligen Löwen, würden geehrt werden. Ich würde sehen, wie meine Pilger Strohsandalen an ihren Hals und ihre Pranken befestigen, mit Gebeten an Karashishi-Sama, ihren Füßen Kraft zu verleihen.

Ich würde sehen, wie die Rücken dieser Löwen sich langsam, langsam mit feinem Moos, wie mit einem Smaragdpelz, überzögen, würde sehen wie an ihren Flanken und ihren Schultern Flechten emporsprießen, in Tönen von mattem Silber und mattem Gold; — während Generationen würde ich das langsame Zurseiteneigen ihrer von Frost und Regen zermorschten Sockel beobachten, bis meine Löwen endlich ihr Gleichgewicht verlören, sänken, und ihre bemoosten Köpfe sich vom Rumpfe lösten.

Worauf das Volk mir neue Löwen schenken würde, — Löwen von anderer Form, Löwen aus Granit oder Bronze mit vergoldeten Zähnen und vergoldeten Augen und Schweifen wie Feuergarben.

Durch die Zedern- und Föhrenstämme, zwischen den geschlossenen Bambuskolonnen würde ich im Wandel der Jahreszeiten die wechselnden Farben des Tales beobachten, — das Fallen des Winterschnees und das Fallen des Schnees der Kirschblüten, — die irisierende Pracht der Miyakobana; das lodernde Gelb der Natané, — den Himmel blau gespiegelt in taufeuchten Fluren, Fluren, übersät mit den sichelförmigen Hüten arbeitender Landleute, die mich lieben würden — und schließlich das reine zarte Grün der Reissaat.

Die Schatten meines Haines würden erklingen von den perlenden Trillern und Melodien das Muku-Vogels und des Uguisu; und die Wälder rings um

mein Geisterhaus widerhallen von dem Zwitschersturm der Heimchen und Glöckcheninsekten und dem Sang der sieben wunderbaren Zikaden. Zuweilen würde ich ihr winziges Leben wie eine Ekstase erfüllen, um das Jauchzen ihrer Freude zu steigern, den Wohlklang ihres Sanges zu erhöhen.

Aber ach, ich kann nie ein Gott werden, — denn, wir leben jetzt im zwanzigsten Jahrhundert, — und niemand vermöchte sich die Gefühle eines Gottes wirklich vorzustellen, wenn es nicht etwa leibhaftig Götter geben sollte. Gibt es wohl solche? Vielleicht in weltfernen Provinzen einen oder zwei. Einstmals gab es ja lebende Götter.

Damals konnte jeder, der eine große, gute oder weise Tat vollbrachte, nach seinem Tode zum Gott erklärt werden, gleichviel wie gering sein Stand im Leben gewesen war.

Auch gute Leute, die hienieden große Grausamkeit und Ungerechtigkeit erlitten hatten, konnten apotheosiert werden und im Volke lebt noch die Neigung fort, dem Geiste jener, die unter besonderen Umständen freiwillig in den Tod gingen, — zum Beispiel den Seelen unglücklich Liebender, — posthume Ehren zu erweisen und Gebete an sie zu richten. Wahrscheinlich hatten die alten Bräuche, auf die diese Neigung zurückzuführen ist, ihren Ursprung in dem Wunsche, den erzürnten Geist zu versöhnen, obgleich man heute glaubt, daß diejenigen, die auf Erden großes Leid erfahren haben, zu einer göttlichen Daseinsform gelangen. Und ein solcher Gedanke ist ja keineswegs töricht. Aber man kennt noch merkwürdigere Fälle von Vergöttlichungen. Manche Menschen genossen schon bei Lebzeiten göttliche Ehren, indem man ihren Geistern Tempel errichtete und sie dort anbetete, — allerdings nicht als Nationalgottheiten, sondern als Gottheiten geringerer Ordnung, vielleicht Schutzgottheiten oder Dorfgottheiten. Da war zum Beispiel Hamaguchi Gohei, ein Landmann des Distrikts Arita in der Provinz Kishu, der noch zu seinen Lebzeiten zu einem Gott erhoben wurde, — und ich glaube, er hat es verdient.

Bevor ich die Geschichte von Hamaguchi Gohei erzähle, muß ich aber von einigen Gesetzen sprechen, oder eigentlich richtiger Gebräuchen, die Gesetzeskraft hatten und vor der Mejiperiode für viele Dorfgemeinden bindend waren. Diese Gebräuche beruhten auf der sozialen Erfahrung von Jahrhunderten, und ob sie gleich in geringen Einzelheiten je nach der Provinz oder dem Distrikt variierten, war ihre Bedeutung in der Hauptsache überall ungefähr dieselbe. Einige waren ethischer, einige industrieller, einige religiöser Natur, und alle Angelegenheiten wurden durch sie geregelt, — selbst das persönliche Betragen. Sie erhielten den Frieden, erzwangen gegenseitige Hilfe und gegenseitige Güte. Wohl konnten manchmal ernste Kämpfe zwischen verschiedenen Dorfschaften ausbrechen, — kleine Bauernkriege wegen Wasserfragen oder Grenzdifferenzen, aber Streit zwischen Männern derselben Gemeinde durfte man in einem Zeitalter der Blutrache nicht aufkommen lassen, und das ganze Dorf hätte sich gegen jede unberechtigte Störung

des inneren Friedens verwahrt. In entlegeneren Provinzen besteht dieser Zustand in gewissem Maße noch heute fort: die Leute verstehen es, zu leben ohne zu streiten, geschweige denn handgreiflich zu werden. Und man kann als Grundregel aufstellen, daß die Japaner nur zu den Waffen greifen, um zu töten. Und geht ein besonnener Mann so weit, die Hand zum Schlage zu erheben, verzichtet er tatsächlich bewußt auf den öffentlichen Schutz, nimmt sein Leben in seine eigene Hand, mit aller Wahrscheinlichkeit, es zu verlieren.

Das private Betragen des weiblichen Geschlechtes wurde durch einige eigentümliche Vorschriften geregelt, die gänzlich außerhalb der geschriebenen Gesetze standen. So genoß ein Bauernmädchen vor ihrer Verheiratung weit mehr Freiheit als ein Stadtmädchen. Es mochte bekannt sein, daß sie einen Geliebten habe, und sofern ihre Eltern das Verhältnis nicht sehr beanstandeten, machte man ihr daraus keinen Vorwurf, die Verbindung wurde als ehrbar angesehen, — ehrbar wenigstens der Absicht nach. Hatte jedoch das Mädchen einmal eine Wahl getroffen, galt sie durch diese Wahl für gebunden. Kam es nun an den Tag, daß sie insgeheim einem andern ihre Gunst schenkte, konnte sie gewärtig sein, nackt und bloß, nur mit einem Shuro-Blatt als Schürze bekleidet, mit Spott und Schande durch alle Straßen des Dorfes getrieben zu werden. Während dieser öffentlichen Bestrafung ihrer Tochter durften die Eltern sich nirgends blicken lassen, sie waren verurteilt, an ihrer Schmach teilzunehmen und durften ihr Haus, dessen Schiebeladen geschlossen bleiben mußten, nicht verlassen. Darnach wurde das Mädchen auf fünf Jahre verbannt. Aber nach Ablauf dieser Zeit betrachtete man ihre Schuld als gesühnt, sie durfte heimkehren, mit der Gewißheit, nun von weiteren Vorwürfen verschont zu bleiben.

Die zwingendste aller Gemeindeleistungen war die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe in Zeiten der Not und Gefahr; ganz besonders bei Ausbruch von Feuersbrünsten verlangte man von jedermann unverzügliche Hilfeleistung nach bestem Können und Wissen. Selbst Kinder waren dieser Pflicht nicht enthoben. In den Städten waren die Dinge freilich anders geregelt, aber in allen Dörfern war diese allgemeine Verpflichtung sehr klar und deutlich, und ihre Außerachtlassung wäre als unverzeihlich betrachtet worden.

Seltsamerweise erstreckte sich diese Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe auch auf religiöse Dinge: so erwartete man von jedem, daß er, wann immer die Aufforderung an ihn erging, die Hilfe der Götter für die Kranken und Unglücklichen anflehe. Es konnte beispielsweise in einem Dorf befohlen werden, ein Sendo-mairi zugunsten eines Schwerkranken vorzunehmen. Bei einem solchen Anlaß lief der Kumi-cho — jeder Kumi-cho war für das Betragen von fünf oder mehr Familien verantwortlich — von Haus zu Haus mit dem Rufe: Dieser und dieser ist sehr krank, sputet euch bitte, ein Sendo-mairi zu verrichten. Worauf jeder einzelne Dorfbewohner gleichviel wie dringend beschäftigt er eben sein mochte, —

zum Tempel eilen mußte, wobei er darauf zu achten hatte, auf dem Wege ja nicht auszugleiten oder zu stolpern, da man glaubte, daß ein einziger Fehltritt während eines solchen Sendo-mairi für den Kranken verhängnisvoll werden konnte.

Und nun zu Hamaguchi.

Seit unvordenklichen Zeiten wurden die Ufer Japans in unregelmäßigen, oft Jahrhunderte dauernden Zwischenräumen von ungeheuren Überschwemmungen heimgesucht, — Überschwemmungen, hervorgerufen durch Erdbeben oder submarine vulkanische Ausbrüche. Diese furchtbaren plötzlichen Meereruptionen werden von den Japanern Tsunami genannt. Die letzte fand am Abend des 17. Juni 1896 statt, wo eine beinahe zweihundert Meilen lange Flutwelle die nördlichen Provinzen Miyagi, Iwate und Aomori überschwemmte, zahlreiche Städte und Dörfer zerstörte, ganze Distrikte verwüstete und dreißigtausend Menschenleben vernichtete. Die Geschichte Hamaguchi Goheis ist die Geschichte einer solchen Katastrophe, die sich lange vor der Meijiperiode in einem anderen Teil der japanischen Küste ereignete.

Zur Zeit dieses Schreckensereignisses, das ihn berühmt machte, war Hamaguchi schon ein alter Mann. In seiner Dorfgemeinde gehörte er zu den einflußreichsten Personen, — jahrelang war er dort Moraosa oder Schultheiß gewesen und wurde von Allen ebenso geliebt wie geachtet. Das Volk rief ihn gewöhnlich Ojiisan, was Großvater bedeutet, aber da er das reichste Gemeindemitglied war, wurde er manchmal offiziell Choja genannt. Er pflegte den kleinen Landleuten in ihren Angelegenheiten mit Rat und Tat beizustehen, schlichtete ihre Streitigkeiten, schoß ihnen im Notfalle Geld vor und bemühte sich, beim Verkauf ihres Reises die besten Bedingungen für sie zu erzielen.

Hamaguchis großes binsenbedecktes Landhaus stand am Rande eines kleinen Plateaus mit dem Ausblick auf eine Bucht. Dieses zumeist der Reiskultur gewidmete Plateau war auf drei Seiten von dichtbewaldeten Anhöhen eingeschlossen. Von seinem äußeren Rand senkte sich das Terrain in eine große, grüne, gleichsam wie herausgeschaufelte Höhlung zur Wasserkante herab. Dieser ganze, mehr als dreiviertel Meilen lange Abhang war so terrassenförmig abgestuft, daß er, vom offenen Meere gesehen, wie eine ungeheure grüne Treppenflucht aussah, in der Mitte von einer schmalen weißen Zickzacklinie durchschnitten, — einem Bergpfad. Ein Shintōtempel und neunzig strohgedeckte Hütten, die das eigentliche Dorf bildeten, schmiegten sich der Buchtkurve an, und andere Häuschen kletterten in kleinen Abständen zu beiden Seiten des schmalen Steigs empor, der zu des Chojas Haus führte.

An einem Herbstabend blickte Hamaguchi Gohei von dem Altan seines Hauses auf die Vorbereitungen zu einer Lustbarkeit in das Dorf hinab. Der Reis war sehr gut geraten, und die Bauern gingen daran, die ergiebige Ernte mit einem Tanz in dem Hofe des Ujigami zu feiern. Von den Dächern der Dorf-

straße sah der alte Mann die Festbanner (Nobori) flattern, die Reihen der farbigen, zwischen Bambuspfählen aufgehängten Papierlampions, das geschmückte Heiligtum und das bunte Wogen des geputzten jungen Volkes. An diesem Abend hatte er niemand bei sich als seinen kleinen Enkel, einen zehnjährigen Knaben, denn die übrigen Familienmitglieder hatten sich schon frühzeitig ins Dorf hinabbegeben. Er hätte sich ihnen gerne angeschlossen, wenn er sich nicht gerade heute besonders matt gefühlt hätte. Der Tag war sehr drückend gewesen; trotzdem sich eine leichte Meeresbrise erhob, lag eine lastende Schwüle in der Luft, die nach der Erfahrung des japanischen Bauers zu gewissen Jahreszeiten der Vorbote eines Erdbebens zu sein pflegt, — und wirklich trat auch eine Erschütterung ein. Sie war jedoch nicht stark genug, um irgend jemand sonst zu beunruhigen, aber Hamaguchi, der während seines langen Lebens hunderte solcher Erschütterungen mitgemacht hatte, kam diese doch anders als die früheren vor, — es was ein langsamer, andauernder, gleichsam ziehender Stoß, — offenbar das Nachzittern irgendeiner ungeheuren Erderschütterung in weiter Ferne. Das Haus krachte und schwankte mehrmals leise, dann wurde alles still.

Als das Beben aufhörte, waren Hamaguchis scharfe alte Augen angstvoll auf das Dorf gerichtet. Es geschieht oft, daß, wenn man einen gewissen Punkt oder Gegenstand anhaltend betrachtet, man seine Aufmerksamkeit plötzlich durch etwas, was man gar nicht sieht, abgelenkt fühlt, durch ein unbestimmtes Gefühl von etwas Fremdem in jenem verschwommenen äußeren Kreis unbewußten Sehens, der außerhalb des Gebietes dessen liegt, was wir leibhaftig sehen können. So geschah es, daß Hamaguchi sich einer ungewöhnlichen Erscheinung auf offener See bewußt wurde. Er sprang auf und spähte über die Meeresfläche hin. Sie hatte sich ganz plötzlich verfinstert und wogte so seltsam, — es war, als bewegte sie sich gegen den Wind, — sie stürzte vom Lande weg.

In wenigen Minuten hatten auch die Dorfbewohner das Phänomen bemerkt, — offenbar hatte niemand die vorhergehende Erschütterung beachtet — aber alle waren sichtlich bestürzt über die Bewegung des Wassers. Alles lief zum Strande und noch darüber hinaus, um sie zu beobachten. Kein Lebender wußte sich an eine solche Ebbe an dieser Küste zu erinnern. Vorher nie gesehene Dinge erschienen auf der Bildfläche, — unbekannte Strecken zerwühlter Sandfelder und nackte, algenbedeckte Felsen boten sich den Blicken Hamaguchis dar. Und keiner der Leute unten schien zu ahnen, was diese ungeheure Ebbe zu bedeuten habe.

Hamaguchi Gohei selbst hatte nie zuvor etwas Ähnliches gesehen. Aber er erinnerte sich aus seiner Kindheit an Erzählungen, die er von seinem Großvater gehört hatte, auch kannte er alle Überlieferungen dieser Küste, und so war er sich darüber im Unklaren, was mit dem Meere vorging. Vielleicht erwog er in Gedanken, wieviel Zeit es brauchen würde, eine Botschaft in das Dorf hinunterzuschicken oder die Priester des buddhistischen Tempels auf dem Hügel zum Läuten der

großen Glocke zu veranlassen — sicherlich würde es aber länger dauern, zu erzählen was er möglicherweise dachte, als er brauchte, seinen Entschluß zu fassen. Er rief einfach sein Enkelkind herbei: „Tada! — schnell, — schnell ... zünde eine Fackel an!"

Taimatsu oder Fichtenfackeln werden in vielen Häusern an der Küste für stürmische Nächte und auch für gewisse Shintōfeiertage bereitgehalten. Im Nu entzündete das Kind eine Fackel, und der Alte eilte damit in die Felder hinaus, wo hunderte von Reisschobern, die den größten Teil seines Vermögens bildeten, zum Transport bereitstanden. Er ging auf die dem Abhang zunächst stehenden zu und begann sie mit der Fackel in Brand zu setzen, indem er, so schnell seine alten Beine ihn tragen konnten, von einem zum andern lief. Die von der Sonne getrockneten Halme flammten auf wie Zunder, und der zunehmende Seewind blies die Lohe landwärts. Im Nu stand Reihe um Reihe in hellen Flammen, — von allen Seiten stiegen Rauchsäulen zum Himmel und mischten sich zu einem ungeheuren stickigen Qualm. Das verdutzte und erschreckte Kind lief hinter seinem Großvater her, indem es rief:

„Ojiisan! Warum? Ojiisan, warum? — warum?

Aber Hamaguchi antwortete nicht, er nahm sich nicht Zeit zu Erklärungen, — er dachte nur an die in Todesgefahr schwebenden vierhundert Leben unten. Einen Augenblick starrte das Kind in den flammenden Reis, dann in Tränen ausbrechend, lief es ins Haus, überzeugt, der Großvater sei wahnsinnig geworden. Hamaguchi fuhr fort, Garbe um Garbe anzuzünden, bis er die Grenze seines Feldes erreicht hatte, dann warf er die Fackel weg und wartete. Der Akolyth des Tempels auf dem Hügel, der nun den lodernden Feuerschein gewahrte, setzte die große Glocke in Bewegung, und das Volk gehorchte dem zwiefachen Ruf. Hamaguchi sah, wie sie vom Sande über den Strand und durch das Dorf herbeiliefen und heraufkribbelten wie eine Schar Ameisen, — und für seine angstvollen Blicke kaum schneller, — denn die Sekunden schienen ihm endlos lang. Die Sonne ging unter, und der steinige Grund der Bucht und eine große gelblich gesprenkelte Fläche dahinter lag nackt in dem letzten goldroten Schein. Und noch immer floh das Meer dem Horizonte zu.

Aber in Wirklichkeit hatte Hamaguchi nicht lange zu warten, denn schon war der erste Trupp der Hilfsbereiten zur Stelle, — eine Anzahl junger behender Bauernbursche, die sich sogleich an die Löschung des Feuers machen wollten. Aber der Choja breitete seine Arme aus und verstellte ihnen Weg.

„Laßt es brennen, Kinder!" — befahl er. „Ich muß die ganze Mura hier versammelt sehen. Wir sind von einer großen Gefahr bedroht, — taihen da."

Das ganze Dorf eilte heran, und Hamaguchi zählte. Die jungen Männer und Knaben waren zuerst zur Stelle und nicht wenige der kräftigen Frauen und Mädchen. Dann kamen die älteren Leute, Mütter mit ihren Kindchen auf dem Rücken, ja selbst Kinder, — denn Kinder konnten beim Wasserreichen helfen, —

aber auch die Greise, die zu schwach waren, um mit den ersten Vorwärtsstürmenden Schritt zu halten, konnte man schon den steilen Weg emporklimmen sehen. In bekümmertem Staunen blickte die wachsende, immer noch ahnungslose Menge bald auf die flammenden Felder, bald auf das unbewegte Antlitz ihres Choja. Und die Sonne sank.

„Großvater ist wahnsinnig, ich fürchte mich vor ihm!" schluchzte Tada als Antwort auf die zahllosen an ihn gestellten Fragen.

„Er ist wahnsinnig, er hat absichtlich den Reis in Brand gesteckt, ich habe es gesehen, wie er es tat."

„Ja", rief Hamaguchi, „das Kind spricht wahr. Ich habe den Reis in Brand gesetzt . . . Sind alle vom Dorf da?"

Die Kumi-cho und die Familienvorstände blickten in die Runde und den Hügel hinab und antworteten: „Alle sind hier oder werden wenigstens gleich hier sein... Es ist uns alles ganz unbegreiflich".

„Kita!" rief der alte Mann so laut er konnte, indem er auf das offene Meer wies, — „sagt nun, ob ich wahnsinnig bin".

Durch das Zwielicht blickte alles nach Osten, und sie sahen am Rande des dunkeln Horizontes eine lange dünne, nebelhafte Linie, wie eine schattenhafte Küste, wo nie eine Küste gewesen, — eine Linie, die unter ihren Blicken sich verdichtete, breiter wurde, sich erweiterte wie ein Küstenstrich sich vor den Blicken erweitert, wenn man ihm näher kommt, — nur unvergleichlich schneller. Denn diese langgestreckte Dunkelheit war das zurückkehrende Meer, das sich wie eine Klippe emportürmte, und weit schneller dahinschoß als eine fliegende Gabelweihe.

„Tsunami!" gellte und schrie es durcheinander. Aber gleich darauf wurde das Rufen und Schreien von einem namenlosen Dröhnen verschlungen. Die ungeheure Flutwelle prallte mit solcher Wucht an das Ufer, daß alle Hügel erzitterten, und ergoß sich mit weißem schäumenden Gischt wie jäh zuckende Blitze.

Einen Augenblick war nichts zu sehen als hochauf wirbelnde Schaumwolken, die den Abhang hinaufrasten, — unwillkürlich stoben die Menschen in panischem Schrecken auseinander. Als sie wieder aufblickten, sahen sie auf dem Platze, wo ihre Häuser gestanden hatten, nur ein rasendes weißes Meer, — das brüllend zurückwich, auf seinem Wege große Stücke des Landes mit sich reißend. Zweimal, dreimal, fünfmal schossen die Fluten heran und ebbten wieder zurück, aber jedesmal mit geringerer Heftigkeit, dann kehrten sie wieder in ihr altes Bett zurück und blieben dort, aber noch immer tosend wie nach einem Taifun.

Auf dem Plateau blieb alles schreckgelähmt, — sprachlos starrten alle auf die Verwüstung unten, — die Grausigkeit zerborstenen Felsgesteins, bloßgelegter zerspaltener Klippen, aus den Meerestiefen aufgewühlter Tang- und Erdmassen, die in wildem Chaos den Platz bedeckten, wo früher die Wohnstätten und der Tempel gestanden.

Das Dorf war nicht mehr. Der größte Teil der Felder war nicht mehr, selbst die Terrassen hatten aufgehört zu sein, und von allen Häusern, die die Bucht rings eingefaßt hatten, war nichts zu erkennen als zwei Strohdächer, die von den Wogen hin und her geschleudert auf dem Meere trieben. Der Nachschrecken der dem Tode Entronnenen und das Entsetzen des allgemeinen Verlustes machte alle starr und stumm. Endlich sagte Hamaguchi mit sanfter Stimme:

„Deshalb habe ich den Reis in Brand gesetzt."

Er, ihr Choja, stand jetzt in ihrer Mitte fast ebenso arm wie der Ärmste unter ihnen, denn sein Reichtum war dahin, aber durch seinen Opfermut hatte er vierhundert Leben gerettet. Der kleine Tada eilte auf ihn zu, haschte nach seiner Hand und bat ihn unter Tränen, ihm zu verzeihen, — da erst erwachten die Andern zum Bewußtsein, warum sie am Leben geblieben und konnten sich vor Staunen und Bewunderung über die schlichte, fürsorgliche und selbstlose Weisheit, die sie gerettet hatte, nicht fassen. Und die Gemeindeältesten warfen sich vor Hamaguchi in den Staub, und die Menge folgte ihrem Beispiel.

Da flossen die Tränen des alten Mannes, teils aus Freude, teils aber auch weil er alt und schwergeprüft und schwach war. Nachdem er sich wieder gefaßt hatte, sagte er, indem er mechanisch Tadas braune Wange streichelte: „Mein Haus ist mir ja geblieben, und es ist für viele Raum darin. Auch der Tempel auf dem Hügel steht noch und bietet anderen Obdach".

Dann führte er sie in sein Haus, und das Volk huldigte ihm mit lauten Rufen.

Die Zeit der Not dauerte lange, denn dazumal gab es keine schnellen Verkehrsmittel zwischen einem Distrikt und dem anderen, und die nötige Hilfe mußte aus weiter Ferne herbeigeschafft werden. Aber als bessere Zeiten anbrachen, vergaß das Volk seine Dankesschuld gegen Hamaguchi Gohei nicht. Sie konnten ihn nicht reich machen, — er hätte es auch nicht zugelassen, selbst wenn es möglich gewesen wäre. Zudem hätten Geschenke nicht genügt, um die Gefühle ihrer Verehrung für ihn auszudrücken, denn sie glaubten, daß der Geist in ihm göttlich sei. So erklärten sie ihn zu einem Gott und nannten ihn Hamaguchi Daimyojin, da sie wußten, ihm keine größere Ehre erweisen zu können, — und wahrlich, in keinem Lande könnte größere Ehre einem Sterblichen zuteil werden.

Und als sie das Dorf wieder aufbauten, errichteten sie seinem Geist einen Tempel und schmückten ihn mit einer Gedenktafel, die in chinesischen Goldlettern seinen Namen trug. Dort huldigten sie ihm mit Gebeten und Opfergaben. Was er dabei empfand, weiß ich nicht zu sagen, ich weiß nur, daß er sein einfaches und schlichtes Leben im Kreise seiner Kinder, Enkel und Urenkel in dem alten binsenbedeckten Hause auf dem Hügel fortführte, während seine Seele in dem Heiligtum unten angebetet wurde. Hundert Jahre oder noch länger ist er nun tot, aber man sagt mir, sein Tempel stehe noch, und das Volk bete noch immer zu dem Geist des guten alten Choja, ihm in Zeiten der Not beizustehen.

***

Rundschau

Panamerika/ von Heinrich Graf von Schlieffen

Um das Geheimnis der beispiellosen Elastizität zu enträtseln, mit der die Vereinigten Staaten von Nordamerika die stärksten Erschütterungen ihres Wirtschaftslebens rasch und gründlich überwinden, muß man die Methoden ihrer wirtschaftlichen Expansion kennen. Ich stelle einige charakteristische Tatsachen, um ein paar Zahlen gruppiert, zusammen. Das wird die Augen öffnen.

Als der nordamerikanische Minister des Auswärtigen, Root, im Frühjahr 1906 unter Entfaltung großen militärischen Gepränges und in Begleitung mehrerer Panzerschiffe seine südamerikanische Rundreise antrat, hatte er einen Stab von gewiegten Kaufleuten an Bord, die in der Stille mit den verschiedenen Republiken Meistbegünstigungsverträge abzuschließen suchten. Die Tagesblätter des lateinischen Amerika brachten außer bombastischen Leitartikeln spaltenlange Kabelgramme über die Vorbereitungen zur Ausfahrt, wodurch den nordamerikanischen Sendboten überall eine begeisterte Aufnahme gesichert war. Gleich Friedensaposteln wurden die Seeleute überschwänglich gefeiert, denn man wähnte sich unter dem Sternenbanner geborgen gegen jede unerwünschte europäische Machtentfaltung. Diese moderne, mit Glück und Geschick inszenierte Kreuzfahrt trug der Union reiche Früchte, was in den gesteigerten Exportziffern deutlich zum Ausdruck kommt.

In den Veröffentlichungen des Department of Commerce and Labor zu Washington wurde seit jeher der Handel mit Bolivien als ganz belanglos mit vielsagenden Pünktchen abgetan. Zum ersten Male ist im Juni 1906 ein Jahresexport im Betrage von $ 147000 aufgeführt, der sich für 1907 bereits auf $ 942000 erhöhte. Das Jahr 1908 (Januar bis Dezember) erreichte bereits die Exportziffer von $ 1500000. Diese Zahlen werden sich auch in den kommenden Jahren sprunghaft aufwärts bewegen, denn amerikanische Syndikate haben in richtiger Erkenntnis, daß es nur konsequenter Arbeit bedarf, um aus dem mineralreichen Bolivien ein zweites Transvaal erstehen zu lassen, wichtige Bahnkonzessionen erworben. Finanzierung und Ausbau der Bahnlinien liegen in den Händen des bekannten Neuyorker Hauses Speyer & Co., welches unterstützt wird von der National City Bank und W. R. Grace, die sich beeilten, in La Paz und Oruru ihre Filialen zu eröffnen. Seit langem bestehen solche bereits in Lima und Valparaiso.

Zurzeit sind drei Linien auf dem Hochplateau in Angriff genommen, die bis Ende 1911 fertigzustellen sind. Von La Paz über Oruru und Potosi bis Tapiza wird in einer Ausdehnung von 530 englischen Meilen ein Bindeglied geschaffen

zwischen den befreundeten Republiken am Atlantic und Pacific. Die zweite Linie beträgt 133 englische Meilen und führt von Oruru durch den reichsten Minendistrikt der Welt nach Cochabamba. In Oruru herrscht bereits rege Bautätigkeit; große Zollschuppen und Eisenbahnwerkstätten werden errichtet und nicht weniger als neun Bankhäuser sind in diesem kleinen Gebirgsorte von zehntausend Einwohnern vertreten. Nach nordamerikanischem Muster soll nunmehr auch eine Metallbörse gegründet werden.

Die äußerst wichtige Verbindung von der Hauptstadt nach Norden (etwa 200 englische Meilen) soll der dritte Schienenstrang herstellen: zu den fruchtbaren Tälern des an Kautschuk überreichen Flußgebietes Beni.

Von La Paz und weiterher aus der kalten Zone des Hochgebirges, in der jegliche Vegetation mangelt, führt dann den erholungsbedürftigen Reisenden ein Pullmanwagen in wenigen Stunden hinab in die Tropenregion bis Puerto Pando.

Die Kosten dieser drei Linien sind auf 27 bis 37 Millionen Dollar Gold veranschlagt, wovon der bolivianische Staat laut Kongreßbeschluß 40 Prozent der Ausgaben zu tragen hat, die von den Unternehmern in 25 Jahren amortisiert werden müssen. Vorläufig wurden 12½ Millionen Dollar von der Regierung für den Bahnbau bereitgestellt. Somit ist der amerikanischen Industrie ein großer Staatsauftrag gesichert, der sofort lombardierbar ist.

Hiergegen mutet der Vorschlag eines deutschen Syndikats ganz eigentümlich an. Es erbittet von der bolivianischen Regierung die Erlaubnis, einen Schienenstrang legen zu dürfen vom Hafen Camarones bis Chiclayo und Oruru, und als Gegenleistung des Staates lediglich die selbstverständliche Zollfreiheit für die Einfuhr seiner Baumaterialien auf 25 Jahre. Bei solcher Preisdrückerei wird es allerdings begreiflich, daß der Deutsche von den anderen Nationen als unlauterer Wettbewerber empfunden wird.

Der Kongreß hat schließlich noch eine weitere Bahnlinie auf dem Ostabhang der Kordilleren genehmigt, die, ausgehend von Santa Cruz, durch die sumpfigen Selvas nach Paraguay führt, wo am Paraná im Quellgebiete des Laplatastromes nördlich Asuncion große Hafenanlagen geschaffen werden sollen. Bei dieser Strecke, die etwa 700 km beträgt, sind große Schwierigkeiten zu überwinden, da durch den Turuhuapú ein Tunnel von 360 m Länge gebohrt und der Rio Grande von einer 400 m langen Brücke überspannt werden soll.

Somit wäre eine seit Jahrzehnten erstrebte Verbindung des Hochplateaus mit dem Rio de la Plata der baldigen Verwirklichung entgegengeführt. Zur Förderung dieses Projektes hat die Republik Argentinien die Flußregulierung des Alto Paraná und Pilcomayo veranlaßt; drei modernste Baggerzüge sind bereits an der Arbeit, den Wasserweg von Reconquista flußaufwärts zu säubern. Alsdann wird dem ostbolivianischen Transitverkehr mit Umschlag im Freihafen von Montevideo nichts mehr im Wege stehen.

Seit Einführung der Goldwährung in Bolivien am 1. Januar 1909, die ohne Zweifel auf den belehrenden Einfluß der Nordamerikaner zurückzuführen ist, sind durch Kongreßbeschluß die öffentlichen Kassen angewiesen, peruanische Goldstücke und englische Liversterling zum festen Kurs von $ 12,50 Papier-Bolivianos in Zahlung zu nehmen. Gleichzeitig wurden in Europa Aufträge erteilt zur Prägung von Silber- und Nickelscheidemünzen.

Die Goldwährung Boliviens ist für den fremden Kapitalisten von großer Bedeutung, da dem bisherigen Schwanken der Landesvaluta nunmehr ein Riegel vorgeschoben ist. Hier sei an die Schädigung des chilenischen Kredits 1908 erinnert, verursacht durch eine wilde Spekulation im Cambio, die den chilenischen Peso bis auf 8 d engl. entwertete, um ihn Anfang 1909 auf 12 15/16 d steigen zu lassen, als es galt, die neuen Staatsanleihen auf dem Kontinent an den Markt zu bringen.

Der Handel der Republik Chile liegt zurzeit sehr im Argen, da von der 78 Millionen Zentner betragenden Produktionsfähigkeit der 138 Salpetergruben — die durch Kartellbeschluß 1905 auf 40 Millionen Zentner reduziert wurde — kaum 30 Millionen zum Abruf gelangen. Der sogenannte Saliter-Konzern in London mußte sich Anfang April 1909 wieder auflösen, da dessen Propaganda- und Valorisationspolitik ein völlig negatives Resultat zeitigte.. Im Privatbesitz befinden sich 6 bis 8 Millionen Hektar unerschlossenes Salpeterland und der Regierung gehören noch 2 Millionen Hektar, die allein genügen würden, den Weltkonsum auf 130 Jahre hinaus zu decken. Demgegenüber erscheint das von der europäischen Presse verbreitete Märchen von dem baldigen Versiegen der chilenischen Salpeterwerke geradezu absurd.

Chile und Argentinien sind ebenfalls eifrig mit dem Ausbau ihres Eisenbahnnetzes beschäftigt. Vom Pacific zum Atlantic soll der doppelgleisige Schienenstrang über die himmelanstrebenden Kordilleren in wenigen Monaten bis Ende dieses Jahres fertiggestellt sein. Damit wäre der alte, gefahrvolle Weg um das Kap Horn ausgeschaltet und die Route nach Nordchile um 5000 englische Meilen gekürzt. In 36 Stunden Fahrt geht es dann im Schlafwagen von Valparaiso nach Buenos-Ayres. Diese Gebirgsfahrt wird in der Welt ihresgleichen suchen, denn die kurze Strecke des „Transandino", die bisher noch immer fehlte, weist einen drei englische Meilen langen Tunnelbau auf in einer Höhe von 11000 Fuß und nimmt ihren Weg über einen Bergsattel, von dem aus das Auge an dem nahen 23000 Fuß hohen Aconcagua im Norden und dem etwas südlich gelegenen Tupungato (21000 Fuß) sich erfreuen kann. Die herrlichen Luftspiegelungen, die den wenigen Reisenden der Kordilleren wohlvertraut sind, werden dann Gemeingut von Cooks Touristen, die gerne die neue Reiseroute zu einem Trip an den Pacific benutzen werden. Dieser Hochgebirgsstrecke — einem Triumph kühnster Technik — fielen infolge der ozonarmen Atmosphäre

7000 Menschenleben zum Opfer; der Kostenaufwand betrug 50 Millionen Dollar.

In der Argentinischen Republik treten die Nordamerikaner erfolgreich in Wettbewerb mit dem englischen Kapital. Um den Fleischimport nach England mehr und mehr kontrollieren zu können, hat der amerikanische Fleischtrust große, aufs modernste eingerichtete Gefrierhäuser am La-Plata aufgekauft, die für $ 25 122 000 $^o/_s$ arg. im Jahre 1908 nach London ausführten, und in allerjüngster Zeit wurden Kaemmerichs ausgedehnte Weiden und Fabriken von der Bovril Cy. für $1^1/_4$ Million Lstrlg. aufgesogen.

Amerikanische Ingenieure haben letzthin eingehend die grandiosen Wasserfälle des Iguazú studiert, die in den Subtropen am Schnittpunkte der Grenzen von Brasilien, Paraguay und Argentinien liegen und zum Stromgebiet des La-Plata gehören. Diese Katarakte sind bei weitem großartiger als die Niagara-Fälle. In einer Ausdehnung von $2^1/_2$ Meilen, durch eine Insel geteilt, stürzen die Wassermassen 230 Fuß tief hinab, mit einem Getöse, das auf 30 km Entfernung hörbar ist. Nach oberflächlichen Berechnungen schätzt man ihre Energie auf 14 Millionen HP. Obgleich nur 1200 Meilen von Buenos-Aires entfernt, wird dieses ganz einzige Naturschauspiel inmitten herrlichster subtropischer Vegetation nur von wenigen Reisenden besucht. Bedauerlicherweise ist in Deutschland dies unerschöpfliche Reservoir weißer Kohle, das voraussichtlich von Amerikanern in naher Zeit nutzbar gemacht wird, fast unbekannt und selbst in der Fachliteratur kaum erwähnt. Im Hinblick auf die „Internationale landwirtschaftliche Ausstellung" in Buenos-Aires, mit welcher die Republik Argentinien 1910 die Zentenarfeier der Befreiung vom spanischen Joch begehen will, werden wohl auch die Iguazú-Fälle der Verborgenheit entrissen und schnell zu einer Anziehung ersten Ranges werden.

Die Regierung der Banda-Oriental hat in den letzten Wochen Herrn Charles Bright eine eigenartige Konzession erteilt: er soll berechtigt sein, einen Verkehr mittelst Fähre von Colonia über den Silberstrom nach dem argentinischen Ufer zu unterhalten und auch Bahnzüge hinüberzuleiten, die dann auf der argentinischen Pacific- oder Südbahn nach Valparaiso, Bahia Blanca und der Richtung auf Punta-Arenas Anschluß finden. Der Hafen von Colonia wird bereits auf Kosten der Regierung ausgebaggert, um Dampfer mit 12000 Tonnen Wasserverdrängung aufzunehmen. Herr Bright hat sich verpflichtet, binnen zwei Jahren eine doppelgleisige Vollbahn nach Brasilien zu bauen: von Colonia über Trinidad, Rio Negro bis Uruguayana; hier findet sie Anschluß an das bereits fertige brasilianische Bahnnetz, das 19520 km umfaßt (weitere 8000 km sind in Vorbereitung). Da Trinidad an der Zentralbahn von Uruguay gelegen ist, kann die Route von Montevideo bis Rio de Janeiro und weiter hinauf nach Nordbrasilien in 3 bis 4 Tagen zurückgelegt werden. Diese Brightsche Konzession ist von der Republik Uruguay unter dem Namen einer panamerikanischen oder interozeanischen Bahn erteilt worden.

Eine andere panamerikanische Bahn schnellstens auszubauen, ist in Zentralamerika das sogenannte St. Louis-Syndikat unter Führung des Eisenbahnmagnaten W. R. Bixby nach Kräften bestrebt. Diese Linie wird mit der sogenannten Standard-Spurbreite (4 Fuß 8½ Zoll) ausgestattet, um den Durchgangsverkehr aus den Nordstaaten zu ermöglichen. Der Umbau der kleinen Schmalspurbahnen in Vollbahnen ist ebenfalls beschlossen. Das St. Louis-Syndikat wird sicher auch Mittel und Wege finden, die panamerikanische Bahn noch weiter nach Süden auszudehnen, durch Kolumbien und Ekuador hindurch bis nach Peru. Hier wurden im März dieses Jahres außerordentlich reiche Kohlenfelder im Distrikt Huallanca gefunden, wodurch der dortigen Erzindustrie eine neue Blüte gesichert ist.

Das St. Louis-Syndikat hat durch die bereits eröffnete Bahn über den Isthmus von Tehuantepec bewiesen, wie zähe die Yankees an einmal entworfenen Projekten größten Stils festzuhalten wissen. Diese kleine, aber ungemein wichtige neue Linie hat die durchgreifende Verschiebung des Transitverkehrs zwischen der Alten Welt und der Pacific-Küste zum Nachteil der großen nordamerikanischen kontinentalen Bahnen zuwege gebracht. Das Konsortium von Tehuantepec hat mit den führenden Schiffahrtgesellschaften des Atlantic und Pacific langfristige und sehr günstige Verträge abgeschlossen, die gestatten, die Güter mit regelmäßigen Anschlüssen von und nach Europa und Frisco um 100 Prozent billiger als die nordamerikanischen Bahnen zu befördern. Diese Wegnahme des europäischen Transitverkehrs wird vermutlich schon in den nächsten Dividenden der alten Linien bereits deutlich zum Ausdruck kommen. Für den europäischen Exporteur bringt der neue Weg den großen Vorteil, nunmehr gegen Neuyorker Produkte mit Erfolg an der amerikanischen Westküste ankämpfen zu können, um so mehr, als die Bahnen in der Union kürzlich die Frachtraten für den innerstaatlichen Verkehr um 10 Prozent erhöht haben.

Nach Mitteilung des amerikanischen Konsuls von Veracruz entwickelt sich jetzt ein bedeutender Verkehr von der amerikanischen Westküste nach Südamerika über den Isthmus von Tehuantepec, denn die Schiffe der Hapag und Royal Mail S. P. C. laufen zum Umschlag den Hafen von Coatzacoalcos an.

Alle diese Vorgänge zeigen doch deutlich genug, mit welchem Erfolg die Union bemüht ist, das wirtschaftliche Übergewicht in dem lateinischen Amerika sich in alle Zukunft zu sichern, zum Nachteil des europäischen Handels. Unter der Unschuldsfahne der Monroe-Doktrin verdeckt die nordamerikanische Regierung das realpolitische Bestreben, ihren Staatsbürgern die wirtschaftliche Expansion auf friedlichem Wege zu erleichtern. Inzwischen sind in der Alten Welt die diplomatischen Köche an der Arbeit, die friedlich schaffenden Völker zu verängstigen, zu verhetzen und in ihrer sozialen Entwicklung aufzuhalten. So hat neuerdings das Berliner Auswärtige Amt auf Ersuchen des „American Depart-

ment of State" in Washington dem amerikanischen Botschafter alle Informationen über Löhne und Gestehungskosten unserer Fabrikate erteilt, damit also offiziell die Geschäftsgeheimnisse der deutschen Industrie dem amerikanischen Konkurrenten ausgeliefert. Der Autodidakt Hill, der erst so freundlich hinauskomplimentierte, hat sich als tüchtigen Kaufmann erwiesen. Der ganze Erdball schüttelt sich vor Lachen über diese revanche à l'américaine und dieses neueste Dokument offizieller germanischer Tüchtigkeit. Wann endlich werden unsre Regierenden begreifen, wie das Gehirn eines Diplomaten präpariert sein muß, der sich in diesem ‚Empire of Busineß' zurechtfinden will?

Der Kampf der Motore/ von Ludwig Brinkmann

Von technischen Ereignissen der letzten Zeit haben neben den Erfolgen der deutschen Luftschiffahrt am meisten die Probefahrten der jüngsten Riesenschiffe allgemeines Interesse erregt, der Dreadnoughts, welche im kriegerischen, und der Cunardliners Mauretania und Lusitania, welche im friedlichen Wettbewerbe Englands Seehoheit behaupten sollen. Die vielgezählten, vielbesprochenen Dreadnoughts stellen das Non plus ultra an einheitlicher Gefechtsstärke, an Stückzahl und Größe der Armierung dar, dem Politiker und Militär von hohem Interesse; die Riesen der Cunardgesellschaft errangen sich den Schnelligkeitsrekord für Handelsschiffe, rücken die Geschäftswelt des Alten und des Neuen Kontinentes wiederum um einen halben Tag näher, zur Befriedigung des Kaufmannes und des Touristen; den Maschineningenieur indessen, der nach der Triebkraft, nach den Motoren fragt, die solche Ungeheuer zu bewegen vermögen, interessiert vornehmlich ein Umstand, welchen das Laienpublikum leicht zu übersehen geneigt ist, nämlich der Sieg der Dampfturbine, die hier rühmlich die ältere Schwester, die Kolbendampfmaschine, aus dem Felde geschlagen hat, trotzdem sie gerade als Schiffsmotor zwei ihrer ganzen Natur widerstrebenden Bedingungen zu genügen hat, nämlich denen eines relativ langsamen Laufes und der Umsteuerbarkeit.

Die Dampfturbine ist eines der jüngsten Kinder der Technik; wenn auch die grundlegenden Gedanken, die ersten Entwürfe zu diesem modernen Motor vielleicht schon zwanzig Jahre alt sind, kann von einer praktischen, allgemeinen Verwendung doch erst in diesem Jahrhundert gesprochen werden. Und neue Ideen müssen schon eine starke Beweiskraft in sich tragen, wenn sie in einer so kurzen Zeitspanne sich trotz des Widerstandes des Althergebrachten, das in seiner Existenz bedroht wird, durchzusetzen vermögen. Das Althergebrachte, das Besitzende war hier die über hundert Jahre alte Kolbendampfmaschine, der bis dahin mächtigste aller Motore, welcher die gesamte technisch schaffende Welt beherrschte

und überhaupt erst durch die gewaltige Kraft seiner Arme das Zeitalter der Technik ermöglicht und herbeigeführt hat.

Ich möchte an diesem wichtigen Falle etwas von den Lebenstatsachen der Technik erklären. Scheinbar fachlich, entsprechen doch diese Vorgänge allgemeinen kulturellen und wirtschaftlichen Erlebnissen. Real an sich, haben sie eine fast symbolische Bedeutung für unsere Energiewelt. Ein interessanter Blick eröffnet sich in das Reich unserer mechanischen Triebe, die eine vernünftige Stilisierung der natürlichen Kräfte darstellen.

Der Grundgedanke des Turbomotors ist ein an sich überzeugender. Diese Maschine löst das Problem, die Energie des Dampfes ohne Zwischenfügung eines kinematischen Getriebes unmittelbar in Rotationsbewegung zu verwandeln. Alle unsere Motore sollen Arbeitsmaschinen treiben, sollen arbeiten. Da nun nach den Grundgesetzen der Mechanik Arbeit das Produkt aus Antriebskraft und Weg ist, auf welchem diese zur Wirkung gelangt, sind erhebliche Arbeiten nur durch Vergrößerung des Weges erzielbar, wenn die Antriebskraft nicht technisch unmögliche Riesendimensionen annehmen soll. Große Wege setzen einen praktisch unzulässigen großen Raum voraus, wenn wir sie nicht eine geschlossene Figur annehmen lassen; die einfachste solche Figur ist der Kreis, weshalb Grundprinzip aller Motore die Erzielung einer Rotationsbewegung ist. Auch der Kolbenmotor gelangt schließlich zum Kreisumlaufe, bedarf hierzu aber zweier energieverzehrender Zwischen- und Hilfsglieder, des Kurbelgetriebes und des Schwungrades. Die Turbine braucht beides nicht, denn während bei der Kolbenmaschine die Druckkraft des gespannten Dampfes auf die breite Fläche des Kolbens wirkt und und diesen geradlinig vorwärtsschiebt, wirkt in der Turbine die Dampfenergie auf einen Kranz von kleinen Schaufeln, die auf dem Umfange eines großen, so in Rotation gebrachten Rades angeordnet sind.

Bei diesem an sich recht einfachen mechanischen Vorgange stieß man indessen auf folgende Schwierigkeit. Der gespannte Dampf entwickelt im Druckausgleich, bei der Hergabe seiner Energie, eine gewaltige Geschwindigkeit; wenn dieselbe von einem einzigen solchen Schaufelrade ausgenützt werden soll, muß es (wie bei der Turbine de Lavals) mit einer entsprechenden enormen Umfangsgeschwindigkeit laufen, welche aber ihre Grenze (von ganz allgemeinen räumlichen Erwägungen abgesehen) in der mechanischen Festigkeit der Materialien findet; die erwähnte Lavalsche Turbine rotiert mit der sinnlich nicht faßbaren Geschwindigkeit von 30000 Umdrehungen per Minute. Die technische Verwertung einer so schnellen Maschine ist indessen nur durch ein vielfaches Zahnradvorgelege möglich, welches die Turbinenwelle mit der zu betreibenden Arbeitsmaschine kuppelt, was natürlich Arbeitsverlust, Kosten und Komplizierung, d. h. Betriebsgefährdung bedeutet. Diesem Übelstande hilft man im modernen Turbinenbaue dadurch ab, daß man die Bewegungsgröße des Dampfes nicht in einem

einzigen Schaufelrade ausnützt, sondern mehrere solcher Räder in Stufen hintereinander ordnet. Das kann nach verschiedenen Prinzipien geschehen, deren wichtigste von Parsons, Zoelly, Rateau und Curtis angegeben sind, mit welchen Namen die jetzt gebräuchlichen Turbinensysteme bezeichnet werden. Allen gemeinsam ist, daß sie mit steigender Anzahl der Räder und Stufen die Geschwindigkeit des Turbomotors verringern. Natürlich muß, wie immer in praktischen Dingen, dieser Vorteil durch andere Nachteile erkauft werden, denn je größer die Anzahl der Schaufelräder und Druckstufen ist, desto komplizierter, teurer und diffiziler wird die Maschine, desto größer werden auch die Leistungsverluste, wodurch die Wirtschaftlichkeit der Turbine leidet. Wenn ihre Tourenzahl per Minute unter 300 sinkt, büßt sie im allgemeinen die Konkurrenzfähigkeit mit der Rivalin ein.

Um diese Geschwindigkeitsfrage drehte sich im wesentlichen der grandiose Konkurrenzstreit des Kolbenmotors und des Turbomotors. Indessen entscheidet die Tourenzahl allein noch gar nichts für den Wert einer Maschine; in Wirklichkeit wäre eine solche Problemstellung durchaus irreführend. Die beiden großen Wertbestimmer technischer Schöpfungen sind höchste Anpassung an die Aufgabe, also Zweckmäßigkeit, und die Erfüllung der Aufgabe mit dem geringsten Aufwande von Mitteln, also Ökonomie. Wenn daher die wirtschaftlichen Eigenschaften der beiden vorliegenden Dampfmotorentypen verglichen werden sollen, müssen wir ihre Aufgabe, d. h. die Eigenschaften der von ihnen zu betreibenden Arbeitsmaschinen, mit in die Betrachtung hineinziehen. Und die wesentlichen Gesichtspunkte, nach welchen eine solche Untersuchung zu erfolgen hat, sind Anschaffungskosten, Unterhaltungskosten und Wirkungsgrad.

Diejenigen Arbeitsmaschinen, welche große Tourenzahl der sie betreibenden Motore als wertvoll bewillkommnen, sind in erster Linie die elektrischen Generatore. Je größer deren Geschwindigkeit ist, desto kleiner braucht, zur Erzeugung einer gewissen Energie, ihre magnetische Kraft zu sein, also desto kleiner und billiger wird ihr gesamter Aufbau. Dazu ist es der modernen Technik, durch die Anforderungen des Turbinenbaues genötigt, gelungen, Elektrogeneratore selbst großer Leistung mit 3000 Umdrehung per Minute durchaus betriebssicher laufen zu lassen. Die Kolbenmotore, welche ihrer Natur entsprechend nur relativ geringe Geschwindigkeiten entwickeln, kämpfen hier in einer sehr ungünstigen Stellung; man läßt beispielsweise eine 10000pferdige Turbine mit 1500, einen entsprechenden Kolbenmotor höchstens mit 100 Touren laufen. Bei großen Leistungen ist es nun niemals wirtschaftlich (wegen des Energieverlustes und der möglichen Betriebsstörungen), geschwindigkeitmindernde oder -erhöhende Zwischenglieder, wie Zahnrad- oder Seilantriebe, zwischen Motor und Arbeitsmaschine zu bauen; man ist deshalb gezwungen, die großen Kolbenmotore direkt mit den Elektrogeneratoren zu kuppeln, welche der geringen Ge-

schwindigkeit entsprechend ungeschlacht groß und kostspielig werden. Bei kleinen Maschinen ändert sich allerdings das Verhältnis allmählich zugunsten des Kolbenmotors; mit fallender Leistung kann seine Geschwindigkeit gesteigert werden, wird es auch leichter, ein Vorgelege anzuwenden und so den zu betreibenden Elektrogenerator ökonomisch zu dimensionieren. Da sich nun die Anschaffungskosten der Turbine durchaus nicht proportional mit der Leistung herabmindern, tritt ein Punkt ein, unterhalb dessen der Turbogenerator im allgemeinen teurer wird, als der entsprechende Kolbenmotor-Generator; diese Grenze liegt etwa bei 750 pferdigen Maschinen. Über diese Grenze hinaus ändert sich das Verhältnis beträchtlich zugunsten der Turbinen; ein Turbogenerator doppelter Leistung kostet etwa 75 000 Mark, während ein entsprechender Kolbenmaschinensatz kaum für 150 000 Mark zu haben ist.

Bei dem immer stärkeren Drange nach Elektrizität als derjenigen Betriebskraft, welche sich in ökonomischer Form räumlich in fast jede Entfernung übertragen läßt, bildet die Dampfturbine das geeignetste Mittel, den täglich wachsenden Ansprüchen Genüge zu leisten. Man kann nicht sagen, daß der Kolbenmotor hier verdrängt worden sei, sondern die Turbine hat sich ein neues Feld eröffnet, das jenem aus wirtschaftlichen Gründen unzugänglich war. Wenn jetzt überall elektrische Zentralen entstehen mit Energieleistungen, die früher nur unter günstigsten Umständen zur Verfügung standen, nämlich an den wenigen Stellen der Erde, wo ausreichende Wasserkräfte vorhanden sind, wenn Maschineneinheiten von 20000 Pferdestärken keine unerschwinglichen Kosten mehr bereiten, sondern ein relativ leicht zu befriedigendes Tagesbedürfnis geworden sind, so verdanken wir das allein der Dampfturbine und ihrem raschen Laufe.

Übrigens spielen bei Feststellung der Anschaffungspreise auch andere Dinge eine Rolle, die nicht unmittelbar zur Maschine gehören. Ein oft ausschlaggebender Vorzug des Turbomotors ist seine Kleinheit, die damit verbundene relativ sehr große Leichtigkeit und der Fortfall der Massenwirkungen, welche bei der schwingenden Wirkungsweise der Kolbenmotore überall lästig auftreten. Eine 50pferdige Turbine kann man unbedenklich auf seinem Schreibtische laufen lassen, während ein ebensostarker Kolbenmotor schon recht umfangreiche und starke Fundamente verlangt. Bodenfläche und Maurerarbeiten kosten überall Geld, und es gibt viele Fälle, in welchen die Raumfrage von ausschlaggebender Bedeutung wird. Im Herzen von Großstädten beeinflußt der Preis von Grund und Boden die Anschaffungskosten einer Zentrale ganz erheblich; in bewohnten Häusern kann bei normaler Bauausführung die Vibration des Kolbenmotors lebensgefährlich werden. Und besonders gelten solche Erwägungen für den Schiffbau; das ungeheure Gewicht der Riesenkolbenmaschinen erfordert ein größeres Deplacement der Schiffe, macht diese also schwerfälliger; die Massenwirkungen der pendelnden Kolben, Kreuzköpfe und Pleuelstangen verlangen ein

besonders starkes Gerüst, und der Raum an sich ist wertvoll. Gerade diese hervorragenden Eigenschaften der Leichtigkeit, Kleinheit und des ruhigen Ganges haben der Turbine zu ihren Erfolgen in der Schiffsbautechnik verholfen, so fremd, wie bereits gesagt, ihrem Wesen die beiden Bedingungen der Langsamkeit und der Umsteuerbarkeit auch waren. Denn die Stärke der Turbinen liegt in ihrer Schnelligkeit; die großen Schiffspropeller aber können höchstens mit 300 Touren per Minute angetrieben werden, wenn sie nicht zu sehr an ihrem Wirkungsgrade leiden sollen. Bei so langsamem Gange hält aber bezüglich der Wirtschaftlichkeit die Turbine nur mühsam den Wettbewerb mit dem Kolbenmotor aus. Ferner läuft sie nur in einer einzigen Drehrichtung, die ihr ein für allemal bei der Konstruktion gegeben; da aber die Schiffe gelegentlich auch rückwärts fahren sollen, müssen diese bei Turbinenantrieb mit einem zweiten, allerdings kleineren Motor, der sogenannten Rücklaufturbine, ausgerüstet sein, welche Bedingung natürlich die Anlage verteuert und weiter den Wettbewerb mit der Kolbenmaschine erschwert.

Ein Wort von den laufenden Unterhaltungs- und Reparaturkosten: Hier schneidet im Vergleich mit der Rivalin die Turbine sehr glücklich ab. Ihre Wartung durch den Maschinisten ist viel einfacher, ihr Ölverbrauch, der Bedarf an Putzmaterialien ist geringer, ihre Ersatzteile sind billiger und werden weniger gebraucht, Reparaturarbeiten kommen seltener bei ihr vor als bei der Kolbenmaschine. Die Turbinenfabrikation hat trotz ihrer Jugend jetzt schon eine so hohe Vollkommenheit erreicht, daß man einzelne Turbomotore mehrere Jahre lang ohne Unterbrechung Tag und Nacht laufen lassen konnte, ohne daß sie den geringsten Schaden zeigten; die endliche Stillsetzung erfolgte lediglich in der Absicht, die Maschine zu inspizieren.

Bezüglich der Wirtschaftlichkeit im Dampfverbrauche hat in dem zehnjährigen Kampfe der Turbine um ihre Existenzberechtigung in der technischen Welt der Sieg lange zwischen den beiden Rivalen geschwankt. Denn seit ihrem ersten Auftreten entwickelte sich natürlich eine fieberhafte Tätigkeit von seiten der Kolbenmotorfabrikanten, durch Verbesserung ihrer Maschinen die junge, lebhafte Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Ursprünglich schien es, als müßte die Turbine unterliegen; aber schließlich erlangte sie die Gleichwertigkeit durch einen prinzipiellen Vorzug, nämlich den, daß sie keine sogenannten schädlichen Räume hat, die mit hinderlichem Gegendampfe gefüllt bleiben und die kein Erfindergenie an den Kolbenmotoren beseitigen kann. Trotzdem hält die Turbine nur mit Mühe die Gleichwertigkeit im Wirkungsgrade mit dem Kolbenmotor aufrecht; sie kann diesen nur übertreffen bei Anwendung stark überhitzten Dampfes, welcher für Kolbenmaschinen wegen der verderblichen Erwärmung des Steuermechanismus unzulässig ist; bei kleineren Leistungen, bei schlechter oder fehlender Kondensation wird ihr Wirkungsgrad viel geringer. Es ist aber nicht immer

möglich, einen Kondensator anzuwenden. Im Mittel bedarf nämlich ein solcher etwa 50 Liter Wasser für jedes Kilogramm zu kondensierenden Dampfes; zur Erzeugung einer Pferdestärke per Stunde sind etwa 6 Kilogramm Dampf notwendig; eine 1000 pferdige Maschine braucht also 30 Kubikmeter Wasser stündlich zu Kondensationszwecken. Sehr häufig ist nun diese enorme Wassermenge nicht beschaffbar oder zu teuer, wenn sie gekauft oder von weiter Entfernung hergeleitet werden muß; auf Lokomotiven beispielsweise ist aus andern naheliegenden Gründen dieses Wasserquantum nicht zu haben. Wenn nun auf den Kondensator verzichtet wird, muß im allgemeinen die Turbine die Segel streichen — sie wird von der Kolbenmaschine an Wirtschaftlichkeit übertroffen.

Aber die schöne Eigenschaft, keine schädlichen Räume zu haben, eröffnet der Turbine ein weiteres Arbeitsfeld, das dem Kolbenmotor verschlossen ist. Wer beispielsweise von der Höhe des Berges eine Minenstadt überschaut, wird sich über die Dampfwolken gewundert haben, die aus Hunderten von Rohren unaufhörlich in die Luft puffen. Wer dazu noch weiß, daß da ein Vermögen in Rauch aufgeht (eine Tonne Dampf ist unter den billigsten Verhältnissen 2 Mark wert; Maschinen von gesamt hunderttausend Pferdestärken — was für eine Bergwerksstadt nicht viel ist — verpuffen in jeder Stunde eine Million Kilogramm Dampf, das sind stündlich 2000 Mark!) und in den ökonomischen Grundsätzen unseres modernen technischen Zeitalters aufgewachsen ist, wird erstaunt fragen, warum diese Verschwendung? Die Sache liegt indessen einfach genug. Gerade die größten Kolbenmotore, solche, die Fördermaschinen, Walzenstraßen und ähnliche Anlagen betreiben, arbeiten mit Unterbrechungen, also mit stark schwankender Dampfaufnahme. Derartige Maschinen gestatten nun aus verschiedenen Gründen nicht die Anwendung einer Kondensation; sie müssen im Auspuffbetriebe arbeiten, und bis kürzlich ging all diese Energie nutzlos in die Luft. Da erschien die Dampfturbine auf dem Plane, oder besser, eine Spezialart derselben, die Abdampfturbine. In hochmodernen Betrieben wird jetzt der Abdampf der intermittierend arbeitenden Kolbenmotore in Akkumulatoren gesammelt und dort zu einem konstanten Strome gebracht, um dann durch Abdampfturbinen von oft ganz beträchtlichen Leistungen für elektrische Zwecke ausgenützt zu werden. Eine Abdampfkolbenmaschine würde durch ihre schädlichen Räume einen so schlechten Wirkungsgrad haben und so unbeholfene Dimensionen annehmen, daß ihre Anwendbarkeit von vornherein ausgeschlossen ist. Daran anknüpfend hat die Technik noch eine jüngste Abart der Turbine entwickelt, die sogenannte Frischdampf-Abdampfturbine, welche es gestattet automatisch der Turbine Frischdampf zuzuführen, wenn der Abdampf zeitweise ausbleiben oder in nicht genügenden Mengen hinzuströmen sollte, um die gewünschte Leistung herzugeben.

Noch ein Vorzug: Dieselbe Turbine hat eine kleine, aber bedeutsame Ab-

änderung erfahren, nämlich eine Vorrichtung zur Hergabe von Heizdampf. Viele Industrien, Papierfabriken, Spinnereien usw., gebrauchen große Mengen Dampf von atmosphärischer Spannung zu Heizzwecken. Wenn diese Fabriken gleichzeitig zu Kraftbetrieben hochgespannten Dampf bedurften, behalf man sich zu seiner Erzeugung mit einer Kesselanlage und ließ den zu Heizzwecken benötigten Dampf auf atmosphärischen Druck effektlos expandieren. Die Turbine hat aber dieses unökonomische Verfahren gänzlich beseitigt; man läßt ihr jetzt allen hochgespannten Dampf zugehen, nützt einen Teil seiner Energie zur Erzeugung von mechanischer Arbeit aus und entnimmt dem Motor an der Stufe, welche der atmosphärischen Spannung entspricht, den Heizdampf, indem man nur den Rest je nach Bedarf kondensieren läßt.

Nachdem so ein knappes Jahrzehnt lang ein erbitterter Kampf zwischen dem Kolben- und dem Turbomotor getobt hat, scheinen nun alle Anzeichen dafür zu sprechen, daß ein Stadium der Ruhe, des Friedens eingetreten ist. Der junge Eindringling hat dem älteren Beherrscher des Dampfmaschinenreiches ein beträchtliches Stück seines Gebietes genommen; aber gewisse Hauptdomänen hat er ihm nicht antasten können, nämlich das Feld der Auspuffmaschinen, der langsamen Antriebe (mindestens aller unter 250 Umdrehungen per Minute), der kleineren Leistungen und der Reversiermaschinen. Dafür hat die Turbine die weitesten Flächen ihres Königreiches aus bis dahin unentdeckten Landen gebildet, dem Antriebe von Arbeitsmaschinen großer Leistung bei großer Tourenzahl, von solchen in beschränkten Räumen oder mit sonst ungünstigen Fundierungsverhältnissen, und aus der Verwertung des Abdampfes und des Heizdampfes. Für jede der beiden konkurrierenden Dampfmotorengattungen war schließlich der scharfe Wettbewerb von Segen, da sie durch ihn zu immer höherer Vollkommenheit gefördert wurden. Nun sind sie beide dabei, emsig ihre Spezialgebiete auszubauen, und mögliche weitere Reibereien werden mehr und mehr den harmlosen Charakter von Grenzregulierungen annehmen, da jeder von ihnen die Hoffnung aufgegeben hat, dem andern gänzlich den Garaus machen zu können. Dagegen müssen sie sich beide vorsehen, daß ihnen, den Dampfgewaltigen, nicht ein gemeinsamer Rivale in den Gasmotoren entsteht, die heute von Tag zu Tag mächtiger werden: Der Dampf ist ein Umweg, eine Vergeudung von Brennstoff! Es gibt viele Fälle, in denen sie Recht haben.

Tänze/ von Oskar Bie

Die Sezession lud zum Besuche des russischen Balletts ein, mit dem Bemerken, daß sie aus dieser vollendeten Kunst eine Regeneration des modernen Bühnentanzes erhoffe — mehr, als aus den Dilettantismen der sogenannten modernen Tänzerinnen. Es ging heimlich gegen die Wiesenthals — aus Gesprächen habe ich's gemerkt. In die Sprache der Malerei, des eigentlichen Sezessionsgebietes, übersetzt, heißt das: die Bilder, die wir aufhängen, besonders die Dekorativen, ganz besonders die der Wiener Sezessionsgruppe und die der stillen Volkskünstler, halten wir für dilettantisch, wir werden euch zu einer Ausstellung von Lancret und Watteau einladen, dies wird euch regenerieren. Parbleu! Dies Mißverständnis muß beseitigt und alles wieder nach seinem Recht gestellt werden, genau so wie Liebermann, Präsident der Sezession, seinerzeit selbst die englische Porträtausstellung zurechtgerückt hat.

Der rauschende Erfolg des Petersburger Hofballetts ist mir verständlich. Unsere hiesigen Bühnen, am wenigsten die Wiener, sind in Ballettdingen nur ein Torso der großen alten Kunst, und zu modernen Problemen noch nicht entschlossen oder reif. Da kommen von auswärts wohlerzogene Künstlerinnen und öffnen uns die Augen für die Schwärmerei unserer Großväter. Sie verunstalten die alten Balletts nicht, sondern lassen sie — ahnungslos — in ihrer primitiven Gestalt: Adams Gisela und das schlecht bewachte Mädchen von Härtel, beide mit einer vergessenen entzückenden Musik, die sich noch aller Möglichkeiten stramm kommandierter Rhythmen bewußt ist. Dazu machen sie Divertissements, Nationaltänze, in denen die Takte fieberhaft schlagen und exotische Pas ihre Reize enthüllen. Es ist der Standpunkt 1830—50, da die Elßler mit ihrer Cachucha berühmt war und die Taglioni mit den Engeln um den Preis der Sylphidenleichtigkeit stritt. Die Tänzerin ist ein Lebenselement für das Publikum. Ihre persönliche Rhythmik ist eine Bildungssache, wie die Stimme der Destinn oder Hempel. In Petersburg geben sie alle paar Tage ganze Ballets. Es gibt dort mehr als eine Pawlowa. Ich weiß die Namen nicht, aber sie bilden dort Parteien um die Tänzerinnen und spielen deren Vorzüge gegeneinander aus. Die Dekoration ist prächtig, der Kapellmeister taktsicher, die alte Zirkuskunst mit den Gazeröckchen, die sich jedem Realismus des Kostüms hartnäckig widersetzen, der glänzende Flitterkram und die lächelnden Mündchen, die Posen der Pas de deux und die Anzahl der Entrechats bei den tanzenden Männern — es ist die Sphäre der grandiosen Beinkoloratur, italienische Melodie und Figuration im Tanze, Virtuosität im Glanze der Gesellschaft, noch weniger störend als Gesang, stumme Opern, in denen auch die Tragödie sich in Pirouetten auflöst. Rußland und Kopenhagen haben es konserviert. Sie senden diese Konserven

nach Europa. Man bewundert die Delikatesse. Man schnalzt mit der Zunge der Biedermeier. O ja, das ist Kultur, liebt man zu sagen.

Die Jegorowa war die Fleißige: sie hat alles gelernt, aber nicht in Persönlichkeit umgesetzt. Der Eduardowa war die Rasse: sie wirft ihren Körper wie eine Schwimmerin in der Luft. Die Will war die Anmut: sie produziert ihre Kunst aus einer kindlich holden Naivität. Die Pawlowa war das Wunder: eine Feder, die in den gewagtesten Voltigen ihre rhythmische Grazie nicht aufgibt. Ihre Battements sind wahre Triller, ihre Jetés Flugvisionen, ihr Laufen ein skandierter Vers, ihre Equilibration ein entzückendes Kugelwerfen des Schwerpunkts, ihr Zehenschritt ein letztes Küssen der Erde, ihre Attituden Statuetten von Canova, ihre Arme menschgewordene Wellen, ihr Köpfchen der kokette Beobachter all dieser Künste, immer der Bewegung ein Viertel voraus, wie eine Erinnerung des Letzten und zugleich Ahnung des Nächsten, und ihre Pantomime eine große schauspielerische Konzentration von der Schärfe und Spannung der Bewegungsphrase, daß man die Schwärmerei der Alten für diese Kunst versteht, die um so leidenschaftlicher erscheint, als sie die Worte nicht auslöst. Ja, in ihrem Anblick wurde die Geschichte Gegenwart. Man wußte jetzt, daß die Rokokoarchitektur der Beine nicht bloß eine leere Künstelei gewesen war, sondern daß sie im Rhythmus dieser Nachkommen der Camargo und Guimard eine wundervoll organisierte Entstofflichung des Körpers darstellte, der so trainiert ist, daß er das Schwergewicht beinahe aufhebt, die Erde beinahe nicht mehr berührt, dem Wirbel der Bewegungslust beinahe alles nachgibt. In dem Beinahe lag der letzte Charme. Noch Körper sein dabei — das ist die feinste der Sinnlichkeiten, die uns das Wunder zum erlebten Rausch macht.

Der erlebte historische Rausch ist aber die Gefahr, eine Gefahr der Verwechslung von Ursache und Wirkung. Die Rokokobilder hängen in den Museen, die Rokokobauten stehen in den Parks; wir sagen uns, damals sind sie einmal geschaffen worden, aus ihrer Notwendigkeit heraus, in ihrer Zeit und für ihre Zeit, es ist richtig und gut, daß wir heut anders malen und bauen, wir sind andere Menschen geworden. Die Rokokotanzkunst, die in ihren Bewegungen das System dieser unbewegten Künste flüssig macht, ist an den Augenblick gebunden, sie stirbt mit der einen Tänzerin dahin, um mit der nächsten wieder zu leben und wieder zu sterben. Sie strahlt und verpufft wie das Feuerwerk. Gerade darum hat sie eine stärkere Schule und Überlieferung, gerade darum konnte sie sich in einigen Exemplaren bis zum heutigen Tag erhalten. Indem wir sie wieder neu an einer lebendigen Tänzerin genießen können, sind wir leicht dem Mißverständnis ausgesetzt, als ob dieser lebende Körper mit einer lebenden Kunst identisch sei. Wir freuen uns des Augenblicks, genießen historisch und vergessen die Zukunft. Würde Talma heut auftreten, ginge es uns vielleicht ähnlich. Es tut weh, diesen Fehler aufzuzeigen. Denn diese Mädchen tanzten vollendet,

und weder die Ruth St. Denis noch die Wiesenthals noch irgendeine der vielen gebildeten Reformtänzerinnen können das, was diese da können. Aber es hilft nichts: schlagt euch die Beine der Pawlowa aus dem Kopf. Seht sie an und vergeßt sie. Sagt euch: in diesen vertrackten, sinnlosen Bewegungen wird allem ästhetischen Empfinden der Gegenwart Hohn gesprochen. Nein, das klingt zu akademisch — sagt euch: fossile Schönheiten gehören ins Museum, auch wenn sie sich noch bewegen, es ist ja nichts als anmutigste Akrobatik, Virtuosentum elegantesten Stils, natürlichste Unnatur, ein Apparat von Verzierungen, der das einfache Empfinden erstickt, ganz außerhalb aller unserer Absichten, hundert Jahre vom heutigen Kunstgewerbe entfernt, tausend Jahre von unserer Musik, von unserem Sport, von unserer Bürgerlichkeit, vom neuen Menschen. Bekennt Farbe! Keine Inkonsequenz! Wenigstens keine programmatische.

Die Ruth St. Denis erfüllte in gewissem Sinne unsere Sehnsucht nach dem neuen, individuell bewegten Körper. Ihr Genre schien eine Spezialität: der indische Tanz. Aber dies war doch Nebensache. Sie hat die Gabe, organisierte Bewegung persönlich zu gestalten, das ist ihr Vorzug vor den meisten ihrer dilettantischen Kolleginnen. Sie singt mit ihrem Körper keine Arien mehr, um mit den Beinen die Koloraturen dazu zu machen, sie theoretisiert nicht wie die Duncan, sie kostümiert nicht wie die Sachetto, sie doziert nicht Musik wie die Allan, sie lebt den Körper der modernen Malerei und Plastik: nur soviel stilisiert, als sich natürlich ergibt, einfach und eigentümlich, Phantasie im Kostüm, schlichte Klarheit der Bewegungen, vom geradlinigsten Schema bis zum Schlangenornament. Was die guten Tänzerinnen der Rasse, die Guerrero oder Saharet, instinktiv boten, bietet sie intellektuell. Was die Duncan nur intellektuell bieten konnte, bietet sie in Sinnlichkeit. Die Intellektualität ist die kleine Gefahr dieses neuen Tanzes. Nach einer Epoche der Schule und des Temperaments sind wir in Gefahr, zu viel zum Tanze zu studieren, Bücher darüber zu schreiben, Bilder zu kopieren. Das geht durch alle unsere Versuche. Wir können heut nichts reformieren, ohne uns genau zu vergewissern, wie alles war, ist und sein wird. Darum war die Ruth gut. Sie schöngeisterte nicht. Sie konnte tanzen, hatte ihre eigentümliche Rhythmik der Hüfte und der Arme, und setzte Träume in Wirklichkeit um, aus dem Kopf für die Sinne. In den Bildern von Ludwig v. Hofmann bis Hodler hatte diese Rhythmik geschlummert, wie Salome im modernen Orchester. So ist sie erlöst, wieder Bewegung geworden, eine bestimmte Tänzerin geworden. Dies war mehr als alle Entrechats.

Die Wiesenthals scheinen weniger spezialisiert als die Pseudo-Indierin, und sind es doch mehr. Sie sind ganze Wienerinnen. Von ihrer feinen Art, Menuette zu stilisieren oder Tarantellen zu verlebendigen, will ich weniger sprechen. Das Herz lacht bei ihren Walzern. Ich frage: zieht ihr wirklich die Ballonés einer Ballettdiva dieser natürlichen Anmut vor, mit der hier Schubert und

Lanner getanzt wird? Dies ist Schubert und Lanner. Wie sie sich reihen, eins zu zwei, zwei zu drei bilden, sich schlingen und durchlassen, sich parallelisieren und vereinzeln, in kindlicher Freude und Spiellust, da sind aus Porzellanfiguren wieder Menschen geworden, Rhythmen unseres heutigen ehrlichsten Empfindens. Blickt auf die Nuancen unseres Gesellschaftstanzes. Seit Jahren öffnet sich merklich das starre Schema des klassischen Walzers; two steps und alle Variationen der Polka und des Dreischritts kennen wieder die koketten Manieren des offnen Tanzes, die Arme locken und umfangen, die Füße eilen und retirieren, die Köpfe suchen und grüßen, das Tänzerische besiegt das Gesellschaftliche, der Körper die Gruppe, die Nuance die Konvention. Man tanzt mehr und lieber. Es ist Sportzeitalter, allgemeine Körperbewußtheit. Aber es ist Volksempfinden und ungemessene Freude. Die Walzer der Wiesenthals sind kaum durch eine Rampe von dieser Heiterkeit geschieden. Sie lassen die Künste und lieben die Kunst.

Aber doch gibt auch ihnen die Intelligenz keine Ruhe. Schließlich stehen sie auf einer Bühne, in dem künstlichen Rahmen einer aparten Vorstellung. Dort wird Beardsley getanzt oder dieser und jener Ornamentiker, ein wenig schlägt von der Luft der Kabaretts hinüber, in denen wir oft zu unserm Staunen die Spinne, die Schlange, die Eidechse, die Maus, hundert Formungen eigentümlicher tierischer Bewegungen sehn, animalische Orchestik, das Ballett der Fauna zu einer Arabeske geworden — es vereinen sich die Kreise des Kunstgewerblichen und Theatralischen zu einer neuen intimen Wunderlichkeit. Grete Wiesenthal hat das Organ. Ihr schmaler, knabenhafter, sensitiver Körper verliebt sich in die Figuren, die im Wiener Gewerbe Stil geben. Ein wenig von der eckigen Gotik Minnes, ein wenig von der dekorativen Flächenmusik Klimts, Linien von Mackintosh bis Moser, Schrecker komponiert eine Symphonie über den Wind und panische Szenen im Debussystil, schleichend und kapriziös, man will den Wind und das Panische darstellen, wie es die Sezession malt, Stilisierungen von Naturbewegungen und von Naturempfindungen, das getanzte Dekorative. Nicht alles gelingt, das Zittern und Biegen der Bäume bleibt Gedanke, anderes wird leben. Grete tanzt im dünnen braunen Kleid, schmal und kapriziös, sie läßt den Leib tanzen, die Haare tanzen, die Gefühle tanzen — panisch erregt. Sonderbare Bewegungen eckig gestemmter Arme, wild geworfener Nacken, gierig gesetzter Füße bringen ungewohnte Reize. Sie kann es. Sie hat die rhythmische Lust und die tänzerische Genialität, Phantasie im Orchestischen und allen Training im Tanzwillen. Es waren Momente des originalsten modernen Tanzes, unsere dekorative Welt in den Menschen zurückgebracht, unsere Ornamente und Formen in einem lebendigen Takt aufgelöst, Verschmelzungen von Tanz, Malerei und Musik, die nicht im Kopfe eines Dichters, sondern im Leibe eines temperamentvollen Weibes wuchsen.

Wer unterstützt das nicht? Die Wiesenthalsche Kunst wuchs organisch aus

dem Wiener Boden, aus Volk und Milieu. Die der Ruth St. Denis aus der Reaktion gegen das Virtuosentum. Alle Intelligenz wird durch Technik gedeckt. So ist es wahr und fruchtbar. Moritura nos salutas, Pawlowa. Was ihr für die Vergangenheit des Balletts bedeutet, bedeuten diese für seine Zukunft. Daran soll man nichts deuteln.

Von den Meistern der Lyrik/ von Julius Bab

Wieder hat ein kurzer Jahreslauf einen unabsehbaren Berg deutscher Bücher vor uns hingetürmt, die prätendieren, „Lyrik" zu sein. Lyrik: wortgewordene Seelenwandlungen, unmittelbar zu Sprache verdichtete elementare Erlebnisse. — Wir machen uns auf den Weg. Im Anfang ist ein Morast, der bös- oder gutgläubige Dilettantismus: unzulängliche Gefühlchen, schwindelhaft aufgeblasen, um fremde, flach nachempfundene Formen zu füllen. Wir haben mehr als drei Vierteile des Berges überwunden, wenn wir aus dieser unreinlichen Gegend treten. Wir kommen dann ins Fegefeuer, von den totgebornen Dichtern zu den Lebenden, bei denen Hoffnung ist: junge Nachahmer, in deren Aufgetriebenheiten doch ein Fünkchen eigner, echter Kraft glimmt; Begabungen, deren Erlebnis nicht im Gefühl reif wird, die zu unorganischer Abrundung den allegorisierenden Verstand aufrufen müssen; echte Talente, die nur in eng begrenztem Bezirk Bedeutsam-eignes geben, auf hundert andere Ansprachen des Lebens aber hilflos ohne Antwort stehen. Und endlich nach sehr mühseliger Wanderung und schon auf engstem Gipfelkreise, tritt man in den reinen Bezirk der Meister. Sie meistern das ganze Leben der Zeit mit ihrer Kunst: jeder Anruf der Welt rührt in ihrer Seele die Tiefen auf, in denen die lebenzeugenden Worte geboren werden.

Seit Jahren ist kein neuer Name zur Zahl dieser Auserwählten hinzugekommen; unsern ganzen großen, lange nicht genug gerühmten Reichtum an lyrischer Kunst (der einzigen Kunst, die heute in Deutschland vielleicht wirklich in „Blüte" steht) hat die Generation geschaffen, die jetzt schon im reifen Mannesalter lebt. Der Nachwuchs hat eine Flut dilettantischer Epigonen, einige wenige engere Talente, aber kein elementares Temperament, keinen neuen Schöpfer hervorgebracht. Von denen, die um 1890 begonnen, kommt noch heute alles, was am lyrischen Ertrag des Jahres groß und köstlich ist.

Jahr um Jahr gibt uns Max Dauthendey ein neues Buch voller Lieder. Stets sind sie neu und werden immer köstlicher — und doch hat er nie „Neues" zu sagen: es ist das Unveränderliche, Ewige, Selbe, das er uns bringt: es ist der Kreislauf des Tages, des Wetters, der Jahrzeit, der Liebe — es ist der schwingende Wechsel von Nacht und Sonnenlicht, Regen und heller Luft,

Sommer und Schnee, Liebeslust und Liebesschmerzen — es ist der ewige Rundlauf der Natur. Es ist des Dichters alljährliches Tagebuch, sein „brennender Kalender". Aber all das ist ihm immer anders, ewig neu — denn an immer neuen Formen, immer frischen Gesichten entzündet sich ihm das kreisende Leben. Die Erde, der lebengefüllte Raum, zu dem sich sonst wohl moderner Poeten Sehnsucht pathetisch hinstreckt, hier ist er sicherster Besitz. Alles ist sein: das erste rote Blatt im Herbst und die dicke Winternebelluft, die Tautropfen im Maien-Frühlicht und der Rabe überm Schnee, die Trauben in der Bütte und die blassen Kartoffeln im Keller, der Pflaumbaum im Garten und das klopfende Blut im Hals einer lieben Frau, das Gras zwischen den Fugen der Pflastersteine und der kreideweiße dünngebogene Mond am Himmel, und die Juliwiesen mit Hummeln und Ameise und Grille, und der Frühlingshut der Frau Dauthendey — alles ist sein, alles ist Teil seines lustig-ledigen Lebens, wird seiner singenden Seele Form und Inhalt zugleich. Denn diese Natur draußen ist nicht nur Spiegel für Dauthendeys Gefühl, sie schafft es selbst erst, sie erfüllt es ganz. So ist seiner Sprache eigentlich nichts Metapher — nichts steht „für" ein Gefühl, alles singt nur sich selbst. Denn alles wird ihm Lied, sangbar gefälliges Gefüge — zu warmen breiten Reimen binden sich ihm bequem und leicht die Worte, und jedes Gesicht bringt seinen eignen, frei wallenden Rhythmus mit. So ungeheuer schlicht, so fraglos sicher wächst hier aus jedem Erlebnis ein Gesang, daß hier zum erstenmal im Deutschen wieder etwas wie ein derbkörnig klarer Volksliederton heranzuwachsen scheint, — kein zierlich antiquarisches Kunstgewerbe, ein rechtes rauhes Naturgewächs mit vielerlei herbstarken Säften vom neuesten Leben im Blut. So unartistisch eng aus der einfachsten Sprache gewachsen scheinen diese Lieder, zu deren heller Blüte doch Jahr für Jahr aus dunkleren verwickelteren Sphären Dauthendeys Dichten erst heraufwachsen mußte. Heute haben wir in Deutschland keinen zweiten Menschen, der in Lust und Leid mit so heidnischem Weltbehagen die Erde tritt, mit so sicherer, reifer, warmer Sinnlichkeit sich im Leben wiegt — und keinen zweiten Dichter, in dessen Worten mit so schlafwandelnder Sicherheit jedes Erfühlte zum sinnlich eindringlichsten Bild, zum einschmeichelndsten Klang sich formt, keinen, dem Dichten so einfache Naturfunktion, Poesie so Muttersprache scheint.

Ist Dauthendeys Dichten von problematischen und raffinierten Gefühlszuständen zu einem sinnlich-sicheren einheitlichen Lebensgenuß, von gewissen wühlenden Rhythmen zu einfachem Liederton vorgeschritten, so sehen wir fast in umgekehrter Richtung diesen Weg zurückgelegt in der Poesie Rainer Maria Rilkes. Er hat mit kleinen leisen, wehmütigen Versgebinden begonnen, die an die stille Traurigkeit von Volksweisen am häufigsten gemahnten — und heute bergen seine vielgestaltigen Strophen unter der Pracht ihrer üppigen Reimguirlanden die ganze schwere Problematik unserer Tage, alle Bedenken und alles

Denken, alles Sorgen und Sehnen heutiger Menschen. Rilke ist nicht, was man ein „Elementargenie" nennt; langsam als ein Schüler der großen lyrischen Elementarbegabungen unserer Tage ist er herangereift. Das „Buch der Bilder" zeigt in seiner ersten Fassung noch deutlich genug den Gang seiner Lehrzeit: es stehen Dehmelsche Worte und Hofmannsthalsche Wendungen, Georgesche Strophen und Mombertsche Gedichte die Fülle darin. In den Formen dieser Eigensten ist ihm das große Leben der Zeit zuerst nah gekommen; aber was ihm so zugetragen wurde, hat Rilke — ein sehr seltener Fall — allgemach aus den fremden Formen völlig gelöst und zu ganz neuem selbständigen Sein umgeschmolzen. Die neue Kraft, mit der Rilke die Masse überkam, war ein Weltsehen, das man, in Erinnerung an Dauthendeys selig sicheres Heidentum zumal, vielleicht am besten als ein durch und durch christliches bezeichnen kann. Ein hinterirdisches — ein Blick, der das Eigentliche, Göttliche, Wesenhafte der Erscheinung hinter dem sinnlich Fühlbaren sucht, ein Geist, dem alles Lebendige nur eine flammende Chiffre ist, aus der das Wahre, das eigentliche Leben erst enträtselt werden soll. Die rastlos umspürende, tausend zarteste Details sammelnde, höchst raffinierte Sinnlichkeit Rilkes tut sich doch nie genug, ist nie ihre eigne Erfüllung, wie Dauthendeys vollblütige Weltlust. Rilke will nur Zeichen auf Zeichen häufen für etwas Andres, Unsagbares, Letztes. Wie für Dauthendey nichts, so ist für ihn alles Metapher, kein sichtbar Ding meint zuletzt sich selbst. Um Gottes willen sind sie alle da, von einem Höheren sollen sie zeugen. In diesem Sinne nannte ich Rilke einen typischen Christen; er hat das einzige geistig und künstlerisch mögliche Gebetbuch der neueren Zeit geschrieben: den Gedichtstrom „Das Stundenbuch", eine einzige ungeheure Variation über den Namen Gottes. Weil Rilke aus allem Bestand der Welt nur etwas Anderes, Eigentliches zum Sprechen bringen will, darum kann ihm der schlichte Lebenskreislauf Dauthendeys nicht genügen, darum greift er seine Stoffe aus allen Kulturen und Historien, Mythen und Legenden und Poesien der Welt, seine Bilder aus allen nervösesten Impressionen der Natur, aus allen raffiniertesten Reizungen der Kulturwelt. Weil er jagt nach Einem hinter den Dingen, webt er zum Netz seiner Worte die Erscheinungsformen ineinander, greift den Menschen in dumpf dinghafter Entfaltung, und Pflanze, Stein und Gebilde am liebsten in seelenhaft wirksamer Aktivität auf — — daß die Formeln des Geschaffenen ineinandergewirkt vielleicht den beschwörenden Zauberspruch ergäben, der den Schöpfer hervortreten läßt. Und weil er im Grunde nicht die bunte Vielfalt dieser Dinge, sondern ihren großen einfältigen Urgrund erklingen lassen will, so weckt er nicht aus jeder Gestalt ihre eigene Melodie wie Dauthendey — nein, er wirft seinen Willen, seine Musik gewordene Gottessehnsucht über jeden Stoff. Diese eine Melodie, dies große Rilkesche Singen, das ist die künstlerische Energie, die diesem Dichter durch Momberts und Georges Welten hindurch zu seiner eignen Form half. Rilke bringt

sein Weltgefühl gelegentlich jedes Vorwurfs zum Ausdruck durch eine musikalische Gewalt seiner Worte, wie sie kein anderer Lyriker heute besitzt, wie sie in deutscher Sprache vielleicht überhaupt noch nicht entfaltet wurde. Es gibt Stücke von ihm (man höre den „Ritter" aus dem „Buch der Bilder") die sozusagen bei geschlossenem Geist, rein durchs Ohr zu genießen sind, wie ein Flötenkonzert. Und in jedem seiner Gedichte steckt das Wichtigste und Eigenste in dieser nicht stoffentquollenen sondern gleichsam über die Materie geworfenen Melodie. Es ist neben der raffiniertesten Anlage von Vokalketten und Alliterationen vor allem die ununterbrochen strömende Flut schwerer breiter Reime, die unsere Sinne so umstrickt. Diesen unerhörten Reichtum aus der deutschen Sprache herauszuheben, braucht Rilke Mittel, die in ihrer aufreizenden Neuheit selbst schon unmittelbare Erreger jenes langatmig weiten Erwartungsgefühls sind, das die Rilkesche Wortmusik als Ganzes ausdrückt: nicht nur daß seltenste entlegenste Kulturworte plötzlich von dieser Sprache ins grelle Licht des Reims gestellt werden, nicht nur daß flektierte Formen mit ihren bedeutungsschwachen, aber langhallenden Endungen den Zweiklang tragen müssen, vor allem bricht der Rilkesche Reim überaus häufig das Satzgefüge mitten durch, schiebt sich zwischen Adjektiv und Hauptwort, Konjunktion und zugehörigen Satz, Präposition und abhängigem Sprachteil, und lädt so oft den stofflich belanglosesten, rein grammatikalischen Satzteilen die ungeheure Betonung des Reimes auf. So aber entsteht ein seltsames Hochhalten, ein ununterbrochenes Anspannen unserer seelisch-sinnlichen Teilnahme: da das Rilkesche Zeilenende meist keinen logischen Einschnitt bedeutet, so verweilt man nicht bei ihm, es gibt keine pathetisch ausgehaltene Pause, — der geistig geforderte Zusammenhang reißt uns sofort weiter, und so wird der Reim gewissermaßen von der äußeren Kontur ins innerste Leben des ganzen Gefüges getragen, so klingt der ganze Wortbau von innen heraus. Zugleich gibt dies starke Betonen der bloß verbindenden Sprachteile jenem Gefühl Verstärkung, das schon das häufige Formen von ausdrücklichen Gleichnissen, Bildlichkeiten weckt: hier sind die Dinge nicht das eigentlich zu sagende, wichtige — hier geht es um etwas, was zwischen ihnen, in ihren Beziehungen, ihrem Ineinander-Deutbaren, ihrem Vergleichen zu finden sein muß — um den Geist zwischen, hinter, über den Dingen.

So entsteht Rilkes religiöse Wortmusik; sie ist durchaus der eigentliche Inhalt seiner Kunst und ihr unverbrüchlichstes Gesetz. Die spezifisch poetischen (geistig-assoziativen) Qualitäten der Worte werden oft genug von Rilke in Hinblick auf rein klangliche Werte brüskiert und außer Spiel gesetzt. Ebenso läßt er in seinem malerischen Bestreben, die subtilsten Impressionen, die schillerndste Nuance zwischen zwei Eindrücken mit einem kühnen Bild zu geben, häufig die Natur des Wortes außer acht; das Wort kann nicht wie ein indifferenter Farbenfleck aus der Materie gelöst und einem Lichtensemble

zugefügt werden; — das Wort behält unlöslich eine Fülle angestammter, oft höchst unstimmiger Assoziationen um sich, und so entstehen oft in Rilkes zartest gemeinten Bildern peinlich brutale, krasse Effekte. Rilkes zum Übersinnlichen gespannte Kraft rüttelt an den Schranken der poetischen Form, möchte am liebsten auch aus Funktionskreuzungen der verschiedenen Künste das Netz weben für den Gottessang. Im Sinne der Poetik resultiert aus diesem Bestreben oft etwas höchst Problematisches — etwas was einem Ästhetiker dringend nah legen muß, über die Grenzen von Poesie und Musik, und die von Poesie und Malerei neu nachzusinnen. Aber dies Ganze bewährt sich doch noch weit öfter als eine künstlerische Form von bezwingender Macht: eine sinnlich berückende Wortmusik macht brennende Sprachbilder zum vollendeten Ausdruck religiöser Leidenschaft.

Rilke ist fast so produktiv wie Dauthendey, jedes der letzten Jahre hat einen neuen umfangreichen Versband von ihm gebracht. Sparsamer, seltener entfaltet sich die Schöpferkraft der beiden Größten, die an Deutschlands letzter lyrischer Ernte teilhaben. Und ich glaube, daß die größere Seltenheit ihrer Produktion mit der noch höheren Art dieser Dichter zusammenhängt. Dauthendey wie Rilke sind letzten Endes nur die Zuschauer, die Empfangenden des Lebens; sie schauen an, der eine in genießender, der andere in ringender Andacht; sie können das Samenkorn jeder Stunde in der warmen Luft ihres brennenden Ich zu einer neuen Form klingender Worte aufblühen lassen. Sie sind Dichter zu jeder Stunde. — Bei diesen Größeren aber tritt noch eines hinzu: sie sind in ihrer Kunst nicht nur Empfangende, Tragende des Seins, sie sind Männer, sind Herren des Lebens; sie wollen die Welt nicht nur spiegeln, sondern gestalten, umschaffen; sie fühlen in sich ein so starkes neues Stück der lebendigen Kraft, daß sie aus sich heraus eine neue erhöhte Welt setzen möchten — ein ethischer Wille geht schöpferisch fordernd durch ihre Worte. Dies aber ist mehr als ein bloßes Offen- und Bereitsein dem Leben, bedeutet eine aktive Anspannung, eine ungewöhnliche Konzentration aller inneren Kräfte, die auch dem Stärksten nur in festlichen Stunden, in höchsten Augenblicken gelingt. Darum das seltenere Produzieren dieser maskulinen, weitgreifendsten Poeten. Die beiden, von denen ich hier spreche, die im letzten Jahre nach langer Pause bedeutende Sammlungen ihrer Dichtungen veröffentlicht haben, sind Richard Dehmel und Stefan George.

Das Nebeneinander dieser zwei Namen scheint mir weder äußerlich, noch bedeutungslos. Selten wohl weisen Meinungszwiste in aesthetics in solche geistigen und seelischen Tiefen herab wie die Geschmacksdifferenz, die heute alle ernsten Kunstgenießer Deutschlands in natürliche Freunde Dehmels oder Georges scheidet. In „natürliche" sage ich, denn es geschieht wohl zuweilen, daß ein geborner Verehrer Georges durch ästhetische Selbsterziehung dahin gelangt, auch Dehmel Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und auch der umgekehrte Weg ist möglich.

(Ich bin ihn z. B. selber gegangen.) Aber noch nie traf ich einen künstlerisch wahrhaft interessierten Menschen, der nicht von seinem Blut aus Parteigänger in dieser Sache gewesen wäre, dessen ursprünglichstes Bedürfnis nicht zwischen diesen beiden Dichtern unbedingt und vorbehaltlos gewählt hätte. Was die beiden größten schöpferischen Persönlichkeiten, die wir heute in deutscher Sprache haben, zu so unversöhnlichem Gegensatz stellt, das ist zunächst wohl ein Unterschied der „Temperamente" — aber es ist mehr als das, mehr als der bloße Unterschied eines wilder und eines gemessener rollenden Blutes. Dieser tiefe Unterschied ist nicht erschöpft, aber vielleicht am sinnfälligsten angedeutet, wenn man sich klar macht, daß im Verhalten des Künstlers zur Menschenwelt Möglichkeiten gegeben sind, wie man sie beim Verhalten des Politikers gegen die Gesellschaft als das aristokratische und das demokratische Prinzip unterscheidet. Jeder große Künstler (wie jeder Große) wird sich in seiner besonderen Erwähltheit, seiner gottnäheren Kraft fühlen; aber bei dem Dichter, den ich dem Demokraten vergleichen will, fällt der Ton so, daß er das Außerordentliche in seiner Natur als eine reinre, glücklichere Entfaltung des in jedem Menschen beschlossenen Keims begrüßt, daß er sich als ein Erster unter Gleichen fühlt und in seiner Kunst etwas zu halten meint, wie das heilige Feuer, das auch bei andern den göttlichen Kern aus der Schlacke schmelzen wird. Dies aber ist der Ton, in dem Dehmel zu uns spricht. — Der „Aristokrat" fühlt nichts so sehr, als das Besondere, Andersartige, Erhabne seines Dichterseins, fast wie unter einer fremden, niedrigen Rasse, wie ein Spartiat unter Heloten, bewegt er sich zwischen den alltäglichen Menschen, und soweit sein Herrschertrieb, sein Schöpferdrang ihn doch sich zu diesen Menschen wenden heißt, hat er stets das Gefühl zu begnaden, hat die Miene der Herablassung, die Geste des Niedersteigenden. So aber ist es, wenn George sich seinem Publikum zuwendet. Und so sehr nun diese Worte in unsrer Politik verflacht und verbogen worden sind, man wird noch fühlen können, daß ursprünglich eine „demokratische" oder „aristokratische" Gesinnung für den einzeln Schaffenden mehr bestimmt als das Verhältnis zu den Menschen. Diese Verhaltungsweisen werden von grundverschiedenen Seelendispositionen gezeitigt, die auch ein verschiedenes Reagieren bedingen auf den Anspruch jenes größten Kreises, den uns die Worte Welt, Gott umschreiben. Dem Sozialgefühl des Demokraten wird Hingerissenheit zur Welt, ein Drang sich dem All zu verbrüdern, eine mystisch ekstatische Frömmigkeit entsprechen. Der Aristokrat steht still, saugt die Welt in sich ein und grüßt Gott vor allem in der Souveränität seines geistigen Ich; seine Frömmigkeit ist wie ein gemessener Gruß an den erlauchten älteren, aber wesensgleichen Bruder. — Nun ist es wohl klar, daß das Menschentum unserer Zeit in diesen zweien sich den Ausdruck für zwei ewig wirksame, ewig entgegengesetzte Typen menschlichen Seins geschaffen hat. Seit Aristides und Themistokles, Cajus Grachus und Sulla, Erasmus und Luther kennt die Geschichte diesen

tiefsten Gegensatz der großen Temperamente, den keine Gemeinsamkeit des Inhalts versöhnen kann. So wird auch heute kein wahrhaft leidenschaftlicher Erleber den George und den Dehmel lieben können. Lieben nicht; aber die zur ästhetischen Kritik, zu einer öffentlichen Wertung Berufenen könnten und müßten es wohl über die Sympathiegefühle des Blutsverwandten und das Widerstreben innerster Fremdheit hinaus zur Einsicht bringen, und damit zur Verehrung der mächtigen Kraft, mit der jeder von diesen beiden gestaltend seinen Willen über die Welt wirft.

Denn auch George ist durchaus ein Willensmensch, ein Ethischer, ein aktiv Grundierter, — es ist eben so übliche wie gründliche Verkennung, seine aristokratische Gebärde für den Ausdruck bloß abwehrenden Artistentums, ihn selber für einen schlimm-genügsamen Ästheten zu halten. In seinen marmorkühl gemeißelten Wort-Bildsäulen glüht tief innen ein gebietender, fast erzieherischer Wille. Der Wunsch, ein Beispiel, ein Kulturvorbild aufzurichten, ist nicht erst in den neuen „Zeitgedichten" plötzlich sichtbar geworden — irgendwie war die ganze Haltung des Mannes davon bestimmt, ein ethisches Pathos tönte auch aus seinen sensualistisch vollkommensten Klanggebilden. Das Gefühl seiner Mission, seines erwählten Künstlertums, seiner einsamen Führerschaft ist — war bisher (denn im „Siebenten Ring" gibt es ein paar ganz willensbefreite, blumenhaft rein aus dem Lebensgefühl wachsende Lieder) — das eigenste und einzigste Thema seiner Poesie. — Und so wird man auch Wert und Gewicht der Dehmelschen Persönlichkeit gar nicht an seinen vollendetsten Gedichten messen dürfen, an den paar kleinen Abend- und Einschlafliedern, in denen Natur so rein erklingt, wie sie je aus den Worten eines Verlaine oder eines Mörike klang. Solche einzelne lyrische Perlen rundet zuweilen auch das Talent minder großer Menschen. Die menschliche Bedeutung der Dehmelschen Kunst ruht ganz auf diesem ethischen-religiös Pathos, diesem „zur ganzen Welt" hingerissenen Gestaltungstrieb; alles verführende, aller Sieg und alle Kraft Dehmels ruht in diesem prophetischen Orgiasmus, der wie ein feuriger Strom durch Dehmels Lebenswerk hinschießt, der ihm jede Erfahrung glühend macht und umschmilzt zu der hämmernden Wucht seiner Worte, zu dem wildfreien Gang seiner eigengesetzlichen Rhythmen. — — Die Übermacht eines großen Willens ist es, die der Kunst Dehmels und Georges vor der Lyrik noch so begabter Zeitgenossen den königlichen Rang sichert, und diese selbe mächtige Willensspannung muß überall als das organische Gebrechen dieser großen Künstler hervortreten, wo dieser Wille noch nicht ganz Natur geworden ist, noch nicht gefühlsmäßig sicher arbeitet, sondern in Stößen des angespannten Bewußtseins durchbricht. Diese Verletzung der künstlerischen Gefühlsharmonie durch eine ungelöste, realpolitische Gebärde wird natürlich am schärfsten, am unerträglichsten von denen empfunden, deren Temperament die Willens- und Handelsart des betreffenden

Künstlers an sich fremd ist. So komme ich nur bei wenigen Georgeschen Gedichten zu einem ganz reinen Genuß, weil mich natürliche Antipathie hellhörig macht für diesen Ton angespannt gesteigerter Weihe, wissentlicher Herablassung, in dem der Dichter mit Gott und Mensch und Ding verkehrt. (Und nur ganz selten, wenn einmal der Stoff diese aristokratische Tonart rechtfertigt — wie in den unvergleichlich schönen „Lachenden Herzen" — klingt mir Georges Melodie ganz naturhaft rein.) Andern wieder scheinen völlig unerträglich die plebejischen Ausbrüche Dehmels, das jähe Hineinreißen naturalistischer Bestandteile in seinen Vers, seine „Geschmacklosigkeiten", wie sie es nennen. Aber es kann bei einem Mann von Dehmels ästhetischem Wissen und Gewissen natürlich nicht von einfachen stilistischen Entgleisungen die Rede sein. Hier handelt es sich um das notwendige Korrelat zum Georgeschen Hochmut: wie diesem der aristokratische Geist, das Gefühl von anderer hoher Art sein mit seiner besten Kraft auch die Gefahr der Überheblichkeit bringt, so schließt Dehmels demokratischer Grundzug, das Bewußtsein Genosse, Führer, Vorkämpfer im Menschheitszuge zu sein, die demagogische Gefahr ein. Der Wunsch, verständlich zu sein, teilnehmen zu lassen, der Wille, das „tua res agitur" jedem Menschen in jedem Augenblick klar zu halten, dieser, gewiß meist unbewußt wirkende, Trieb ist es, der Dehmel oft zu prosaischen Deutlichkeiten, zu brutalen Ausbrüchen aus seiner eigentlichen Form heraus verführt. Mir persönlich sind alle diese Unreinheiten sehr leicht zu überwinden, weil meine Seele ganz mit dem mächtigen Grundstrom von Richard Dehmels innerstem Pathos geht. Belehrt durch die Schwierigkeiten, die mir der Geist Georgescher Poesie bereitet, muß ich aber zugestehen, daß nicht jedem, auch nicht jedem Poesie-Empfänglichen heute die Brüche der Dehmelschen Form so leicht zu überwinden sein können. — Wir haben in diesen Zweien die vielleicht größten, sicher die kulturell produktivsten Lyriker der deutschen Gegenwart vor uns; und doch — —

George und Dehmel haben sich in wundervollen Liedern als vollendete Künstler bewährt, so vollendet wie Dauthendey oder Liliencron, Hofmannsthal oder Rilke. Aber gerade da, wo ihre größere Kraft liegt: jenes Prophetische, Erbauende, Bauende, das sie noch über diese Meister erhebt — gerade da finden wir in ihrer künstlerischen Form einen Makel wieder, den wir in den niederen Kreisen des lyrischen Berges längst zurückgelassen glaubten: Einbruch des nackten Willens, Dreinrede des zielenden Verstandes in die reine Gefühlsentfaltung. Die bedenklichen Mittel adelt hier freilich der höchste Zweck — immerhin, die letzte Harmonie bleibt verweigert. Ich denke, was die Besten einer Zeit nicht leisten können, das wird man als den Mangel der Zeit ansprechen dürfen. Unsere Zeit, die ganz Kampf und Ringen zu einer neuen Religion, einem neuen Ethos, einer kulturellen Harmonie ist, kann auch ihren stärksten Geistern auf den Weg zum neuen Gott nur eine heilige Unruhe mitgeben, einen Trieb zu Suchen, zu Versuchen, eine Leidenschaft, die noch voll Argwohn, Anspannung, ewiger Wach-

samkeit ist. Noch kann der größten Kraft nicht jene sichere Ruhe, jene Wegsicherheit mit geschlossenen Augen gesellt sein, die auch im weitesten Kreise, noch bei der höchsten Aufgabe die volle Harmonie des Gebildes gewährt. Wachen und arbeiten ist alles, was dieses Geschlecht vermag — und gerade mit ihrem Unvollkommenen bedeuten Dehmel und George sicher das letzte Wort dieser Zeit. Die ganze Göttlichkeit einer neuen Welt mit heiterster Gefühlssicherheit aus sich heraus zu bilden, solch Goethesches Werk mag vielleicht Kommenden wieder gelingen. Wenn auch der höchste weitestgerichtetste Schaffenstrieb nicht mehr von gespanntem Bewußtsein, sondern von wahllosem Gefühl gehalten wird, — nicht mehr ein Wollen, sondern ein Müssen scheint, dann erst wird das ganz große und ganz reine Werk gelingen. So ist es in Rilkes schönen Versen verheißen:

Wie ist das klein, womit wir ringen —
was mit uns ringt, wie ist das groß.
Ließen wir ähnlicher den Dingen
von immer Größren uns bezwingen,
wir würden weit und namenlos.

Hagenbeck/ von Johannes V. Jensen

Allein der Name erinnert an die Arche Noah. Solange wir zurückdenken können und unabhängig von allen anderen Epochen hat er in unseren Ohren geklungen und bunte Vorstellungen von Tieren, Menagerien, allen zoologischen Gärten der Welt, Zirkussen und Ausstellungen wachgerufen. Den Mann selbst dachte man sich halb unwirklich wie einen Märchenkönig, der mitten in einem Kreis von Käfigen thronte oder an der Spitze einer Karawane schritt, die alle wilden Geschöpfe der Welt aus „dem Inneren" in die Zivilisation hinausgeleitete. Er war Gevatter der Tierwelt und der Dschungeln, der mit barockem Geschmack Hamburg als Residenz erwählt hatte, ein Allmächtiger, dem nichts unmöglich war; es gab eben nur einen Hagenbeck. Nebenbei wehrte man sich nicht gegen eine gewisse antipathische Voraussetzung, daß sich hinter dem Namen wahrscheinlich eine ungewöhnlich groß veranlagte, aber darum nicht weniger ordinäre Ausgabe der sogenannten Tierbändiger verbarg, ein rücksichtsloser Exporteur und persönlich ein Kerl mit einer Peitsche. Eine grundverkehrte Annahme.

Vor einigen Monaten erschien ein Buch in Deutschland: Von Tieren und Menschen, Erlebnisse und Erfahrungen von Carl Hagenbeck. Hierdurch hat der Wundermensch selbst mit bescheidener und kunstloser Hand von seinem Lebenswerk Rechenschaft abgelegt, und man beugt sich in tiefer Bewunderung vor dieser außerordentlichen Arbeit, dieser Summe von Energie, Wage-

mut und Weitsichtigkeit, mit der man hier Bekanntschaft stiftet. Die Bewunderung aber wird zu Ehrerbietung, wenn sich wie bei Hagenbeck zu der praktischen Arbeitstüchtigkeit eines langen Lebens noch die Fähigkeit gesellt, schriftliche Mitteilungen darüber zu machen, eine nicht häufig vorkommende Vereinigung.

Hagenbecks Buch zeigt Eigenschaften, die es — obgleich es ohne literarische Prätensionen ist — zu einem neuen festen Punkt in Deutschlands vorgeschrittener Literatur machen, zu einem wertvollen Ausdruck für etwas vom Besten in der Nation. Es zeichnet in naiven und durch den Hintergrund des Stoffes erstaunlichen Zügen einen großen Mann. Auch er war ein Schöpfer, wie das Kind im Himmel, das zu seinem Vergnügen Tiere machte, und sah, daß sie gut waren.

Hagenbecks weitverbreitete Tätigkeit, die, wie man weiß, in ein ganzes Haus ausmündet, in eine Dynastie Hagenbeck, die den Tierumsatz der ganzen Welt umfaßt, begann mit einem Fischhandel in Hamburg, wo Carl Hagenbeck im Jahre 1844 geboren wurde. Der Tierhandel scheint den Hagenbecks im Blut gelegen zu haben, denn bereits der Vater erweiterte sein Geschäft, indem er gelegentlich Seehunde oder andere Merkwürdigkeiten, die sich durch Schiffe in den Hafen verirrten, aufkaufte, und er besaß Unternehmungsgeist und Phantasie genug, diese Seltenheiten auszubeuten, indem er sie für Entree auf den Jahrmärkten von Sankt Pauli vorzeigte. In dieser Unverdrossenheit, die für jene Zeit bezeichnend war, lag der Keim zu Hagenbecks Zukunft. Man stelle sich Hamburg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor, mit einer Bevölkerung, die noch von alten Zeiten geprägt ist, eingewurzelt und neugierig, provinziell, obgleich sie Tür an Tür mit der großen Außenwelt wohnt, die ihre Boten mit der Schiffahrt hereinsendet: Hamburg in einer Pause zwischen Goethe und Bismarck. Dann kommt die moderne Unruhe, die Weltteile heranwälzt und alle Verhältnisse multipliziert. Auch Hagenbeck, der wie ein Zwischenmann auftritt, wie ein Impresario für eine Zeit mit rascherem Stoffwechsel, wächst dadurch; die Zeit schafft ihn und er schafft sie. Die Art seiner Arbeit war zufällig, seine Energie aber drang durch, er gelangte zu einer Spezialität, blieb jedoch sich selbst treu. Er war aus dem richtigen Stoff gemacht. Ein Blick auf sein Porträt zeigt ihn uns als einen kräftigen, norddeutschen Typ mit frischen Augen und großen, volkstümlichen Zügen, einfach und hell, ein tapferer Kopf, ein Mann ohne Tadel. Dem Stil nach könnte er ebenso gut Schiffskapitän, Großkaufmann oder Gutsbesitzer sein. Er gehört einer Rasse an, die in einer verflossenen Zeit in den norddeutschen Freistaaten tonangebend war; und es sind noch heutzutage Leute seines Schlages, die die großen Auswandererschiffe von Hamburg und Bremen führen. Wenn unsere Vorfahren aus Jütland mit ihren Ochsen nach „Issehow" kamen, verkauften sie sie an solche Art Leute, eine Sorte, die Nahrung nahm, aber auch gleichzeitig gab. Der Typus steht

unserem dänischen Herzen nah; Hagenbeck hat auch etwas in seiner Sprache, gewisse plattdeutsche Anklänge, die wir heimatlich empfinden — Holstein — — still davon!

Solch kräftiger, ursprünglicher Typ aber bringt selbst seine Arbeit hervor und drückt ihr seinen Stempel auf. Hagenbecks Tätigkeit ist an allen Ecken und Enden von Persönlichkeit geprägt, von der neuschaffenden Einwirkung eines Temperaments auf seine Umgebung, und diese Einwirkung ist bereits zu spüren, wie er als Knabe auf eigene Hand mit Tieren zu handeln beginnt, bis er als der Älteste des Geschlechtes den einzig dastehenden Tierpark in Stellingen gründet, der seinen Namen für alle Zeiten bewahren wird. Um die Aufmerksamkeit auf Hagenbecks Buch hinzuleiten, das umfassende und zuverlässige Mitteilungen enthält und Naturfreunden einen Schatz von neuem und belehrendem Stoff bietet, will ich hier einen kurzen Überblick über das geben, was Hagenbeck ausgerichtet, erfunden oder erneut hat.

Er war überhaupt der Erste, der System in den Tierhandel brachte und ihn derartig im Großen betrieb, daß er jetzt mehrfacher Millionär ist, nachdem er mit Nichts begonnen hat. Mit einer Aktivität, die ihn stets persönlich mitten in die Arbeit hineinführte, und zwar derartig, daß man ihn sich buchstäblich von morgens bis abends mit Tieren kämpfend vorstellen muß, bald in der Umarmung eines eigensinnigen Ameisenfressers, bald wie ein Laokoon von Schlangen umwickelt, erweiterte er seine Wirksamkeit mehr und mehr, wich nie vor einer neuen Verzweigung zurück und wälzte die eine Arbeitslast nach der anderen auf sich herab. Er begnügte sich nicht damit, Tiere, die kamen, zu kaufen, er holte sie selbst, rüstete weitläufige Expeditionen aus, und zwar nicht immer des pekuniären Vorteils wegen; er hat Vermögen geopfert, um irgendein seltenes Tier im Interesse der Wissenschaft herbeizuschaffen oder vielleicht nur, um seinen eigenen fürstlichen Geschmack an derartigen Dingen zu befriedigen. Und währenddessen sammelte er alle frühergemachten, verstreuten Erfahrungen in seiner Hand und gab ihnen Methode; er hat nicht nur zweckmäßigere, sondern auch humanere Transportmittel eingeführt; wenn ein zerzauster und leidender Tiger mit rinnenden Augen sich mit einem hübschen, gesunden Kameraden im Zoologischen Garten unterhielte, würde letzterer sagen: ich bin mit Hagenbeck gereist.

Nachdem der Tierhandel zur Zufriedenheit aller Beteiligten organisiert war, sah Hagenbeck sich nach Strapazen um und wurde zum Urheber der bekannten Karawanen von Eingeborenen, ganzen Auszügen aus fremden, abenteuerlichen Kulturen, die er, großzügig wie er ist, mit der Wurzel ausgrub und nach Europa führte, Lappen, Feuerländer, Hindus, Unternehmungen, die große etnographische Bedeutung gehabt und in weit eindringlicherer Weise zur Volkserziehung beigetragen haben als Bücher und Reisen. Leute, die keine Gelegenheit gehabt haben, die Welt zu sehen, werden sich verschiedener Karawanen von Hagenbeck

aus Zoologischen Gärten erinnern und dankbar sein, daß die Welt auf diese Weise zu ihnen kam.

Hagenbecks größtes Verdienst aber besteht wohl darin, daß er der Erfinder der modernen Tierdressur ist. Vor ihm: Tierplagerei, Zwang und Mißhandlung, mit und nach ihm: Gutwilligkeit, milde Rücksichtnahme auf die Natur des Tieres, Vorteil auf beiden Seiten; Hagenbeck war der erste, der durch ein liebevolles Eingehen auf die Eigenart der einzelnen Tiere, den Eingang zum Herzen derselben fand. Er kam ihnen weder als Jäger noch als Gelehrter, sondern als Mensch entgegen. In seiner Methode liegt ein bedeutsames Prinzip, das er durch Erfahrung erworben hat: das der Auswahl, indem er nämlich durch intimes Studium der einzelnen Individuen nach und nach diejenigen ausschied, die sich nicht zur freiwilligen Dressur eigneten, und nur die behielt, die dazu paßten. Dies führte zu den genugsam bekannten Hagenbeckschen Tiergruppen, die er zuerst selbst im Zirkus vorführte und die später mitsamt der ganzen Methode auf andere übergegangen sind. Man kann über den Geschmack sagen was man will, man kann der Ansicht sein, daß ein wildes Tier nicht auf ein Zweirad zwischen Pudelhunde gehört, Hagenbeck, der Freund aller Löwen und Tiger, hat doch, da das Publikum dieses Schauspiel nun einmal sehen will, die Lage der armen gefangenen Raubtiere wesentlich verbessert. Sein ganzes Leben und seine Wirksamkeit basiert, wie er selbst sagt, auf Liebe zu den Tieren, und er hat erreicht, daß das von Prügel betäubte Tier, mit Brandstellen im Fell, nicht mehr vorkommt. Der rohe Sklave mit der Peitsche und Pistole, der „Tierbändiger", ist von intelligenten, freundlichen Kennern abgelöst worden; das ist Hagenbecks Verdienst.

Seine langjährige Beschäftigung mit Tieren in der Gefangenschaft führte Hagenbeck indessen auf ein anderes Erfahrungsgebiet von weit größerer Bedeutung als das der Dressur, nämlich zu dem Anpassungsvermögen tropischer Tiere an ein nordisches Klima. Hierin hat Hagenbeck Geniales geleistet. Und hier braucht man nur auf die Frucht seiner Taten hinzuweisen, auf den großen Tierpark in Stellingen, wo man Löwen im Winter im Freien umhergehen sehen kann, mit den Pfoten im Schnee, ohne daß es ihnen peinlich ist. In dieser Neukultur ahnt man den Anfang zu unübersehbaren Dingen. Und Möglichkeiten von ähnlicher Fruchtbarkeit dämmern auch auf einem Gebiet, auf das Hagenbeck durch seine Akklimatisationsversuche in noch weiterem Verstand geführt worden ist: seine Versuche mit der Züchtung neuer Abarten, die Verbesserung der Haustiere durch neue Kreuzungen, Verpflanzung von Tieren auf dem ganzen Erdteil, praktische Zoologie. Wie ist das Leben in Hagenbecks Hand noch jung, er tummelt mit der Welt, nicht als sei sie fertig, sondern als finge sie eben erst an! Er ist mit den Urmenschen verwandt, die das erste Vieh zähmten.

Während seines langen Lebens hat Carl Hagenbeck ein glückliches Dasein als

Familienvater geführt, das seine unermüdliche Unternehmungslust genährt hat. Das Haus Hagenbeck mit unzähligen Filialen in der ganzen Welt übernimmt sein Werk. Der alte Herr selbst ist die gleichzeitig derbe und höfliche Schiffernatur von St. Pauli geblieben, obgleich er mehrere Weltsprachen beherrscht, die Welt gesehen und sich auf natürliche Weise die Bildung seiner Zeit angeeignet hat. Noch geht er mit den prunklosen Knöchelschuhen, die in seiner Jugend der Höhepunkt von Eleganz waren. Die Söhne sind Großkaufleute mit anglisiertem Äußern, der Alte aber lacht am besten. Eine Photographie zeigt ihn mit einem Tigerjungen auf dem Schoß und zwei allerliebsten Enkelkindern zur Seite, lächelnd, wie das ewigjunge Kind mit dem Schifferbarte, ein Mann aus dem Volke, der kann, ein echter deutscher Krösus mit den Händen am Schaft. Rührend ist die Ehrerbietung, die er fürstlichen Personen bezeigt, die gewürdigt werden, seine Anlagen zu besuchen. Dann führt er sie selbst umher, ehrerbietigster Diener, und strahlt, und widmet der Ehre, die ihm widerfährt, ein langes Kapitel in seinen Erinnerungen. Bei selber Gelegenheit kann es vorkommen, daß er unversehends hochstehende Persönlichkeiten ziemlich treffend charakterisiert; ohne es selbst zu ahnen, bildet seine eigene prunklose Gegenwart einen malenden Hintergrund für die hohe Gesellschaft, und die unschuldige Aufrichtigkeit, die ihm eigen ist, hebt das Bild heraus; man lese zum Beispiel über Kaiser Wilhelms Besuch in Stellingen.

Das Leben bricht sich an der Brust des einfachen und starken Mannes. Wie wohltuend ist es zu sehen, daß eine glänzende Karriere ihren Ursprung und ihre Reserve in einem unerschöpflichen Fonds von Güte gehabt hat. Und daß der Lohn in der Arbeit selbst liegt, wenn es gilt, sich mit kräftiger und mildtätiger Hand an die Natur zu halten. Nichts ist bezaubernder als die reine Natur, die Hagenbeck während eines langen Lebens treu geliebt hat, und von der er selbst ein so auserwähltes und verdienstvolles Glückskind ist.

Junius/ Chronik: Von den Toten zu den Lebendigen

Theodor Barth ist gestorben. Neunundfünfzigjährig; und doch kein Vollendeter, dem ein Blick auf erfolgreiches Tun den Kampf der letzten Stunde erleichterte. Bis zuletzt ein starker Woller, ein Vorwärtsdränger, ein Wegweiser, ein Fahnenträger; und doch bis an den Rand gefüllt mit Bitterkeit und Anklage. Er war zu klug und zu ehrlich, um sich die Konsequenzen seines Falles zu verheimlichen; zu stolz, um seine Tragik durch laute Worte zu entweihen. Er stand zuletzt vor verschlossenen Türen. Ein starker Debatter, beredt, tüchtig belesen, in der politischen Literatur wirklich bewandert, in der Gedankenwelt der großen Publizisten (der Tocqueville, Bryce, Morley und ihres Ge-

schlechts) wirklich zu Hause, ökonomisch geschult, weltmännisch gebildet, ernst und doch wohlwollend freundlich: es war undenkbar, daß ein solcher Charakter und eine solche Intelligenz im neuen, jungen, strotzenden Reich, in diesem saftigen Riesenorganismus voll Zukunft und Selbstvertrauen nicht irgendwo nützliche Funktionen zu erfüllen fände? Aber er stand zuletzt vor stummen oder feindlich verschlossenen Türen. Keine Wähler mehr. Keine Leser mehr. Und nur noch wenig politische Freunde. Seine „Nation", in der er dem individualistischen Liberalismus mit treuer Hingebung diente, war bis in das letzte Heft anständig redigiert und von sauberen Schriftstellern geschrieben; lange Jahre stand sie, besonders solange Bambergers Geist sich regte, weit über dem Niveau der meisten anderen Wochenschriften. Aber ihr Einfluß auf das öffentliche Leben schrumpfte immer mehr zusammen: die Bourgeoisie war mit Einschluß der Intellektuellen nach rechts, die Masse nach der äußersten Linken abgeschwenkt. Und so stand dieser starke Woller zuletzt fast ämter- und bürdenlos da und hatte Muße, sich eine neue politische Orientierung zu suchen. Mitten in dieser Mauserung, die ihn zum Bekenner der reinen Demokratie machte, zum Anhänger von Lincolns Grundsatz der Regierung für das Volk durch das Volk, wurde er abberufen.

Ehre seinem Andenken, aber auch Ehre der Wahrheit. Barths Tragik ist typisch für die Tragik des deutschen Liberalismus. Barth war ein Zuspätgeborener, ein posthumer Achtundvierziger, ein Ideologe nicht bloß den Überzeugungen, sondern der Methode nach. Er hatte sein Herz den Idealen der ökonomischen und politischen Freiheit verschrieben; und beide Ideale begriff er nach englischem Vorbild. Ökonomische Freiheit bedeutete handelspolitisch uneingeschränkten Freihandel und sozialpolitisch den Verzicht auf jede Sozialpolitik: die Funktion des Staates sei unparteiischer Rechtsschutz. Er habe sich jedes Eingriffes in die Kontraktverhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zu enthalten; der Schutz der Schwachen von Staates wegen, die schwere Rüstung des Staatssozialismus, die den Staat mit ganz neuen Aufgaben zum Nachteil des individualistischen Lebensprinzips der modernen Gesellschaft bepacke, sei grundsätzlich zu verwerfen. Das englische Vorbild war, was die Handelsfreiheit betrifft, ganz falsch verstanden. England war als völlig entwickelter Industriestaat mit verkrüppelter Agrikultur zum Freihandel übergegangen; es war 1846, bei der Abschaffung der Kornzölle, im Besitz des Industriemonopols, im Besitz ungeheurer Rohstoffgebiete und im vollen Genuß der Vorteile, die aus der internationalen Frachtführung fließen. Das nationalwirtschaftliche Interesse an der Erhaltung der Landwirtschaft war ebenso gering wie dasjenige an billigem Getreide und der Zufuhr billiger Rohstoffe vital geworden; ein Kind mochte glauben, man wolle sich, einem Prinzip und anderen Nationen zuliebe, wirtschaftlich entnationalisieren. Aber nirgends in dieser Welt hat sich bisher, nach geschichtlichem Ausweis, eine Entwicklung zum Industriestaat ohne Schutzzoll vollzogen. Die Folgen? Die Manchesterliberalen verloren den

Bauernstand, den Mittelstand, die Kreise, die an dem Ausbau von Industrie und Großhandel beteiligt waren; und das dunkle Gewimmel des Proletariates begann sich nach ganz anderen Rezepten und zur Erfüllung anderer Ideale zu organisieren, als denen dieses Liberalismus. Die Intellektuellen aber, das Publikum in der Mitte, standen im Banne von Bismarcks Persönlichkeit; der hatte ihre romantischen Träume erfüllt und ein einiges, machtvolles Deutschland ihnen geschenkt, der befriedigte alle Instinkte, die sich am Glanze einer erfolgreichen Machtpolitik sättigen. Ihnen, die noch vor einem Jahrzehnt mit den Ideologen liberalistisch geschwärmt, mit den Liberalen ideologisch geträumt hatten, ging nun die nationale Einheit der politischen Freiheit voran . . Zu spät. Die Masse verloren, die Bildung verloren, die produktiven Stände verloren. Zwischen Nationalismus und Sozialismus zerrieben. Mit der ökonomischen Prognose gescheitert: der internationale Verkehr hatte sich den überall errichteten Schutzzollmauern glänzend angepaßt. Barths Schicksal ist das Schicksal des Liberalismus, der nun erst, nun zu seiner großen geschichtlichen Mission zurücklenken darf, den Deutschen zu der Einheit, die sie (nicht gerade aus Willkür und gemeiner Rauflust) erkämpft haben, die Freiheit der politischen Selbstbestimmnng erobern zu helfen.

Der Block ist tot, ja; aber hat er umsonst gelebt? Barth hatte ihn von vornherein ausgelacht, ihn die Bastardbildung eines politischen Dilettanten genannt und darob zu seinen politischen Freunden im Parlament geräuschvoll die Beziehungen abgebrochen. Hat er die Parteiverhältnisse besser übersehen, die Möglichkeit, die Liberalen endlich aus ihrer lebensgefährlichen Isolierung in die Sonne zu bringen, durch seine Taktik erhöht? Seiner Natur widersprach das Kompromiß in jeder Form; er mochte wohl John Morleys Non-Compromise gelesen haben: desselben radikalen Gewissenspredigers Morley, der heute, als Minister für Indien, gezwungen ist, in diesem revolutionär unterwühlten Lande die Presse zu knebeln und die indischen Patrioten ins Gefängnis zu stecken; der heute, als Kabinettsminister, von der imperialistischen Strömung sich vergewaltigen und für die ungeheuren Flottenrüstungen die Verantwortung aufzwingen läßt. Hier wurde mehrfach ausgeführt, daß die „natürliche" Blockbildung aller freiheitlichen Elemente an dem ruchlosen Doktrinarismus der Sozialisten scheitert und der Selbsterhaltungstrieb, das gemeinbürgerliche Solidaritätsgefühl den Liberalen eine Orientierung nach rechts, zu den Nationalliberalen hin, aufdrängt. Der Block hat die Seele der Preußen und das Reich beherrschenden Kaste mit Blitzlicht beleuchtet; hat den Parteiegoismus des Zentrums entblößt, hat gegen den Steuerdilettantismus und den provokatorischen Machtwillen von Junker und Kutte die Industrie, die Finanz, den Handel, das Gewerbe, die Intelligenz, die Beamtenschaft, die Stadtbevölkerung, die Konsumenten, die Parteilosen, das Publikum in der Mitte, das schaffende, denkende, arbeitende Deutschland mobil

gemacht, dadurch die politische Atmosphäre gereinigt und die Werbekraft des Liberalismus unendlich gesteigert. Ist das wenig? Seit langen Jahren zum erstenmal — man fühlt es, spürt es — neigen sich ihm die Sympathien der Massen wieder zu. Er will mehrheitsbildend werden. Er opfert alle prinzipiellen Bedenken gegen die ungeheure Konsumbelastung, um nur die gerechteste Besitzsteuer (eine Lappalie gegen die englische Nachlaß- und Vermögenssteuer) zu retten. Er will aus dem Sektenzustand heraus, weil auf keinem anderen Wege, das englische Vorbild gerade lehrt es ja, das Parlament zu Macht und Einfluß gelangen kann: eine geschickte Regierung ist allmächtig, solange sie aus den verschiedenen Gruppen je nach Bedarf verschiedene Mehrheiten herstellen kann. Wenn die Liberalen nun, nach altem parlamentarischen Kriegsrecht, die Reform des preußischen Wahlrechts fordern, und sie werden sich mit einem verklausulierten geheimen und direkten Wahlrecht zufrieden geben, für das im preußischen Landtag eine Mehrheit zu haben ist: so haben sie auch darin die öffentliche Meinung hinter sich. Man will im Reiche die Bahn säubern für ein „tätig-freies" politisches Leben; will die Ketten sprengen, mit denen die feudalen Kerkermeister Krone, Volk, Regierung gefangen halten.

Der „leitende" Staatsmann freilich müßte wollen; müßte wissen, was zu wollen. Er löse den Reichstag auf, reformiere das Wahlrecht in Preußen: und die konservative Fronde ist gebrochen. Irgendwie wird sie beseitigt werden müssen, so oder so; mit oder ohne Bülow. Seine Blockidee war an sich richtig; in seinen Händen aber wurde sie zum hölzernen Eisen.

Graf Posadowsky hat vor den Evangelisch-Sozialen in Heilbronn seine Gedanken über Luxus und Sparsamkeit vorgetragen. Sicher war der Jubel, den seine klugen und schlichten Wendungen unter seinen gebildeten Zuhörern weckten, ein klein wenig ostentativ; wie so manche Spitze des Vortrags — die Bemerkungen zur Reichsfinanzreform, das laute Bekenntnis zur Sozialpolitik — wohl ein klein wenig absichtlich gegen hohe und höchste Stellen gerichtet war. Wir sind arm an politischen Persönlichkeiten; der ganze Verwaltungsapparat dürstet nach Verjüngung, die Aktenminister à la Moltke, Sydow, Holle haben nicht eine Spur von Initiative, Spürsinn, Organisationskraft: und diesen hier läßt man laufen. Jeder Zoll ein Gewissensmensch. Jedes Wort ein Protest gegen geistreichelndes Geflunker... Luxus an sich ist weder schimpflich noch Sparsamkeit an sich löblich; ohne Berücksichtigung der näheren Umstände lassen sich Werturteile nicht fällen. Man nennt tadelnd Luxus die Ansprüche des Arbeiters auf eine höhere Lebenshaltung, auf gesunde Behausung, saubere Bekleidung, auf Muße und ästhetisch oder hygienisch gerechtfertigte Zerstreuungsmittel. Das geschieht aus antisozialem Geist. Man nennt tadelnd Luxus das Streben nach technischer Vervollkommnung des gesamten Lebenszuschnitts, man erhebt damit Einspruch gegen den Charakter unserer Zivilisation, die auf Naturbe-

herrschung und konsequentester Ausnützung der Naturkräfte beruht und in jedem das Bedürfnis weckt, seinen Anteil daran zu haben. Will man sie durch den Tadel in ein anderes Bett lenken? Das sind Schrullen, geboren aus entwicklungsfeindlichem Geist. Auch John Ruskin hatte sie; er haßte die moderne Technik, weil sie den Menschen versklave, die Natur entadle und verhäßliche. Aber bei Ruskin stammt die Verwerfung aus dem tiefen Untergrund eines originalen Weltgefühls; bei unseren heutigen Kulturrichtern rührt sie aus dem seichten Gewässer moralisierender Phraseologie. Luxus ist heute, wie ehedem, das Bedürfnis nach eitlem Schein, das Gegenteil der Lust, durch technische Mittel seine Energie zu steigern, sein Daseinsgefühl auf sinnvolle Weise durch Kulturgüter zu erhöhen. Sparsamkeit ist im Grunde die wirtschaftliche Selbstzucht; Einzelwesen und Gemeinschaften üben sie, indem sie über sich hinaus an die Geschlechterfolge denken, von der sie Glieder sind; es ist das wirtschaftliche Verantwortungsgefühl, auf die Nachkommenschaft erweitert. Gedanken ähnlicher Art strömten dem Grafen zwang- und schmucklos von den Lippen, wie es seine Art ist. Daß er in dem Evangelium eine Stütze für sein sozialpolitisches Bekenntnis sieht, gewissermaßen einen überindividuellen Boden für alle organisatorische, Menschen verkittende Nächstenliebe: ein Tor, wer über diesen Glauben und das Bedürfnis nach solcher Stütze mit ihm vernünfteln wollte. Wer der Politik mit so reinem Herzen und so scharfem Geiste naht, sei hoch gepriesen.

Anmerkungen

Johanna von Orléans

Drei liederliche Fürstinnen hatten Frankreich verdorben; ein Mägdelein kam, es zu erretten.

In der Ebene zwischen Dom-Rémy und Neufchâteau weiden an einem lachenden Maitage Bauernmädchen ihre Herden. Sie pflücken purpurne Anemonen, gelbe Primeln und grünen Steinbrech und winden sie zu einem Kranz zusammen. Wer die uralte Eiche zuerst im Wettlauf erreicht, soll als Siegerin damit geschmückt werden. Der knorrige Baum ründet seine tückischen Wurzeln zu wunderlichen Höhlen, beängstigend in der grauen Dämmerung, aber ein sanfter Sitzplatz, wenn die Sonne das glatte Moos mit Gold bestreicht. Laut zwitschert das Kinderlachen und sie fliegen davon. Jehannette hat aber den Preis, wenn sie ihn gewinnt, schon für den Altar der heiligen Katharina bestimmt — für jenes kluge Kind, das vor vielen Jahrhunderten mit vierzig morgenländischen Weisen zu disputieren wagte und sie alle bekehrte, jene kleine Heilige, bei deren Martyrium später die eisernen Räder wie zerbrechliches Rohr knickten — und Jehannette ist voran, weit voran, so daß ihre Gespielinnen ihr neidisch nachrufen: Jehannette, Jehanne, du läufst ja gar nicht, du fliegst wie ein Vögelchen.

Aber sie hört nicht. Sie steht unter der Eiche und es umrauschen sie fremdartige Stimmenschwingungen, die sie schon oft, oft vernommen, wenn sie vor Tagesanbruch aus der Hütte trat, Morgen für Morgen unbestimmt wie Sehnsucht, leise zitternd. Nun wird es zur Klarheit. In der tiefgrünen Schwüle unter dem Baum wehen hörbar die Worte des blonden Erzengels Michael, des Gottesstreiters, des stärksten aller Kämpfer, des Drachentöters. Sie ist gerufen und Chöre der Erinnerung rauschen durch das junge Laub und an den alten verkrümmten Zweigen entlang.

Fiel nicht ihre Geburt in die Nacht von Epiphanias, der Nacht der heiligen Drei Könige, die Weihgeschenke bringend ihre eigene Herrlichkeit vor dem Einigen Gott erniedrigten, und zeigte sich nicht auch bei ihrem Eintritt in die Welt ein leuchtendes Zeichen am Himmel. In jener Nacht fand niemand Schlaf und vor den Türen seiner Behausungen stand andächtig harrend das Volk. Durch den Schein des Gestirns erwachten die Hähne und huben an mit klarem Gekräh das Dämmern des Unbekannten zu begrüßen und der hundertjährige Hirte erblickte in den silbernen Strahlengarben Prophezeiungen einer nahenden Heiligen und seine welken Lippen murmelten die erfüllte Verheißung des Zauberers Merlin:

Descendet virgo dorsum Sagittarii
Et flores virgineos obscultabit.

Nun ist es geschehen. Gottes Stimme hat zum letztenmal hörbar in der Geschichte Europas gesprochen. Wenn wir von Seiner persönlichen Einmischung in das Los der Völker reden, so erblicken wir hier einen Abschluß. Hier ist der Wendepunkt der christlichen Geschichte; weder Offenbarungen noch überschwengliche Ekstase bilden länger in der von nun an logischen Reihe der Geschehnisse einen Faktor. Wunder und Politik sind fortan getrennt. Wendet euch dem Alten oder dem Neuen zu und macht euch eine dementsprechende Moral, denn die Gotik ist zu Ende, die Renaissance beginnt. Gott läßt seine Stimme nicht länger in den menschlichen Wirrnissen ertönen, oder vielleicht hört ihr ihn nur nicht. Eine neue Ära fängt an, die der Ketzerei und Reue.

Aber Jehanne das Kind steigt zu Pferde. Seht doch ihr wehendes Banner mit Jhesus-Maria und die Schwertblume in ihrer Hand.

Vorwärts, vorwärts! „Les hommes d'armes batailleront, et Dieu donnera la victoire". Über dem Soldatengejohl und den Stimmen der Feldherrn, die wie gedämpfter Donner unter den Helmvisieren hervorrollen, erklingt von dem Herrn der himmlischen Heerscharen angeblasen grell eine Kinderstimme. Hintaumeln die zerbeulten Panzer, zermalmt von sprühenden Pferdehufen; schlotterig wie Gliederpuppen fallen Mensch- und Pferdeklumpen durcheinander unter dem rasenden Scharren der geharnischten, drängenden Massen, und über Dämmen von Leichen trampeln sie fort. Kräftig federndes Vorwärtsbewegen der einen Menge, ermattetes Zurückweichen der andern. Aber zwischen und über allen erhebt sich in schlanker Magerkeit das Kind mit der Fahne, die wie eine hin und her schießende, weiße Möve unbekümmert über den Wellen des Krieges flattert.

O das Feuer, das Feuer! Die von Gott Gesandten finden die Schmerzensglorie auf ihrem Erdenwege. Aber in Flammen badend werden sie dem Undank entgehen; auf einem Feuerthrone werden sie höher und höher bis zu Gott emporsteigen und eine brennende Krone in dem Land der ewigen Gnade tragen.

Schwingt bebende Weihrauchlinien durch die Gewölbe von Notre-Dame und laßt die Hymne der neu Geheiligten erschallen: Ave Beata Iohanna Aurelianensis virgo.

Die Geschichte ist unser kostbares Eigentum. Wir können mit ihr machen, was wir wollen. Je nachdem eine neue Idee unser Leben beherrscht, wird auch sie für uns eine andere. Warum sollten wir uns die Linie des Schönen unterbrochen vorstellen müssen? Warum sollte ein Teil von dem, was wir bewundern, einem andern Teil feindselig gegenüberstehen? Unsere Liebe selbst hilft uns die Übergänge finden. Können wir gleich in der Sphinx von Gizeh keine Gottheit mehr anbeten, so gibt sie uns doch genug, wenn wir in ihr vieles, was wir selbst erstreben, zum Teil erreicht finden. Was wir in der Geschichte lieb haben, ist dem verwandt, was wir im Leben wünschen. Schande über die Gelehrsamkeit, die sich selbst so mißversteht, daß sie nicht länger die Vergangenheit mit der Hoffnung auf die Zukunft zu deuten weiß.

Aber auch dann, wenn wir das materiell unbegreifliche Wunder als historische Tatsache leugnen, steht Jehanne im Mittelpunkt der Handlung.

Was früher das Ende war, wird nun Anfang.

Vom heiligen Franziskus von Assisi und seiner geistigen Schwester Santa Chiara ging die letzte demokratische Bewegung aus, die der abendländische Katholizismus anerkennen durfte oder wollte, und zwei Jahrhunderte später lebte in Frankreich der Geist der lieblichen Mutter der Klarissen in der Heiligen Colette Boillet wieder auf, die die alte Strenge des Asketentums, die gehorsame Armut als Weg zum eigenen und fremden Heil unter den erschlafften weiblichen Franziskanerorden wieder herstellte.

Die heilige Tochter des Schreiners kannte die Bewegung, die einzig und allein das Volk in jener Zeit retten konnte vor der glänzenden Intrige der Fürsten, welche das Volk nicht höher achteten, als die bei kostspieligen Turnieren in Massen auf den blinkenden Schildbuckeln der Edeln zersplitterten Lanzen.

Ihre treue Gestalt, so wie sie die Geringeren schlicht behütet und erbaut, steht allein hoch aufrecht Eleonore gegenüber, die um persönlicher Ärgernisse willen sich und das Land dem Feinde verkaufte, und den zwei Isabeaus, von denen die erste wegen persönlicher Ansprüche auf die Krone, Crécy, Poitiers und Azincourt bewirkte, die andere aber aus persönlichem Haß gegen ihren Sohn, den Dauphin, Frankreich so weit brachte, daß nur Jehanne noch helfen konnte.

Und aus dem Volk, das langsam durch die heilige Colette und den Orden der Armut zur Ruhe gekommen war, eilt eine dem be-

nachteiligten Fürsten zu Hilfe! Aus den mißachteten Ständen kommt ein Mädchen, sich selbst unbewußt, aber als Erscheinung Keime und Kennzeichen der mächtigen Klasse, die einstmals herrschen wird, in sich tragend.

Von Vaucouleurs geht die Stimme aus, die gewaltsamer als Könige und Kirche die Massen in Bewegung setzt, unwiderstehlich in heftigem Anlauf. Auf! auf! Welche Mietstruppen halten stand, wenn das Volk selbst sich erhebt. Stumpf wird der goldgelbe Seidenglanz, das grüne Brokat, das rotgefältelte Tuch; wie mit feuchtem Atem behaucht ist die mit Edelsteinen vielfarbig eingelegte Krone; es schweigt die geile Zärtlichkeit des Minneliedes, denn hoch und schlank zu Roß zieht jungfräulich in unüberwindlicher Stärke eine neue Kraft vorwärts. Das Volk, das Kathedralen baute, stürzt sich in den Kampf. Gott will es, aber es ist der Gott, dessen Stimme die Stimme des Volkes ist.

Der König hat einen Scheiterhaufen für den, der ihn zu retten wagte und die vor Blut sich grauende Kirche reicht der weltlichen Macht die Fackel.

Ihr tut recht daran, vertilgt nur was euch Hilfe brachte, denn einst wird es euch Vernichtung bringen. Laut und lauter erschallt Jehannes Stimme, bis Fürsten nicht mehr gehört werden, und über Barrikaden reitet die Magd aus den Landen, wo Hilfe, Arbeit und Aufopferung mit Feuer und Tod bezahlt werden, in das Reich der bewußten, durch Leiden geheiligten Freiheit.

A. Jolles

Meredith und Swinburne

Auf seinem Landsitz Boxhill in Surrey ist im vergangenen Monat, einundachtzigjährig, George Meredith gestorben. Er ist in seiner Heimat spät berühmt geworden und auf den Kontinent ist sein Name erst im letzten Jahrzehnt gedrungen. Noch vor wenigen Jahren klagte er darüber, daß niemand ihn läse. Nur die feinsten Geister verstanden ihn. „Einen Dichter unvergleichlicher Romane haben wir jetzt in England", schrieb Oskar Wilde, „George Meredith. Frankreich hat größere Künstler, aber Frankreich hat keinen, dessen Lebensanschauung so umfassend, so mannigfaltig, so überwältigend wahr wäre. Seine Gestalten leben . . . sie sind suggestiv, man kann sie von unendlich vielen Standpunkten sehen". Andere haben wohl die gleiche Empfindung, denn ohne diese Stelle Wildes zu kennen, schrieb ich vor sieben Jahren: „Man hat manchmal den Eindruck, daß andere Dichter den Menschen viel zu einfach und geradlinig fassen und nur Meredith sie in ihrer ganzen Kompliziertheit erkennt, sie in all ihren Phasen, Nuancen, Hüllen und Widersprüchen begreift, daß nur er die vielfachen Wesenheiten, die in einem einzigen Menschen eingeschlossen leben, verstanden und glaubhaft darzustellen gewußt hat."

Es ist nicht verwunderlich, daß er nur langsam eindrang; er war zu eigenartig und neu. Die gewöhnlichen englischen Romane gleichen den Illustrationen in den großen Zeitschriften Englands; es sind gute Photographien der Wirklichkeit, aber keine Kunstwerke und auch keine Dichtungen. Meredith schrieb, was der gewöhnliche Leser zu lesen nicht liebt. Er leuchtet in die Tiefen komplizierter Seelen, er folgt den verschlungenen Linien des so differenzierten und verworrenen Lebens unserer Zeit, er vereinfacht die Menschen nnd die Ereignisse nicht; die Grundlinien seiner Werke liegen tief verborgen, unter farbigen Schicksalen eingebettet und sind nicht leicht zu erkennen; seine Gestalten sind ziseliert und in tausend Nuancen entwickelt, und über das Ganze ist stets eine Fülle feinen, sprühenden Geistes ausgegossen. Und wie alle, die in die Unterschichten des Lebens dringen, das Unsagbare sagen, die ewig entfliehenden Fäden fassen und bloßlegen wollen, hat er schwere Kämpfe mit der Sprache zu bestehen. Merediths Stil ist für Engländer nicht leicht verständlich,

fur Fremde noch schwieriger; dem Übersetzer bietet er ungewöhnliche Schwierigkeiten.

Aber wer in ihn eindringt, dem geht ein neuer Weltbezirk auf! Das England des neunzehnten Jahrhundert und seine Menschen, das in der Lebensanschauung und den Sitten vom übrigen Europa schärfer geschieden ist, als irgend ein kontinentales Volk vom andern. Ist es nicht überraschend und doch wieder so natürlich, daß die Engländer den Mann, der ihnen in unserer Zeit das beste Spiegelbild vorhielt, nicht begriffen und nicht anerkannten? Wer erkennt sich im Spiegel, wenn er zum erstenmal vor ihn tritt? Und doch ist das Bild, das Meredith entwarf, mit soviel Liebe gezeichnet, mit einem fröhlichen modernen Glauben und Patriotismus, einer großen Liebe zur Rasse, die er schildert.

Einer der ersten, die ihn anerkannten, ist ihm nur um wenige Tage im Tode vorangegangen: Algernon Swinburne. Dennoch konnten die beiden nicht verschiedener sein. Der eine beinahe – wenn auch immer in weitem Abstand – ein englischer Balzac, der andere ein Dichter, der an Alfred de Musset und an Baudelaire erinnert; ein Meister der Sprache, ein unvergleichlicher Lyriker, der die klare reine Form wie im Spiel zu finden wußte, und jener Zeit nacheiferte, in der die Form ihren höchsten Triumph feierte: modernste Empfindung in die strenge Musik des antiken Dramas zu zwingen suchte. Dabei ein Dichter üppiger Sinnlichkeit und trüber Leidenschaften. Die Sinnenlust hat, zweipolig wie alle Erscheinungen des Lebens, stets in gleicher Weise zur höchsten Lebensbejahung wie zum Pessimismus und zu bittrer Abkehr und Buße geführt, und es ist vielleicht natürlich, daß die Dichter, die den Quell alles Lebens und seine Lust am glühendsten besangen, immer auch die traurigsten waren, daß Vergänglichkeit und Enttäuschung ihnen wie Asche in der Schale ihres Liedes zurückblieben. „Laus Veneris" ist ein trauriges Buch, wie alle Tannhäuserlieder. „This bitter love was sorrow in all lands!" heißt es darin.

Ganz anders Meredith, obschon er die Macht der Sinne im Menschenleben zu betonen gewagt hat, wie kaum ein anderer englischen Erzähler vor ihm. Aber ihm sind sie wieder der Quell des Lebens und er preist den Ausblick auf die „Zeugung vornehmerer Geschlechter, deren Wesen wir heute nur im trüben Dämmerlicht ahnen können".

Wir haben von Swinburne eine der besten Übersetzungen, die je veröffentlicht wurde, die der „Atalanta in Kalydon" vom Grafen Albrecht Wickenburg. (Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur.)

Karl Federn

Wickersdorfer Jahrbuch 1908*

Wickersdorf ist ein kleines und armes Dorf in Thüringen, das man von Saalfeld aus auf einem schönen Spaziergang von 1½ Stunden, bergaufwärts, erreicht, das aber die durch den Gang an tiefen Tälern und jäh stürzenden Hügeln, über Hochebene und durch Tannenwald geweckten Erwartungen etwas enttäuscht. Seine engere Landschaft ist ziemlich dürftig und ohne Heiterkeit, immerhin doch in Hügeln, Abhängen und Tälern entfaltet. In diesem Ort, auf einem alten Gutsanwesen, hat sich die freie Schulgemeinde angesiedelt und ist in überraschend kurzer Zeit aus den Fesseln der ersten Notdurft herausgewachsen, so daß sie jetzt schon eine sich auch äußerlich stattlich präsentierende Kolonie bildet. Was diese freie Schulgemeinde sei, ist, so weit mir zu Ohren gekommen, mehr dem Ruhme als dem Wesen nach bekannt. Und eben dieses Wesen verdient nicht nur bekannt zu sein, sondern wer es nicht kennt, ist einer ganz besonderen Zuversicht beraubt, — einer Zuversicht, die vielleicht zu keiner Zeit mehr not getan hat als heute, wo sehr viel Glaube, sehr

---

* Bei Eugen Diederichs in Jena 1909.

viel Liebe und sehr viel Hoffnung an einer vorschnellen und eitlen Resignation kranken. Da nicht jedermann Zeit und Gelegenheit hat, nach Wickersdorf zu reisen und mit eigenen Augen zu sehen, so bleibt, um es kennen zu lernen, der Umweg über das gedruckte Wort. Dieses haben wir in einem Jahrbuch vor uns, das soeben von den Herren Wyneken und Halm herausgegeben ist und mehrere Abhandlungen zum Programm der Schulgemeinde enthält. Es ist ein Unikum von einer Schulschrift. Welcher Gymnasiast der siebziger und achtziger Jahre würde sich nicht ungläubig an den Kopf fassen, wenn er sähe, daß sich als die offiziellen Vertreter einer Schule, die bis zum Abiturienten-Examen führt, ihr Direktor und ihr Musiklehrer vorstellen! Ich sehe unsern Musiklehrer noch mit seiner Stimmgabel fuchteln, genieße seinen Schreibunterricht bis Quinta, seine Rechenlehre bis Sexta und seine Turnunterweisung bis Unter-Tertia; er bewegte sich unbehaglich zwischen Baum und Borke, über die Gemeindelehrer erhoben und von den Akademikern nicht aufgenommen, nirgends recht zu Hause, wie die Militärkapellmeister. Hier in Wickersdorf sehen wir ihn in einer Weise an der Spitze, daß wir von vornherein eine Ahnung von dem musischen und edel freien Geist bekommen, der in der Anstalt herrscht. Man lese dieses Jahrbuch. Und wer Herrn Halm nicht hat musizieren hören, wer ihn nicht in jener feinsten, geistvollsten Weise über seine Kunst hat sprechen hören, die so erfreulich an das Paradoxe streift, wer nicht weiß, daß er unter seinen Schülern, und nicht nur unter seinen Schülern, den Ruhm Bruckners mit Stolz verkündet, der wird aus seinem Aufsatz über die Variation klar genug sehen, in welcher Höhe von Sachkenntnis, Geist und schriftstellerischer Kunst sich der Wickersdorfer Musiksinn bewegt. Die zweite Einzigartigkeit des Jahrbuchs macht der umfangreiche Essay von Wyneken „die Idee der freien Schulgemeinde" aus, — eine Programmschrift, in der jedes Wort wahr ist. Ich erinnere mich noch solcher, in denen keines wahr gewesen ist, es sei denn, daß sie über etruskische Gräberfunde handelten. Einen so vollkommenen Verzicht auf Ruhmredigkeit konnte sicherlich nicht bloß die persönliche Wahrhaftigkeit leisten, sondern nur die Höhe und Klarheit der Idee. Und hierin fassen wir den Nerv des Wickersdorfer Lebens und somit auch z. B. das Gemeinsame in den Anschauungen Wynekens und Halms. Negativ könnte man es bezeichnen als die bewußte Auflehnung gegen alles das in der geistig-sittlichen Welt, was Goethe das Pathologische nannte. Halm sagt: „Abgesehen von ihrem eigentlichen (metaphysischen) Wert, ist .. die Form das einzig wahrhaft Mitteilbare; der psychologische und ‚poetische' Inhalt kann nicht sowohl auf verläßliche Weise mitgeteilt, er muß vielmehr durch Suggestion übertragen werden; von da zur Phrase, zur Berauschung und Unklarheit, zur Unlauterkeit ist es nicht mehr so sehr weit, und diese Strecke ist denn auch schon gar zu oft zurückgelegt worden. Außerdem soll aber die Kunst gar nicht dazu führen, daß der Mensch sich selbst, d. i. sein Ergehen, seine Gefühle von Freud und Leid so wichtig nimmt; sie soll ihm kein buntes und vergrößerndes Glas in die Hand geben, damit er in der Betrachtung seines Ich die Eitelkeit weide. Die Erringung der Form ist der Sieg des Geistes der Kunst; den Sieg erkennen und ihn freudig bewundern, ist Kunstverständnis und Kunstgenuß."

In ähnlichem Sinne zählt Wyneken das auf, was einem Besucher Wickersdorfs sehr bald vor die erstaunten Augen tritt: „Knaben und Mädchen jeder Altersstufe verkehren kameradschaftlich miteinander, Schüler freundschaftlich und zutraulich mit ihren Lehrern, ältere Schüler sorgen für die jüngeren; im Unterricht kein alter Zopf, vielmehr Erziehung zu selbständigem Denken und eigener Arbeit; außerhalb der Unterrichtsstunden frische Betätigung in Garten und Werkstätte, in Spiel und Sport bei Sommer und Winter durch Wald und Feld; an Feiertagen gemeinsame lange Wan-

derungen und Reisen zu Fuß und zu Rad; und neben allem diesen Pflege höchster Interessen, künstlerischen Verständnisses, tieferer Weltanschauung, religiösen Bewußtseins in Stunden gemeinsamer Sammlung, wie in Unterricht und Arbeit; und im Einklange hiermit das Streben nach Anmut und Geist im Verkehr, nach edlen Formen des Benehmens und Geschmack in der Umgebung; und endlich das ganze Leben durchklungen von reiner Lebensfreude —" und fährt dann fort, daß alles dieses noch keineswegs den Sinn seiner Schule ausmache, sondern nur erst das Selbstverständliche sei. Wir aber, obwohl bereit, beiden Männern auf den steileren Weg zu folgen, bleiben doch gern eine Weile in diesem Selbstverständlichen und jenem Pathologischen, – wir wissen, daß ein anderer Name dafür das Leben ist. Und so sehe ich mit Lust wieder die Knaben und Mädchen vor mir, die Kinder und die jungen Erwachsenen, dazwischen die Lehrer und Wirtschaftsbeamten, alles in freier Ordnung durcheinander spielend, in voller Herzlichkeit, ohne Spur von Sentimentalität, in fröhlicher, gesunder Strenge einander messend; sich in engeren Kameradschaften zusammenfindend, die auch zwischen Lehrer und Schüler das Du erlauben, und nichts Gespieltes oder Erzwungenes in dem Treiben. Ich sitze wieder bei den gemeinsamen Mahlzeiten, sehe in der freien Halbstunde die Schlitten an mir vorbeisausen, ich genieße den unsagbar feinen, edlen und wahrhaftigen Hauch von zukünftigem Liebesgespinst, das über dieser jungen Menschenwelt steht, wie der violette Rauch der Blüten über einem Kornfeld; ich höre am Sonntag Vormittag im Refektorium das Bachsche Konzert und am Abend die Volkslieder zur Gitarre auf der Stube bei Herrn Hafner, bei Tee, Torte und Zigarette. Und eines Abends gar fanden wir uns in einem der großen Schlafsäle, eine Bühne war errichtet mit der ausgesuchtesten Ökonomie der primitiven Verhältnisse in Raum, Dekoration und Beleuchtung, und man spielte uns ein entzückend witziges, an Anspielungen reiches Stück, von Herrn Luserke gedichtet, aufs vortrefflichste vor. Dieser Zuschauerraum damals: man saß und hockte, von den paar Stühlen abgesehen, auf Betten und Spinden, oder man balancierte auf den Balken und krümmte sich zwischen dem schrägen Dach und dem Gebälk zu einem Knäuel von Aufmerksamkeit zusammen. Es roch nach Karbol von einem verbundenen Bein – denn so gesund sie sind, so kommen sie ohne Wunden nicht aus – und ein ungewisses Licht schwankte mit seinen Schatten über die ganze Gesellschaft. — Ich erzählte einem modernen Mann von Wickersdorf, und er sagte überlegen, wie diese enttäuschten modernen Männer nun einmal sind, schwer und bedächtig: „Aha, das ist dort so mit dem neuen Menschen". Es ist wirklich dort so mit dem neuen Menschen. Es ist dort eine menschliche Oase in der großen zoologischen Wüste.

Vorläufige Anzeige

Der oben erwähnte moderne Mann befindet sich in einer unbequemen Lage; er hat die Reize des Konservativismus wieder entdeckt und hat doch nicht das gute Gewissen dazu, noch viel weniger das Talent. Ich möchte ihm ein soeben erschienenes Buch in die Hand drücken und wäre begierig, wie er sich dazu verhalten wird. Ich möchte sehen, ob es ihn verwirrt oder klärt, ob es ihn noch unsicherer oder etwas fester macht. Dieses Buch heißt „Orthodoxie"*, es führt sich als ein deutsches Buch ein, und wir finden uns gereizt, es als ein solches zu nehmen; es könnte nämlich im heimlichen Herzogtum fast ein Nachfolger von Rembrandt als Erzieher sein, ihm ähnlich freilich nur in dem Versuch der Anonymität bei extrem persönlicher Prägung, – ob ihm auch ähnlich an verführerischer Kraft, das gilt es eben erst zu erproben. Vielleicht wird es ihm nicht besser ergehen, als dem vor ein paar Jahren in diesen

* Orthodoxie von G. K. C. – München 1909. Hyperion-Verlag Hans von Weber.

Blättern angezeigten konservativen Gedicht „Irings Vermächtnis", von Otto Marschall, um welches sich die Konservativen nicht kümmerten, weil sie sich dadurch kompromittiert fühlten. Sie fühlten sich kompromittiert, weil das Buch ernst machte. Aber schließlich, einem Buche fünfzig Auflagen bereiten oder es ganz den Krebsgang gehen lassen, beides kann eine Methode sein, sich seinem Willen zu entziehen. Es heißt, daß der Rembrandtist vor kurzem gestorben sei; wie schwer muß er gelitten haben, als er sah, daß man aus seinem Steinbruch keineswegs den großen Block für eine deutsche Statue brach, sondern nur Krümel und Brocken für die Schleudern auflas. Man ist nicht geneigt, sich eine große Pflicht auferlegen zu lassen, aber man läßt sich gerne Angenehmes sagen. Der Rembrandtist war modern bis zur Kurzatmigkeit, es machte Vergnügen, ihn zu zitieren, es war leicht, ihn zu lesen und schien leicht, ihn zu verstehen. Das Ergebnis: fünfzig Auflagen, Popularität Rembrandts, vollständiger Verzicht auf die Inkarnation seiner Vornehmheit zugunsten überkommener und mehr noch geborgter Konvenienz. Und nun will ich sehen, was der neue Orthodoxe ausrichten wird. Auch er ist modern – bis zur Mitarbeiterschaft am Hyperion. Sein Buch ist auf allen Seiten voll überraschend vertrauter, raffiniert naiver, zum Genuß reifer Sätze und hat einen Fluß und Tanz von so reinem wie originalem Stil, bei etlicher Entgleisung unter den Strich. Damit wäre die Möglichkeit zu einem Erfolg in die Breite gegeben und es fragt sich nur, ob auch diesem Buch nicht Schaden daraus erwachsen wird, daß es ernst macht. Vorher fragt sich allerdings, ob es Ernst macht. „Dieser Versuch", sagt der Verfasser, „befaßt sich ausschließlich mit der Tatsache, daß der Kern der christlichen Theologie – die im apostolischen Glaubensbekenntnis ausreichend resumiert wird – die beste Grundlage der Energie und der daraufgestellten Ethik hergibt." Weiter nichts? fragt der moderne Mann. Tun das nicht für Geld und gute Worte die Pfarrer und Professoren in jeder Pfingstnummer des Lokalanzeigers? Ja; aber dieses Mal tut es ein Mann, dem ein guter Witz im Simplizissimus schmeckt und der sich mit Bernhard Shaw auseinanderzusetzen weiß, ein heiterer Mann mit den Tänzerfüßen, die Nietzsche pries. „Es ist leicht schwer zu sein. Es ist schwer, leicht zu sein. Satan fiel infolge seiner Gravität ..... In vollkommener Kraft liegt eine gewisse Frivolität, eine Leichtigkeit, die sich in der Luft zu halten vermag. Der Stolz ist der abwärts zielende Hang aller Dinge, zu feierlicher Selbstgefälligkeit ..... Ernsthaftigkeit ist keine Tugend. Es wäre eine Häresie, und doch eine viel vernünftigere Häresie, die Ernsthaftigkeit ein Laster zu nennen." Wie? Und dieser Mann soll ernst genommen werden? Eine Orthodoxie, die am meisten stolz darauf ist, daß sie den Bestand der Welt annimmt, statt ihn nach einer Regel zu überwältigen, ein katholisches Christentum, das die Tugenden nicht ohne nachsichtigen Spott gelten läßt und das zu einer Demokratie und einem Liberalismus hinzuführen vorgibt, allen Demokraten und Liberalen zum Schrecken und Unwillen, — alles das soll ernst genommen werden? Für heute empfehle ich das Buch dem modernen Mann nur, damit er sein Vergnügen daran habe; ein andermal wollen wir sehen, in welchem Grade wir es ernst zu nehmen vermögen, — und in welchem Grade deutsch. Hierüber wird, vermute ich, Herr Franz Blei Auskunft geben können. Es ist der Ironie des Buches würdig, daß seine deutschesten Partieen — von dem englischen Verfasser herrühren; scheiden wir die geflickten, feuilletonistischen und matten Stellen als weder deutsch noch englisch aus. Hundert Sätze in dem Buch sind so gutes Deutsch geworden, weil sie so präzise gedacht waren; hundert andere scheinen vielleicht nur deshalb nicht so präzise gedacht, weil sie nicht so gutes Deutsch geworden sind. Es wäre von Interesse, zu erfahren, ob der Ver-

fasser an der deutschen Ausgabe seines Buches mitgearbeitet hat, ob wir also ein Originalwerk, in gewissem Sinne, vor uns haben, wie die letzten Bücher Ibsens, oder ob es auf den frostigen Spaß einer Düpierung abgesehen war. Einstweilen beneiden wir den Mann, der sich aus dem Apostolikum ein Spiel und den Schlüssel zur großen Heiterkeit zu machen getraute.

Moritz Heimann

Das Stadtbild Roms

Auf der Höhe des monte Pincio, an heller marmorner Brüstung über buschigen Bambusstauden und auseinanderdrängenden Palmenstämmen warten alltäglich gehorsame Scharen von bädekertreuen Fremden auf das Wunder, das sich über der ewigen Stadt vollziehen soll, mit andächtiger Ergriffenheit. Die Sonne, der glorreiche Ball, dessen einst von den Zinnen des Kolosseums herab erschautes Sinken, Byrons Manfred am letzten Abend sich ins Gedächtnis ruft, eilt unaufhaltsam dort im Westen dem Bergesrande entgegen, der allein hindert, daß wir die Göttin zur dunkelfarbenen Feuerkugel verwandelt in den erglühenden Fluten des Meeres für ewig zu verlieren glauben. Die gleiche Urmutter Sonne, deren schmeichelnde Strahlen vor zwei Jahrtausenden an kunstvoll gezierten Kapitälen mächtiger Tempel abglitten, heute umgreift sie wie mit einer gespensterhaft zitternden riesenhaften Flammenhand den Leib der gewaltigen Peterskuppel. Ein wundersames Schauspiel, eine Fülle der lieblichsten Farbeneffekte, die sich da bietet, vom matten Hellblau zum zarten Rosa, das die holden Maler beschaulicher sante conversazioni so gerne wählten, hinüber zu dem bräunlichen Violett, das die ruhige Fläche der Campagna im Abendschatten wiederholt, zu dem lichten Grün, anmutend wie Frühlingsahnen im scheidenden Herbst — dann dieses unmerkliche Wechselspiel und Zusammenspiel der einzelnen Töne, die eine goldige Fülle unendlichen Lichtes durchscheint und umsäumt, kraftvoll und doch weich aufleuchtend wie die flimmernden Wölbungen der alten Mosaiken es niemals vermögen, deren unvergänglicher Glanz die feierliche Dämmerung der alten Basiliken freundlich und menschlich aufhellt. Eine Schau, köstlich auch in ihrer lyrischen Mäßigung, da der schmale Hügelrand den wuchtigen Pomp der majestätischen Sonnenbestattung im offenen Meere vor unseren Augen verdeckt.

Und über diesem Schauspiel, das täglich neu in den Lüften sich wiederholt, vergessen die Sinne, sich mit der Bühne zu beschäftigen, die allmählich von den leichten Nebeln des Tiber überdeckt wird, der Stadt Rom, wahrlich einer Bühne, wie die Welt keine erhabenere kennt, so gewaltig war das Drama, das in unzähligen Vorgängen sich auf diesem Boden zwischen diesen Hügeln vollendet hat. Wir Nachgeborene großer Zeiten dürfen jene weltgeschichtlichen Veränderungen nur mehr ahnen und nachempfinden. Und indem solche Gedanken langsam sich in uns befestigen und suchen, durch historische Anhaltspunkte aus dem Gedächtnisse sich zu stärken und zu stützen, forscht anspruchsvoller der Blick, der sich für kurze Zeit von der Peterskirche abzuwenden vermag, in dem grauen Durcheinander der Häuser, Paläste und Kirchen nach deutlichen Zeichen dieser ruhmvollen Vergangenheit. Er müht sich, dem Bilde der Stadt das Charakterisierende abzusehen und mit dem Wunsch nach historischer Belehrung verbindet sich das Verlangen nach einer künstlerischen Einheitlichkeit des äußerlichen Eindrucks.

Einer künstlerischen Einheitlichkeit? Wird hierzu überhaupt die moderne Großstadt — Rom ist auch eine moderne Großstadt — die Fähigkeit haben? Wir dürfen zur Beantwortung unserer Frage natürlich nicht denken an die Gesetze der Bildmäßigkeit, die den Maler zu leiten haben, dem nur Teile eines Stadtbildes, Ausschnitte, archi-

tektonische Einzelheiten als Motive gelten, die er auf seiner Leinwand wiederholt. Aber es gibt auch außerhalb der Gestaltungssphäre des Künstlers, dem räumliche Schranken gezogen sind, der Wirkungen und Gegenwirkungen der einzelnen Effekte und Akzente sorgsam beachten muß, kunstmäßig geschlossene Eindrücke, die weit eher das Auge empfindet und aufnimmt, bevor sie der Verstand zergliedert, um ihren Bedingungen nachzugehen: die Fläche des Meeres, die Wölbung des Himmels, die regelmäßigen Dächer der in schräger Richtung beschauten Stadt. Ja die künstlerische Geschlossenheit des Eindruckes in diesem Sinne leidet, wenn eine ablenkende Staffage sich einfügt, eine Barke oder ein Segel, eine einzelne aufziehende Wolke, beherrschende Kuppeln und Türme. Das Nichtunterscheidbare, das Einheitliche, das Unendliche gibt erst das Bedeutungsvolle der künstlerischen Erscheinungsform. Wir sprechen von der Unendlichkeit, der scheinbaren Unendlichkeit der großen Stadt. Kleine Städte, die sich in ihrem äußeren Aspekt mit dem nicht erschöpfenden Worte „malerisch" bezeichnen lassen, San Gimignano, Mont St. Michel, Rothenburg gelten für unsere Darlegung als Landschaftsausschnitte. Damit also das äußere Bild der Großstadt, die nicht am Meere liegt, da sie dann nur das Relief des Ufers bildet, künstlerisch eine Wirkung ausübe, muß ihr Anblick einheitlich aufgenommen werden können. Es muß ein Punkt sich finden lassen — er findet sich zweifelsohne bei der Betrachtung aus der Vogelperspektive —, der diese Möglichkeit bietet. Noch Eines: Abwechslungen des Häuserbaus, verschlungene Straßen, Plätze und Denkmäler, Türme und Nischen schaden der Einheit, die man ja nicht auf das Langweilige hinaus deute, dann nicht, wenn die durch ihre vielfache Erscheinung gegebenen Vertikalen sich gegenseitig entsprechen, wie eben eine Anzahl von Schäfchen, eine sich auseinanderziehende Fischerflotte nichts an der Einheitlichkeit des Himmels- oder Meeresbildes ändert. Sonst würde die flache Einöde der Araberstadt gar als Musterbeispiel dieser Auseinandersetzung zu gelten haben.

Rom, die ewige Stadt, die rasch und gerne die Metamorphose zur modernen Stadt vollzogen hat, deren Betrachtung von den freien Höhen des Pincio herab zu der exakten Formulierung solcher Gedanken anregte — Rom ist sicherlich neben ihren Genossinnen unter den europäischen Großstädten diejenige, deren Stadtbild, wenn es sich überhaupt fassen läßt, wie am besten auf dem Tempelchen der Villa Medici, in der Unklarheit und Verworrenheit der Gruppierung seiner Bauten den geringsten Eindruck hinterläßt. Ein Beweis hierfür liegt schon in der Tatsache, daß von diesem Eindruck immer nur die Peterskirche sich im Gedächtnis dominierend festhält. Für Erreichung einer einheitlichen Schönheit des Gesamtstadtbildes von Rom ist demnach Michelangelos Wunderwerk, selbst wenn es ohne Madernas Vorbau errichtet wäre, genau so wie es vordem die Engelsburg gewesen sein muß, das größte Hindernis geworden. Das klingt wie Sacrileg und wird bei all den vielen heuchlerischen Zurückdrängern kritischer Gedanken, die in Rom, eben weil es Rom ist, alles schön finden, den gebührenden Anstoß erregen, zweifelsohne aber auch die Zustimmung jedes Unbefangenen erhalten. Wie die neuerbaute Stadt nach dem Brande unter Nero sich darstellte, können wir nur in kühnem Träumen der Phantasie ahnen. „In keiner Periode", sagt Walter Pater, „war das wirkliche Rom sehenswerter, wie es dalag, nicht weniger vollendet als jene Welt heidnischen Geistes, die es in jeder Phase ihres Lichtes und ihrer Dunkelheit vertrat. Das vielfache Werk vieler Jahrhunderte lag hier harmonisch zusammen, unberührt außer von der Zeit, die seinem verschlungenen Ausdruck die letzte Anmut reicher Weichheit gab."

Uns wird es weit leichter fallen, Roms Aussehen zu den Zeiten der mächtigen Barone, der Orsini und Colonna, uns vorzustellen, als an den Dächern der Paläste das gezackte Gesims die politische Gesinnung der Herren für Welfen oder Ghibellinen kund tat und die trutzigen Wachttürme, deren erinnerungsvollen Resten der heutige Besucher kaum einen Blick gönnt, noch in großer Zahl aus dem Mauerwerke aufragten. Damals — wir wollen etwa die Zeit der Erhebung des Cola Rienzi nennen — muß der Anblick von Rom einheitlich und schön gewesen sein, trotz der hügeligen Beschaffenheit, die von vornherein der baulichen Anlage große Schwierigkeiten in den Weg stellte. Also gerade in den Jahrzehnten der größten Wirren, als die gelehrten Besucher Roms in endlosen Klagen über den Trümmerhaufen sich ergingen, zu dem die herrliche Stadt sich gewandelt habe, war das Bild der Stadt in seiner ungewollten Ursprünglichkeit künstlerisch das Schönste. Bei dem Bestreben der Päpste, den Vatikan und die Peterskirche auch zum äußerlich sichtbaren Mittelpunkte ihrer Residenz und der Welt zu machen, geht die Einheitlichkeit nach und nach verloren, wenngleich manche Päpste von der Überschwänglichkeit dieses Vorhabens erdrückt, der gesamten Stadt bauliche Verbesserungen angedeihen lassen wollen, hier enge Viertel niederreißen, dort breite Straßen anlegen, Licht und Freiheit schaffen, die ganz von selbst wieder der Peterskirche zugute kommen. Und wäre doch nur dieses Rom uns erhatten geblieben! Aber die Umwandlung zur königlichen Residenz, mehr noch, zur Fremdenindustriestadt, hat der Greisin Roma, von deren runzligem Aussehen einst Petrarca sang, den letzten Rest alter Schönheit geraubt. Noch unsere Großväter waren so glücklich, vor der Tiberregulierung an den braunen Fluten des Stroms zum tempietto der Farnesina wandern zu dürfen, vom Festsaal der Villa Massimi, der Ruhmesstätte der deutschen Künstler in Rom ungehindert durch moderne Spekulationsbauten zum Monte Cavo hinüberschauen zu können. Das haben wir nicht mehr, die wir dafür den „Bahnhof-Rom" verlassen und von dem Getriebe der elektrischen Bahnen umlärmt werden.

Was die Barbaren nicht zerstörten, zerstörten die Barberini, sagt ein bitterer Spruch. Liegt nicht ein Teil von Vergeltung dafür in der Bemerkung, daß über der Schönheit der untergehenden Sonne nur sehr wenige Menschen unter den Hunderten dort oben auf der Höhe des Pincio die geblendeten Augen dem Bilde der Stadt zuwenden, dem ovalen Bogen des Platzes von Maria del popolo folgen, dem breiten Strich der regelmäßigen, westlich sich wendenden Straße nachgehen! Große Pläne werden heute geschmiedet, im Laufe eines Menschenalters, bis zu dem Jahre wo voraussichtlich die Stadt Rom die Einwohnerzahl der antiken Metropole erreicht haben wird, altes völlig niederzureißen, die Mitte der modernen Stadt noch mehr an den zur trennenden Mittelkurve gewählten Tiber zu verlegen. Der Gedanke, den Flußlauf als künstlerischen Faktor im Stadtbilde zu betonen, verdient hohe Anerkennung. Doch wird trotzdem der vom Pincio aufgenommene Eindruck immer der gleiche, unbefriedigende bleiben, wie auch die Übersicht von S. Pietro in Montorio herab, wo Zolas Pierre Pietro Froment mit wechselndem Widerstreit der Gefühle gestanden hat, niemals eine künstlerische Wirkung zu bieten vermag. Verlangen wir auch nicht allzuviel, angeregt und verwöhnt durch den ständigen Verkehr mit der Fülle edler Kunstwerke, die wir im Inneren so vieler von diesen Kirchen und Häusern wissen, verstimmt durch die Beobachtung, daß „die religiöseste Stadt der Welt" immer noch für das verzückte deutsche Gemüt „die Heimat wildesten Aberglaubens" ist. Wir Alle kommen, wie ebenfalls Pater schön sagt, „unter einem poetischen Ruf nach Rom", und haben deshalb die Pflicht, „den Stempel

des Lebens auf dem Organ des Sehens, der Phantasie, zu empfangen wie auf einem Spiegel, ihn wiederzuspiegeln." So kämpfen zwei Wünsche ihren harten Kampf gegeneinander, nach Erhaltung der geschichtlich geweihten Bauwerke, nach Zerstörung der aufdringlichen Feinde des einheitlichen Idealbildes der Stadt, das sich angesichts des Kapitolplatzes, des Farnesepalastes, des Pantheons, der Cancellerie in der Phantasie zusammenfügte! Wir müssen die ausgleichende Lösung der Zukunft überlassen, denn wir stehen vor einem der vielen, vielleicht vor dem größten Rätsel, das eine mit langsam wachsender Vertrautheit der ernstesten und mit ihrer Hingabe kargsten Stadt abgezwungene Zuneigung ihren Freunden vorlegt. Wenn wir also seufzend von der unbefriedigenden Aufgabe abstehen, greifen wir gerne wie zum Trost nach den Werken des Dichters, der in Rom bekennen mußte, daß er von ungeheuren Mächten hin und wieder geworfen werde, Goethes, der begeistert ausrief: „Spricht in dieser ersten Stadt der Welt nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns, wie viele tausend stumme Lehrer winken in ernster Majestät uns freundlich an", und der doch gerade über das Stadtbild Roms niedergeschrieben hat, daß ihm die Hauptstadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes übel plaziertes Kloster vorkomme!

Hermann Uhde-Bernays

Aus dem Tagebuch eines Einsamen*

Nachricht aus der Heimat. Gute Nachrichten von der Familie. Daheim ist Gott sei dank alles wie es war, die lieben Leute lassen grüßen. Zwar, die Heimat hat sich verschoben, allem Anschein nach ein wenig südöstlich von der Rue Monsieur le Prince hinunter gegen den Boulevard Raspail zu, man vergeudet seine Jugend nicht mehr in den fröhlichen Laubgängen des Luxembourg, sondern zwischen den Sykomoren des Montparnassefriedhofs, den das Grabmal Baudelaires geweiht hat. Wildes Trübsal und August Strindbergs irrender Geist, auch geht man nicht mehr aus dem üppig mit Spiegeln verzierten Harcourt nach Hause, sondern aus der primitiveren Kneipe des alten Leduc, aber was verschlägt's. Und auch: daß die russischen Studentinnen sich in englische Pastorstöchter verwandelt haben, die Minenprinzen aus Chile in skandinavische Toddymillionäre, und daß der traditionelle Schüler Puvis de Chavannes jetzt für den Simplizissimus arbeitet und Pascin heißt, ach, was verschlägt's — da sind sie ja alle wieder, die freundlichen Brüder und Schwestern aus der alten, grausam herrlichen Zeit, einer fremden Phantasie mit fremden Gesichtern und Gebärden entsprungen und den Ausgeburten der eignen Versponnenheit doch so schmerzlich verwandt, unwirklich und darum von bester Dauer, unwahrscheinlich und darum wahrhaftig und unwiderleglich wahr. Denn sie sind von der Atmosphäre der Stadt umspült, der unsere Liebe gehört, die Liebe der Fortgereisten, nie mehr Wiederkehrenden, wir erkennen sie, diese starke Atmosphäre aus Duft, Gelächter, Tränen und blutigem Schweiß über der Stadt zusammengebraut, wir erkennen wieder, was wir aus eigenem an diesen kostbaren Bestandteilen der Stadt hingegeben haben und sprechen leise und gerührt: sieh da, wie hat es all das getreu aufbewahrt, dies unruhige Paris, in dem die Traditionen doch so hurtig übereinander und in sich zusammenfallen. —

Noch immer ist es die Heimat der Heimatslosen und es hütet sich, seine Kinder vergessen zu lassen, daß sie heimatslos sind. Aus allen Fugen seiner Pflastersteine wächst das graue Gras der Verlassenheit und das tückische Gespenst des Nirgendshingehörens sitzt in den verstaubten Ecken der Hotel-

* Henning Berger: Aus dem Tagebuch eines Einsamen. (S. Fischer, Verlag)

zimmer im alten Quartier und schlägt mit langem knochigen Arm dem Vereinsamten in den Nacken, daß er aufschnellt und entsetzt herumblickt und seines Lebens inne wird. Da steht der übermüdete Koffer mit den vielen zettelbeklebten Beulen im Winkel und bläht sich und drückt einen an die Wand und wird Symbol. Die hektische Hotelkatze kommt angeschnurrt, läßt sich willig aufs Knie heben und zärtlich an die Brust pressen, als das einzige lebenswarme Geschöpf, das sich zu diesem Samariterdienst verstehen will — weil es ja wahrscheinlich dieselbe Qual durchlebt, an der man selber zugrunde geht. Dies ist die bekannte Finte des rebellierenden Selbsterhaltungstriebs, daß er seine Nöte ohne Unterschied auf alles projiziert, was da kreucht und fleucht, ja sogar auf die leblosen Gegenstände, den Ziegelstein auf dem Fahrweg, den alten Kasten mit dem wackeligen Schloß im Korridor. Dieser Trieb, das eigne Unglück aus allen fremden Schicksalen in sich zurückzusaugen, macht den Starken böse und den Schwachen gut, jagt den Armen hinaus, sich sein Stück Brot aus zugehaltenen Taschen zu ergattern, und den Ärmsten, seine überschüssige Wärme, Güte, Zärtlichkeit, die niemand haben will, an irgend etwas zu verschwenden, und wär's weiter nichts als eine schöngeformte Brücke, eine Wolke über der Abendröte, einerlei. Bald ist das einzige, unverbrüchliche Gut des Einsamen, das Nicht der Welt-, nur Sich-selber-Angehören zerrieben und zerstoben und mit einem Schlage Denken, Fühlen, Wachen und Traum vergiftet von dem fliegenden Gift, das sich in alle Poren gesetzt hat. Das Einsamkeitsfieber stellt sich mit Visionen ein, ähnlich jenen, die das Hungerfieber dem von Kräften Gekommenen vorgaukelt. Bis dann (in den Romanen!) das erlösende Abenteuer den Verzweifelten vom Abgrund, dem Wahnsinn oder Selbstmord zurückreißt: ein Brief irgendwoher, ein bißchen Liebe, hinter dem Rücken des Schicksals erhascht, usw. —

Von Henning Berger stand vor Jahren eine merkwürdige Novelle in der „Rundschau" zu lesen, ein „Höllentraum" — aber es war nur ein Traum in einem Hotelzimmer, in dem die Geräusche, die einen nichts angehen, das Klingeln von der Treppe her, der Seufzer aus dem Zimmer nebenan Vorstellungen und fast schon Erlebnisse von fabelhaften Proportionen auslösen. Wie das halbwache Bewußtsein auf dem spielenden Spiegel des Schlafes, so treiben die Seelen der Menschen dieses „Tagebuches" auf der strömenden Oberfläche des Seins haltlos mitgerissen dahin. Bergers Schreibweise, die sich in der Widergabe des Momentanen wohl fühlt und dem Aufbau, der Entwicklung von Charakteren und der Handlung aus dem Wege geht, eignet sich gut für diese Art von Erzählungen. Sie stellen im Grunde nichts weiter vor, als ein Nebeneinander von kleinen, scharf umrissenen Episoden, von Anekdoten meistens ohne Pointe, die auseinandergehalten werden durch ein großes brauendes, totes Nichts, und vielleicht ist dieses Nichts gerade die Pointe der Anekdoten. Darin liegt wohl auch die Wahrheit, wenn nicht die künstlerische Absicht des Buches beschlossen. Zwischen der Erinnerung, von der es nicht lassen kann, und dem Wahn von der Zukunft, an den es sich geklammert hält, wogt das Jetzt der Menschen der Einsamkeit nebelgleich und entwicklungsbar auf und nieder. Was sie reden, ist belanglos, denn zumeist ist's ja der Alkohol, der aus ihnen redet; was sie tun, ist bizarr, ungeschickt und von weit her und enthüllt nichts von ihrem Wesen. Das Heiligste ihres Lebens behalten sie für sich, in einer Grimasse, einem kleinen, kläglichen, tierischen Laut, den nur die Nacht vernimmt, kommt es zum Ausdruck. Darum ist es wohl mit etlichen technischen Schwierigkeiten verbunden, Romane über die Einsamkeit zu schreiben; Berger wird es erfahren haben. Um sich nicht gar zu sehr preiszugeben, spaltet er sich in zwei Hälften, gibt seinem

leidenden Sentimentalen, dessen lyrische Monologe den wertvolleren Teil des „Tagebuchs" ausmachen, einen fremden Namen und legt dann im eigenen die kleinen, farbigen Zustandsschilderungen um diesen Kern herum. Aber dies ist kein Trick, kein Mittelchen, keine Lüge; denn der Einsame ist schon so: hat er wen, der ihm zuhört, ist er ein lebhafter, mitteilungsfroher, ja ein bißchen zynisch amüsanter Herr, der sein anderes Ich, das wertvollere, dichterische, stumme, in sich schwer hineinweinende, man weiß nicht, aus Scham oder aus Liebe, verleugnet. —

Arthur Holitscher

Lady Beatrix

Ein von langer, gefahrvoller Expedition eben zurückgekehrter Marineoffizier, den ich in Rom in einer Gesellschaft traf, sagte mir, es berühre ihn komisch, wieder in einem Salon zu sein; der Kontrast sei noch zu heftig, er verspüre da etwas wie Seekrankheit, und müsse sich erst wieder zurechtfinden.

Ich begriff das recht gut. Dicht neben uns redeten zwei Diplomatenfrauen, eine griechische und eine brasilianische im kreischenden Französisch lebhaft aufeinander ein. In ihrer profunden Ahnungslosigkeit lag ein so gewichtiges Etwas, daß sie das gleichzeitige Vorhandensein auf der Welt von solchen Dingen wie Urwäldern, wilden Völkerstämmern und Papageien auszuscheiden, und doch a tempo daran zu erinnern schienen. Wohl mochte da das Gemüt eines soweit Heimgekehrten ins Schaukeln geraten.

Ach! man braucht kein Weltumsegler zu sein; es genügt, ein bißchen Umschau in den europäischen Städten zu halten, um bei der Rückkehr in die eigene, ich will nicht sagen das Lachen (ohne eine gewisse Verdrossenheit geht die Einsicht nicht her), aber — schmunzeln zu lernen.

Wie kurzweilig ist ein Snobismus, der uns nicht anficht! Wahrzunehmen, in welch charakteristischen Prägungen, mit welcher Bestimmtheit und wie starr er überall mit ganz verschiedenen Wertungen sich behauptet! ich wüßte nichts, was einem vom Snobismus gründlicher kurieren könnte, wie das Reisen.

Als einmal die Rede auf gesellschaftliche Prerogative fiel (es war in London) fragte ich: „Und wie steht es hier mit den Juden?" „Oh we love them!" rief die Frau des Hauses, die eine sehr große Dame war; „they are so nice and rich"!

Nie und nimmer hätte sie geduldet, daß sich ihre Nichte mit einem Arzt verheirate; als dann ein reicher Brauer um sie freite, war von Mesalliance durchaus nicht mehr die Rede.

Es ist wahr, daß Bildung und Wissen nirgends so tief im Kurse stehen, wie bei den vornehmen Engländern. Aber man übersieht, daß ihre oft sehr krasse Unwissenheit keine ganz ungewollte ist. Sie sind so zivilisiert, daß sie glauben, der Bildung entraten zu dürfen: „It is not smart to be clever", wurde mir in London allen Ernstes eingeschärft.

Ich traf dort öfters die schöne Lady Beatrix, deren Geschmack und stolze Haltung mir sehr gefielen. Wer die Geste sah, mit der sie beim Tanz die Schleppe warf, der vergaß zur Stelle alle unschönen und traurigen Seiten des Lebens. Von einem ihrer Hüte sehr hingerissen, sagte ich ihr eines Tages, daß keine Frau in London deren so viele und so reizende besaß. — Tief errötend, mit einem empörten Blick, und ohne mich einer Antwort zu würdigen, starrte sie mich an.

Was hatte die schöne Lady gekränkt?

Es trifft sich, wie ganz London weiß, — teilte mir im korrektesten Tone einer ihrer Freunde mit, — daß Lady Beatrix infolge ihrer zerrütteten Lage als Essayeuse in einem Hutgeschäft steht. Die hohe Bezahlung, die sie dafür erhält, ermöglicht ihr die Aufrechterhaltung ihrer Position.

Es klang wie ein schlechter Witz. Lady Beatrix Hutmamsell, um ihr gesellschaftliches Prestige nicht zu verlieren.

Hat sie denn nichts gelernt? rief ich bestürzt.

Ihr Verehrer sah mich kalt an. „Sie können Lady Beatrix doch nicht zumuten, etwa Gouvernante zu werden," sagte er. Ich besann mich; und mit einem Male fand ich es entschieden geistreich, daß Londons beste Gesellschaft dies Mädchen mit so großer Auszeichnung empfing. Das Terrain eines Salons hatte sich – wenn man will — gesenkt, jedenfalls verschoben, und seine Anforderungen waren andere geworden. So rückständig war man nur noch bei uns zu Lande, daß man einen Salon im Sinn des 18. Jahrhunderts sich erträumte; ein solcher bringt es höchstens auf Einen Jahrgang, und einen Succès de ridicule.

Denn wir betreten ihn heute, wie wir ein Eisenbahncoupé besteigen: mit Zurücklassung alles Gepäcks, höchstens mit einer kleinen Handtasche ausgerüstet. So lassen wir auch unser bagage intellectuel im Vorraum bei unseren Mänteln hängen: nur leichter Stücke, wie Schlagfertigkeit oder Witz bedürfen wir hier. Was wir denken, wollen wir jetzt vergessen, und ausschalten, was wir wissen. Ein Salon will keine Steigerung mehr, nur eine Ablenkung vom Leben sein. Uns ist wohl, wenn nur die Lüge glücklich vertreten bleibt, wenn nur unsere Augen, unsere Sinne einen Moment der Täuschung sich hingeben können, daß unser Leben etwas Heiteres sei.

Man trifft in London und Paris und auch in Rom sehr geistreiche Leute in Gesellschaft: der Schein ist eben für die ganz Ernsten wie für die Gedankenlosen: den einen ist er Element, den anderen ein Verweilen. Der heutige Salon zerfällt in Bühne und Zuschauerraum — ungleich dem Leben, in dem Kluge wie Toren — und zwar zusammen – mitspielen müssen. Dort hingegen kann die schönste Teilung vor sich gehen: je großartiger aber der Schein, je stärker die Illusion, umso gewählter natürlich das Publikum.

Ich eile zur Pointe. – In unseren Salons stehen noch allzuhäufig – statt der Kulissen – alle Türen nach der Wirklichkeit offen, — oder doch angelehnt. Unsere Frauen sind allzu wahrhaft: der einen spricht die Sorge um ihre Kinder, oder die Mißvergnügtheit, oder die Literatur, oder gar die Schlichtheit ihrer Verhältnisse allzu deutlich aus Ton und Blick. Da melden sich denn als Habitués: – die Halbgebildeten. Denn stupide ist ein Salon nur, dem es mißlingt, den Werktag gänzlich zu maskieren.

Wenn ich da an Lady Beatrix denke, erscheint sie mir wie ein ideales Standbild – ich sage nicht des Lebens – wohl aber des heutigen Salons. Statt Banalitäten über hohe Themen, sagte sie geistreiche Dinge über dumme Sachen. Und wie verriet sie doch mit keiner ihrer schönen, insolenten Mienen die furchtbare innere Zerworfenheit mit ihrem Schicksal.

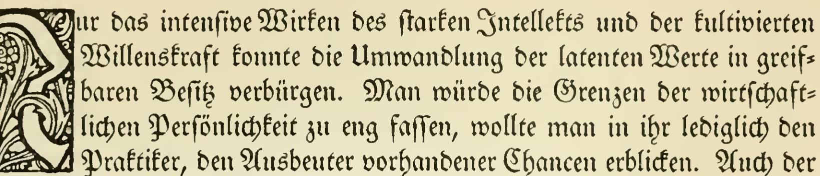
Obwohl ich es noch nicht verlauten hörte, kann ich mir nicht denken, daß es nicht schon oft gesagt wurde, so sehr sticht es ins Auge: das Erbe der Griechen haben Deutsche und Engländer unter sich geteilt. Wir setzten es in unsere Gedankenwelt, und sie ins äußere Leben um. So ist Halbheit überall. Il ne nous manque que la grâce. Es ist das ganze Geheimnis unserer Unpopularität.

Annette Kolb

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Die wirtschaftliche Persönlichkeit / von Daniel Ricardo



Nur das intensive Wirken des starken Intellekts und der kultivierten Willenskraft konnte die Umwandlung der latenten Werte in greifbaren Besitz verbürgen. Man würde die Grenzen der wirtschaftlichen Persönlichkeit zu eng fassen, wollte man in ihr lediglich den Praktiker, den Ausbeuter vorhandener Chancen erblicken. Auch der Mann des ökonomischen Systems gehört dazu. Die Colbert, Quesnay, Turgot, die Smith und Ricardo sind Vertreter der genannten Spezies, wie es die Rothschild, Mendelssohn, Krupp, Carnegie, Morgan und Rhodes sind und waren. Die wirtschaftliche Entwicklung würde mit Eisen, Kohle und Gold allein nicht zu machen gewesen sein: das Reich brauchte Staatsmänner, die ihm Gesetze gaben, und Persönlichkeiten, die den Prinzipien zur praktischen Geltung verhalfen. Die Macht eines modernen Staatswesens ruht auf seiner wirtschaftlichen Bilanz. Die aber ist, am letzten Ende, abhängig von der richtigen Anwendung eines Theorems auf das Verhältnis der gegebenen Kräfte. Die Merkantilisten, an ihrer Spitze Oliver Cromwell und Turgot, der große Finanzminister Ludwigs XIV., herrschen beinahe ein Vierteljahrtausend in der allgemeinen wirtschaftlichen Republik. Die Mittel, die sie, zur Erhöhung der ökonomischen Leistungsfähigkeit des Staates, ersannen, sind heute noch im Gebrauch. Jedes Land strebt nach möglichst erschöpfender Ausbeutung der ihm gegebenen Quellen des Reichtums. Der Schutzzoll dient der Förderung der inländischen Industrie und der Stärkung des Kapitals; die Ausfuhrprämie soll einen Ansporn zur Pflege des Exporthandels bilden, der den Weg zur Beherrschung des Weltmarktes zeigt. Die Grundideen des Merkantilismus sind lebendig geblieben und lehren die Bedeutung der Persönlichkeit für das wirtschaftliche Leben. Die ist, mit der zunehmenden Intensität des Entwicklungprozesses, aus dem grauen Mantel des Theoretikers in die farbensprühende Umhüllung des Tatenmenschen geschlüpft. Die reprensentatives men der modernen Wirtschaft sind Finanzgrößen und Industriemagnaten; die wirtschaftlichen Koryphäen bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren Nationalökonomen, hommes de lettres, die die Lebensäußerungen des Wirtschaftskörpers schematisierten und sich um die Brauchbarkeit von Systemen stritten. Oft entglitt ihnen das thema probandi; denn die Produktivität der zum Leben erweckten finanziellen, industriellen, kommerziellen und technischen Kräfte ließ die Ergiebigkeit des spintisierenden Hirns bald hinter sich zurück. Der Unterschied

in den wirtschaftlichen Individualitäten von heute und denen von damals ist begründet in der Verschiedenartigkeit der Stellung, welche die Nationen zum ökonomischen Fortschritt genommen haben. England ist die größte Finanz- und Handelsmacht der Welt. Diese Bedeutung dankt es der Vergangenheit. Es ist ein Zustand gesättigter, nicht lebendiger Kraft, der uns in dem British Empire entgegentritt. Das Meer und die Bank von England sind Britaniens Machthalter. Die englische Industrie hat ihre Blütezeit hinter sich. Vielleicht ist die, verhältnismäßig kurze, Dauer ihres Glanzes darauf zurückzuführen, daß nicht der Hochofen, sondern die Spinnmaschine im Mittelfeld des britischen Industriewappens herrscht. England hat keinen Krupp sondern einen Arkwright gehabt. Der schuf die erste Großindustrie des Imperiums und machte Lancashire, das Reich der Spindel, zum Mittelpunkt der industriellen Entwicklung. Die genoß die Freiheit, die Adam Smith in seinem „Wealth of Nations" als Grundbedingung alles Fortschritts bezeichnet hatte. „In Großbritannien ist die Arbeit freier als in irgend einem Teile von Europa." Und das unter — oder trotz — dem Einfluß eines ausgeprägt imperialistischen Geistes, wie er England seit Cromwells Tagen beherrscht. Dem Imperialismus sind die Schranken des reinen Industriestaates zu enge gewesen. Herrschen kann nur die Natur, die den Umsatz der Industrie lenkt, nicht der Handlanger, der die Erzeugnisse liefert. So ist England zum Dorado des Freihandels geworden, weil es den Schutzzoll nicht gebraucht hat. Die Epigonen nach Cobden und Ricardo haben den Kapital- und Handelsstaat geschaffen; die Industrie blieb, als Hilfskraft, zurück. Das Weltreich Großbritannien hat die Persönlichkeit aufgesogen. Es ist gesättigt und verwaltet, was ihm die Cromwell, Smith, Bentham, Petty, Ricardo, Cobden schufen. Die letzte große repräsentative Erscheinung, die das wirtschaftliche Leben Englands hervorgebracht hat, war Cecil Rhodes. Man nannte ihn den „Kaiser von Afrika"; und er war in der Tat ein Imperator. Einer dessen Ehrgeiz sich nicht im Erschließen von Diamanten- und Goldfeldern erschöpfte, sondern ein Mann, der Geschichte machen wollte. Rhodes hat den Prachtbau der „britischen Majestät" auf dem Weltmarkt vollendet, zu dem die Spinner von Lancashire das Fundament gelegt hatten, dessen Gerüst aber der Schöpfer des modernen Kapitalismus, David Ricardo, errichtete. Zwischen dem Imperialisten Rhodes und dem Manchestermann Ricardo liegt ein Jahrhundert und eine Welt. Auf der einen Seite der Vorkämpfer für die staatliche Großmacht; zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Manchesterleute de pur sang, die jedes Machtgelüst der Nation als ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Volkswirtschaft brandmarkten. Die Persönlichkeit wurzelt in der Weltanschauung, und die ist wieder ein Produkt aus natürlicher Anlage und Abstammung. David Ricardo, der geistvollste und bedeutendste banker aller Zeiten, Länder und Börsen, entstammte dem Volke, dessen Schoß Baruch

Spinoza entsprossen war. Die höchste geistige Kultur unter den Bekennern des Talmuds haben die Juden Portugals erreicht. Der portugisische Jude strahlte aus ungezählten Facetten die dem Auserwählten Volke verliehenen Gaben wieder. Und Holland tat klug daran, daß es diese Strahlen in seinem Reiche auffing. Denn ihrem Glanze dankt es seine große Vergangenheit. Großbritannien aber, als wirtschaftliche Großmacht, ist dem Geiste eines Hebräers entsprungen; eines Judenstämmlings, der in die fremde Erde verpflanzt worden war und die Kräfte, die er dem neuen Boden entzog, mit der seiner Rasse gegebenen Behendigkeit und Anpassung dem eigenen Geiste vermählte. David Ricardo, aus portugisischem Judengeschlecht; Cecil Rhodes, vom Stamm eines englischen Landgeistlichen. Vom Typus des Vicar of Wakefield. Kann man sich größeren Gegensatz denken als er in der anthropologisch-ethnographischen Umgebung der beiden Repräsentanten des Geschlechts der wirtschaftlichen Persönlichkeiten zu Tage tritt? Und doch haben sie einen Punkt, in dem sich ihres Wesens Kerne berühren: in der Umwertung rein materieller Interessen zu einer idealen Tendenz. Ricardo, der Bankier, und Rhodes, der Minenspekulant, haben sich für das Glück der Nation eingesetzt. Der Eine suchte es durch die Rente des mobilen Kapitals, der Andere durch die Steigerung des staatlichen Machtfaktors zur höchsten Rentabilität zu erreichen. Die Manchesterleute haben den Grund der britischen Macht gelegt; und törichte Eifersucht, die nicht sehen will, daß die Beherrschung des Welthandels mehr bedeutet, als der vollendetste Typ des Industriestaates, sucht dem Rad der Entwicklung in die Speichen zu fallen und Schutzmauern für eine Industrie zu fordern, die deren längst nicht mehr bedarf. Im modernen England haben sich die Grenzlinien des homo oeconomicus und politicus vermischt. Joseph Chamberlain, der Schraubenfabrikant von Birmingham, ist wirtschaftliche Persönlichkeit und Staatsmann zugleich. In den „Grenzen von Großbritannien und Irland", mit 315000 Quadratkilometern und einer Bevölkerung von 44 Millionen Menschen, würde sich kaum der imperialistische Wirtschaftmensch, wie er von Rhodes und Chamberlain repräsentiert wird, entwickelt haben. Dem mußte ein britisches Weltreich zur Folie dienen. Und die südafrikanische Republik, die Cecil und Joe geschaffen haben, ist die jüngste (und letzte?) Etappe in der wirtschaftlichen Entwicklung Großbritanniens gewesen. Die Diamantenfelder Kimberleys und die Goldminen am Witwatersrand danken ihre phänomenale Entwicklung dem Einfluß von Cecil Rhodes, der es verstand, sich die gesamte Spekulation, die Beit, Wernher, Eckstein, Barnato, Neumann, dienstbar zu machen, ohne selbst zum bloßen Kurstreiber herunterzusinken. Die spekulative Ausbeutung der Chancen der Goldminenindustrie überließ Rhodes der londoner Börse und deren großen und kleinen Matadoren. Was kümmerte ihn der Kursstand der Goldshares, ihn, der nur das eine Ziel vor sich sah: ganz Südafrika unter die Botmäßigkeit des Union Jack zu bringen!

Die Gewinnung von Diamanten und Gold war dem Nichts-als-Imperialisten nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Rhodes in einem Atem mit einem Glücksritter, wie Barnato, nennen, heißt den Kolibri zum Mistkäfer gesellen. Keinem der Südafrikaner, nicht einmal dem Rhodes am nächsten stehenden Alfred Beit, ist der Stempel einer hervorstechenden Persönlichkeit aufgedrückt. Alle, wie sie auch heißen mögen, sind dem depravierenden Einfluß des Goldes erlegen und haben ihre Kräfte im tollen Spiel an der Londoner Börse erschöpft. Wie der Koloß von Rhodos überragt Rhodes die crapule der keuchenden Spekulantenhorde. Die Ostindische Kompanie, die, von Colbert errichtet, später der Raubgier eines Warren Hastings die Mittel zur tollsten Korruption bot, schwebte Rhodes bei der Gründung der Chartered Company vor. Die „British South Africa Company" wurde mit staatlichen Hoheitrechten ausgestattet und herrschte schließlich über ein Gebiet, das an Flächeninhalt nicht weit hinter Mitteleuropa zurückstand. Heute ist Eduard VII. Herr über Rhodesien und die Chartered Company eine Minengesellschaft wie jedes andere Unternehmen der Spezies. Rhodes hat, wie Ricardo, dem britischen Imperium ein Stück seiner Größe geschaffen. Er hat sich als Persönlichkeit für die Idee der nationalen Größe eingesetzt und ist, in der verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit, die ihm zu wirken, geschenkt war (er starb noch nicht fünfzigjährig, etwa im gleichen Alter, in dem Ricardo aus dem Leben schied), restlos in der Verwirklichung dieses Gedankens aufgegangen.

Das England unserer Tage ist arm an wirtschaftlichen Individualitäten. Über das Durchschnittsmaß ragt keiner von den businessmen hinaus. Weder in der Industrie, noch im Handel und in der Finanz. Das Bild einer gesättigten Macht, die der schöpferischen Phantasie keine Anregung mehr bietet. Sichtbarer noch als in Britannien breitet sich die Tiefebene der wirtschaftlichen Intelligenz auf dem Boden Frankreichs. Man nennt die Deutschen das Volk der Denker und verbindet damit den spöttischen Nebensinn, daß sie langsamen und schwerfälligen Geistes sind. Sub specie der Wirtschaftgeschichte zeigten sich aber die nachteiligen Folgen des Philosophierens viel mehr bei den Franzosen als bei uns. Die spekulative Gewandtheit, die dem Kelto-Romanen eine gewisse geistige Überlegenheit gibt (die allerdings nur äußerlicher Art ist), hat zur Durchdringung und Bewältigung wirtschaftlicher Probleme nicht ausgereicht. Neben geistreichen Systematikern, wie François Quesnay, finden sich nur ganz vereinzelt praktische Intelligenzen von der Durchschlagkraft eines Colbert. Es ist bezeichnend für die Stellung, die Frankreich unter den Wirtschaftstaaten einnimmt, daß ein gewerblicher und kommerzieller Aufschwung, wie er nach Colberts Reformen eingesetzt hatte, nicht wieder zu beobachten gewesen ist. Die konsequente Durchführung des Schutzzollsystems, das Prinzip, d'attirer l'abondance, hat den Franzosen zwar eine starke finanzielle Übermacht verschafft; aber es ließ die

Keime des wirtschaftlichen Fortschritts schon im Entstehen zu Grunde gehen. Es erstickte sie in der Rente. Dem französischen Geist haftet etwas Spielerisches an. Eine Wirkung dieser Eigenschaft sind die Reflexionen, die zielbewußtes Handeln unmöglich machen. Soweit Frankreich mit wirtschaftlichen Individualitäten aufwarten kann, sind es Männer der Finanz, die als Persönlichkeiten eigener Prägung hervortreten. Colbert und Turgot waren Finanzminister; und die Brüder Pereire, die Schöpfer der modernen Aktienbank, sind Börsenmakler gewesen. Übrigens auch portugiesischer Abkunft wie Ricardo. In der Industrie fehlt es vollständig an prominenten Erscheinungen; denn der verstorbene Erbauer des Suezkanals, Ferdinand von Lesseps, war Diplomat und Ingenieur. Ich hätte den Namen Rothschild schon bei England erwähnen sollen; nun drängt er sich noch stärker auf. Aber die Rothschilds gehören keiner Nation an. Sie sind die einzige wirtschaftliche Macht, die kosmopolitisch ist. Die jüdische Nationalität, die sich in Reinkultur nur noch in Rußland und in der nordamerikanischen Union findet, hat in der Geschichte der Familie Rothschild die Wandlung zum Kosmopolitismus durchgemacht. Man sagt dem Juden nach, daß er der geborene „Weltbürger" sei. Das trifft heute wohl nur noch auf die Stammesgenossen zu, die sich ihr Judentum frei von dem Bewußtsein der Staatsangehörigkeit erhalten haben. Bei den Rothschilds aber beruht das Weltbürgertum in der internationalen Bedeutung ihrer finanziellen Macht. Heute nicht mehr in dem Umfange, wie in den Tagen, da Heinrich Heine bei James Rothschild in Paris die Receptions dekorierte. Mit dem Aufkommen der modernen Großbank hörte die Weltgröße des Hauses Rothschild auf. Was die „Augsburger Allgemeine Zeitung" unter den Gazetten war, das sind die Rothschilds in der Finanz gewesen. Ein Name von staatspolitischem Gewicht. Ein Faktor in der europäischen Diplomatie. Und doch für die wirtschaftliche Entwicklung nicht von der Bedeutung, die mancher Geldmann von geringerer Kapazität gehabt hat. Alles Geld der Welt ist in die „kosmopolitische Riesentasche" der Rothschilds geflossen; sie haben Inzucht mit dem Geld getrieben; die Spekulation zur höchsten Kunst erhoben; aber für die Weltwirtschaft haben sie nichts geschaffen. In Frankreich und Österreich haben sie Eisenbahnen finanziert, deren Schicksale der Nachwelt weniger Befriedigung gewähren als sie ihren Gründern verschafften. Die französische Nordbahn, eine Schöpfung von James Rothschild (Heine schreibt im Mai 1843 aus Paris: „Das Haus Rothschild, welches die Concession der Nordeisenbahn soumissioniert und sie aller Wahrscheinlichkeit nach erhalten wird, bildet keine eigentliche Societät, und jede Betheiligung, die jenes Haus einzelnen Personen gewährt, ist eine Vergünstigung, ja, um mich ganz bestimmt auszudrücken, sie ist ein Geldgeschenk, das Herr von Rothschild seinen Freunden angedeihen läßt."), hat ihren Aktionären nicht nur freudige Stunden bereitet; und den Namen der Österreichischen Südbahn,

einer Kapitalverwässerung allerschlimmster Art, darf man nicht aussprechen, ohne tiefes Mitleid für die beklagenswerten Aktionäre der Gesellschaft zu empfinden. Die Fähigkeiten der Rothschilds lagen auf spekulativem Gebiete. Mit talmudisch geschärftem Geist und eisernen Nerven verstanden sie es, jede Chance sofort in ihren Bann zu zwingen. So der Stammvater Mayer Amschel, als er die Vorteile einer Verbindung mit dem geldbedürftigen Erbprinzen, späteren Kurfürsten, Wilhelm von Hessen-Kassel schnell und richtig erkannte. Die berühmte dänische Anleihe, die Rothschild im Jahre 1806 abschloß, war das erste große Finanzgeschäft dieser Art in Deutschland. Später haben die „Rothschildanleihen" in der europäischen Politik eine nicht geringe Rolle gespielt. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein konnte kein Krieg ohne die finanzielle Unterstützung der „zwaa Paar Frankfurter Juden" (wie Kaiser Franz von Österreich sich einmal, indigniert, äußerte) geführt werden. Über James Rothschild, den zweiten Sohn von Mayer Amschel, sagt Heine: „Er ist in der That eine merkwürdige Person. Ich kann seine finanziellen Fähigkeiten nicht beurtheilen, aber nach Resultaten zu schließen, muß sie sehr groß sein. Eine eigenthümliche Capacität ist bei ihm die Beobachtungsgabe oder der Instinct, womit er Capacitäten anderer Leute in jeder Sphäre, wo nicht zu beurtheilen, doch herauszufinden versteht." Jedenfalls war James Rothschild klug genug, sich die Bosheiten des witzigen Doktors Heinrich Heine mit Bonhomie gefallen zu lassen. Bedeutender als dieser Sproß des alten Mayer Amschel, war dessen dritter Sohn Nathan Mayer. Wohl die genialste Erscheinung unter den Rothschilds überhaupt. Er begründete das Londoner Haus und wurde die größte Macht in der City. Ungezählte Anekdoten sind über ihn im Umlauf. Er hat die Bank von England gedemütigt und am Sieg von Waterloo eine Million Pfund Sterling verdient. Durch ihn ist die Firma N. M. Rothschild and Sons zu einem Bankhaus geworden, dessen Maßnahmen gelegentlich die Aufmerksamkeit der europäischen Geldmärkte noch heute in Anspruch nehmen. Lord Nathanael Rothschild in London repräsentiert als Persönlichkeit heute die einstige Macht der Familie, die am raschesten in ihrem Stammhaus zu Frankfurt erlosch. Seit dem Tode des Barons Maier Karl, im Jahre 1887, war die Frankfurter Firma vom Schauplatz der Öffentlichkeit abgetreten. In Paris ist mit dem Baron Alphonse, dem „großen Baron", wie Eduard Drumont ihn nannte, die letzte populäre Figur der Familie, vor vier Jahren ins Grab gesunken. Der Senior der Familie, Baron Gustav, wurde genannt, als er, im Februar 1906 das Fest der goldnen Hochzeit feierte. Heute sind die Mitglieder der Familie Rothschild nur noch als Grandseigneurs und Mäzene bekannt. Sie repräsentieren den Finanzadel in der historischen Form. Das tritt am schärfsten da in die Erscheinung, wo die Residuen Metternichschen Geistes in Reinkultur gepflegt werden: in Wien. Der im Jahre 1905 verstorbene Baron Nathaniel Rothschild,

der Vertraute des Grafen Hans Wilczek und der Fürstin Pauline Metternich, hatte in seinem Palais auf der Wieden eine Kunstsammlung, deren Qualität dem Verständnis und Geschmack ihres Besitzers, oder seiner Berater, ein schönes Zeugnis ausstellte. Die Farben des Rothschildschen Stalles waren als Derbysieger gefürchtet. Die humanitären Bemühungen des Barons Nathaniel wurden von der Wiener Bevölkerung dankbar anerkannt; und die Rothschild-Gärten auf der Hohen Warte wurden als Wunder hortikultureller Leistung bestaunt. Lauter Dinge, durch die sich ein Mensch um die ästhetische Seite der Weltgeschichte verdient machen kann; aber für einen Rothschild doch nur Zeichen der Dekadenz. Um das Bankhaus Rothschild in Wien kümmert sich heute nur noch die Österreichische Kreditanstalt.

Die „größten Bankiers Europas", wie sie einst hießen, waren die Götter ihrer Zeit. Als die überholt war, sind sie von ihren Thronen gestürzt worden. Die Rothschilds haben das Geheimnis zur höchsten Vollendung gebracht. Sie verdankten ihre Haupterfolge der absoluten Geheimhaltung aller geschäftlichen Transaktionen. Sie liebten es, alles was ihren Namen betraf, in mystisches Dunkel zu hüllen. Biographische Publikationen wurden mit allen Mitteln unterdrückt. Das war die Diplomatie der alten Schule. Die Entwicklung aber, die mit der Aktie einsetzte, brachte einen brutalen Ton in die Wirtschaft. An die Stelle des Grandseigneurs trat der Selfmademan. Und der öffentliche Kredit fand verständnisvolle Pfleger in den Aktienbanken. Die Rothschildsche Milliarde büßte den Seltenheitwert ein; denn auf der Manhattaninsel war ein neues Geschlecht von Kapitalriesen entstanden, das mit seinen Wolkenkratzern die Geldschränke der Finanzbarone in den Schatten stellte. Es charakterisiert den Umschwung der Zeiten und den Wechsel im Habitus der wirtschaftlichen Persönlichkeit, daß man Anno Metternich nur den Finanzbaron kannte, während man heute vom Industriemagnaten oder vom Finanzkönig spricht. Das Individuum ist eine Großmacht geworden. Die Voraussetzungen dazu fand es in den Ländern, die das wirtschaftliche Problem der neuesten Zeit gelöst haben: in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Deutschland. Hier trifft man die Spezies der ökonomischen Individualität in zahlreichen Exemplaren. Der amerikanische und deutsche Industrie- oder Finanzmann repräsentiert die „wirtschaftliche Persönlichkeit" in der vollendetsten Ausgabe. Nirgendwo anders ist sie sonst anzutreffen. Es sei denn, sie gehöre der Geschichte an.

In der Person des modernsten Typus dieser Art treffen sich oft deutsche und amerikanische Elemente. Die nordamerikanische Union ist aus einem Völkergemisch zusammengesetzt; und mancher der Krösusse besitzt ebenso viele Eigentümlichkeiten verschiedener Nationalitäten wie Millionen. Es spricht für die Tüchtigkeit des deutschen Geistes, daß unter den starken Köpfen der amerikanischen

Dollarrepublik eine Reihe deutscher Erzeugnisse sich befindet: Jay Gould, der Vater der Spekulation mit Eisenbahnen, war aus Deutschland eingewandert; John Jakob Astor, der Stammvater des amerikanischen Geschlechts und Begründer der Millionärdynastie, war ein Pfälzer; Henry Villard, der ursprünglich Heinrich Hilgard hieß, der viel genannte Präsident und Promotor der Northern Pacific-Bahn, entstammte gleichfalls der Rheinpfalz; und der dritte Pfälzer ist Charles M. Schwab, der ehemalige Präsident des Stahltrust. Auch Friedrich Weyerhäuser, der Holzkönig (ihm ist ein Königreich von Waldbeständen in Minnesota, Oregon, Wisconsin zu eigen), der von Vielen seiner gegenwärtigen Landsleute für reicher als John Davison Rockefeller gehalten wird, kam als deutscher Einwanderer nach Amerika. Über die Eigenschaften des amerikanischen Milliardärs wird viel diskutiert. Man möchte gewisse typische Eigentümlichkeiten aus der Masse des gebotenen Materials destillieren, um den Extrakt eines smarten Yankee wie Suppenwürze zum Hausgebrauch zu haben. Warum soll es nicht möglich sein, aus dem Präparat einen Sud herzustellen, der deutschen Unternehmern die Kraft verleiht, Yankeeeigenschaften zu erlangen! Berufsmäßige Psychologen finden eine, ein Leben ausfüllende, Aufgabe vor, wenn sie sich der Untersuchung des amerikanischen Multimillionärs widmen. Der Turiner Psychiater Cesare Lombroso, der sich bemüht, die verschiedenen species generis humani pathologisch zu erfassen und zu klassieren, hat sich auch mit der seelischen und geistigen Verfassung der Milliardäre beschäftigt. Er hat konstatiert, daß wenige unter den Dollarfürsten die dem Genie eigenen Merkmale der Degeneration besitzen. Sind die Milliardäre dennoch Genies, so sind sie es in der Art der militärischen Größen, der Genies der Tat, aber niemals nach der künstlerischen oder literarischen Seite. Das versteht sich eigentlich von selbst. Doch gibt es auch da Ausnahmen, von denen Lombroso offenbar keine Kenntnis bekommen hat. John Pierpont Morgan, der nicht nur ein gieriger Erwerber von Kunstwerken sondern auch ein Kenner ist, gehört zu den weißen Raben. Eigenschaften der Milliardäre sind: Mangel an allgemeiner Bildung, Frühreife, arme Herkunft, die klare Intuition für den zu wählenden Weg, Habsucht, relative Ehrenhaftigkeit (darunter ist das Maß von Ehrenhaftigkeit zu verstehen, das vor dem Strafgesetz, aber nicht vor dem Vermögen des Nebenmenschen Halt macht), fürstlicher Aufwand unter Verwendung höfischen Zeremoniells. Ich weiß nicht, ob man sich mit Hilfe dieses Schemas einen amerikanischen Krösus konstruieren kann. Eine oder die andere der genannten Eigenschaften besitzt wohl jeder der „Upper Fourhundred". „Stelle Eitelkeit mitten hinein", so hast du den ruhenden Pol, um den sich alle Instinkte des Yankee drehen. Und etwas Pietismus dazu, als Nachahmung des englischen cant. Eitelkeit hat den alten Andrew Carnegie zum Literaten und Stifter des Friedenstempels im Haag gemacht. Der „grand old man" von Pittsburg, wie er genannt wird, hat ein

dickleibiges Buch, das vom Reich des Geschäftsmannes (Empire of business) handelt, geschrieben. Es ist nicht das einzige Erzeugnis seines Geistes geblieben. Ich glaube, daß man sich mit diesen literarischen Produkten weniger eingehend beschäftigt hätte, als man es in Wirklichkeit getan hat, wenn sie nicht von einem Manne stammten, der 800 Millionen Mark „gemacht" hat. Carnegie, Rockefeller, Morgan; dann Harriman und Hill sind die bekanntesten Persönlichkeiten der amerikanischen Wirtschaft. Die „Individualitäten" sind damit noch nicht erschöpft. Es gibt mehrere Dutzend von reichen Leuten, die je eine halbe Milliarde Mark und darüber im Vermögen besitzen. Wenn man will, kann man die auch unter die Spezies der Persönlichkeit klassieren. Denn es gehören Eigenschaften von mehr als gewöhnlicher Intensität dazu, um solche Gaurisankars von Kapital aufzutürmen. Dabei sind die amerikanischen businessmen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, doch nach der Schablone geschnitten. Die Brutalität in der Eskomptierung von Möglichkeiten ist bei Jedem der Dollarspezialisten zu finden. Wesen, denen jede Hemmung ausgeschaltet ist, reagieren natürlich mit elementarer Gewalt auf spekulativ verwertbare Chancen. Und die Zentren des Kapitals in der nordamerikanischen Union strahlen alle Vorbedingungen des Reichtums aus. Eisen, Kohle, Petroleum, Gold, Baumwolle, Weizen, Kupfer sind in verschwenderischer Fülle vorhanden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind durch ihren Besitz an natürlichen Schätzen zum Gläubiger der ganzen Welt geworden. Und es kam für den Mann ohne Grundsätze nur darauf an, mit Hilfe der verschiedenen Produkte richtige Kombinationen zu treffen. Das heißt: Eisen, Petroleum, Weizen nicht als Dinge an sich zu betrachten, sondern in Beziehung zur Börse und zu den Eisenbahnen zu bringen. So kamen die pools, deals, corners, trusts zustande, die die Produktion von Dollars zu vorher nie gesehener Blüte brachten. Und dann der ungeheure Wertzuwachs des Bodens. Die Manhattan-Insel wäre ein Paradies für die Besteurer des unearned increment. Die ganze Insel, die 22000 Morgen umfaßt, wurde von dem ersten Pionier, Peter Minuit, im Jahre 1626, für 24 Dollars gekauft; ihr gegenwärtiger Wert beträgt 4 Milliarden Dollars. Das ist die Erde, aus der die Berge von Häusern und das Geschlecht von Finanzriesen emporgewachsen sind. Bei dem sind nur die Schöpfer des Reichtums bedeutend; die Deszendenz ist zum Teil entartet. Auch da hat die Inzucht eine Rolle gespielt. Die Vanderbilts, Goulds, Astors gehören heute nicht mehr zu den Führern der Nation. Oder doch nur als arbitri elegantiarum, deren Tätigkeit sich in der Züchtung einer distinguierten Aristokratie erschöpft. Mit skurrilem Eifer werden hohe Schranken zwischen den Eingesessenen der Fifth Avenue in Newyork und den Emporkömmlingen gezogen. Au fond sind sie alle Parvenus, in der lächerlichen Sucht, die Sitten der alten Welt nachzuahmen. Das ist das erwähnte Manko in der allgemeinen Bildung, das dem inneren Menschen

das Bewußtsein der Überlegenheit geraubt hat. Die Persönlichkeit ist erschöpft, sobald der Dollar die Hundertmillionengrenze überschritten hat. Zurück bleibt eine Maschine mit abgenutztem Räderwerk. Die Frische, deren der alte Andrew Carnegie (er ist im Jahre 1837 geboren) sich erfreut, hängt damit zusammen, daß die nichtamerikanische Abkunft seinem Wesen einen starken Einschlag verlieh. Er stammt aus Dunfennline, einer historisch merkwürdigen Stadt Schottlands, und die Liebe zu seiner Heimat beherrscht ihn mit einer fast poetisch anmutenden Gewalt. Der Sohn des armen schottischen Webers kam als Kind von zehn Jahren nach Pittsburg; und die pennsylvanische Hochburg des Stahls hat das Glück des späteren Beherrschers dieses Riesenreiches von Hochöfen und Walzwerken begründet. Carnegie und Pittsburg gehören zusammen wie Thyssen und Mülheim. Aber der schottische Einwanderer ist nicht restlos in das Wesen des amerikanischen Trustmannes hineingewachsen. Man sagt dem Begründer des größten Stahltrusts der Welt nach, daß er nicht immer die Augen auf den weitesten Horizont eingestellt habe. So soll er den Vorteil des Erwerbs von Eisenerzgruben zur Befestigung des Monopols seiner Stahlgesellschaft nicht erkannt haben. Der Ankauf der bekannten Oliverschen Eisenerzminen am Lake Superior wurde durch den damaligen Präsidenten der Carnegiegesellschaft H. C. Frick, gegen den Willen Carnegies vollzogen. Man könnte also beinahe sagen, daß die größte Schöpfung des Pittsburger Stahlkönigs, die United States Steel Corporation, nicht sein Werk, sondern die Leistung eines intelligenten und energischen Handlangers ist. Der Stahltrust arbeitet mit einem Aktienkapital von 868 Millionen Dollars und einer Bondsschuld von 597 Millionen. Das sind 1465 Millionen Dollars oder fast 6 Milliarden Mark. Aus diesem Riesenreich ging eine Anzahl von Multimillionären hervor. George Lauder, John Leishman, Charles M. Schwab. Nur einer hat die Million verschmäht: der geniale Ingenieur Bill Jones, der technische Leiter der Carnegiewerke. Sympathisch berührt die persönliche Schlichtheit, die sich Andrew Carnegie erhalten hat, und der Eifer, mit dem er seine Millionen gemeinnützigen Zwecken zuführt. Es ist allerdings fraglich, ob die zahlreichen Bibliotheken und Unterrichtsanstalten, die mit Carnegieschen Dollars unterhalten werden, geeignet sind, der Menschheit das ihr zugedachte Heil zu bringen.

Ein Carnegie ohne sentimentalen Einschlag ist John Davison Rockefeller. Sein Gesicht gleicht einer steinernen Maske. Glatte, unbewegte Flächen, deren provozierende Ruhe durch Fischaugen, die unter dem Risalit hervorsehen, im Eindruck verstärkt wird. Die eine Partei sieht in „Johnny" den kalt mordenden Verbrecher, der jeder seelischen Regung bar ist; die andere Gruppe hält ihn für einen Günstling des Schicksals, den ein fabelhaftes Glück Gesetz und Richter stets auf der eigenen Seite finden ließ. Sicher ist, daß Rockefellers psychische Konstitution erheblich leistungsfähiger gewesen ist als sein Intellekt. Er hat mit

einer fast naiven Rücksichtslosigkeit sich über jedes moralische Hemmnis hinwegzusetzen gewußt. Rockefeller hat jüngst seine Memoiren veröffentlicht. Es lag ihm offenbar daran, zu wissen, wie die Welt über ihn dächte, wenn sie sein Selbstporträt gesehen habe. Die Autobiographie des Ölkönigs hat in den Vereinigten Staaten die Sensation einiger Wochen gebildet. Und es gab Leute genug, die auf die captatio benevolentiae mit lebhaften Sympathien für den biederen Dollarmacher reagierten. „Der Mann ist gar nicht so schlimm, wie ihn seine Gegner hinstellen." Im Grunde kann's ihm ja auch farcimentum sein, wie er im Urteil der Mitwelt aussieht. „I have got the money" — Ich habe das Geld — — damit kann er sich trösten. Rockefeller erzählt, daß er schon als Kind ein gewiegter Rechner gewesen sei. Mit seinem Vater, einem Arzt in Cleveland, machte er regelrechte Geschäfte; und die Mutter hielt darauf, daß John frühzeitig die Bedeutung richtiger Bilanzierung schätzen lernte. Nach der üblichen Laufbahn vom Lehrling zum Clerk machte sich John, zusammen mit seinem Bruder William, daran, die Erfindung eines schottischen Fabrikarbeiters, die eine billige Reinigung des Erdöls ermöglichte, auszubeuten. Die Petroleumraffinerie der Gebrüder Rockefeller kam rasch in die Höhe. Die Standard Oil Company wurde gegründet, nachdem Rockefeller das Problem, den billigsten Transportweg zur Küste zu finden, durch Erdrosselung des Widerstandes mehrerer Eisenbahngesellschaften gelöst hatte. Er spielte Händler und Raffineure gegen einander aus, bis er sich die Alleinherrschaft über das Reich des Petroleums gesichert hatte. Die Standard-Oil-Company fing, im Jahre 1875, mit einem Kapital von mehreren hunderttausend Dollars an. Der Standard-Oil-Trust hat heute, einschließlich der Reserven, ein Betriebskapital von 500 Millionen Dollars. Es ist bekannt, daß der Trust wegen unerlaubter Rabatte, die er von den Eisenbahnen genommen hat, zu einer Geldstrafe von 29 Millionen Dollars verurteilt wurde. Das war in der Zeit der Kampagne Roosevelts gegen die „Reichen Räuber". Rockefeller hat sich damals eine Zeitlang der Öffentlichkeit entzogen. Er ließ den Sturm sich verziehen und kam erst aus England nach der Heimat zurück, als die große Finanzkrisis im Herbst 1907 starke Männer erforderte. Die Wallstraße in Neuyork pries den smarten „Johnny" als Retter des Vaterlandes, nachdem sie ihn vorher zum landesflüchtigen Verbrecher gestempelt hatte. „Volksgunst, du bist eine Hure." Der Öltrust besitzt das Petroleummonopol auf dem Weltmarkt. Er gibt in London, Hamburg, Berlin, Wien den Ausschlag. Weder Rumänien noch Galizien hat die Stärke der Standard-Oil-Company zu schwächen vermocht. Und mit dem Röhrensystem, das die Staaten der Union netzartig bedeckt, um das Öl aus den Raffinerien direkt nach den Verladeplätzen zu leiten, hat Rockefeller das Eisenbahnnetz unangenehm durchkreuzt. Der Petroleumtrust ist die einflußreichste Kapitalmacht in den Vereinigten Staaten. Er beherrscht die Neuyorker Börse, d. h. durch

seine Bureaus am unteren Broadway laufen die Fäden aller Verbindungen, welche die Börse mit dem wirtschaftlichen Leben unterhält. Eisenbahnen, Versicherungsgesellschaften, Banken und, nicht zuletzt, der Kupfertrust (die Amalgamated-Copper-Company mit 155 Millionen Dollars Kapital) gehören in den Machtbereich John Rockefellers und Genossen. Johns Bruder William ist ein Viveur. Und Johns „Gehirn", Henry Huddleston Rogers, hat in diesen Tagen das Zeitliche gesegnet. Man sagt, daß Rogers das geistige Haupt des Öltrusts gewesen ist. Jedenfalls war er unter all den Trustleuten die einzige Persönlichkeit (Pierpont Morgan ausgenommen), die Kultur besaß. Er war ein geistiger Arbeiter und ein Mann, der keinen Wert darauf legte, daß man von ihm sprach. Einen bedeutenden Teil seines Vermögens opferte er zur Unterstützung des Kupfermarktes, als der Kupferkönig Augustus F. Heinze (übrigens auch ein Deutscher) zusammengebrochen war. Da Rogers dem Petroleum- und dem Kupfertrust vorstand, also in den mächtigsten Reichen der nordamerikanischen Wirtschaftsrepublik herrschte (nicht nur regierte), so ist Grund genug vorhanden, von einer aus dem Flachland weit in die Höhe ragenden Individualität zu sprechen. Rogers starb auf der Schwelle zum Patriarchenalter. Er hatte sich eine nicht zu beugende Elastizität erhalten. Sein Lebenswerk war der Bau einer Kohlenbahn durch den Staat Virginien, die ihn beinahe die Hälfte seines Vermögens gekostet hat. Die sonst so bereitwillige Finanz wollte sich an der Kapitalisierung dieses Eisenbahnunternehmens nicht beteiligen, weil sie es für zu riskant hielt. Rockefeller hatte Rogers als Gegner kennen gelernt. Das ist die beste Art, um die Kräfte eines Menschen richtig einzuschätzen. Die lagen bei Henry Rogers bis zur Stunde, da ihn der Tod ereilte, nicht brach; denn er starb in den Sielen. Daß der große Trustmann einen feiner konstruierten Mechanismus im Schädel hatte, als die meisten seiner Artgenossen, bewies er durch die Freundschaft, die er für Mark Twain hegte. Er war dessen Förderer in des Wortes rechter Bedeutung.

Als ein Individuum von den Dimensionen eines Rhodes präsentiert sich John Pierpont Morgan, der Bankier. Ich halte ihn für den stärksten Kopf, den die Union augenblicklich besitzt. Er steht höher als Carnegie, Rockefeller, oder gar die Vanderbilt, Armour, Gould, Astor und Konsorten. Denn er ist ein Mensch von universaler Intelligenz, und seine Augen tragen weiter, als die Sehwerkzeuge irgendeines andern Propheten im Lande des Dollars. Für Morgans Bedeutung sprechen die exzeptionellen Vergleiche, denen seine Person gedient. Er ist ein Oger, ein Midas, ein Licinius Crassus, dem die Parther geschmolzenes Gold in den toten Mund gegossen haben, ein Condottiere. Das sind die kultivierten Bezeichnungen. Die sonstigen Charakteristiken sind sämtlichen Kapiteln des „Homo delinquente" von Lombroso entnommen. So sieht die Welt den einzigen Yankee, der wirklich weiß, was er

will. Hätte er einen Zola gefunden, so würde man ihn in der Mannigfaltigkeit seines riesenhaften Organismus, der in so kümmerlicher Weise mit ein paar läppischen Stichwörtern etikettiert wird, zu sehen bekommen haben. John Pierpont Morgan, der seine gewaltigsten Schlachten im Alter zwischen sechzig und siebzig geschlagen hat, ist der Amerikaner. Er allein hat die Trustidee restlos in sich aufgenommen. Der Stahltrust, zu dem Andrew Carnegie den Grund gelegt hat, ist sein Werk. Und bei allen großen Kombinationen hatte er die Rolle des Führers. Man sagt ihm nach, er habe es in der Kunst, mit Wasser zu bauen, zur höchsten Vollendung gebracht. Ähnlich wie Bernhard Dernburg, der gegenwärtige Kolonialminister des Deutschen Reiches, errang Morgan seine ersten Erfolge als „Gesundmacher" von insolvent gewordenen Aktiengesellschaften. Er debütierte mit der berüchtigten Eriebahn, einer Gründung Jay Goulds. Als Unternehmer trat er ziemlich spät hervor. Vielleicht lag das daran, daß sein Weg nicht mit den charakteristischen 5 Cents begann. Er bildet eine Ausnahme unter den Finanzkolossen, da er nicht von armer Herkunft ist. Sein Vater war Besitzer eines Bankgeschäftes in London, das bis zum Jahre 1890 bestand. Aus dieser Firma entstand das heutige Welthaus J. P. Morgan & Co. in New-York. John Pierpont gehört seiner Abkunft und seinem Wesen nach zu den Angloamerikanern. Der Engländer in ihm, der in einer, von großer Kultur erfüllten, Vergangenheit wurzelt, hält dem bloßen Geldfabrikanten amerikanischen Stils die Wage. Morgan hat auf deutschen Universitäten studiert. Die Georgia Augusta in Göttingen zählte ihn durch zwei Jahre zu ihren Söhnen. Ob Morgan bei der Wahl dieser Hochschule an einen anderen Amerikaner gedacht hat, der sich dort die Freundschaft des größten Deutschen errang: an den Geschichtsschreiber John Lothrop Motley, den Freund Bismarcks? Lange nach dem Abschluß der Studien in Deutschland galt Pierpont Morgan den Intimen seines Hauses noch als bedauernswerter Idealist. Er dichtete und schwärmte für deutsche Treue. Derselbe Mann, der nach Erreichung des Schwabenalters, nur noch den kategorischen Imperativ des Geschäftsmannes kannte. Die Gegensätze in der Psyche dieses Milliardärs deuten auf eine weit differenziertere Natur, als sie der Schablonenkrösus besitzt. Morgan, der Kunstsammler und Bibliophile, ist sehr verschieden von Morgan, dem Bankier und Trustmann. Die Sammlungen bergen Schätze auserlesener Kunstwerke. Gemälde; Skulpturen; Teppiche; Handschriften, die an Kostbarkeit den Besitz des Britischen Museums übertreffen; Originalmanuskripte von Byron, Dickens, Scott, Thackeray, Napoleon; Bücher von unschätzbarem Wert. Auf den Londoner Auktionen machen Morgans Agenten jedes andere Gebot zunichte. Der Wert dieser „Liebhabereien" wird auf 400 Millionen Dollars geschätzt. In dieser, oft brutalen Art, den Kunstmarkt für sich in Anspruch zu nehmen, haben feiner organisierte Naturen, als Morgan, den Ausdruck schlimmster Barbarei erblickt. Die italienische Regierung

ist gegen den Sammeleifer des amerikanischen Nabob mobil gemacht worden. Aber der Allüberwinder Dollar hat jeden Widerstand beseitigt. Leute, die Morgan kennen, sagen, daß er ein gutes Urteil und einen gebildeten Geschmack besitzt. Und die Schärfe seines Verstandes, das Salz seiner Worte deuten auf einen fein gebauten und glatt funktionierenden Hirnmechanismus. Wo der Wille den Intellekt unterstützen muß, wird mit außergewöhnlicher Leistung aufgewartet. Morgan beherrscht einen großen Teil der amerikanischen Eisenbahnen, eine Anzahl wichtiger Dampferlinien (das bekannte Abkommen zwischen den Rhedereien für den nordatlantischen Verkehr trägt seinen Namen: Morgantrust), industrielle Gesellschaften, Versicherungsinstitute, Banken. Die Kontrolle über den amerikanischen Kapitalmarkt liegt bei der Firma J. P. Morgan, ohne deren Mitwirkung eine finanzielle Transaktion in den Vereinigten Staaten heute undenkbar ist. Morgan hat nur einmal von seiner Macht offiziellen Ausdruck gegeben: als er ein bedeutendes Eisenwerk, die Tennessee Steel and Coal Company mit dem Stahltrust vereinigte und dem Präsidenten Roosevelt mit einer beispiellosen Panik drohte, für den Fall, daß gegen die erwähnte Verschmelzung auf Grund der Antitrustgesetze vorgegangen werden würde. Die Brutalität gegen den Staat, die Morgan anwendete, hat in E. H. Harriman einen ähnlich kräftigen Vertreter gefunden. Harriman, der Sohn eines Hungerpastors auf Long Island, ist in Wall Street groß geworden. Die Börse beherrscht er, der sie seit einem Menschenalter kennt, wie kein zweiter. Als Eisenbahnfachmann, besitzt der, als „Spitzbube" gebrandmarkte, Spekulant die Anerkennung deutscher Geheimräte, die ihn in einem, auf Veranlassung des preußischen Verkehrsministerium verfaßten Werk den besten Kenner des amerikanischen Eisenbahnwesens nennen. Und den Einzigen, dem es zuzutrauen sei, daß er die Eisenbahnen völlig neu organisiere. Es gibt kein Eisenbahnnetz in den Vereinigten Staaten, das nicht unter Harrimans Einfluß stünde. Morgan weiß das Gewicht dieser kongenialen Persönlichkeit zu schätzen, und hat sie lieber auf seiner Seite als gegen sich. Harriman ist von kleiner schmächtiger Gestalt — im Gegensatz zu dem ungeschlachten Riesen Morgan —, der er durch eine berühmt gewordene Grobheit nachhilft. Harrimans schärfster Gegner ist J. J. Hill, ehemals Clerk in einem Dampfschiffkontor, heute Besitzer von mehreren hundert Millionen Dollars. Bei Hill tritt aber die reine Spekulantennatur schärfer hervor als die Fachkenntnis. Sein bedeutendstes Werk ist der Bau der Great-Northern-Eisenbahn. Unter den „Eisenbahnpionieren" darf Henry Villard (Heinrich Hillgard), der eigentliche Schöpfer der Northern-Pacific-Bahn, nicht vergessen werden. Er starb vor einigen Jahren nach einem Leben, das reich war an schroffen Übergängen von den höchsten Gipfeln zu den tiefsten Niederungen des Schicksals. Hillgard, der seinen Namen in Villard amerikanisierte, stammte aus einer angesehenen Familie der Rheinpfalz. Nach mißglücktem Studium verließ er die Heimat und wanderte aus. In

Amerika hat er alle Phasen im Leben des Entgleisten durchgemacht. Wir besitzen „Lebenserinnerungen" von ihm, die einen interessanten Einblick in die Entwicklung einer begabten und charaktervollen Persönlichkeit bieten. Politiker, Journalist, Korrespondent, Schullehrer, Teilnehmer am Bürgerkrieg, Eisenbahnunternehmer, Bankier: das sind die Etappen, die Villard durchlaufen hat. Mit George M. Pullman und William Endicott errichtete er die Oregon Railway and Navigation Company. Später vollendete er die Northern-Pacific-Bahn. Bekannt ist, daß die Eröffnung dieser Bahn zu einem internationalen Ereignis erhoben wurde. Es erschienen Gäste aus England, Deutschland und Österreich, um Revue zu halten über die neue transkontinentale Eisenbahnlinie in der nordamerikanischen Union. Unter den deutschen Teilnehmern befand sich der damalige Direktor der Deutschen Bank, Dr. Georg Siemens; und die show, die er drüben mitgemacht hatte, gab den Anstoß zur Einführung der Northern Pacificwerte in Deutschland. Es war das Debüt amerikanischer Eisenbahnpapiere auf dem deutschen Kapitalmarkt, das nicht glücklich gewesen ist. Siemens hat seinen kautischen Witz häufig genug an der „Journalistenfahrt" von Chicago nach Seattle ausgelassen. Villard übernahm später die Vertretung der Deutschen Bank in New-York. Er starb im Jahr 1900. Man hat ihn oft als gewissenlosen Spieler hingestellt. Das war er nicht. Sondern ein Mann, der nicht genügend Brutalität besaß, um sich die Chancen selbst heranzuholen. Ein negativer Yankee, der Enttäuschungen erlebte, weil er sich von Hemmungen beeinflussen ließ. Er war das Gegenstück zur Spezies Rockefeller. In Deutschland wäre er vielleicht besser am Platze gewesen, als er es in Amerika war.

Die Deutschen kennen die absolute Voraussetzungslosigkeit nicht, die den Yankee über alle Schwierigkeiten des Geschäfts hinaushebt. Der Deutsche hat eine Tradition zu verteidigen. Oft tut ers unbewußt; aber sein Handeln deutet darauf hin, daß ers tut. Die Voraussetzungen des Erfolgs, die dem Amerikaner das „Persönliche" so leicht machen, sind in Deutschland verhältnismäßig spärlich. Die über den Bedarf weit hinausgehende Ergiebigkeit des Bodens fehlt gänzlich. Deutschlands Einfuhr ist größer als sein Export. Aber die Notwendigkeit, sich das Terrain zu erkämpfen, schafft starke Menschen. Intelligenz und Wille werden aufs äußerste angespannt. So vereinigen sich technische Fähigkeiten mit Dispositionsbegabung in der „Persönlichkeit", die aus der deutschen Industrie herausgewachsen ist. Man hat den Krupp, Thyssen, Stinnes, Kirdorf, Rathenau gegenüber das Bewußtsein, Könner par excellence zu sehen. Ohne den Einschlag des Spielers, der die Linien der amerikanischen Größen verwischt. Der deutsche Industriefürst trägt nur eine Krone; der Amerikaner muß über mehrere Reiche zugleich herrschen. Industrie und Finanz sind drüben eins. In Deutschland schlingen sich Fäden von einem Faktor zum andern, ohne daß ein unlösbares Gewirr daraus entstünde. Beide Teile bleiben für sich; nur die Abhängigkeit

der Interessen wechselt. Bald ist der Industriemann der stärkere Kontrahent, bald ists der Geldmann. Die Freiheit, die beide für sich behalten haben, ist die Ursache größerer Geschlossenheit, die die deutsche Persönlichkeit im Vergleich zur amerikanischen zeigt. Die Amerikaner haben keinen Mann, den sie Alfred Krupp zur Seite stellen könnten. Wir finden bei dieser stärksten Individualität, die dem Schoße der deutschen Industrie entsprang, das Moment des Zufalls nahezu vollständig ausgeschaltet. Die Leistung ist hier rein auf Arbeit und Anlage gestellt. Die Begabung bietet Chancen, und wo Chancen vorhanden sind, ist auch der Zufall da. Aber die Bedeutung, die er in solchem Fall hat, wird auf Null reduziert durch die Notwendigkeit, der Begabung durch Akte bewußten Willens Fruchtbarkeit zu verleihen. Alfred Krupp fing im Jahre 1826 mit vier Arbeitern an. Er sagt selbst bei einer Gelegenheit: „Es ist bekannt, daß im Jahre 1826 die verfallene Gußstahlfabrik ohne Vermögen mir zur Führung anvertraut wurde. Mit wenigen Leuten fing ich an, sie verdienten mehr und lebten besser als ich. So ging es fast fünfundzwanzig Jahre fort mit Sorgen und mühevoller Arbeit; und als ich dann eine größere Anzahl von Leuten beschäftigte, war dennoch mein Vermögen geringer als das, was heute (im Jahr 1877) mancher Arbeiter der Gußstahlfabrik besitzt". Allmählich drang Alfred Krupp mit seiner Propaganda für den Gußstahl durch, dem er, auf Grund wissenschaftlicher Analysen, ein weites Feld eroberte. Die Kruppschen Kanonen beherrschen heute den Erdball. In dem Königreich Essen sitzt die Solidität von Alters her auf dem Thron. Niemals sind gewagte Geschäfte gemacht worden; alle Dispositionen wurzelten im Kalkül. Der alte Krupp war Techniker, Organisator und Geschäftsmann in einer Person. Ein Patriarch mit der Macht eines Königs. Sein Sohn Friedrich Alfred, der im Jahr 1902 starb, hatte das Erworbene zu erhalten und ein Mehrer des Reichs zu sein. Als Persönlichkeit war er kleiner als sein Vater; der Erfolg aber hob ihn über die Köpfe des Durchschnitts hinaus. Ihm fehlte die Volkstümlichkeit, die der Alte besaß; denn er war schon Epigone und hatte keine direkte Berührung mehr mit dem Arbeiter. Das Bewußtsein, der am höchsten besteuerte Mann im Reich zu sein, machte ihn zum Verächter der Menge. So starb er, nachdem sich die Erinnyen seiner bemächtigt hatten. Die Werke in Essen, Magdeburg, Kiel wurden zu einer Aktiengesellschaft vereinigt, deren alleinige Besitzerin Frau Berta Krupp von Bohlen und Halbach ist. Das Unternehmen arbeitet mit einem Kapital von etwa 235 Millionen und beschäftigt 65000 Arbeiter.

In der Würdigung der Arbeit geht August Thyssen mit Alfred Krupp Hand in Hand. Der Stahlkönig von Mülheim ist der intensivste Arbeiter in der ganzen deutschen Industrie. Und die am häufigsten genannte Persönlichkeit. Sein Ruf (von Popularität kann man bei dem durchaus unsozial veranlagten Mann nicht sprechen) hat ihn zum Beherrscher des Montanreiches gemacht.

Thyssen ist ein Programm geworden, von dem man heute noch nicht weiß, ob seine letzte Nummer schon gespielt ist. Und dabei hat der Konzertgeber das siebzigste Lebensjahr fast erreicht. Thyssen hat den Keim des Trustgedankens in die deutsche Montanindustrie gelegt, ohne daß ihn die Frucht dieser Saat befriedigt hätte. Seiner stark autokratisch veranlagten Natur ist die Aktie und die dazu gehörige Abhängigkeit von der Großfinanz niemals sympathisch gewesen. So ist es zu erklären, daß er allen Unternehmungen, denen er den Stempel seiner Persönlichkeit (mit sehr verschiedenem Erfolg) aufgedrückt hatte, den Rücken kehrte. Er schied vom Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat, vom Phönix und, jüngst, von der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft. Und hat sich der Gewerkschaft Deutscher Kaiser, dem eigentlichen Reich der Firma Thyssen, ganz zu eigen gegeben. Diese Gewerkschaft stellt in sich schon einen Trust dar. Sie hat Thyssens Größe gemacht; und man vermutet, daß der den Aktiengesellschaften grollende Gott sich von der Zinne des ersten und einzigen deutschen Montantrusts der Welt, zum letzten Mal, in seiner Herrlichkeit zeigen wird. August Thyssen ist zum Träger einer Monomachenkrone geboren. Schon als Anfänger (er begann mit einem kleinen Walzwerk und 8000 Talern Vermögen in Mülheim a. d. Ruhr) gebrauchte er seine Ellenbogen, schob die Familie bei Seite und stülpte sich die Krone aufs Haupt. Er kennt nur einen Willen: den seinigen. Frei von jeder Rücksicht auf Angehörige und Arbeiter, ist er mit seiner stark betonten, sozialpolitischen Rückständigkeit ein Repräsentant amerikanischen Geistes. Der Yankee wirft den Arbeiter auf die Straße, wenns nichts zu tun gibt; Thyssen handelt nach ähnlichen Grundsätzen. In den letzten Jahren hat er mancher Forderung zugunsten der „Lohnsklaven" nachgegeben; im Herzen aber ist er kein Freund von „überflüssiger Gefühlsduselei". Das haben auch seine Söhne erfahren. August der Jüngere liebt das Leben derer, die das Einglas tragen. In der mondainen Gesellschaft eine Nummer, dem Alten ein Gräuel. Der wollte kurzen Prozeß machen und den Sohn wegen Schwachsinns entmündigen. Häßliche Prozesse wurden geführt, die ebensoviele Niederlagen Augusts des Älteren waren. Zwischen Sohn und Vater wurde eine hohe Schranke errichtet. Der älteste Sohn Fritz ist die Stütze des Alten; ein Sohn Heinrich lebt als ungarischer Baron irgendwo in der Pußta. Der Schloßherr von Landsberg (Thyssen hat seinen Stammsitz in Mülheim mit einem Ritterschloß am Rhein vertauscht) ist ein einsamer Mann; aber der Große wandelt stets allein unter den Menschen. Noch ein zweiter Mülheimer hat sich zur wirtschaftlichen Individualität ausgewachsen: Hugo Stinnes. Erheblich jünger als Thyssen, knapp an der Grenze des Schwabenalters, ist der Sproß der berühmten Firma Mathias Stinnes den Weg des Einzelmenschen gegangen. Die bequeme Karriere des Erben sagte ihm nicht zu, deshalb trat er vor zwanzig Jahren aus der Familienfirma aus, um sich eigene Pfade zu suchen. Die haben ihn zu den

gleichen Zielen geführt, denen Thyssen nachstrebte: zur Amerikanisierung des deutschen Montangewerbes. Im Konzern Deutsch-Luxemburg besitzt Hugo Stinnes starken Einfluß; und seine Wege haben sich vielfach mit denen seines Freundes Thyssen gekreuzt. Da Stinnes den Vorzug der Jugend für sich hat so ist seine Bedeutung für die deutsche Industrie wohl noch lange nicht abgeschlossen. Daß ihm der Wirkungskreis der alten Mülheimer Rhedereifirma, der er entstammte, zu eng wurde, spricht nicht gegen ihn. Die Schiffahrt auf dem Rhein bewegt sich zwischen den, verhältnismäßig engen, Ufern eines Stromes. Der Horizont des jungen Stinnes aber hat die geheiligten Grenzen der Tradition weit überschritten. Die großen Zechen, die der Familie gehören, sind schon eher sein Feld, obwohl er dort nicht unumschränkter Herrscher ist. Es darf erwähnt werden, daß bei zwei Stinneszechen Krupp Teilhaber ist. Der einzige Fall einer derartigen Beteiligung des essener Hauses. Der dritte im Bunde der Bergherren ist Emil Kirdorf. Nur daß ihn von den anderen die Beamtenqualität unterscheidet. Als Vorsitzender in der Verwaltung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats und als Generaldirektor der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft, als Inhaber einer Anzahl von Aufsichtsratposten und Ehrenämtern, ist Emil Kirdorf stets nur Verwalter fremden Vermögens gewesen, ohne es selbst zu Reichtum gebracht zu haben. Er hat, als Sohn eines rheinischen Webereibesitzers, nur die Chancen des Selfmademan mit auf die Lebensreise bekommen und kann sich weder ererbter noch erworbener Millionen rühmen. Das hat ihn nicht gehindert, sich einen angesehenen Namen zu machen. Abgesehen von seiner genauen Kenntnis der Naturgeschichte und Struktur der westlichen Montanindustrie, verhalf ihm sein Charakter zu hohem Ruf. Emil Kirdorf ist ein Mann, der die gerade Linie hat. Was er denkt, spricht er aus; und von dem, was ihm das Richtige dünkt, bringt ihn keine Rücksicht ab. Da sind die Gegensätze oft auf einander gestoßen (in der Hibernia-Affäre; in der Arbeiterfrage; bei sozialpolitischen Erörterungen), und Kirdorf wurde ein Reaktionär genannt. Wie leicht fällt einer solchem Odium anheim, wenn er, als Siebzigjähriger, sich von temperamentvollen Gegnern nicht überzeugen lassen will. Im ganzen ist der Geheime Kommerzienrat Emil Kirdorf der Typ eines vollkommenen Gentleman. Stärker als bei ihm tritt das Genialische in der Person und Entwicklung des siebzigjährigen Generaldirektors der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft hervor. Emil Rathenau, der als kleiner Ingenieur bei Borsig anfing, hat mit genialer Intuition den Weg gefunden, der zum Herrscherthron im Reich der Elektrotechnik führt. Ein schöpferischer Geist insofern, als er die Bedeutung jeder technischen Errungenschaft sofort erkannte und das Brauchbare seinen Zwecken nutzbar zu machen wußte. Neben Werner von Siemens darf man Emil Rathenau nennen; denn der Eroberungszug der Elektrizität bedurfte des Strategen, und der war in der Person Rathenaus gegeben. Der Einschlag

des Finanzmannes, durch den die Bedeutung des Technikers über die Grenzen der rein fachlichen Leistung hinausgehoben wird, findet sich, wie bei Rathenau, bei Albert Ballin, dem Schiffsrheder. Die deutsche Handelsflotte stellt einen beträchtlichen Wertfaktor in der deutschen Wirtschaft dar; und der Generaldirektor der Hamburg-Amerikalinie gehört zu denen, die an der Wasserkante für Deutschlands Stellung in der Welt ihre Kräfte eingesetzt haben. Ballin stieg ziemlich rasch, vom Inhaber eines Outfitting-Geschäfts, zum meistgenannten Mann in der deutschen Schiffahrt empor. Als Direktor der Hamburger Kosmoslinie hatte er die Aufmerksamkeit der Hapagleute erweckt, die ihn dann zu sich hinüberholten. Als Konkurrent wäre er gefährlich geworden. Die Gunst des Kaisers hat ihn weder zur Aufgabe seiner privaten Stellung noch zur Taufe veranlaßt. Er ist seiner Konfession hier wie dort treu geblieben. Trotzdem taucht sein Name häufig auf, wenn von der Neubesetzung eines Ministerpostens im Reich oder in Preußen gesprochen wird. Ballin ist Yankee in der spekulativen Behandlung seiner Angelegenheiten. Er kennt das Instrument der Börse und scheut sich nicht, gelegentlich da den Ton anzugeben. Bei Verhandlungen mit Amerika hat er sich den Größen von New-York und Chicago gewachsen gezeigt.

Eine atavistische Reaktion zeigt sich bei einzelnen Mitgliedern des alten Adels, die sich als starke Individualitäten auf wirtschaftlichem Gebiet einen Namen gemacht haben. Allen weit voran steht Guido Henckel, Fürst von Donnersmarck, ein Abkömmling des Lazarus Henckel, der „Ihrer Kaiserlichen Majestät Ferdinand II. Hofdiener, Handelsmann und Hoflieferant" war. Zwischen diesem Ahn der Familie und dem gegenwärtigen Träger des Fürstentitels liegen mehr als 300 Jahre. Aber es fragt sich, ob die lange Inkubationszeit die Wirkung des kaufmännischen Talents nicht eher verstärkt, statt abgeschwächt hat. Guido Henckel ist der reichste unter den oberschlesischen Magnaten. Er würde zu den Löwen der Fünften Avenue gehören, wenn er statt in Neudeck in Neuyork domilizierte. Daß er die Welt und ihre Vorurteile unter sich sah, bewies seine Heirat mit Blanche Lachmann, späteren Vicomtesse de Paiva, die seit 1884 in der Ahnengruft der Henckel ruht. Daß seine Fähigkeiten die Grenzen der „diplomatischen Talente" weit hinter sich ließen, wurde durch die Beziehungen zu Bismarck bezeugt. Daß er sich vor der Macht industrieller Großkonzerne nicht beugt, hat Guido Henckel durch seine siegreichen Kämpfe gegen das Kohlensyndikat und das Roheisensyndikat kund und zu wissen getan. Mit seinem Eisenwerk Kraft in Kratzwiek bei Stettin und als Großaktionär der Niederrheinischen Hütte hat er das Rheinisch-Westfälische Roheisensyndikat zu Fall gebracht. Der oberschlesische Fürst der Industrie trug bleiche Furcht in das Lager der rheinischen Kohorten. Mögen seine Pläne mit dem Erreichten erschöpft sein: sicher ist, daß er entscheidend in die Entwicklung der westfälischen

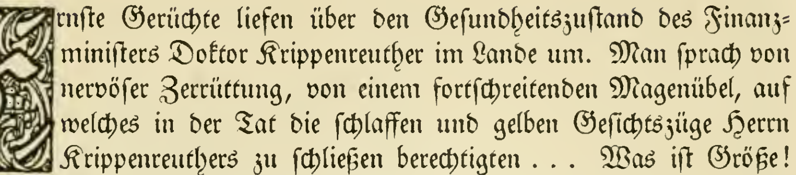
Montanindustrie eingegriffen hat. Und zu diesem kecken Wagnis zog er aus als Greis von 78 Jahren. Ein Greis nur dem Namen nach. In Wirklichkeit ein Recke, den das Leben nicht zwingen kann.

Das wirtschaftliche Leben wird von drei Faktoren gelenkt: vom Handel, von der Industrie und von der Finanz. Der Handel dient als Mittler; und eigenartige Persönlichkeiten treten hier weniger hervor als auf den beiden anderen Gebieten. Die großen Finanzgeschäfte werden heute von den Aktienbanken besorgt. Nur ein paar angesehene Privatfirmen spielen in der haute finance eine Rolle, ohne doch an Lebhaftigkeit und Ausdehnung der Beschäftigung mit den Kreditinstituten auf Aktien wetteifern zu können. Deren internationales Arbeitsfeld stellt an den Intellekt ihrer Führer starke Ansprüche. Nur der zur Aufnahme einer Welt fähige Kopf vermag das Universum eines modernen Bankbetriebes zu regieren. Einer, ders konnte, war Georg von Siemens, der durch dreißig Jahre der Deutschen Bank vorstand. Scharfer Geist; nie versagende Schlagfertigkeit; treffsicherer Witz kennzeichneten den geistigen Schöpfer des größten deutschen Bankinstituts. Siemens war ein Meister der Ironie und deshalb gegen jede Selbstüberschätzung gefeit. Wenn er jemandem sagte: „Bankdirektoren sollte man im 50. Jahre totschlagen"; oder „die besten Geschäfte habe ich mit dem Hinterteil gemacht: ich bin einfach auf schlechten Sachen so lange sitzen geblieben, bis sie gut wurden"; oder „Das unterscheidet uns von den Strebern, daß wir außerhalb des Geschäfts nicht an Geschäfte denken" — so war der richtige Kontakt zwischen ihm und seinem Gegenüber rasch hergestellt. Siemens liebte es nicht, als „genialer Kerl" angesprochen zu werden; trotzdem wußte er sehr wohl, die Distanz zwischen sich und dem Durchschnitt zu schätzen. „Wenn es so leicht wäre, Geschäfte zu machen, tätens alle", soll er einmal gesagt haben. Wer unter den Lebenden kommt ihm am nächsten? Ich denke: Karl Fürstenberg, der Herr der Berliner Handelsgesellschaft. Im Gegensatz zu Siemens, der von Familie und ererbtem Besitz war, stammt Fürstenberg aus kleinen Verhältnissen in Danzig. Seine Karriere als Bankmann machte er, via S. Bleichröder und Diskontogesellschaft, als Geschäftsinhaber der Handelsgesellschaft. Fürstenberg verfügt, wie Siemens, über die Gabe des Witzes, die ihn befähigt, die komplizierteste Situation mit zwei Worten treffend zu kennzeichnen. Gegen gelegentliche Mißgriffe ist kein Banker gefestigt; aber Fürstenberg gehört zu den Finanzleuten, die nicht nur Verstand sondern auch Glück haben. Die Beziehungen der Handelsgesellschaft zur Industrie belegen das. Im übrigen hat Fürstenberg, durch Erhaltung des Typs der Einheitsbank (ohne Filialen), Zeugnis von seiner Selbständigkeit abgelegt. Die vornehmsten Vertreter des Privatbankiers sind die Mendelssohns. An Vermögen reichen sie über die Deutsche Bank hinaus; und die einzelnen Repräsentanten der berühmten Familie, vom Philosophen Moses bis zu den lebenden Trägern des Namens, verkörpern die höchste Stufe geistiger und gesellschaftlicher Kultur.

Königliche Hoheit/ Roman von Thomas Mann

(Fortsetzung)

Die Erfüllung



Ernste Gerüchte liefen über den Gesundheitszustand des Finanzministers Doktor Krippenreuther im Lande um. Man sprach von nervöser Zerrüttung, von einem fortschreitenden Magenübel, auf welches in der Tat die schlaffen und gelben Gesichtszüge Herrn Krippenreuthers zu schließen berechtigten . . . Was ist Größe! Der Tagelöhner, der fahrende Strolch beneidete diesen gequälten Würdenträger nicht um seinen Titel, seine Gnadenketten, seinen Rang bei Hofe, sein hervorragendes Amt, zu dem er zähe emporgestrebt war, um sich darin aufzureiben. Sein Rücktritt war wiederholt als unmittelbar bevorstehend gemeldet worden, — einzig und allein dem Widerwillen des Großherzogs gegen neue Gesichter, sowie der Erwägung, daß ein Personenwechsel zur Zeit nichts bessern könne, sei es, sagte man, zuzuschreiben, daß dieser Rücktritt noch nicht zur Tatsache geworden war. Doktor Krippenreuther hatte seinen Sommerurlaub in einem Höhenkurort verbracht; aber falls er dort oben einige Erholung gefunden, so wurden nach seiner Heimkehr die gesammelten Kräfte rasch wieder verzehrt, denn gleich zu Beginn der parlamentarischen Jahreszeit gab es Zwietracht zwischen dem Minister und der Budgetkommission, — schwere Mißhelligkeiten, die gewiß nicht in einem Mangel an Geschmeidigkeit seinerseits, sondern in den Verhältnissen, der heillosen Sachlage begründet waren.

Mitte September eröffnete Albrecht II. unter den hergebrachten Gebräuchen im Alten Schlosse den Landtag. Eine Anrufung Gottes durch den Hofprediger D. Wislizenus in der Schloßkirche war der Zeremonie voraufgegangen; dann begab sich der Großherzog, begleitet von dem Prinzen Klaus Heinrich, in feierlichem Zuge zum Thronsaal, woselbst die Mitglieder der beiden Kammern, die Minister, die Hofchargen und viele andere Herren in Uniform und Bürgerkleid die fürstlichen Brüder mit einem dreifachen Hoch begrüßten, aufgefordert dazu durch den Präsidenten der Ersten Kammer, einen Grafen Prenzlau.

Albrecht hatte dringend gewünscht, seine Rolle bei der förmlichen Handlung an seinen Bruder abzutreten, und nur auf inständige Gegenvorstellungen des Herrn von Knobelsdorff schritt er im Zuge hinter den als Pagen verkleideten Kadetten her. Er schämte sich seiner verschnürten Husarenjacke, seiner prallen Hosen und dieses ganzen Hokuspokus in dem Grade, daß Ärger und Verlegenheit ihm unzweideutig vom Gesichte zu lesen waren. Seine Schulterblätter waren nervös verzogen, als er die Stufen zum Thron emporstieg. Dann stand er vor dem Theaterstuhl unter dem schadhaften Baldachin und sog an der Oberlippe. Auf dem weißen Stehkragen, der weit aus dem silbernen Husarenkragen hervorragte, ruhte sein schmaler, spitzbärtiger, unmilitärischer Kopf, und seine

blauen, einsam blickenden Augen sahen niemanden. Das Klirren der Sporen des Flügeladjutanten, der ihm die Handschrift der Thronrede überreichte, klang durch den Saal, in welchem sich Stille verbreitet hatte. Und leise, ein wenig lispelnd und mehrmals von plötzlicher Heiserkeit unterbrochen, verlas der Großherzog, was man ihm aufgesetzt hatte.

Es war das schonungsvollste Schriftstück, das je zu Gehör gekommen, und setzte jeder niederschlagenden Tatsache äußerer Natur einen dem Volke innewohnenden sittlichen Vorzug entgegen. Es fing damit an, die im Lande vorhandene Tüchtigkeit zu preisen und räumte dann ein, daß gleichwohl nicht auf allen Gebieten des Erwerbslebens ein eigentlicher Aufschwung zu verzeichnen sei, so daß die Einnahmequellen nicht durchweg die wünschenswerte Ergiebigkeit aufwiesen. Es vermerkte mit Genugtuung, wie der Sinn für das Gemeinwohl und wirtschaftlicher Opfermut sich mehr und mehr in der Bevölkerung ausbreiteten und erklärte dann ohne Schönfärberei, daß „trotz überaus begrüßenswerter Erhöhung der Steuereingänge infolge Zuzugs steuerkräftiger Fremder" — (womit Herr Spoelmann gemeint war) — an eine Herabsetzung der Ansprüche an den eben gewürdigten Opfermut nicht wohl habe gedacht werden können. Selbst ohnedies, hieß es weiter, hätten sich im Etatsentwurf nicht alle finanzpolitischen Ziele erreichen lassen, und wenn es zunächst noch nicht gelungen sei, die Schuldentilgung auf das angestrebte Maß zu bringen, so sehe die Regierung doch in der Fortsetzung einer maßvollen Anlehenspolitik den besten Ausweg aus den rechnerischen Verwickelungen. Auf jeden Fall fühle sie sich — die Regierung — in aller Ungunst der Verhältnisse von dem Vertrauen des Volkes getragen, jenem Glauben an die Zukunft, der ein so schönes Erbteil unseres Stammes sei . . . Und sobald als tunlich verließ die Thronrede das mißliche Gebiet des Geldwirtschaftlichen, um sich minder heiklen Gegenständen, dem Kirchen-, Schul- und Rechtswesen zuzuwenden. Staatsminister von Knobelsdorff erklärte im Namen des Monarchen den Landtag für eröffnet. Und die Hochrufe, die Albrecht begleiteten, als er den Saal verließ, hatten einen trotzig verzweifelten Nachdruck.

Da die Witterung noch sommerlich war, kehrte er sofort nach Hollerbrunn zurück, von wo er notgedrungen zur Stadt gekommen war. Er hatte das Seine getan, und was übrigblieb, war Sache Herrn Krippenreuthers und des Landtags. Es kam, wie gesagt, sogleich zu Streitigkeiten und zwar wegen mehrerer Punkte auf einmal: der Vermögenssteuer, der Fleischsteuer und des Beamtengehaltstarifs.

Da nämlich die Volksvertretung für nichts in der Welt zur Bewilligung neuer Steuern zu bewegen gewesen wäre, so war Doktor Krippenreuthers grübelnder Geist darauf verfallen, die bisher gebräuchlich gewesenen Ertragssteuern in eine Vermögenssteuer umzuwandeln, die, den Steuerfuß auf dreizehneinhalb vom Hundert angesetzt, einen Mehrertrag von rund einer Million ergeben

würde. Wie bitter notwendig, ja wie unzulänglich ein solcher Mehrertrag war, erhellte denn auch aus dem Hauptvoranschlag für das neue Etatsjahr, welcher, der Übernahme neuer Lasten auf die Staatskasse ungeachtet, mit einem Fehlbetrag abschloß, der das Herz jedes wirtschaftlich Einsichtigen mußte erbeben machen. Da aber klar war, daß fast allein die Städte durch die Vermögenssteuer würden belastet werden, so kehrte sich gegen den Steuerfuß von dreizehneinhalb die volle Entrüstung der städtischen Vertreter, und zum mindesten forderten sie als Entgelt die Abschaffung der Fleischsteuer, die sie volksfeindlich und vorsündflutlich nannten. Hinzu kam, daß die Kommission mit Unnachgiebigkeit auf der längst versprochenen und immer hinausgeschobenen Aufbesserung der Beamtenbesoldungen bestand, — wobei nicht zu leugnen war, daß die Gehälter der Verwaltungsbeamten, Geistlichen und Lehrer des Großherzogtums in der Tat zum Erbarmen aufforderten. Allein Dr. Krippenreuther konnte nicht Gold machen — „ich habe nicht Gold machen gelernt" sagte er wörtlich — und so wenig er sich in der Lage sah, auf die Fleischsteuer zu verzichten, so wenig wußte er Rat gegen den Notstand der Beamten. Ihm blieb nichts übrig, als auf seine dreizehneinhalb vom Hundert zu trotzen, obwohl er am besten wußte, daß man durch ihre Bewilligung nicht wesentlich würde gefördert sein. Denn die Lage war ernst, und schwermütige Geister gaben ihr trübere Bezeichnungen.

Über die Ernteergebnisse der letzten Jahre enthielt die „Zeitschrift des großherzoglichen Statistischen Bureaus" erschreckende Angaben. Die Landwirtschaft hatte eine Reihe von Mißjahren zu verzeichnen; Wetterunbilden, Hagel, Dürre und übermäßiger Regen hatten die Bauern getroffen; ein außerordentlich schneearmer und kalter Winter hatte die Saaten erfrieren gemacht; und die Krittler behaupteten, wenn auch ziemlich unbewiesenerweise, daß die Fällungen bereits das Klima beeinträchtigt hätten. Jedenfalls war laut zahlenmäßiger Nachweisung der Gesamtertrag an Körnern im beunruhigendsten Grade zurückgegangen. Die Beschaffenheit des Strohs, das übrigens in ungenügenden Mengen vorhanden war, ließ der amtlichen Redewendung nach zu wünschen übrig; die Ziffern der Kartoffelernte stand weit hinter dem Durchschnittsertrag von Jahrzehnten zurück, zu schweigen davon, daß nicht weniger als zehn vom Hundert dieser Feldfrüchte erkrankt waren; den künstlichen Futterbau angehend, so zählten die letzten beiden Jahre, sowohl in bezug auf die Menge als auch auf die Beschaffenheit des Ertrages an Klee und Luzerne zu den ungünstigsten der ganzen Erhebungsperiode, und weder mit der Ernte an Winterraps noch mit derjenigen an Heu und Grummet stand es besser. Der Niedergang der landwirtschaftlichen Verhältnisse fand krassen Ausdruck in der Zunahme der Zwangsveräußerungen, deren Ziffern in diesem Berichtsjahr entsetzlich emporschnellte. Aber der Mißwuchs zog Steuerausfälle nach sich, die, wenn sie anderswo schmerzlich empfunden worden wären, bei uns verhängnisvoll wirken mußten.

Die Forsten? Es war nichts daraus erwirtschaftet worden. Ein Unheil kam zum andern; Schädlinge, Nonnen hatten die Wälder mehrmals heimgesucht, — und daran, daß durch die Überhauungen der Wald überhaupt in seinem Kapitalwerte erschüttert war, braucht nicht erinnert zu werden.

Die Silberbergwerke? Sie waren lange erträgnislos gewesen. Zerstörende Naturmächte hatten den Betrieb unterbrochen, und da die Wiederherstellung große Kosten verursacht haben würde, auch die Ergebnisse niemals so recht den Aufwendungen hatten entsprechen wollen, so hatte man sich genötigt gesehen, die vorläufige Auflassung der Werke zu verfügen, obgleich dadurch viele Arbeiter brotlos gemacht und ganze Gegenden geschädigt wurden.

Genug! Wie es in dieser Zeit der Prüfung um die ordentlichen Einnahmen des Staates stand, ist hiermit gekennzeichnet. Die schleichende Krise, das von einem Wirtschaftsjahr in das andere geschleppte Defizit war durch Notstand, durch die Feindseligkeit der Elemente und Steuerausfall brennend, war schreiend geworden, und bei der ratlosen Umschau nach Heilmitteln, — nach Linderungsmitteln offenbarte sich dem blödesten Blick der ganze Jammer unserer Finanzgebarung. An die Bewilligung neuer Abgaben war nicht einmal zu denken. Steueruntüchtig von Natur, war das Land in diesem Augenblick erschöpft, seine Steuerkraft erlahmt, und die Krittler behaupteten, daß auf dem Lande der Anblick unterernährter Gestalten immer häufiger werde, woran erstens die empörenden Verzehrungssteuern und zweitens die unmittelbaren Steuerlasten die Schuld trügen, welche bekanntlich den Viehbesitzer zwängen, alle Vollmilch zu Gelde zu machen. Was aber jenes andere, minder sittliche, doch verlockend bequeme Hilfsmittel gegen Geldmangel betrifft, welches die Finanzwissenschaft kennt, nämlich die Anleihe, so war die Stunde gekommen, wo eine mißbräuchliche und leichtfertige Ausnutzung dieses Mittels sich bitter zu rächen begann.

Nachdem man die Schuldentilgung eine Weile auf ungeschickte und verlustbringende Weise betrieben, hatte man sie unter Albrecht II. so gut wie ganz unterlassen, hatte die klaffenden Löcher im Etat mit neuen Anleihen und Schatzscheinen notdürftig gestopft und sah sich erbleichend einer schwebenden und kurzfristigen fundierten Schuld gegenüber, deren Höhe zur Kopfzahl der Einwohnerschaft in skandalösem Verhältnis stand. Dr. Krippenreuther war nicht vor den Praktiken zurückgeschreckt, die in solchem Falle dem Staat zu Gebote stehen. Er hatte sich hoher Kapitalverbindlichkeiten entschlagen, hatte zur Zwangskonversion gegriffen und, nicht ohne gleichzeitige Herabsetzung des Zinsfußes, kurzfristige Schulden über die Köpfe der Gläubiger hinweg in ewige Rentenschulden umgewandelt. Aber die Renten wollten gezahlt sein, und während diese Zahlungsverpflichtungen unsere Volkswirtschaft unerträglich belasteten, wurde, durch den Tiefstand des Kurses, bei jeder neuen Ausgabe von Schuldverschreibungen der Kapitalerlös für die Staatskasse geringer. Mehr

noch: die wirtschaftliche Krise im Großherzogtum bewirkte, daß die auswärtigen Gläubiger ihre Forderungen hastig zu veräußern suchten, was wiederum Kurssturz und verstärkten Geldabfluß zur Folge hatte, und Bankbrüche in der Geschäftswelt waren an der Tagesordnung.

Mit einem Worte: unser Kredit war erschüttert, unsere Papiere standen tief unter dem Nennwerte, und wenn der Landtag eine neue Anleihe vielleicht auch lieber als neue Steuern bewilligt hätte, so waren die Bedingungen, die dem Lande auferlegt worden wären, doch solcher Art, daß die Begebung schwierig, wenn nicht unmöglich erschien. Denn zu allem Unglück kam dies, daß man gerade damals unter dem Druck jener allgemeinen wirtschaftlichen Mißstimmung, jener Geldteuerung stand, die noch in jedermanns Erinnerung ist.

Was tun, um festen Boden zu gewinnen? Wohin sich wenden, um den Geldhunger zu stillen, der uns verzehrte? Die Veräußerung der zurzeit ertrāgnislosen Silberbergwerke und die Verwendung des Erlöses zur Tilgung hoch verzinslicher Schulden war längst erwogen wurden. Jedoch durch den Verkauf, der, wie die Dinge lagen, notwendig ungünstig ausfallen mußte, wäre nicht nur das in den Werken angelegte Kapital fast ganz verloren gegangen, sondern der Staat hätte sich auch der Gewinne begeben, die dennoch vielleicht über kurz oder lang einmal daraus würden zu erlangen sein, — und schießlich war nicht von heute auf morgen ein Käufer zu finden. Einen Augenblick — es war ein Augenblick seelischer Hinfälligkeit — kam selbst der Verkauf von Staatsforsten in Betracht. Aber hier darf gesagt werden, daß immerhin genug gesunder Sinn im Lande vorhanden war, um zu verhindern, daß unsere Wälder der Privatindustrie überantwortet würden.

Um nichts 'zu verschweigen: noch andere Verkaufsgerüchte kamen auf, Gerüchte, die darauf schließen ließen, daß die Verlegenheit nicht vor Stätten Halt mache, welche das ehrerbietige Volk sich gern als allen Unbilden der Zeit entrückt gedacht hätte. Der „Eilbote", nicht gewohnt, seinem Zartgefühl eine Information zu opfern, brachte zuerst die Nachricht, daß zwei im offenen Lande gelegene Schlösser des Großherzogs, „Zeitvertreib" und „Favorita", dem Verkauf unterstellt seien. In Erwägung, daß beide Besitztümer für Wohnzwecke der allerhöchsten Familie nicht mehr in Betracht kämen und jährlich steigende Zuschüsse erforderten, habe die Verwaltung der Kronfideikommißgüter die zuständigen Stellen angewiesen, die Veräußerung in die Wege zu leiten. Was bedeutete das? Offenbar stand es anders damit, als mit dem Verkauf von „Delphinenort", der die Folge eines ganz außerordentlichen und überaus günstigen Angebots und außerdem eine Handlung der Staatsklugheit gewesen war. Leute, die abgehärtet genug waren, um Dinge namhaft zu machen, vor deren Nennung ein feineres Empfinden zurückbebt, sprachen es aus, daß die Hoffinanzdirektion von unruhig gewordenen Gläubigern rücksichtslos bedrängt

werde und, wenn sie solche Verkäufe empfehle, einem unerbittlichen Zwang unterliege.

Wohin war es gekommen? In welche Hände würden die Schlösser gelangen? Gerade die Bestgesinnten, die so fragten, waren geneigt, eine weitere Nachricht, die von überklugen Alleswissern ausgesprengt wurde, als tröstlich zu empfinden und zu glauben: Daß nämlich abermals niemand anders als Samuel Spoelmann der Käufer sei, — eine völlig grundlose und aus der Luft entstandene Meldung, die aber erkennen läßt, welche Rolle in der Vorstellungswelt des Volkes der einsame und leidende kleine Mann spielte, der sich in seiner Mitte fürstlich niedergelassen hatte.

Dort hauste er, mit seinem Leibarzt, seiner elektrisch betriebenen Orgel und seiner Gläsersammlung, hinter den Säulen, den Bogenfenstern und gemeßten Laubgewinden des Lustschlosses, das sein Wink aus dem Verfalle hatte erstehen lassen. Man sah ihn fast nie; er lag mit Breiumschlägen. Aber man sah seine Tochter, dies fremdartige, mit launischem Mienenspiel auf königlicher Höhe lebende Wesen, das eine Gräfin zur Gesellschaft hatte, der Algebra oblag und frei und zornig mitten durch die Wachtmannschaft gegangen war, — man sah sie, und an ihrer Seite sah man zuweilen den Prinzen Klaus Heinrich.

Es war eine von Raoul Überbeins starken Redensarten gewesen, als er erklärt hatte, daß das Publikum bei diesem Anblick „den Atem anhalte"; aber in der Sache hatte er recht, und man kann sagen, daß niemals die Bevölkerung unserer Residenz — und zwar in ihrer ganzen Zusammensetzung — einen gesellschaftlichen oder öffentlichen Vorgang mit so leidenschaftlichem, so alles andere hintansetzendem Eifer verfolgt hatte, wie Klaus Heinrichs Verkehr auf „Delphinenort". Der Prinz selbst handelte bis zu einem gewissen Punkte — nämlich bis zu einer gewissen Unterredung mit Seiner Exzellenz dem Staatsminister von Knobelsdorff — blind, ohne Rücksicht auf die Mitwelt und inneren Trieben gehorchend; aber sein Lehrer konnte ihn mit Fug ob der Meinung, als könnten seine Schritte der Welt verborgen bleiben, in seiner väterlichen Art verspotten, denn sei es nun daß die beiderseitige Dienerschaft nicht reinen Mund hielt oder daß unmittelbare Beobachtungen von seiten des Publikums vorlagen, jedenfalls war Klaus Heinrich niemals mit Fräulein Spoelmann zusammengetroffen, niemals seit jener ersten Begegnung im Dorotheenspiele, ohne daß es bemerkt und besprochen worden wäre. Bemerkt? Nein, erspäht, eräugt und gierig aufgegriffen! Besprochen? Vielmehr mit Sturzbächen von Gerede überschüttet! Dieser Verkehr bildete den Gesprächsgegenstand der Hofgesellschaft, der Salons, der Wohn- und Schlafzimmer, der Barbierstuben, Wirtshäuser, Handwerkstätten und Gesindekammern, der Droschkenkutscher an den Haltestellen und der Mägde unter den Haustoren, er beschäftigte gleichermaßen die männlichen und weiblichen Köpfe, wenn auch natürlich mit den Abweichungen, die in der unterschiedlichen Be-

trachtungsweise der Geschlechter begründet liegen, die unerhört einmütige Teilnahme daran wirkte ausgleichend, zusammenfassend, sie überbrückte die gesellschaftlichen Klüfte, und es konnte geschehen, daß der Trambahnschaffner sich auf der Plattform an den fein gekleideten Fahrgast mit der Frage wandte, ob er schon wisse, daß gestern Nachmittag der Prinz wieder eine Stunde auf „Delphinenort" gewesen sei.

Aber das sowohl an und für sich Bemerkenswerte wie auch für die Zukunft Entscheidende bei alldem war, daß man keinen Augenblick den Eindruck gewann, als läge ein Ärgernis in der Luft und als handle es sich bei all der Zungenbewegung um die gemeine Lust an anstößigen Vorgängen in hohen Sphären, — sondern daß vom ersten Anbeginn, bevor noch irgendein Hintergedanke aufzukommen Zeit gehabt hatte, die tausendstimmige Erörterung bei aller Erregtheit durchaus im Sinne der Billigung und des Einverständnisses geführt wurde, ja, daß der Prinz, wenn er früher darauf verfallen wäre, sich nach der öffentlichen Meinung umzutun, sogleich die glückliche Gewißheit von der unbedingten Volkstümlichkeit seines Tuns erhalten hätte. Als er nämlich, seinem Lehrer gegenüber, Fräulein Spoelmann eine „Prinzessin" genannt hatte, da hatte er, wie es ihm übrigens wohl anstand, genau im Geiste des Volkes gesprochen, — jenes Volkes, das überall das Ungemeine und Traumhafte mit dichterischem Sinn zu erfassen weiß. Ja, für das Volk war das schwarzbleiche, kostbare und eigentümlich liebliche Wesen von schillernder Blutzusammensetzung, das von den Gegenfüßlern zu uns gekommen war, um sein vereinzeltes und beispielloses Leben bei uns zu führen, — für das Volk war es ein Fürsten- oder Feenkind aus Fabelland, eine Prinzessin in des Wortes sonderbarster Bedeutung. Aber alles, sowohl ihr eigenes Gehaben als auch das Verhalten der Welt zu ihr, trug dazu bei, sie auch im gewohnten Sinne des Wortes als Prinzessin erscheinen zu lassen. Wohnte sie nicht mit ihrer gräflichen Ehrendame in einem Schloß, wie es sich gehörte? Fuhr sie nicht in ihrem prachtvollen Kraftwagen oder mit ihrem Viergespann an den mildtätigen Anstalten, dem Blinden-, dem Waisen-, dem Diakonissenhause, der Volksküche und der Milchküche vor, um sie zu allgemeiner Erhebung und eigener Belehrung zu besichtigen, völlig nach fürstlicher Art? Hatte sie nicht sowohl für die Überschwemmten wie für die Abgebrannten aus ihrer „Privatschatulle", wie der „Eilbote" sich bezeichnend ausdrückte, Unterstützungssummen gespendet, die genau denen des Großherzogs gleichkamen (sie nicht übertrafen, was allgemein beifällig vermerkt wurde)? Berichteten nicht fast jeden Tag die Journale gleich unter den Hofnachrichten über Herrn Spoelmanns wechselnden Gesundheitsstand, — ob die Koliken ihn ans Bett fesselten oder ob er den morgentlichen Besuch des Quellengartens wieder aufgenommen habe? Gehörten die weißen Livreen seiner Bedienten nicht zum hauptstädtischen Straßenbilde wie die braunen der großherzoglichen Lakaien? Ließen nicht die Fremden mit ihren Handbüchern sich

nach Delphinenort hinausfahren, um sich in den Anblick der Spoelmannschen Residenz zu versenken, — manche, bevor sie das Alte Schloß gesehen? Waren nicht beide Schlösser, das Alte und Delphinenort, nahezu gleichermaßen Hochsitze und Mittelpunkte der Stadt? In welche Gesellschaft gehörte das aller Gemeinschaft und Gleichartigkeit entrückte Menschenkind, das als Samuel Spoelmanns Tochter geboren war? Wem sollte es sich anschließen, mit wem Verkehr pflegen? Nichts war weniger befremdend, nichts einleuchtender und natürlicher, als Klaus Heinrich an ihrer Seite zu sehen. Und auch alle diejenigen, die des Anblicks nicht wirklich teilhaft geworden waren, genossen ihn im Geiste und vertieften sich darein: die schlanke, festlich vertraute Gestalt des Prinzen neben der Tochter und Erbin des ungeheuerlichen kleinen Fremden, der krank und ärgerlich an einem Vermögen trug, welches sich ungefähr doppelt so hoch belief wie unsere sämtlichen Staatsschulden!

Da geschah es, daß eine Erinnerung, eine wunderliche Wortfügung vom öffentlichen Bewußtsein Besitz ergriff . . . niemand kann sagen, wer zuerst darauf hinwies, darauf zurückwies, — das steht nicht fest. Vielleicht war es eine Frau, vielleicht ein Kind mit gläubigen Augen, dem man es irgendwann zum Einschlafen erzählt, — Gott weiß es. Aber eine gespenstische Gestalt belebte sich in der Einbildungskraft des Volkes: der Schatten eines alten Zigeunerweibes, das grauzottig und krumm, die Augen nach innen gekehrt, seinen Stock durch den Sand führte und dessen Gemurmel aufgezeichnet und von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden war . . . „Das größte Glück?" Durch einen Fürsten „mit einer Hand" sollte es dem Lande zuteil werden. Mehr werde er, hieß es, mit seiner einen dem Lande geben, als andere mit zweien nicht vermöchten . . . Mit einer? Aber war alles ganz in Ordnung an Klaus Heinrichs schlanker Festgestalt? War nicht, wenn man sich besann, eine Schwäche, ein Fehler an seiner Person, wovon man, wenn man ihn grüßte, abzusehen gewöhnt war, aus Scheu zum Ersten und zweitens, weil er es einem mit liebenswerter Kunst erleichterte, davon abzusehen? Man sah ihn im Wagen, wie er über dem Säbelgriff den linken Unterarm mit dem rechten bedeckte. Man sah ihn unter einem Baldachin, auf einer mit Fahnentüchern behangenen Tribüne sich darstellen, ein wenig nach links gewandt, die Linke auf eine gewisse Art in die Hüfte gestützt. Sein linker Arm war zu kurz, die Hand verkümmert, man wußte es und kannte sogar verschiedene Erklärungen für die Entstehung dieses Gebrechens, ohne daß Ehrfurcht und Abstand doch erlaubt hätten, es klar zu sehen oder es auch nur eigentlich zuzugeben. Aber nun sah man es. Niemals wird festgestellt werden können, wer zuerst flüsternd daran erinnerte und es mit der Prophezeiung in Verbindung brachte, — ein Kind, eine Magd oder ein Greis an der Schwelle des Jenseits. Aber was feststeht, ist, daß es im Volke geschah, daß das Volk gewisse Gedanken und Hoffnungen — nicht zuletzt seine

Auffassung der Person Fräulein Spoelmanns — den gebildeten Ständen bis hinauf zu den ausschlaggebenden Stellen erst aufdrängte und von unten her gewaltig eingab: daß der unbefangene, von Vorurteilen nicht gehemmte Glaube des Volkes allem Späteren die breite und feste Grundlage bot. „Mit einer Hand?" fragte es, und „Das größte Glück?" Es sah Klaus Heinrich im Geiste neben Imma Spoelmann die Linke in die Hüfte stützen, und, noch unfähig, zu Ende zu denken, was es dachte, erbebte es bei seinem halben Gedanken.

Damals schwebte alles in der Luft, und niemand dachte etwas zu Ende — auch nicht die nächstbeteiligten und handelnden Personen. Denn zwischen Klaus Heinrich und Imma Spoelmann lagen die Dinge ja sonderbar, und ihr Sinnen konnte — auch seines — vor der Hand auf kein handgreifliches Ziel gerichtet sein. In der Tat hatte jener wortkarge Vorgang am Nachmittag von des Prinzen Geburtstag (als Fräulein Spoelmann ihm ihre Bücher gezeigt hatte) an ihren Beziehungen sehr wenig, ja gar nichts geändert, und wenn auch Klaus Heinrich damals in jenem wallenden und hitzig entzückten Zustand, der jungen Leuten bei solchen Gelegenheiten eigen ist, nach „Eremitage" zurückgekehrt war, wohl gar in der Meinung befangen, daß etwas Entscheidendes sich ereignet habe, so wurde er doch bald belehrt, daß sein Werben um das, was er als sein Glück erkannt hatte, nun erst eigentlich begann. Dieses Werben aber konnte, wie gesagt, noch gar keinen sachlichen Enderfolg, einem bürgerlichen Versprechen oder ähnlichem gelten, — das lag zunächst außerhalb des Bereiches des Denkbaren, und überdies lebte man, um dergleichen ins Auge zu fassen, in allzugroßer Abgeschiedenheit von der praktischen Welt. Ja das, warum Klaus Heinrich fortan mit Blick und Worten bat, war nicht sowohl, daß Fräulein Spoelmann die Empfindungen, die er ihr entgegenbrachte, erwidern —, sondern daß sie sich überhaupt entschließen möge, an die Wirklichkeit und Lebendigkeit dieser Empfindungen zu *glauben*. Denn das tat sie nicht.

Er ließ zwei Wochen verstreichen, ehe er wieder auf „Delphinenort" vorsprach und lebte während dieser Zeit in seinem Innern von dem, was geschehen. Es schien ihm nicht eilig, dieses Geschehnis durch Neues veralten zu machen, und außerdem nahmen ihn in diesen Tagen mehrere Repräsentationspflichten in Anspruch, unter anderen das Festschießen des Zimmerstutzen-Schützenverbandes, dessen erklärter Schirmherr er war und an dessen Stiftungsfest er sich alljährlich beteiligte, indem er, in grüner Tracht, als lebe und webe er im Schützenwesen, von den Vereinsmitgliedern mit begeistertem Schützengruß empfangen, an den Schießständen vorfuhr, und mit den verklärten Herren des Vorstandes, ganz gegen Appetit, einen Imbiß einnahm, um endlich in anmutig kundiger Haltung mehrere Schüsse in der Richtung verschiedener Scheiben abzugeben. Als er sich hierauf — es war Mitte Juni — wieder um die Teestunde bei Spoelmanns einstellte, verhielt Imma sich äußerst spöttisch,

und ihre Ausdrucksweise war ungewöhnlich schriftmäßig und redensartlich. Auch Herr Spoelmann war jenes Mal zugegen, und obgleich seine Anwesenheit das von Klaus Heinrich ersehnte Alleinsein mit der Tochter des Hauses hintanhielt, so half sie dem Prinzen doch auf unerwartete Weise über den Kummer, der Immas Schärfe ihm machte, hinweg; denn Samuel Spoelmann war gütig, fast weich gegen ihn.

Man nahm den Tee auf der Terrasse, in neuartig geformten Korbstühlen sitzend, zart angeweht von den Düften des Blumengartens. Der Schloßherr lag unter einer grünseidenen, mit Papageien durchwebten und mit Pelz gefütterten Decke ausgestreckt am Tische auf einem mit seidenen Kissen ausgestatteten Ruhebett aus Rohrgeflecht. Er war außer Bett, um die linde Luft zu genießen, aber seine Wangen waren heute nicht hitzig, sondern gelblich bleich und seine Äuglein getrübt; sein Kinn war spitz, seine gerade hervorspringende Nase erschien länger als sonst, und seine Stimmung nicht von der gewohnten Ärgerlichkeit, sondern eher wehmütig, was nicht als gutes Zeichen genommen werden konnte. Zu seinen Häupten saß lang und milde lächelnd Doktor Watercloose.

„Na, junger Prinz ...", sagte Herr Spoelmann müde, und auf die Frage nach seinem Befinden antwortete er nur mit einem schwachen Knarren. Imma, in schillerndem Hauskleide mit hoher Taille und grünsamtenem Jäckchen, goß Wasser aus dem elektrisch geheizten Kessel in die Kanne. Sie beglückwünschte den Prinzen mit vorgeschobenen Lippen zu seinem persönlichen Erfolge auf der Schützenwiese. Sie habe, sagte sie und wandte ihr Köpfchen hin und her, „aus der Tagespresse mit tiefer Genugtuung Kenntnis davon genommen" und die Schilderung seines Auftretens als Schütze auch der Gräfin vorgelesen. Diese saß gerade aufgerichtet in ihrem engen braunen Kleid am Tische und handhabte ihr Löffelchen mit vornehmen Bewegungen, ohne sich irgendwie gehen zu lassen. Der heute sprach, war Herr Spoelmann. Er tat es, wie gesagt, auf eine sanfte, ja wehmütige Weise, die das Ergebnis seiner Schmerzen war.

Er erzählte einen Vorfall, ein Erlebnis, das um Jahre zurücklag, mit dem er aber offenbar nicht fertig wurde und das ihn in Tagen schlechter Gesundheit immer aufs neue schmerzlich beschäftigte, — erzählte die kurze und einfache Geschichte zweimal hintereinander und kränkte sich beim zweiten Male noch bitterer, als beim ersten. Damals hatte er eine seiner Stiftungen machen wollen, — keine vom ersten Range, aber doch eine stattliche, — hatte einer großen menschenfreundlichen Anstalt der Vereinigten Staaten handschriftlich zu wissen gegeben, daß er ihr zur Förderung ihrer guten Bestrebungen eine Million in Eisenbahnpapieren zuzuwenden wünsche, in sicheren Papieren der Südpacifischen Eisenbahngesellschaft, sagte Herr Spoelmann und schlug sich in die flache Hand, um die Papiere anschaulich zu machen. Was aber hatte die menschenfreundliche Anstalt getan? Sie hatte die Schenkung ausgeschlagen,

sie zurückgewiesen, die Annahme verweigert — und zwar mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß sie es vorziehe, auf eine Unterstützung mit fragwürdig und gewalttätig erworbenem Gut Verzicht zu leisten. Das hatte sie getan. Herrn Spoelmanns Lippen zitterten, als er es erzählte, sowohl das erste wie das zweite Mal, und voller Verlangen nach Trost und Mißbilligung sah er sich mit seinen kleinen, nahe beisammen liegenden, metallischen Rundaugen am Teetisch um.

„Das war nicht menschenfreundlich von der menschenfreundlichen Anstalt", sagte Klaus Heinrich. „Nein, das war es nicht." Und sein Kopfschütteln war so entschieden, sein Unwille und sein Mitgefühl so deutlich, daß Herr Spoelmann sich ein wenig erheiterte und erklärte, heute sei es hübsch draußen und die Blumen drunten dufteten gut. Ja, er nahm alsbald Gelegenheit, sich dem jungen Gast erkenntlich zu zeigen und ihm sein Wohlwollen auf die ausdrucksvollste Art zu bekunden. Klaus Heinrich nämlich hatte sich bei dem warmen Wetter, das diesen Sommer mit jäh abkühlenden Gewittern und Hagelschlägen wechselte, eine Erkältung zugezogen, sein Hals war geschwollen, er spürte Stechen beim Schlucken, und da sein hoher Beruf und eine gewisse Zärtlichkeit in der Überwachung seiner zur Darstellung bestimmten Person ihn notwendig ein wenig weichlich gemacht hatte, so konnte er nicht umhin, davon zu sprechen und sich über seine Halsschmerzen zu beklagen. „Dann müssen sie feuchte Umschläge machen", sagte Herr Spoelmann. „Haben Sie Guttaperchapapier?" Aber Klaus Heinrich hatte keines. Da warf Herr Spoelmann die Papageiendecke von sich, stand auf und ging ins Innere des Schlosses. Er antwortete auf keine Frage, ließ sich nicht aufhalten und ging. Man fragte einander in seiner Abwesenheit, was er im Sinn haben könne, und Doktor Watercloose, wohl in der Befürchtung, daß ein Schmerzensanfall seinen Patienten vertrieben habe, folgte ihm auf dem Fuße. Aber als Herr Spoelmann zurückkehrte, hatte er in der Hand ein Stück Guttaperchapapier, an dessen Vorhandensein von früher her in irgendeiner Schublade er sich erinnert hatte, ein schon etwas brüchiges Stück, das er dem Prinzen einhändigte, indem er ihn ausführlich darüber belehrte, wie er es zu verwenden habe, um Nutzen daraus zu ziehen. Klaus Heinrich dankte ihm freudig, und Herr Spoelmann streckte sich befriedigt wieder aus. Er blieb diesmal da, und als der Tee getrunken war, veranlaßte er sogar einen gemeinsamen Rundgang um den Park, wobei die Anordnung die war, daß Herr Spoelmann in seinen weichen Schuhen zwischen Imma und Klaus Heinrich wandelte, während die Gräfin Löwenjoul mit Doktor Watercloose in einigem Abstande folgten. Als der Prinz für heute Abschied nahm, sagte Imma Spoelmann noch etwas scharf Gesetztes über seinen Hals und die feuchten Umschläge, beschwor ihn mit verstecktem Spotte, sich zu pflegen und seine geheiligte Person doch ja in sorgsame Acht zu nehmen. Aber obgleich Klaus Heinrich ihr nichts Angemessenes zu erwidern wußte — was sie übrigens ja nicht

erwartete und verlangte —, so bestieg er doch ziemlich frohgemut seinen Dogcart; denn das Stückchen brüchiger Guttapercha in der rückwärtigen Tasche seines Uniformrockes erschien ihm, ohne daß er sich klare Rechenschaft über diese Auffassung ablegte, als ein Unterpfand glücklicher Zukunft.

Mochte dem nun aber wie immer sein, so blieb es dabei, daß sein Kampf erst eigentlich begann. Es war der Kampf um Imma Spoelmanns Glauben, der Kampf darum, daß sie ihm in dem Grade vertrauen möge, um des Entschlusses fähig zu sein, sich aus der frostigen und reinen Sphäre, darin sie zu spielen gewohnt war, aus dem Reiche der Algebra und der Sprachverspottung mit ihm hinabzuwagen in die fremde Zone, jene wärmere, dunstigere und fruchtbarere, welche er ihr zeigte. Denn ihre Scheu vor diesem Entschlusse war gewaltig groß.

Das nächste Mal war er allein mit ihr, oder so gut wie allein, das heißt zudritt mit der Gräfin Löwenjoul. Es war ein kühler, bedeckter Morgen nach einer nächtlichen Wetterkrise. Sie ritten die Wiesenböschung entlang, Klaus Heinrich in hohen Stiefeln, die Krücke der Reitpeitsche zwischen die Knöpfe seines grauen Mantels gehängt. Die Schleuse droben bei der hölzernen Brücke war geschlossen, das Bett des Wasserarmes lag leer und steinig. Perceval, dessen erste Lärmwut gestillt war, setzte federnd darüber hin und her oder trabte, nach Hundeart schief laufend, den Pferden voran. Die Gräfin, auf Isabeau, hielt lächelnd ihren kleinen Kopf zur Seite geneigt. Klaus Heinrich sagte: „Ich denke Tag und Nacht an etwas, was wohl ein Traum gewesen sein muß. Ich liege nachts und höre Florian drüben im Stalle schnauben, so still ist es. Dann denke ich bestimmt, daß es kein Traum war. Aber wenn ich Sie sehe, wie heute und neulich am Teetisch, dann kann ich es doch unmöglich für etwas Besseres halten."

Sie antwortete: „Das bedarf der Erläuterung, hoher Prinz."

„Haben Sie mir vor neunzehn Tagen ihre Bücher gezeigt, Fräulein Imma, — oder nicht?"

„Vor neunzehn Tagen? Da muß ich rechnen. Nein, lassen Sie sehen, es sind achtzehn Tage und ein halber, wenn mich nicht alles täuscht . . ."

„Sie haben mir also Ihre Bücher gezeigt?"

„Das trifft unbedingt zu, Prinz. Und ich wiege mich in der Hoffnung, daß sie Ihnen gefallen haben."

„Ach, Imma, Sie müssen nicht so sprechen, nicht jetzt und nicht zu mir! Mir ist so ernst ums Herz, und ich habe Ihnen noch so Vieles zu sagen, wozu ich vor neunzehn Tagen nicht gekommen bin, als Sie mir Ihre Bücher zeigten... Ihre vielen Bücher. Ich möchte da anknüpfen, wo wir damals aufgehört haben und das Dazwischenliegende vergessen sein lassen..."

„Um Gotteswillen, Prinz, lassen Sie lieber das andere vergessen sein! Worauf kommen Sie zurück! Woran erinnern Sie sich und mich! Ich dächte, Sie

hätten Grund, über diese Dinge das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Sich in dem Grade gehen zu lassen! In dem Grade die Haltung zu verlieren! . . ."

„Wenn Sie wüßten, Imma, wie unaussprechlich wohl es mir tat, die Haltung zu verlieren!"

„Ich bedanke mich! Das ist beleidigend, wissen Sie das? Ich bestehe darauf, daß Sie auch mir gegenüber die Haltung wahren, die Sie der ganzen Welt gegenüber an den Tag legen. Ich bin nicht dazu da, daß Sie sich bei mir von Ihrem prinzlichen Dasein erholen."

„Was für ein Mißverständnis, Imma! Aber ich weiß wohl, daß Sie mich mit Absicht mißverstehen und nur im Scherz, und das zeigt mir, daß Sie mir nicht glauben und nicht ernst nehmen, was ich sage . . ."

„Nein, Prinz, das ist in der Tat zu viel verlangt! Haben Sie mir nicht von Ihrem Leben erzählt? Sie sind zum Schein zur Schule gegangen, Sie sind zum Schein auf der Universität gewesen, Sie haben zum Schein als Soldat gedient und tragen noch immer zum Scheine die Uniform; Sie erteilen zum Scheine Audienzen und spielen zum Schein den Schützen und der Himmel weiß, was noch alles; Sie sind zum Schein auf die Welt gekommen, und nun soll ich Ihnen plötzlich glauben, daß es Ihnen mit irgend etwas ernst ist?"

Während sie dies sagte, traten ihm Tränen in die Augen; so sehr taten ihm ihre Worte weh. Er antwortete leise: „Sie haben recht, Imma, es ist viel Unwahrheit in meinem Leben. Aber ich habe es ja nicht gemacht oder gewählt, müssen Sie bedenken, sondern habe meine Pflicht getan, wie sie mir streng und genau zur Erbauung der Leute vorgeschrieben war. Und nicht genug, daß es schwer war und voller Verbote und Entbehrungen, so soll es sich nun auch rächen, dadurch, daß Sie mir nicht glauben."

„Sie sind stolz", sagte sie, „auf Ihren Beruf und Ihr Leben, Prinz, ich weiß das wohl, und ich kann nicht einmal wünschen, daß Sie sich selber die Treue brechen."

„O," rief er aus, „lassen Sie das meine Sorge sein, das mit der Treue zu mir und machen Sie sich keineswegs Gedanken darüber! Ich habe Erfahrungen, ich bin mir untreu gewesen und habe das Verbot zu umgehen gesucht, und es hat mit Schande geendet. Aber seit ich Sie kenne, weiß ich, weiß ich zum erstenmal, daß ich zum erstenmal ohne Reue und Schaden daran, was man meinen hohen Beruf nennt, mich gehen lassen darf wie irgendeiner, obwohl Doktor Überbein sagt, und sogar auf lateinisch, daß das nicht gegeben werde . . ."

„Sehen Sie wohl, was Ihr Freund da gesagt hat!"

„Haben Sie ihn nicht selbst einen unseligen Menschen genannt, der ein schlechtes Ende nehmen werde? Er ist ein edler Charakter, ich schätze ihn hoch und verdanke ihm viele Aufklärungen über mich und die Dinge. Aber in letzter Zeit habe ich oftmals über ihn nachgedacht, und als Sie damals so über ihn geurteilt hatten, da habe ich mich mehrere Stunden lang mit Ihrem Urteil

beschäftigt und mußte Ihnen recht geben. Denn ich will Ihnen sagen, Imma, welche Bewandtnis es mit Doktor Überbein hat. Er lebt in Feindschaft mit dem Glücke, — das ist es."

„Das dünkt mich eine anständige Feindschaft", sagte Imma Spoelmann.

„Anständig", antwortete er, „aber unselig, wie Sie selber gesagt haben, und obendrein sündhaft, — denn es ist Sünde gegen etwas, was herrlicher ist, als seine strenge Anständigkeit, das weiß ich nun, und zu dieser Sünde hat er auch mich erziehen wollen, in aller Väterlichkeit. Aber nun bin ich seiner Erziehung entwachsen, in diesem Punkte bin ich es. Ich bin nun selbständig und weiß es besser, und wenn ich Überbein auch nicht überzeugt habe, — Sie werde ich überzeugen, Imma, sei es heut' oder später ..."

„Ja, Prinz, das muß ich gestehen! Sie wissen zu überzeugen, Ihr Eifer reißt unwiderstehlich mit sich fort! Neunzehn Tage, sagten Sie nicht so? Ich halte achtzehn und einen halben für richtig, aber das läuft auf dasselbe hinaus. In dieser Zeit haben Sie einmal geruht, auf Delphinenort zu erscheinen... vor vier Tagen..."

Er sah ihr erschrocken ins Gesicht.

„Aber, Imma, Sie müssen Geduld mit mir haben und etwas Nachsicht... Bedenken Sie doch, ich bin noch ungelenk ... es ist fremder Boden! Ich weiß nicht, wie es kam ... Ich glaube, ich wollte uns Zeit lassen. Und dann traten verschiedene Anforderungen an mich heran ..."

„Natürlich, Sie mußten zum Schein nach der Scheibe schießen, ich habe es gelesen. Wie gewöhnlich hatten Sie einen bedeutenden Erfolg zu verzeichnen. Sie standen da kostümiert und ließen sich von einer ganzen Wiese voll Menschen lieben..."

„Halt, Imma, o bitte, keinen Galopp! ... Es ist unmöglich, ein Wort zu sprechen ... Lieben, sagen Sie. Aber was ist das für eine Liebe? Eine Wiesenliebe, eine ungefähre, oberflächliche Liebe, eine Liebe von weitem, die nichts bedeutet, — eine Liebe in Gala und ganz ohne Vertraulichkeit! Nein, Sie brauchen durchaus nicht böse zu sein, daß ich sie mir gefallen lasse, denn nicht ich habe gut davon, sondern einzig die Leute, die erhoben werden dadurch, und das ist ihr Verlangen. Aber ich habe auch mein Verlangen, Imma, und Sie sind es, an die ich mich damit wende ..."

„Womit kann ich Ihnen dienen Prinz?"

„Ach, Sie wissen es wohl! Es ist Vertrauen, Imma, — könnten Sie nicht ein wenig Vertrauen zu mir haben?"

Sie sah ihn an, und so dunkel dringlich, wie jetzt, hatten ihre übergroßen Augen noch niemals geforscht. Aber wie inständig auch die stumme Bitte war, mit der er an ihr hing, so wandte sie sich doch ab und sagte mit verschlossener Miene: „Nein, Prinz Klaus Heinrich, das kann ich nicht."

Er stieß einen Laut des Kummers aus, und seine Stimme zitterte, als er fragte: „Und warum können sie nicht?"

Sie antwortete: „Weil Sie mich daran hindern."

„Aber wie hindere ich Sie? Bitte, sagen Sie mir's!"

Und immer mit verschlossenen Ausdruck, die Augen auf ihren weißen Zügel gesenkt und leicht geschaukelt vom Schritt ihres Pferdes erwiederte sie: „Durch alles, durch Ihr Verhalten, durch Ihre Art und Weise, durch Ihre ganze erlauchte Persönlichkeit. Wissen Sie wohl noch, wie Sie die arme Gräfin gehindert haben, sich gehen zu lassen und sie gezwungen haben, klar und nüchtern zu sein, obgleich ihr doch ausdrücklich auf Grund ihrer übermäßigen Erfahrungen die Wohltat der Verwirrung und Wunderlichkeit gewährt worden ist, — und daß ich Ihnen gesagt habe, ich wüßte sehr wohl, wie Sie es angefangen hätten, sie zu ernüchtern? Ja, ich weiß es wohl, denn auch mich hindern Sie, mich gehen zu lassen, auch mich ernüchtern Sie, immerwährend, durch alles, durch Ihre Worte, durch Ihren Blick, durch Ihre Art zu sitzen und zu stehen, und es ist ganz unmöglich, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Ich habe Gelegenheit gehabt, Sie im Verkehr mit anderen Leuten zu beobachten, aber ob es nun Doktor Sammet im Dorotheen-Hospital oder Herr Stavenüter im Fasanerie-Garten war, es war immer dasselbe, und immer habe ich Kälte und Angst dabei empfunden. Sie halten sich aufrecht und stellen Fragen, aber nicht aus Teilnahme, es ist Ihnen nicht um den Inhalt der Frage zu tun, nein, um garnichts ist es Ihnen zu tun, und nichts liegt Ihnen am Herzen. Ich habe es oft gesehen, — Sie sprechen, Sie äußern eine Meinung, aber Sie könnten ganz ebensogut eine andere äußern, denn in Wirklichkeit haben Sie keine Meinung und keinen Glauben, und auf nichts kommt es Ihnen an als auf Ihre Prinzenhaltung. Sie sagen zuweilen, Ihr Beruf sei nicht leicht, aber da Sie mich herausgefordert haben, so will ich Ihnen bemerken, daß er Ihnen leichter fallen würde, wenn Sie eine Meinung und einen Glauben hätten, Prinz, — das ist *meine* Meinung und mein Glaube. Wie könnte man Vertrauen zu Ihnen haben? Nein, es ist nicht Vertrauen, was Sie einflößen, sondern Kälte und Befangenheit, und wenn ich mir auch Mühe gäbe, Ihnen näher zu kommen, so würde mich diese Art von Befangenheit und Unbeholfenheit daran hindern, — jetzt habe ich geantwortet."

Er hatte ihr mit schmerzlicher Spannung zugehört, hatte mehrmals in ihr bleiches Gesichtchen geblickt, während sie sprach, und dann wieder, wie sie, die Augen auf den Zügel gesenkt.

„Haben Sie Dank, Imma," antwortete er nun, „daß Sie so ernst gesprochen haben, — denn Sie wissen wohl, daß Sie nicht immer so tun, sondern meistens nur spottweise reden und auf Ihre Art die Dinge so wenig ernst nehmen, wie ich auf die meine."

„Wie soll man anders, als spöttisch, zu Ihnen reden, Prinz!"

„Und zuweilen sind Sie sogar hart und grausam, wie zum Beispiel gegen die Schwester Oberin im Dorotheenspital, die Sie so sehr in Verwirrung setzten."

„O, ich weiß wohl, daß ich ebenfalls meine Fehler habe und jemanden nötig hätte, der mir hülfe, sie abzulegen.“

„Der will ich sein, Imma, wir wollen einander helfen ...“

„Ich glaube nicht, daß wir einander helfen können, Prinz.“

„Doch, wir können es. Haben Sie nicht eben schon ernst und ganz ohne Spott geredet? Was aber mich betrifft, so haben Sie ja schon nicht mehr recht, wenn Sie sagen, daß es mir um garnichts zu tun sei und nichts mir am Herzen liege, denn um Sie, Imma, um Sie ist es mir zu tun, Sie liegen mir am Herzen, und da es mir so unaussprechlich ernst mit dieser Sache ist, so kann es nicht fehlen, daß ich endlich Ihr Vertrauen gewinne. Wüßten Sie, wie gerne ich das gehört habe, was Sie von Mühegeben und Näherkommen sagten! Ja, geben Sie sich ein wenig Mühe und lassen Sie sich niemals mehr von jener Art von Unbeholfenheit, oder was es ist, verwirren, die Sie mir gegenüber so leicht empfinden! Ach, ich weiß ja, weiß es so schrecklich gut, wie sehr ich schuld daran bin! Aber lachen Sie mich aus und sich selbst, wenn ich Ihnen ein solches Gefühl erwecke und halten Sie zu mir! Wollen Sie mir versprechen, daß Sie sich ein wenig Mühe geben werden?“

Aber Imma Spoelmann versprach nichts, sondern bestand nun endlich auf ihrem Galopp, und noch manche Unterredung blieb ohne Ergebnis, wie diese.

Zuweilen, wenn Klaus Heinrich auf „Delphinenort“ den Tee genommen hatte, erging man sich im Park, der Prinz, Fräulein Spoelmann, die Gräfin und Perceval. Der edle Collie hielt sich mit gesammelter Miene an Immas Seite und Gräfin Löwenjoul zwei oder drei Schritte hinter den jungen Herrschaften. Denn bald nachdem man die Promenade angetreten, hatte sie sich einen Augenblick verweilt, um mit gekrümmten und gespreizten Fingern an einem Strauche zu nesteln, und den Abstand, welcher sich dadurch hergestellt, hatte sie nicht ganz wieder ausgeglichen. So gingen Klaus Heinrich und Imma vor ihr her und unterhandelten; war aber eine gewisse Runde zurückgelegt, so machten sie Kehrt, so daß sie nun also die Gräfin zwei oder drei Schritte vor sich hatten, und dann unterstützte Klaus Heinrich wohl seine rednerischen Bemühungen, indem er behutsam und ohne hinzublicken Imma Spoelmanns schmale, schmucklose Hand von ihrer Seite nahm und sie mit seinen beiden umfing, auch mit der linken, an die er nicht dachte und die keine Hemmung mehr war, wie beim Repräsentieren, — während er eindringlich fragte, ob sie sich Mühe gäbe und Fortschritte gemacht habe im Vertrauen zu ihm. Nur ungern hörte er etwa, daß sie studiert, der Algebra obgelegen und in den kühlen Gegenden gespielt habe seit dem letzten Zusammensein und bat sie herzlich, jetzt ihre Bücher beiseite zu lassen, welche sie nur zerstreuen und der Sache abwendig machen könnten, der jetzt alle ihre Gedankenkräfte gewidmet sein müßten. Er sprach auch von sich, von jener Ernüchterung und Befangenheit, die sein Wesen ihrer Aussage nach einflößte, suchte sie zu erklären

und so zu entkräften. Er sprach von dem kalten, strengen und armen Dasein, das er bis dahin geführt, schilderte ihr, wie Alle stets dagewesen seien, um eben dazusein und zu schauen, indes es sein hoher Beruf gewesen, sich zu zeigen und geschaut zu werden, was das weitaus Schwerere war, und mühte sich ab, sie recht erkennen zu lassen, daß eine Heilung von dem, wodurch er die arme Gräfin am Schwatzen gehindert habe und sie selbst zu seinem Kummer befremde, — daß seine Heilung allein durch sie, nur eben einzig durch sie zu bewirken und gänzlich in ihre Hand gegeben sei. Sie sah ihn an, ihre übergroßen Augen schimmerten in dunklem Forschen, und man sah wohl, daß sie kämpfte, auch sie. Aber dann schüttelte sie den Kopf oder beendete das Gespräch, indem sie mit vorgeschobenen Lippen eine Redensart anführte, über die sie sich lustig machte, unfähig, das Ja, um das er flehte, diese unbestimmte und, wie die Dinge lagen, eigentlich zu nichts verpflichtende Hingabe über sich zu gewinnen.

Sie hinderte ihn nicht, einmal oder zweimal in der Woche zu kommen, hinderte ihn nicht, zu sprechen, ihr mit Bitten und Beteuerungen anzuliegen und dann und wann ihre Hand zwischen den seinen zu halten. Allein sie duldete nur, sie blieb unbewegt, ihre Entschließungsangst, diese Scheu, ihr kühles und spöttisches Reich zu verlassen und sich zu ihm bekennen, schien unüberwindlich, und es fehlte nicht, daß sie erschöpft und verzagt in die Worte ausbrach: „Ach, Prinz, wir hätten einander niemals kennen lernen sollen — das wäre das Beste gewesen! Dann würden Sie nach wie vor geruhig Ihrem hohen Berufe nachgehen, und auch ich hätte meinen Frieden, und keines quälte den andern!" Es kostete Mühe, sie zum Widerruf zu bestimmen, ihr das Zugeständnis abzugewinnen, daß sie es nicht unbedingt bedauere, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Aber auf diese Weise verging die Zeit. Der Sommer neigte sich, frühe Nachtfröste lösten die Blätter noch grün von den Bäumen, Fatmes, Florians und Isabeaus Hufe raschelten im roten und goldenen Laub, wenn man spazieren ritt, der Herbst kam mit Nebeln und herben Düften, — und niemand hätte ein Ende, eine irgend entscheidende Wendung der seltsam schwebenden Sache abzusehen vermocht.

Das Verdienst, die Dinge auf den Boden der Wirklichkeit gestellt, den Geschehnissen die Richtung zu einem glückseligen Ausgang gegeben zu haben, wird immer dem hochgestellten Manne zugesprochen werden müssen, der bis dahin eine weise Zurückhaltung beobachtet hatte, im richtigen Augenblick aber mit behutsam fester Hand in die Ereignisse eingriff. Es war Exzellenz von Knobelsdorff, Minister des Inneren, des Äußeren und des großherzoglichen Hauses.

Oberlehrer Dr. Überbein hatte recht gehabt mit seiner Behauptung, daß der Konseilpräsident sich über Klaus Heinrichs persönliche und leidenschaftliche Schritte Bericht erstatten lasse. Mehr noch: der alte Herr, wohl bedient durch intelligente und spürgewandte Unterbeamte, befand sich genau auf dem Laufenden über die öffentliche Meinung, über die Rolle, die Samuel Spoelmann und seine

Tochter in der Einbildungskraft des Volkes spielten, den königlichen Rang, den sie in seiner Vorstellung einnahmen, über die gewaltige und abergläubige Spannung mit der die Bevölkerung den Verkehr zwischen den Schlössern „Eremitage" und „Delphinenort" verfolgte, über die Volkstümlichkeit dieses Verkehrs, mit einem Wort, wie sie für jeden, der sehen wollte, nicht nur in der Residenz, sondern im ganzen Lande in Gerede und Gerüchten zu Tage trat. Ein bezeichnender Zwischenfall genügte, um Herrn von Knobelsdorff seiner Sache sicher zu machen.

Anfang Oktober nämlich — der Landtag war seit vierzehn Tagen eröffnet, und die Mißhelligkeiten mit der Budgetkommission waren in vollem Gange — erkrankte Imma Spoelmann und zwar, wie es anfangs hieß, sehr schwer. Es stellte sich heraus, daß das unvorsichtige Fräulein — Gott wußte, in welcher Laune oder Stimmung — auf einem Spazierritt, den sie mit ihrer Ehrendame unternommen, auf ihrer weißen Fatme gegen den heftigen Nordostwind, der ging, einen Dauergalopp von beinahe einer halben Stunde ertrotzt und eine Lungenerweiterung heimgebracht hatte, an der sie schier zu ersticken drohte. Die Nachricht war nach wenigen Stunden in Umlauf. Es hieß, das junge Mädchen schwebe in Lebensgefahr, was, wie sich zum Glücke bald erwies, eine maßlose Übertreibung war. Allein wenn einem Mitgliede des Hauses Grimmburg, wenn dem Großherzog selbst ein ernster Unfall zugestoßen wäre, so hätte die Bestürzung, das allgemeine Mitgefühl nicht größer sein können. Man sprach von nichts anderem. In den geringeren Stadtgegenden, zum Beispiel in der Nähe des Dorotheen-Kinderspitals, standen gegen Abend die Frauen vor ihren Haustüren, preßten die flachen Hände gegen den Busen und keuchten, um einander deutlich zu machen, wie es sei, wenn einem der Atem fehle. Die Abendblätter brachten über den Zustand Fräulein Spoelmanns eingehende und medizinisch sachkundige Mitteilungen, die von Hand zu Hand gereicht, an den Familien- und den Stammtischen verlesen, auf den Trambahnwagen erörtert wurden. Man hatte den Berichterstatter des „Eilboten" per Droschke nach „Delphinenort" jagen sehen, woselbst er in der Vorhalle mit dem Mosaikfußboden von dem Spoelmannschen Butler abgefertigt worden war und englisch mit ihm gesprochen hatte, obgleich es ihm nicht leicht wurde. Übrigens war der Presse der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie die Sache aufbauschte und unnötige Besorgnisse unterhielt. Es konnte schlechterdings von keiner ernsten Gefahr die Rede sein. Sechs Tage Bettruhe unter der Pflege des Spoelmannschen Leibarztes genügten, um die Gefäßerweiterung zu beheben und des Fräuleins Lunge vollständig wieder herzustellen. Aber diese sechs Tage genügten auch, um die Bedeutung, welche die Spoelmanns und insonderheit Fräulein Immas Person in unserer Öffentlichkeit gewonnen hatten, klar zu Tage treten zu lassen. Allmorgendlich fanden sich die Abgesandten der Journale, Beauftragte der allgemeinen Wißbegier, in der Mosaikhalle von „Delphinenort" zusammen, um

den knappen Tagesbericht des Butlers entgegenzunehmen, den sie dann in jener breiten Verarbeitung, welche das Publikum verlangte, in ihren Blättern anrichteten. Man las von duftenden Grüßen und Genesungswünschen, die in „Delphinenort" eingetroffen seien, übersandt von verschiedenen wohltätigen Anstalten, die Imma Spoelmann besucht und mit reichen Stiftungen unterstützt hatte, (und Witzbolde merkten an, daß eigentlich die großherzogliche Steuerbehörde Gelegenheit hätte nehmen müssen, auf ähnliche Art ihre Huldigung darzubringen). Man las auch — und ließ die Zeitung sinken, um einander anzublicken — von einer „prachtvollen" Blumenspende, die Prinz Klaus Heinrich nebst seiner Karte habe übermitteln lassen — (während die Wahrheit war, daß der Prinz nicht einmal, sondern täglich, solange Fräulein Spoelmann das Bett hütete, Blumen nach Delphinenort sandte, was aber, um allzu große Erschütterungen zu vermeiden, von den Wissenden verschwiegen wurde). Man las ferner, daß die allbeliebte junge Patientin zum ersten Male das Bett verlassen habe, und endlich wurde gemeldet, daß ihre erste Ausfahrt unmittelbar bevorstehe. Diese Ausfahrt jedoch, die acht Tage nach des Fräuleins Erkrankung an einem sonnigen Herbstvormittag stattfand, sollte zu einer Gefühlsäußerung von seiten der Bevölkerung Veranlassung geben, die von Leuten mit strengem Selbstbewußtsein sogar als zu weitgehend bezeichnet wurde. Um das riesige, olivenfarben lackierte und mit ziegelroten Lederpolstern ausgestattete Spoelmannsche Automobil nämlich, das, mit einem jungen Chauffeur von angelsächsischem Gesichtsschnitt und blasser, gesammelter Miene auf dem Bock, vor dem Hauptportal von „Delphinenort" wartete, hatte sich eine größere Menschenansammlung gebildet, und als Fräulein Spoelmann mit der Gräfin Löwenjoul und gefolgt von einem deckentragenden Lakaien ins Freie trat, brachen tatsächlich, mit Mützenschwenken und Tücherwehen, Hochrufe aus, die sich wiederholten und andauerten, bis das Kraftfahrzeug sich unter dem Tosen der Huppe den Weg durch das Gedränge gebahnt und die Manifestanten im Benzinbrodem zurückgelassen hatte. Zuzugeben ist, daß die Gruppe der Schreier aus jenen nicht sehr würdigen Elementen bestand, die sich bei solchen Gelegenheiten zusammenzufinden pflegen: aus halbwüchsigen Burschen, einigen Frauen mit Marktkörben, ein paar Schulkindern, Gaffern, Tagedieben und Beschäftigungslosen verschiedener Art. Aber was ist das Volk und wie muß es sich zusammensetzen, um maßgebend zu sein? Ferner ist eine Behauptung nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, die später von höhnischen Charakteren verbreitet wurde und wonach unter der Volksmenge um das Automobil ein im Solde des Herrn von Knobelsdorff stehender Agent, Mitglied der geheimen Polizei, sich befunden hätte, der die Hochrufe angestimmt und mit Fleiß unterhalten habe. Man kann das dahinstellen und den Verkleinerern bedeutender Vorgänge ihre Genugtuung gönnen. Geringsten Falles, das heißt, wenn die Angabe jener Leute zutraf, hatte es sich um die mechanische

Auslösung von Empfindungen gehandelt, die eben lebendig vorhanden sein mußten, um ausgelöst werden zu können. Jedenfalls verfehlte dieser Auftritt, der natürlich in der Tagespresse ausführlich geschildert wurde, auf niemanden seine Wirkung, und für Personen mit einigem Scharfblick für den Zusammenhang der Dinge unterlag es keinem Zweifel, daß eine weitere Nachricht, die wenige Tage darauf die Gemüter beschäftigte, zu all diesen Erscheinungen und Anzeichen in tiefer Beziehung stehen müsse.

Die Meldung lautete dahin, daß Seine Königliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich Seine Exzellenz den Herrn Staatsminister von Knobelsdorff auf Schloß Eremitage in einer Audienz empfangen habe, die ohne Unterbrechung von drei Uhr nachmittags bis sieben Uhr abends gedauert habe. Geschlagene vier Stunden lang! Um was hatte es sich gehandelt? Um den nächsten Hofball doch nicht? Nun, es war unter anderem auch von dem Hofball die Rede gewesen.

Herr von Knobelsdorff hatte seine Bitte um eine vertrauliche Unterredung dem Prinzen gelegentlich der Hofjagd vorgetragen, die am zehnten Oktober bei Schloß „Jägerpreis" in den westlichen Waldungen abgehalten worden und an welcher Klaus Heinrich, gleich seinen rotköpfigen Vettern, in grüner Uniform, Kerbhut und Stulpenstiefeln, behängt mit Feldstecher, Hirschfänger, Jagdmesser, Patronengürtel und Pistolentasche, sich beteiligt hatte. Herr von Braunbart-Schellendorf war zu Rate gezogen und die Besprechung auf die dritte Nachmittagsstunde des zwölften Oktobertages angesetzt worden. Übrigens hatte Klaus Heinrich sich erboten, seinerseits den alten Herrn in dessen Amtswohnung aufzusuchen, aber Herr von Knobelsdorff hatte es vorgezogen, nach „Eremitage" zu kommen und kam pünktlich, empfangen mit all der Verbindlichkeit und Wärme, die Klaus Heinrich gegenüber dem betagten Ratgeber seines Vaters und Bruders durch die Form als geboten erachtete. Jener nüchterne kleine Salon, in welchem die drei schönen Empire-Fauteuils in Mahagoni mit der bläulichen Lyra-Stickerei auf gelbem Grunde standen, war der Schauplatz der Unterhaltung.

Wiewohl den Siebzig nicht mehr fern, war Exzellenz von Knobelsdorff rüstig in körperlichem wie in geistigem Betracht. Sein Gehrock zeigte nicht eine Greisenfalte, sondern umspannte prall und bestens ausgefüllt den gedrungenen und freundlich gepolsterten Körper eines Mannes von glücklicher Gemütsart. Sein voll erhaltenes, in der Mitte glatt gescheiteltes Haupthaar war von reinem Weiß wie der gestutzte Schnurrbart, sein Kinn durch einen Einschnitt, der als Grübchen gelten konnte, sympathisch gespalten. Die fächerförmig angeordneten Fältchen an seinen äußeren Augenwinkeln trieben ihr Spiel wie vor Zeiten; ja sie hatten mit den Jahren noch kleine Abzweigungen und Nebenlinien erhalten, so, daß dies vielfache und rege Runzelwerk seinen blauen Augen den beständigen Ausdruck launiger Verschlagenheit verlieh. — Klaus Heinrich war Herrn von Knobelsdorff zugetan, ohne daß ein näheres Verhältnis zwischen

ihnen bestanden hätte. Der Staatsminister hatte zwar des Prinzen Lebensgang überwacht und geleitet, hatte anfänglich den Schulrat Dröge zu seinem ersten Lehrer bestimmt, dann das Fasanen-Konvikt für ihn ins Leben gerufen, ihn später mit Doktor Überbein auf die Universität geschickt, auch seinen scheinbaren militärischen Dienst geregelt und ihm sogar Schloß „Eremitage" zur Wohnung bestimmt, — aber alles nur mittelbar und bei seltener persönlicher Berührung; ja, wenn Herr von Knobelsdorff in jenen Erziehungsjahren mit Klaus Heinrich zusammengetroffen war, so hatte er sich wohl gar nach des Prinzen Entschließungen und Zukunftsplänen untertänigst erkundigt, als wüßte er nichts davon, und vielleicht war es gerade diese von beiden Seiten standhaft aufrechterhaltene Fiktion, die den Verkehr durchaus in den Schranken des Förmlichen gehalten hatte.

Herr von Knobelsdorff, der in bequemer und dennoch ehrerbietiger Haltung die Führung des Gesprächs übernommen hatte, während Klaus Heinrich die Absichten dieses Besuches zu erraten suchte, plauderte zunächst von der vorgestrigen Hofjagd, tat einen behaglichen Rückblick auf die Strecke und erwähnte dann von ungefähr seines vortrefflichen Kollegen von den Finanzen, Dr. Krippenreuthers, der ebenfalls an dem Jagen teilgenommen und dessen schlechtes Aussehen er beklagte. Herr Krippenreuther habe bei Jägerpreis wahrhaftig nichts als Fehlschüsse getan. „Ja, Sorgen machen die Hand nicht sicher", bemerkte Herr von Knobelsdorff und legte so dem Prinzen das Stichwort zu einer knappen Kennzeichnung dieser Sorgen in den Mund. Er sprach von dem „nicht unerheblichen" Fehlbetrag des Hauptvoranschlages, von des Ministers Mißhelligkeiten mit der Budget-Kommission, der neuen Vermögenssteuer, dem Steuerfuß von dreizehneinhalb und dem wütenden Widerstande der städtischen Vertreter, von der vorsündflutlichen Fleischsteuer und dem Hungerschrei der Beamten; und Klaus Heinrich, anfänglich befremdet von soviel Sachlichkeit, hörte ihm mit ernstem und eifrigem Kopfnicken zu.

Die beiden Herren, der alte und der junge, saßen nebeneinander auf einer schmächtigen und ein wenig harten Sofabank mit gelbem Tuchbezug und kranzförmigen Messingbeschlägen, die, hinter dem Rundtisch, der schmalen Glastür gegenüberstand, die auf die Terrasse führte und hinter welcher der halbentblätterte Park mit dem Ententeich im Herbstnebel verschwamm. Der niedrige, schlichtweiße Kachelofen, in dem ein Feuer knisterte, verbreitete in dem streng und karg möblierten Zimmer eine linde Wärme, und Klaus Heinrich, nicht völlig imstande, den politischen Ausführungen zu folgen, doch stolz und glücklich, von dem erfahrenen Würdenträger so ernst unterhalten zu werden, fühlte sich mehr und mehr von einer dankbaren, vertrauensvollen Stimmung umfangen. Herr von Knobelsdorff sprach angenehm über die unangenehmsten Dinge, seine Stimme war wohltuend, das Gefüge seiner Rede gewandt und einschmeichelnd, — und plötzlich ward Klaus Heinrich gewahr, daß er das wirtschaftliche Gebiet verlassen hatte

und von den Sorgen Doktor Krippenreuthers auf sein eigenes, Klaus Heinrichs, Befinden übergegangen war. Täuschte sich Herr von Knobelsdorff? Seine Augen fingen an, ihn zuweilen im Stiche zu lassen. Aber ihm wollte scheinen, als sei auch das Aussehen Seiner Königlichen Hoheit schon besser, schon frischer, schon heiterer gewesen. Eine Müdigkeit, ein Zug von Kummer sei unverkennbar ... Herr von Knobelsdorff fürchte zudringlich zu erscheinen; aber er müsse hoffen, daß diesen Anzeichen keine ernstliche Beschwerde des Körpers oder Gemütes zu Grunde liege?

Klaus Heinrich schaute in den Nebel hinaus. Noch war sein Blick verschlossen; aber obgleich er in unnachlässig gesammelter und gegenwärtiger Haltung wie immer, die Füße gekreuzt, die rechte Hand über der linken, den Oberkörper Herrn von Knobelsdorff zugewandt auf dem harten Sofa saß, so spannte seine innere Haltung sich doch ab in dieser Stunde, und ermattet wie er war von seinen seltsam zarten und ergebnislosen Kämpfen, fehlte nicht viel, daß seine Augen sich mit Tränen gefüllt hätten. Er war so sehr allein und unberaten. Doktor Überbein hielt sich neuerdings fern von „Eremitage“ ... Klaus Heinrich sagte noch: „Ach, Exzellenz, das würde zu weit führen.“

Aber Herr von Knobelsdorff antwortete: „Zu weit? Nein, fürchten Königliche Hoheit nicht, allzu ausführlich sein zu müssen. Ich bekenne, daß ich über Euerer Königlichen Hoheit Erlebnisse unterrichteter bin, als ich mir eben den Anschein gab. Königliche Hoheit werden mir, abgesehen von jenen Feinheiten und Einzelheiten, die das Gerücht nicht aufzunehmen vermag, kaum etwas Neues mitzuteilen haben. Aber wenn es Euerer Königlichen Hoheit wohltun könnte, einem alten Diener, der Sie auf seinen Armen getragen, Ihr Herz auszuschütten ... vielleicht, daß ich nicht ganz und gar unfähig wäre, Euerer Königlichen Hoheit mit Rat und Tat zur Seite zu stehen ...“

Da geschahs, daß alles in Klaus Heinrichs Brust sich löste und sich als Bekenntnis gewaltig ergoß, daß er Herrn von Knobelsdorff das Ganze erzählte. Er erzählte, wie man erzählt, wenn das Herz einem voll ist und alles auf einmal sich über die Lippen drängt: nicht gerade sehr planmäßig, nicht sehr der Reihe nach und bei Unwesentlichkeiten über Gebühr verweilend, aber höchst eindringlich und mit jener Körperlichkeit, die das Erzeugnis leidenschaftlicher Anschauung ist. Er fing in der Mitte an, sprang unversehens zum Anfang, hastete dem Ende zu (das nicht vorhanden war) überstürzte sich und rannte sich mehr als einmal verzweifelt fest. Aber Herrn von Knobelsdorffs Vorkenntnisse erleichterten ihm die Übersicht, sie setzten ihn instand, durch förderliche Zwischenfragen das Schifflein wieder flott zu machen, — und endlich lag das Bild von Klaus Heinrichs Erlebnissen mit allen seinen Personen und Vorgängen, mit den Gestalten Samuel Spoelmanns, der verwirrten Gräfin Löwenjoul, ja selbst des edlen Collies Perceval und namentlich derjenigen Imma Spoelmanns in all

ihrer Schwierigkeit, vollendet und lückenlos zur Beratung vor. Sogar des Stückes Guttapercha=Papier war ausführlich Erwähnung getan, denn Herr von Knobelsdorff schien Gewicht darauf zu legen, und nichts war ausgelassen zwischen jenem so eindrucksvollen Auftritt bei der Ablösung der Schloßwache und den letzten innigen und quälenden Kämpfen zu Pferd und zu Fuß. Klaus Heinrich war stark erhitzt, als er fertig war, und seine stahlblauen, von den volkstümlichen Wangenknochen bedrängten Augen standen in Tränen. Er hatte die Sofabank verlassen, wodurch er Herrn von Knobelsdorff gezwungen hatte sich ebenfalls zu erheben, und wollte der Wärme wegen durchaus die Glastür zu der kleinen Veranda öffnen, was aber Herr von Knobelsdorff mit dem Hinweis auf die große Erkältungsgefahr verhinderte. Er richtete die untertänigste Bitte an den Prinzen, sich wieder zu setzen, da Seine Königliche Hoheit sich der Notwendigkeit einer ruhigen Erörterung der Sachlage nicht verschließen könne. Und beide ließen sich wieder auf das wenig schwellende Polster nieder.

Herr von Knobelsdorff überlegte eine Weile, und sein Gesicht war so ernst, wie es, mit seinem gespaltenen Kinn und seinen spielenden Augenfältchen nur immer zu sein vermochte. Sein Schweigen brechend, dankte er zunächst dem Prinzen bewegten Herzens für die hohe Ehre, die er ihm durch sein Vertrauen erwiesen habe. Und unmittelbar im Anschluß hieran war es, daß Herr von Knobelsdorff unter Betonung jedes einzelnen Wortes, die Erklärung abgab: Welche Stellungnahme der Prinz nun auch immer in dieser Angelegenheit von ihm, dem Herrn von Knobelsdorff gewärtigt habe, so sei er, Herr von Knobelsdorff, jedenfalls nicht der Mann, den Wünschen und Hoffnungen des Prinzen entgegen zu sein, vielmehr durchaus gemeint, Seiner Königlichen Hoheit die Wege zu dem ersehnten Ziel nach besten Kräften zu ebnen.

Langes Stillschweigen. Klaus Heinrich blickte Herrn von Knobelsdorff entgeistert in die Augen mit den strahlenartig angeordneten Fältchen. Er hatte also Wünsche und Hoffnungen? Es gab also ein Ziel? Er wußte nicht, was er hörte. Er sagte: „Exzellenz sind so freundlich . . .“

Da fügte Herr von Knobelsdorff seiner großen Erklärung etwas von einer Bedingung hinzu und sagte: Unter einer Bedingung freilich nur dürfe er, als erster Beamter des Staats, seinen bescheidenen Einfluß im Sinne Seiner Königlichen Hoheit geltend machen . . .

Unter einer Bedingung?

„Unter der Bedingung, daß Eure Königliche Hoheit nicht in eigennütziger und unbedeutender Weise nur auf Ihr eigenes Glück Bedacht nehmen, sondern, wie Ihr hoher Beruf es von Ihnen fordert, Ihr persönliches Schicksal aus dem Gesichtspunkt des Großen, Ganzen betrachten.“

Klaus Heinrich schwieg, und seine Augen waren schwer von Nachdenken.

„Genehmigen Königliche Hoheit", fuhr Herr von Knobelsdorff nach einer Pause fort, „daß wir diese delikate und noch ganz unübersehbare Angelegenheit auf eine Weile verlassen und uns allgemeineren Gegenständen zuwenden! Dies ist eine Stunde des Vertrauens und der gegenseitigen Verständigung . . . ich bitte ehrerbietigst, sie nutzen zu dürfen. Königliche Hoheit sind durch Ihre erhabene Bestimmung dem rauhen Getriebe der Wirklichkeit entrückt, durch schöne Vorkehrungen davon geschieden. Ich werde nicht vergessen, daß dieses Getriebe nicht — oder doch nur mittelbar — Eurer Königlichen Hoheit Sache ist. Dennoch scheint mir der Augenblick gekommen, Eurer Königlichen Hoheit wenigstens ein gewisses Gebiet dieser rauhen Welt, ganz um seiner selbst willen, zu unmittelbarer Anschauung und Einsicht nahe zu bringen. Ich bitte im voraus um gnädigste Verzeihung, wenn ich Euere Königliche Hoheit durch meine Informationen innerlich hart berühren sollte . . ."

„Bitte, sprechen Sie, Exzellenz!" sagte Klaus Heinrich nicht ohne Bestürzung. Unwillkürlich setzte er sich zurecht, wie man sich im Stuhle des Zahnarztes zurechtsetzt und seine Natur gegen einen schmerzhaften Eingriff sammelt . . .

„Ungeteilte Aufmerksamkeit ist erforderlich", sagte Herr von Knobelsdorff beinahe streng. Und nun erfolgte, anknüpfend an die Mißhelligkeiten mit der Budgetkommission, jener Vortrag, jene klare, gründliche und ungeschminkte, mit Ziffern und eingeschobenen Erläuterungen der Grundverhältnisse und Fachausdrücke wohl ausgestattete Belehrung und Unterrichtsstunde über die wirtschaftliche Lage des Landes, des Staates, die dem Prinzen unser ganzes Leidwesen in unerbittlicher Deutlichkeit vor Augen rückte. Selbstverständlich waren diese Dinge ihm nicht vollkommen neu und fremd; vielmehr hatten sie ihm ja, seitdem er repräsentierte, als Anlaß und Stoff zu jenen förmlichen Fragen gedient, die er an Bürgermeister, Ackerbürger, hohe Beamte zu richten pflegte und worauf er Antworten entgegennahm, die um ihrer selbst und nicht um der Dinge willen gegeben wurden, auch wohl von dem Lächeln begleitet waren, das er von klein auf kannte und welches „Du Reiner, Du Feiner!" besagte. Aber noch nie war all das in dieser massigen und nackten Sachlichkeit auf ihn eingedrungen, um in vollem Ernst seine Denkkraft in Anspruch zu nehmen. Herr von Knobelsdorff begnügte sich keineswegs mit Klaus Heinrichs gewohntem, eifrig ermunterndem Nicken; er nahm es genau, er überhörte den jungen Mann, er ließ sich ganze Erläuterungen wiederholen, er hielt ihn unnachsichtig im Banne des Gegenständlichen, und es war wie ein Zeigefinger, der, faltig von trockener Haut, an dem einzelnen Punkte haftete und nicht eher von der Stelle rückte, als bis man den Ausweis wirklichen Verständnisses erbracht hatte.

Herr von Knobelsdorff begann bei den Grundlagen und sprach von dem Lande und seinen wenig entwickelten Verhältnissen in bezug auf Handel und Industrie, von dem Volk, Klaus Heinrichs Volk, diesem sinnigen und biederen, gesunden

und rückständigen Menschenschlage. Er sprach von den mangelhaften Staatseinnahmen, den schlecht rentierenden Eisenbahnen, den unzulänglichen Kohlenlagern. Er kam auf die Forst-, Jagd- und Triftverwaltung, er sprach vom Walde, von den Überfällungen, der übermäßigen Streuentnahme, den Krüppelbeständen, der gesunkenen Forstrente. Dann ging er des Näheren auf unsere Geldwirtschaft ein, erörterte die natürliche Steueruntüchtigkeit des Volkes, kennzeichnete die verwahrloste Finanzgebarung früherer Perioden. Und hierauf rückte die Ziffer der Staatsschulden an, die zu wiederholen Herr von Knobelsdorff den Prinzen mehrmals nötigte. Es waren sechshundert Millionen. Der Unterricht erstreckte sich weiter auf das Obligationenwesen, auf Zins- und Rückzahlungsbedingungen, er kehrte zu Doktor Krippenreuthers gegenwärtiger Bedrängnis zurück und schilderte die schwere Ungunst des Augenblicks. An der Hand der „Zeitschrift des Statistischen Bureaus", die er plötzlich aus der Tasche zog, machte Herr von Knobelsdorff seinen Schüler mit den Ernteergebnissen der letzten Jahre bekannt, zählte die Unbilden auf, die den Mißwuchs gezeitigt hatten, bezeichnete die Steuerausfälle, die er mit sich brachte und erwähnte sogar der unterernährten Gestalten auf dem Lande. Dann ging er zur Lage des Geldmarktes im großen über, verbreitete sich über die Geldteuerung, die allgemeine wirtschaftliche Verstimmung. Und Klaus Heinrich erfuhr von dem Tiefstand des Kurses, der Unruhe der Gläubiger, dem Geldabfluß, den Bankbrüchen; er sah unsern Kredit erschüttert, unsere Papiere entwertet und begriff vollkommen, daß die Begebung einer neuen Anleihe beinahe unmöglich war.

Die Dämmerung fiel ein, es war weit über fünf Uhr, als Herr von Knobelsdorff seinen volkswirtschaftlichen Vortrag endigte. Um diese Zeit pflegte Klaus Heinrich seinen Tee zu nehmen, aber er dachte nur ganz vorübergehend daran, und von außen wagte niemand eine Unterredung zu stören, deren Wichtigkeit sich in ihrer Zeitdauer zu erkennen gab. Klaus Heinrich lauschte, lauschte. Er wußte noch kaum, wie sehr erschüttert er war. Aber wie unterfing man sich eigentlich, ihm all das zu sagen? Nicht ein einziges Mal hatte man ihn „Königliche Hoheit" genannt, während dieses Unterrichts, hatte ihm gewissermaßen Gewalt angetan, und seine Reinheit und Feinheit gröblich verletzt. Und doch war es gut, es erwärmte innerlich, das alles zu hören und sich um der Sache willen darein vertiefen zu müssen ... Er vergaß, Licht machen zu lassen, so sehr war seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

„Diese Umstände," schloß Herr von Knobelsdorff, „waren es etwa, die ich im Sinne hatte, als ich Euere Königliche Hoheit aufforderte, Ihr persönliches Wünschen und Trachten stets im Lichte des Allgemeinen zu sehen. Königliche Hoheit werden aus dieser Stunde und dem Inhalt, den ich ihr geben durfte, Nutzen ziehen, ich zweifle nicht daran. Und in dieser Zuversicht lassen Königliche Hoheit mich wieder auf Ihre engeren Angelegenheiten zurückkommen."

Herr von Knobelsdorff wartete, bis Klaus Heinrich mit der Hand ein Zeichen seiner Zustimmung gegeben hatte und fuhr dann fort: „Wenn dieser Sache irgendwelche Zukunft beschieden sein soll, so ist es erforderlich, daß sie sich nun zu einer neuen Entwicklungsstufe erhebt. Sie stagniert, sie steht formlos und aussichtslos wie der Nebel draußen. Das ist unleidlich. Man muß ihr Gestalt geben, muß sie verdichten, muß sie auch für die Augen der Welt bestimmter umreißen ..."

„Ganz so! Ganz so! Ihr Gestalt geben ... sie verdichten ... Das ist es! Das ist unbedingt notwendig!" bestätigte Klaus Heinrich außer sich, wobei er neuerdings das Sofa verließ und im Zimmer hin und her zu gehen begann: „Aber wie? Sagen Exzellenz mir um Gotteswillen, wie!"

„Der nächste äußere Fortschritt," sagte Herr von Knobelsdorff und blieb sitzen — so ungewöhnlich war die Stunde —, „muß dieser sein, daß man die Spoelmanns bei Hofe sieht."

Klaus Heinrich blieb stehen.

„Nie," sagte er, „niemals, wie ich Herrn Spoelmann kenne, wird er zu bewegen sein, zu Hofe zu gehen!"

„Was nicht ausschließt," antwortete Herr von Knobelsdorff, „daß sein Fräulein Tochter uns dieses Vergnügen machen wird. Wir sind nicht allzuweit mehr vom Hofball entfernt, — in Ihrer Hand liegt es, Königliche Hoheit, Fräulein Spoelmann zur Teilnahme daran zu bestimmen. Ihre Gesellschaftsdame ist Gräfin ... sie soll nicht ohne Eigenheiten sein, aber sie ist Gräfin, und das erleichtert die Sache. Wenn ich Euerer Königlichen Hoheit versichere, daß der Hof es nicht an Entgegenkommen fehlen lassen wird, so spreche ich im Einverständnis mit dem Herrn Oberstzeremonienmeister von Bühl zu Bühl ..."

Und nun behandelte das Gespräch noch drei Viertelstunden lang die zeremoniellen Bedingungen, unter denen die Einführung, die Vorstellung, würde zu vollziehen sein. Unerläßlich blieb die Kartenabgabe bei der Oberhofmeisterin der Prinzessin Katharina, einer verwitweten Gräfin Trümmerhauff, die bei den Festlichkeiten im Alten Schlosse der Damenwelt vorstand. Was aber den Akt der Vorstellung selbst betraf, so hatte Herr von Knobelsdorff Zugeständnisse zu erwirken verstanden, die einen geflissentlichen, ja herausfordernden Charakter trugen. Es gab keinen amerikanischen Geschäftsträger am Orte, — kein Grund dafür, erklärte Herr von Knobelsdorff, die Damen, durch den erstbesten Kammerherrn präsentieren zu lassen: nein, der Oberstzeremonienmeister selbst bitte um die Ehre, sie dem Großherzog vorstellen zu dürfen. Wann? An welchem Punkte der vorgeschriebenen Reihenfolge? Nun, zweifellos, ungewöhnliche Umstände erforderten ein Übriges. Zuerst also, an erster Stelle, vor allen Neueingeladenen der verschiedenen Hofrangklassen, — Klaus Heinrich möge das Fräulein dieser außerordentlichen Maßregel versichern. Es werde Gerede geben, Aufsehen bei

Hofe und in der Stadt. Aber gleichviel und um so besser. Aufsehen war keineswegs unerwünscht, Aufsehen war nützlich, war notwendig . . .

Herr von Knobelsdorff ging. Es war so dunkel geworden, als er sich verabschiedete, daß man einander kaum noch sah. Klaus Heinrich, der dessen erst jetzt gewahr wurde, entschuldigte sich in einiger Verwirrung, aber Herr von Knobelsdorff erklärte es für ganz unwesentlich, in welcher Beleuchtung eine solche Unterredung stattfinde. Er nahm Klaus Heinrichs Hand, die dieser ihm bot, und umfaßte sie mit seinen beiden. „Nie" sagte er warm — und dies waren seine letzten Worte, bevor er sich zurückzog — „nie war das Glück eines Fürsten von dem seines Landes unzertrennlicher. Bei allem, was Euere Königliche Hoheit erwägen und tun, wollen Sie sich gegenwärtig halten, daß Euerer Königlichen Hoheit Glück durch Schicksalsfügung zur Bedingung der öffentlichen Wohlfahrt geworden ist, daß aber auch Euere Königliche Hoheit Ihrerseits in der Wohlfahrt des Landes die unerläßliche Bedingung und Rechtfertigung Ihres Glückes zu erkennen haben."

Heftig bewegt und noch außerstande, die Gedanken zu ordnen, die ihn tausendfältig bestürmten, blieb Klaus Heinrich in seinen enthaltsamen Empirestuben zurück.

Er verbrachte eine unruhvolle Nacht und machte am nächsten Vormittag trotz unsichtigen und schleimigen Wetters einen einsamen, ausgedehnten Spazierritt. Herr von Knobelsdorff hatte klar und reichlich geredet, hatte Tatsachen gegeben und entgegengenommen; aber zur Verschmelzung, Gestaltung und inneren Verarbeitung dieses vielfachen Rohstoffes hatte er nur kurze, spruchartige Anleitungen gegeben, und es war schwere Gedankenarbeit, die Klaus Heinrich zu leisten hatte, während er nächtlicherweile wach lag und später, als er auf Florian spazieren ritt.

Nach „Eremitage" zurückgekehrt, tat er etwas Merkwürdiges. Er schrieb mit Bleistift auf ein Blättchen Papier eine Ordre, eine gewisse Bestellung und schickte den Kammerlakaien Neumann damit zur Stadt, zur Akademischen Buchhandlung in der Universitätsstraße. Was Neumann, schwer schleppend, zurückbrachte, war ein Ballen Bücher, die Klaus Heinrich in seinem Arbeitszimmer ausbreiten ließ und mit deren Lektüre er sofort begann.

Es waren Werke von nüchternem und schulbuchmäßigem Aussehen, mit Glanzpapierbacken, unschön geschmückten Lederrücken und rauhem Papier, auf welchem der Inhalt peinlich nach Abschnitten, Hauptabteilungen, Unterabteilungen und Paragraphen angeordnet war. Ihre Titel waren nicht heiter. Es waren Lehr- und Handbücher der Finanzwissenschaft, Ab- und Grundrisse der Staatswirtschaft, systematische Darstellungen der politischen Ökonomie. Und mit diesen Schriften schloß der Prinz sich in seinem Kabinette ein, und gab Weisung, daß er auf keinen Fall gestört zu werden wünsche.

(Schluß folgt)

Dalmatinische Reise/ von Hermann Bahr

Ich erwache vom Geräusch des Stoppens. Ich kann doch kaum eine Stunde geschlafen haben, wir werden in Spalato sein. Aber durchs Fenster dringt es hell, dies weckt mich völlig auf. Ich habe neun Stunden geschlafen, wir sind in Gravosa. Noch klebt mir überall der Schlaf an. Solchen traumlosen, tief erstarrten, alles entseelenden Schlaf, aus dem man gleichsam erst wieder neu geboren werden muß, gibt mir nur das Meer. Und ich erwache dann mit einem wunderlichen Gefühl, wie nach einer moralischen Entfettungskur, als ob ich alle Vergangenheit ausgeschwitzt hätte und nun so leicht wäre, daß ich gleich auffliegen könnte, und über mich selbst hinweg.

Gravosa im Regen. So habe ich die Bucht noch nie gesehen. Es ist mir, wie wenn man eine frohe Frau, die man nur von Festen kennt, plötzlich in Trauer sieht. Denn wenn hier die Sonne scheint, ist es, als wäre der Sonnenschein Eigentum der Bucht. Nichts Linderes, Leiseres, Lieberes läßt sich denken als die heitere Zärtlichkeit, in der sie sich lächelnd wiegt. Zypressen und Pappeln schwärzen das Ufer, Villen blinzeln durch, stille Wege winken, der Wald steht auf dem Hügel, alles ruht. Von einer ganz eigenen Heiterkeit ist's, einer Heiterkeit im Winkel, die sich geborgen weiß, einer Heiterkeit, die zuweilen plötzlich warnend den Finger zu heben scheint, weil sie weiß, daß ganz nahe, gleich über dem grünen Hügel dort, das große Meer ist, in dem lauernd der Sturm liegt. Und in anderen Jahren, wenn ich hier an hellen Tagen in der stillen Sonne stand, war es mir immer ein Bild der Heiterkeit, die jetzt unser Geist sucht. Einer Heiterkeit, die zwischen Inseln geschützt liegt, rings ruht alles, sie dehnt sich im leisen Wind, aber der Hauch einer Angst schwebt über ihrem Glück, weil sie weiß, daß ganz nahe, hinter den grünen Inseln, der Tumult von Stürmen ist; und man sieht es ihrem Lächeln an.

Langsam fahren wir aus dem Hafen. Links die waldige Stille der Halbinsel Lapad, rechts die tiefe Bucht der breiten Ombla, unter kahlen Felsen. Wir drehen, immer dicht an der Küste von Lapad, erst nördlich, bald westlich von ihr, zwischen ihren dunklen Kiefern und den nackten, jähen, gelben Riffen der Pettini durch. Plötzlich ist die alte Stadt Ragusa vor uns da, mit ihren Felsen und ihren Wällen in das schäumende Meer tretend, und man weiß nicht, was Fels, was Wall ist, was gewachsen und was geschaffen, was von Ewigkeit und was das Werk der Zeiten ist; so wunderbar haben sich hier das Land und der Mensch die Hände gereicht. Das gibt dieser einzigen Stadt ihre Hoheit, die doch auf der ganzen Erde keine mehr hat. Lakroma erscheint; hier sieht es nur wie ein stiller Hain aus, man ahnt die Wunder seiner verwilderten Gärten nicht. Jetzt aber tritt alles zurück, die Stadt scheint sich in den Berg zu schieben, nur ein paar rote Dächer brennen

noch aus seinem grauen Stein. Über San Giacomo schreit die Straße weiß; sie teilt sich, hier nach Trebinje steigend, dort ins Tal von Breno ziehend. Die Küste biegt sich ein, Sturm springt das Schiff an, es stößt, bäumt sich, sinkt, scheint bald zu schweben, bald zu stürzen und tanzt klatschend, zwischen den steilen Mauern der Wellen, die, bald vor ihm lauernd, bald aufbrechend, aus braunen Schlünden weiße Schäume schießen. Und mit ungeheuren Sprüngen setzt das Wasser manchmal plötzlich über uns, lacht noch schrill und ist schon zerstiebend wieder versunken.

Unseren armen Offizieren geht es übel. Bleich lehnen sie. Es ist gar nicht schön von mir, daß ich ihnen zusehe. Sonst bin ich nicht boshaft, aber es reizt mich, weil sie sich so schämen. Selbst auf hoher See noch, während das Schiff ächzt, das Wasser rast, der Sturm dröhnt, lassen sie den angelernten Begriff eines falschen Heldentums wider die Natur nicht fahren und weigern sich einzugestehen, daß sie doch auch Menschen sind. Da muß ich ihnen die Beschämung gönnen. Achill hat sich sicher nicht geschämt, in den Armen des Patroklos zu speien.

Zu ihrem Trost biegen wir schon zwischen der vorgeschobenen Punta d'Ostro, mit den steilen gelben Wänden, und dem Fort Mamola durch; oben glänzt ein einsamer Soldat auf Wache. Vor uns verengt es sich, Castelnuovo taucht aus dem Regen. Die großen Wellen verschlagen sich, sie können nicht mehr nach. Der stille weite See der glatten Bocche nimmt uns auf.

Uralte Mauern. In die Wogen hinein stand das Castello di mare, im Lande drin das Castello di terra. Dazwischen sind, in Gärten, jetzt die Häuser der hellen Stadt. Und hinten oben noch vier Türme; das ist das Fort spagnol. Jede Vergangenheit hat hier gehaust, jede hat ihr Zeichen gelassen. Venezianer, Spanier, Türken, wieder Venezianer, Malteser, bis dann wir gekommen sind. Und vor achtunddreißig Jahren fuhr ein vergessener österreichischer Dichter hier vorbei, mein Alexander von Warsberg, sah dies mit ahnungsvollen Augen an und schrieb, jener alten Abenteuer eingedenk, in sein Buch: „Man kann diese Schicksale nicht bedenken und das Schloß nicht sehen, ohne sich zu sagen, daß diesem Erdenflecke noch manches Ähnliche bevorstehe."

Wir fahren, an Savina vorbei, einem uralten Kloster, das jetzt eine Art von serbischem Ober-Sankt Veit ist, die Sommerresidenz des orthodoxen Bischofs von Cattaro, durch die Enge von Kombur in die behaglich ausgedehnte Bai von Tivat. Schon zeigt sich der Lovcen, der Berg von Montenegro. Vor uns aber zieht eine große Straße her, die sich langsam in die Berge windet, oben von zwei Forts bewacht, das ist der Weg in die Krivosije, zu den wilden Hirten mit den Opanken, den kurzen Hosen und dem braunen Tuch über dem rauhen Hemd, die, der Tracht und dem Sinn nach, unsere Schotten sind. Und, an Perasto vorüber, wo man sich, vor dem schlanken Kampanile und gebräunten, in Ver-

fall prunkenden Palästen, wirklich im Canal grande glaubt, sind wir in den Golf von Cattaro gelangt. Immer enger wird der See, immer häuslicher das Ufer, mit Dörfern überall, an grünen Höhen, vor uns aber droht die steile Wüste des montenegrinischen Gebirgs, mit dem verwegen in steilen Zacken zum Schnee klimmenden Weg.

Während wir landen, drängen sich die Träger heulend auf dem Kai, wie Räuber. Ich winke dem, der es am wildesten treibt. Er schreit wutentbrannt, schlägt sich in einem fort mit der Faust an die Brust, wie Alexander Strakosch, wenn er die Goneril verflucht, und springt kreischend, indem er zuweilen plötzlich den Zeigefinger spreizt, mit ihm auf das Schiff zielt und ihn dann in sein Herz stößt. Als er aber mein Zeichen erblickt hat, ist er sofort ganz still, läßt mich mit seinen guten braunen Augen nicht mehr los und nickt mir, während die Brücke gelegt wird, immer wieder zu, nur unbesorgt zu sein und Geduld zu haben. Und schon, bevor ich noch recht begreife, wie er durch das Gewühl gekommen sein kann, ist er mit einem Katzensprung bei mir, hat meine Sachen und indem vor seinen Fäusten alles auseinanderstiebt, bin ich schon mit ihm durchs Tor in die Stadt getreten. Seit er spricht, hat er gar nichts Wildes mehr, der Räuber ist ein frohes Kind. Ich sage, daß ich nach Montenegro will, nach Cetinje. Da bleibt er stehen, schlägt meinen Koffer an seine Brust und sagt mit einem Freudenschrei: Ich bin aus Cetinje! Lachend sagt er das und sein Gesicht glänzt. Dreimal wiederholt er es: Ich bin aus Cetinje! Und dabei zeigt er immer nach den Bergen hin, in seiner Hand meinen Koffer reckend, empor zu den wilden Steinen. Jetzt sind wir die besten Freunde. Er erzählt mir von seinem Bruder, der Kutscher bei der Post nach Cetinje ist; er wird mich ihm empfehlen. Und dann stellt er sich mir vor und nennt sich: Milo Milosevic aus Cetinje! Er könnte nicht feierlicher sagen: Joseph Kainz!

Er führt mich in einen schmierigen Raum, wo ein österreichisches Subjekt in Flöhen, mit irgendeiner Uniform, nach der es mir ein Finanzer scheint, meinen Paß verlangt. Und der genügt ihm noch nicht, sondern es versucht, mich auszufragen. Ich erinnere mich aber noch im rechten Augenblick, daß unser Otto Lecher immer sagt: In Östreich hilft nur schreien! Und ich schreie. Und siehe, der Otto Lecher hat immer recht, es hilft auch hier, der Flohmensch wird höflich. Weil doch in Östreich eine Amtsperson nie weiß, ob der Untertan nicht vielleicht einen Hofrat zum Onkel hat, wodurch er ja dann eben aufhört, ein Untertan zu sein. Danke, lieber Otto Lecher!

Und nun schultert Milo Milosevic meine Koffer wieder, wir eilen zur Post. Aber die Post geht nicht, der Weg ist verschneit, sie kann nicht über den Paß. Ich will es gar nicht glauben: Die Post geht nicht, wirklich nicht? Nein, schon seit drei Tagen nicht! Ich sehe Milo Milosevic an. Es ist zu hübsch, wie er den Erstaunten spielt. Sprachlos, wie gelähmt, fassungslos steht er da, schnappt

mit Lippen und Augen und Händen und kanns nicht begreifen. Ich frage: Schon gestern ist sie nicht gegangen? Er sagt: Nein, gestern nicht! Ich frage: Und vorgestern auch nicht? Er sagt: Vorgestern auch nicht! Ich: Schon die ganzen Tage nicht? Er: Schon die ganzen Tage nicht! Plötzlich aber tritt er ganz dicht an mich heran, zeigt in die Berge, nickt geheimnisvoll, und als hätte er die größte Entdeckung gemacht, die er keinem Menschen auf der Welt als mir anvertrauen wollte, sagte er: Weil nämlich der Paß verschneit ist! Ich muß lachen und frage nur noch: Und du hast nicht gewußt, daß sie auch heute nicht geht? Er sieht mir in die Augen und sagt: Man kann nie wissen, Exzellenz! Als ob er der Bernhard Shaw wäre, so rätselhaft schicksalsvoll sagt er das.

Wir haben gerade noch Zeit, das Schiff zu erreichen. Ich will nach Ragusa zurück, um dort abzuwarten, bis man wieder über den Paß können wird. In Cattaro mag ich nicht bleiben, als Zivilist muß man hier zu bescheiden sein. (Ich könnte mich ja freilich von Milo Milosevic in die besseren Kreise einführen lassen.) So gehen wir wieder durch die Gäßchen, wo bald ein alter Balkon, bald in einem verlassenen Hof eine wunderlich barocke Figur Erinnerungen bewahrt, an dem Uhrturm mit seinem römischen Altar vorbei, durch das Tor, auf dem der venezianische Löwe unter dem österreichischen Adler sitzt. Vor dem Schiffe bleibe ich stehen, um meinen Freund feierlich anzusprechen: Milo Milosevic, was bin ich schuldig? Er antwortet geschwind, gar nicht feierlich: Drei Kronen! Er sagt es lässig. Wie man eine selbstverständliche Wahrheit ausspricht. Wie man sagt: Zwei mal zwei ist vier. Gleichgültig, verächtlich und fast ein bißchen ärgerlich, von einer solchen Bagatelle zu reden. Aber seine Augen schielen und das Gesicht wäre bereit, mit sich handeln zu lassen. Ich erwidere hart: Nein! Er schrickt zusammen und wiederholt, tief erstaunt fragend: Drei Kronen, Herr Baron? Und noch einmal klingt sein Staunen klagend in den stillen Regen: Herr Baron? Ich wiederhole: Nein! Er sieht mich mit seinen braunen Augen schwermütig an, läßt den Koffer von der Schulter fallen und setzt sich darauf. Da sitzt er jetzt vor mir, stumm in seinem Schicksal. Er bleibt aber nicht stumm, sondern mit einer unbeschreiblich rapiden Beredsamkeit erzählt er mir sein Leben; und wie heuer gar keine Fremden kommen und Krieg droht und Not ist. Und immer wieder fragt er mich, klagend: Herr Baron? Ich gehe zur Brücke. Er nimmt wieder meinen Koffer und kommt mir gehorsam nach. Er tippt mich auf die Schulter und schlägt mir vor, ihm bloß zwei Kronen zu zahlen, aber noch eine zu schenken, weil er ja mein Freund ist, Amico. Ich drehe mich um und sage wieder: Nein! Er sticht mit dem Finger in sein Herz und sagt: Amico. Ich sage: Nein, es geht wirklich nicht, drei Kronen, nein! Er wiederholt, klagend: Herr Baron, drei Kronen? Ich wiederhole: Drei Kronen, nein, es geht nicht, drei Kronen ist zu wenig! Er duckt sich und steht horchend, die braunen Augen fallen zu. Ich

sage noch einmal: Drei Kronen, nein! Er steht, wie wenn ein Erdbeben gewesen wäre. Und ich sage noch, mit meinem bösesten Gesicht und wie man ein letztes Angebot macht: Vier Kronen, meinetwegen! Milo Milosevic spricht kein Wort. Ich überreiche ihm fünf Kronen und sage, zornig: Und jetzt marsch, va via! Da fängt er, in jeder Hand einen meiner Koffer, auf der Brücke zu tanzen an und dreht sich rund herum und lacht. Ich bin schon auf dem Schiff, er tritt zu mir und streichelt leise meinen Arm und lacht. Und lachend sagt er nur immer: Herr Graf, Herr Graf! Plötzlich aber zeigt er, mit den Händen ausstoßend, zu den wilden Bergen hinauf und sagt: Ich bin aus Cetinje! Als ob er mir sagen wollte: Du hast recht getan, du hast mich erkannt, ich bin einer, der es verdient! Und er zwingt mich, mir seinen Namen aufzuschreiben, er buchstabiert mir ihn vor, und ich soll nie vergessen, daß ich jetzt einen Freund in Cattaro habe! Ganz still geht er dann ans Land zurück und steht dort noch und seine Augen bleiben noch die ganze Zeit bei mir.

Ich bin oben, beim Kapitän, der Abfahrt zuzusehen. Einer unserer Matrosen fällt mir auf, der noch auf dem Kai steht, bei einer armen alten Frau und einem armen alten Mann. Er hält ihre Hände, lacht und küßt sie ab, bald den Mann und bald die Frau. Der Kapitän sagt: „Der kann sich wieder nicht trennen! Das ist die einzige Freude, die er hat, diese Stunde in Cattaro, zweimal die Woche. Da warten sein Vater und seine Mutter auf ihn und er bringt ihnen seinen Lohn mit!"

Seinen letzten Schrei stößt das Schiff aus, der Matrose reißt sich los, die Brücke fällt. Langsam wälzt es sich zurück und wendet sich langsam, stoßend und stöhnend. Seltsam ist es, wie die Bestie von Schiff anfangs nicht gehorchen will und sich zu wehren scheint. Und oben steht der Kapitän, nur ein kleiner schwarzer Punkt; und der kleine schwarze Punkt bändigt das ungeheure Tier. Oder eigentlich nicht der kleine schwarze Punkt, nicht der Kapitän, sondern Menschen an der Maschine, von denen wir gar nichts sehen und nur manchmal einer aus der Tiefe steigt, um seinen Eltern den Lohn zu bringen und ihre alten Hände zu küssen, zweimal die Woche.

Während wir kreisen, steht immer noch mein neuer Freund am Ufer, und seine guten braunen Augen sind bei mir, und manchmal ruft er, auf sich zeigend: Milo Milosevic! Und dann sticht er seinen Finger in das Herz und ruft: Amico! Ich zweifle nicht. Um eine Krone kann man hier wirklich einen Freund haben. Bei uns kostet es mehr. Und dann weiß man doch erst nicht.

Wir sind, kreisend, fast bis zum anderen Ufer gelangt, dort blicken wir zurück, und nun tut sich erst die ganze Macht der felsigen Öden über der Stadt auf. Wie mich diese Straße lockt, die Straße nach den schwarzen Bergen! Wie's mich zu diesen Menschen zieht, den Menschen in den schwarzen Bergen! Ich kenne nur wenige. In Ragusa war ich einmal mit einigen zusammen. Ich

kann kaum sagen, was sie mir so lieb macht. Ich muß immer an die Welt des Wilhelm Tell denken. Oder auch an die Tiroler von 1809. Wenn Reinhardt einmal den Cymbelin machen wird, muß er her: hier sind Guiderius und Arviragus auf allen Wegen. Wenn Belarius den Jungen schildert:

— Sitz' ich auf meinem Schemel und erzähle
Von Kampf und Sieg, gleich fliegt sein Feuergeist
Mir in die Rede ... da strömt
Sein fürstlich Blut ihm in die Wang', er schwitzt,
Spannt jeden jungen Nerv, spielt in Geberden
Die Worte nach —,

das ist mir wirklich immer wie ein montenegrinisches Porträt, so sind sie hier, so flammen sie von tapferen Worten auf! Und indessen haut in Mariahilf bei der Birn, zur Zehnerjausen, der dicke Selcher auf den Tisch und brüllt, schwitzend von kriegerischem Furor: Der verfluchte Serb hat ja ka Kultur!

Vielleicht wird es notwendig sein, dieser Nation jetzt unsere Waffen zu zeigen. Wir sind bereit. Es geht mir aber nicht ein, warum wir dazu den Feind erst schmähen, verleumden und schlecht machen sollen. In allen Reden des Perikles gegen die Lakedämonier ist kein häßliches Wort über sie. Nicht sie zu höhnen, sondern sein eigenes Volk zu befestigen war sein Sinn. Denn, hat er gesagt, ich fürchte weit mehr unsere eigenen Fehler als die Pläne der Gegner. — Übrigens macht es ja der einzelne bei uns nicht anders. Keiner scheint fähig, ruhig seinen Willen zu behaupten, sondern jeder scheint dazu vor sich selbst gleichsam erst einer moralischen Entschuldigung zu bedürfen, der Gegner muß immer ein schlechter Kerl sein und die Lust am Gegner, den doch jeder braucht, um so sich selbst erst zu bejahen und erfüllen, ist hier unbekannt.

Ich tröste mich mit Warsberg. Der hat auch die Schönheit dieser Menschen gefühlt, die rauh und doch von der höchsten Anmut sind. Und er hat sie mit seiner unvergleichlichen stillen Kraft dargestellt: „Es ist, wenn man, wie ich, an einem Nachmittage den Zickzacksteig nach Montenegro hinaufklimmt und also die Sonne im Rücken, aber auf den Gesichtern der von oben herabsteigenden und glutvoll beschienenen Gestalten hat, als sei irgendeines unserer europäischen Museen lebendig geworden und alle die Statuen des Vatikans oder Louvre von dort flüchtig hierher ausgewandert, und als hätten sie sich nur etwas mehr bekleidet, vielleicht der Flucht wegen nur verkleidet oder wärmer angetan, und die Männer mehr bebartet um des rauhen Klima willens und der steinigen Pfade wegen. Nirgends kann man einen Begriff bekommen wie hier von dem, was lebendige Schönheit des Altertums gewesen sein müsse. Man lebt in Montenegro förmlich die Zeiten des Homeros und Phidias wieder, wenigstens was die Menschen betrifft und wie sie unsere Phantasie uns glauben läßt. Ich sah die Steine und Öde kaum und das ganze großartige Traurige und Tote der dortigen

Landschaft vor diesen aus dem weißen Marmor zum warmen und bunten Leben erweckten antiken Statuenbildern. Und weil es hoch ist und feine Lüfte dort wehen, ich auch nur so kurz blieb, daß nichts der anderen Realität mich derb anfassen konnte, glaubte ich mich unter Göttern wandelnd."

Aber wer kennt dies Buch? Wer unter uns kennt Warsberg noch? Wir schwärmen für Walter Pater, aber daß wir einen hatten, der seines Geistes auf unsere Art war, weiß keiner. In Österreich wird der Lebende nicht angehört, der Tote wird vergessen. Wir leben und sterben inkognito. Und so steht jede Jugend wieder einsam da und muß, mit ratloser Sehnsucht, die Welt noch einmal beginnen. Keiner kann keinem helfen, keiner wirkt, seine Tat sinkt mit jedem ins Grab, und wir bleiben verlassen.

Ich kann es kaum erwarten, in Gravosa zu sein. Denn nun weiß ich, es kommt wieder diese Fahrt im weißen Regen der blühenden Mandeln, links der graue Karst mit dem gelben Fort und rechts der schwarze Wald, Agaven beugen sich, Gärten glühen, unten glänzt das schwellende Meer! Ich weiß, das wird jetzt wieder sein! Ich weiß, ich werde das jetzt wieder haben! Und meine Hände strecken sich aus, und mich fiebert vor Ungeduld und lechzender Erwartung.

Ich muß rennen, ich muß reden, um mir nur die Zeit zu betäuben. Der Innsbrucker Gemeinderat ist noch da, der fährt gleich wieder nach Triest zurück, er will nur drei Tage seine Nerven einmal von der Stadt auslüften. Ich hänge mich an ihn, mit Reden und Fragen, um mich nur über die Zeit zu betrügen, bis ich wieder auf dem weißen Weg sein werde, zwischen den fahlen Felsen und dem grün an sanften Höhen hängenden Hain! Es ist ein redlicher, verständiger, städtischer Mann, und ich höre gern zu, wie sich seine Heimat jetzt aus dem Kleinen überall ins Weite regt. Jede Sorge, die draußen in der Welt die Menschen bewegt, schlägt auch ins Wesen seiner geschäftigen Stadt herein, wenn manche auch freilich, bis sie dort ankommt, zuweilen ein recht wunderliches Aussehen hat, und es macht mir Spaß, anzuhören, wie rasch Gedanken heute wandern; von Berlin nach Innsbruck ist es jetzt geistig gar nicht mehr so weit. Ich kann nur an diesen Menschen die Furcht um ihr Deutschtum nie verstehen. Der brave Mann hier, der sogar über die Sozialdemokraten vernünftig spricht, macht auch auf einmal ein erschrecktes Gesicht, indem er sagt: Ja, wenn nur aber die Sozialdemokraten national verläßlich wären! Ich frage: Was soll denn dem Deutschtum der deutschen Stadt Innsbruck geschehen? Er aber, mit finsteren Augenbraunen: Es besteht doch die nationale Gefahr! Ich: Wo, wie, wann? Da kommt's heraus, daß auch dieser ruhige Bürger gleich in Angst gerät, wenn auf der Gasse italienisch gesprochen wird. Sind wir wirklich so schwach? Ist wirklich das Deutschtum gleich bedroht, wenn unsere Kinder eine fremde Sprache hören? Trauen wir unserer eigenen Kraft so wenig zu? Und geht es denn immer bloß um die Sprache, geht es nicht vielmehr um den

deutschen Sinn und unsere alte deutsche Stammesart? Ist es nicht wichtiger, diese südlichen und östlichen Völker einzuhauchen? Lassen wir doch in der weiten Welt die deutsche Seele für uns werben! In welcher Sprache sie dann wirkt, was kümmerts uns, wenn nur deutsches Wesen obenan in der Menschheit steht!

Endlich sind wir in Gravosa, endlich bin ich im Wagen. Und ich weiß: jetzt kommts, gleich werden wir jetzt auf der Höhe sein, links der kahle Berg und rechts der dunkle Wald und unter den nackten Agaven die gäschende Flut, gleich wird es wieder sein, gleich wird der Traum zur Wirklichkeit, und Frühling wird sein, denn hier ist immer Frühling, und ich werde mitten im Frühling sein, während aus glühenden Gärten die weißen Mandeln winken! Wie langsam sind meiner Ungeduld die gemächlichen Gäule! Ich kann es nicht mehr erwarten! Ewigkeit wird's mir, bis wir, an der gelben Kaserne mit den exerzierenden Soldaten vorbei, doch endlich, endlich, endlich auf der Höhe sind! Auf der Höhe, zwischen dem grellen Berg und dem dunklen Wald, über dem glitzernden Meer! Und ich kanns noch immer gar nicht glauben, daß ich das jetzt wieder haben soll! Aber da ist es, alles ist noch da, Berg und Wald und Meer und die schiefen Agaven über dem Abgrund und in den Gärten die schimmernden Mandeln und der ganze Frühling! Ich aber sitze ganz still und kann es nicht begreifen. Und ich sage mir die ganze Zeit: Was hast du denn, sei nicht so dumm, du hast es doch gewußt, warum denn heulen, du hast es doch gewußt! Aber nein, nein, ich habe nichts gewußt! Alles ist noch, wie es damals war, und doch ist mir alles, als wär's zum erstenmal!

Nun bin ich wieder auf dem Platz vor der Porta Pille, unter den Platanen und Maulbeerbäumen. Über den Häusern links droht, ganz oben, aus dem grauen, karg angegrünten Stein des Monte Sergio das breite, gelblich weiße Fort Imperial. Vor mir die Stadtmauer, nordwärts ansteigend, zum Mincetaturm, während sie sich südwärts zur Seebastion Bokar auf jähen Klippen senkt. Bald ist sie ganz regengrau, bald von weißlichen Schimmern, hier rostig gefleckt, dort schwarz genäßt, mit gelben Heiligen in verwetterten Nischen; und aus dem wuchernden Graben ragen silbrige Pappeln, grüne Kiefern und dunkler Lorbeer auf. Von der Terrasse zwischen der Scuola Nautica und dem kleinen Café all' arciduca Federigo sieht man ins Meer hinab. Links die Mauer und die Bastion Bokar, rechts auf steilem Riff das Fort Lorenzo und in der Bucht noch ein ganz enger jäher Fels und daneben eine breite niedrige Bank; und über alle diese grauen und gelben und braunen Zinken und Zacken und Zulpen wirft sich das brandende, brausende, brodelnde Meer her.

Über die Brücke, durchs Tor in der Mauer. Man tritt in einen Zwinger, der sich, unter steilen Wänden, im leichten Bogen zu einem zweiten Tor senkt. Seltsam wirken die schwarzgelben Türen in dieser großen heroischen Impression;

und seltsam ist es, wenn das Meer brüllt und plötzlich ein Trompeter ein Signal bläst. Nun aber, aus dem zweiten Tor tretend, hemmt man vor Entzücken den Schritt und steht und schaut: eine gerade, mäßig breite, trotzige Straße von stämmigen, wehrhaften und entschlossenen Häusern; und jedes dieser bräunlich glänzenden, gelb gescheckten, aus Steinwürfeln gefügten, streitbaren und bewaffneten Häuser steht hoffärtig für sich allein, jedes etwa drei Schritte vom nächsten weg, so daß überall enge Gassen entstehen, die sich dann, links und rechts, über Stiegen, den Berg hinauf fortsetzen. Das ist, von der Porta Pille zur Porta Ploce, Ragusas große Straße: der Stradone. Kein Trottoir. Mit großen Platten gepflastert. Man hat das Gefühl, durch einen langen schmalen Saal zu schreiten. Und irgendwie muß man an den Markusplatz denken. Ein enger, bedrängter Markusplatz scheints. Ein Gefahren abgerungener Markusplatz, der immer noch die Waffen in der Hand hält. Tanzsaal und Fechtsaal zugleich. So festlich als kriegerisch bereit. Das Leben jauchzt, aber an jeder Ecke steht der Tod.

Die Häuser sind niedrig. Anderthalb Stöcke. Unten meist vier runde Bogen mit Gewölben; darüber vier Fenster mit weiß oder grün gestrichenen Jalousien; und die Fenster im nächsten Stock sind kaum ein Drittel so groß. Alles sehr alt; aber ganz jung geblieben. Alles hell und rein. Alles froh und stark. Mit verbundenen Augen in diese Straße geführt, müßte man noch ihren Glanz fühlen. Und ein Fremder, hier aus einem verschlagenen Ballon gefallen, fragt sicher: In welcher Republik, bitte, bin ich hier?

Und unerklärlich bleibt mir, warum man sich denn hier immer in einer großen Stadt glaubt! Die steilen Gäßchen, links und rechts, den Berg hinauf und südwärts, sind in ihrer Enge, mit den bunten Fetzen, aus irgendeinem italienischen Dorf. Aber auf dem Stradone fühlt man sich in einer großen Stadt. Hier weht die Luft der weiten Welt herein. So stark ist die Vergangenheit hier hängen geblieben, daß man immer noch überall den Hauch der Geschichte spürt; und griechische und byzantinische und venezianische Herrlichkeit spricht mit königlichen Stimmen aus allen Steinen. Nach den Bergen und über das Meer hat diese Stadt einst ihre Waren in die weite Welt geschickt, der fünfte Karl war ihr so gnädig als Cromwell, der Papst gab ihr seine Gunst wie der Sultan. Dies alles ist verweht, aber die Stadt Ragusa steht.

Heute ist die Republik Ragusa eine von den dreizehn Bezirkshauptmannschaften Dalmatiens, dem k. k. Statthalter in Zara untertan, mit einem Kreisgericht, einem Bezirksgericht und einer Finanzbezirksdirektion. Einst hatte die Stadt vierzigtausend Bewohner, jetzt hat sie, mit den Vorstädten, kaum achttausend. Aber es sind die alten Ragusäer, und ihre Geschichte lebt.

Und ich stehe noch immer, im zweiten Tor, und schaue nur, den Stradone hin, und schaue. Dann aber sagt es plötzlich in mir: Siehst du, in der Getreide-

gasse, wenn das zittrige Glockenspiel herüberklingt, und in den bunten Goldmacherhäuseln des Hradschin und vor dem Tuchhaus in Krakau, wo der Mickiewicz steht, und auf dem Platz in Trient, wo der Dante seine Hand zum Norden hebt, und in Bozen auf dem Platz des Vogelweiders und hier im Abglanz der Komnenen fühlst du dich zu Haus, dies alles ist dein Heim, dies alles zusammen erst bist du, siehst du jetzt, was ein Österreicher ist? Und ich stehe noch immer im zweiten Tor, über den Stradone schauend, die kleinen, festen, breiten Burgen entlang, und uralte Zeit ergreift mich im Sonnenschein, und ich bin froh.

Warsberg ist auch einst hier gestanden. Da hat er sich einen Geschichtsschreiber der glorreichen Stadt gewünscht. „Die Stadt," schrieb er, „erscheint wie der Siegelabdruck ihrer Geschichte. So ganz die Vergangenheit verratend stellt sich vielleicht nur noch Venedig dar. Wie dort, hatte sich auch hier nichts neues beigemischt und man sieht ein treues Bild dessen, was ehemals war. Eben deshalb, weil man immer wahre und zeitgemäße Bilder zur Illustration des Erzählten zur Hand hätte und dieses also beinahe ganz aus dem noch vorhandenen Leben selbst schöpfen könnte, dünkt mir die Geschichte Ragusas zu schreiben eine der bestechendsten und interessantesten Aufgaben. Ich meine eine Geschichte, die Fleisch und Blut, das Leben selbst, eine körperliche Darstellung, nicht eine langweilige, dunstige, bloße Aufzählung der Fakten wäre. Solche Monographien, gut geschrieben, sind heute das Eigentliche, was den Historikern noch erübrigt und daher aufliegt. Sie haben vor den früher üblichen Weltgeschichten das voraus, daß sie mehr individuelle Spannung und Teilnahme, einen festen Knochenbau und auch eine leidenschaftlichere Seele, mehr bunte Färbung und auch mehr Rücksicht für die Landschaft und den städtischen Hintergrund mit sich bringen und bedingen. Der Welthistoriker ist mehr Philosoph; der, welcher eine solche Einzelhistorie versucht, muß Maler und Künstler, auch Dichter und Romantiker sein. Dabei hätte die Monographie der Republik Ragusa noch das besondere Interesse, immer das Branden der Weltgeschichte mit hören zu lassen; denn das Schicksal Ragusas war, ganz wie sein Stadtbild, nicht reich und großmächtig, aber wohlhabend und ansehnlich, und wie das Meer um seine Flanken liegt, so spülen hier alle großen Ereignisse unseres Mittelalters an." Warsbergs Wunsch ist jetzt erfüllt. Der Graf Vojnovic erzählt die Geschichte seiner Vaterstadt.

Im Gehen fällt mir dann noch ein: dies allein, sich in solchen Extremen daheim zu fühlen, macht noch nicht den ganzen Österreicher aus, sondern dazu gehört noch, daß er sich in seinem Land überall immer mißhandelt und doch sonst nirgends wohl fühlt. Deshalb kann uns auch „draußen" keiner je verstehen. Was weiß man denn von uns in Europa? Jetzt reist einer herum, der unsere Landschaften draußen bekannt machen will. Schön. Aber es sollte dann

auch einmal einer reisen, der Europa mit unserer Menschenart bekannt macht. Warum halten wir sie versteckt? Warum verstellen wir uns? Warum sind wir alle so bös, wenn einer sie verrät?

Abend wird's, der Korso beginnt. Die scharfen, beweglichen, gern ein wenig spöttischen Mienen eilig äugelnder Italienerinnen, die weichen, scheuen, gesenkten der zögernden slavischen Mädchen. Männer in weiten bauschigen Hosen, mit dem Turban, Messer in den breiten blauen oder tiefgrünen oder roten Binden. Blaue Mäntel, rote Mäntel. Bäuerinnen mit Kopftüchern, Brusttüchern, Schürzen in allen Farben, möglichst bunt, möglichst grell. Und dann wieder welche ganz weiß. Priester unter breiten schwarzen Hüten. Ein bärtiger Pope. Junge Serben mit sanften braunen Augen. Schlanker Albanesen ungeduldiger Schritt und das Säbelklirren gravitätisch schlendernder Kadetten. Langsam, zu dritt, Soldaten im gleichen Schritt, stumm und mit dumpf verwunderten Blicken.

Und dann sitzt man abends in diesem friedlichen Hotel Imperial an der Table d'hote. Narzissen duften durch den hellen Saal. Eine alte Dame mit einem stillen, ganz weißen Gesicht hat Blüten mitgebracht, legt sie neben sich und streichelt sie. Und ganz glücklich sagt sie: Alles blüht schon! Ein Wiener gegenüber sagt: No ja, das schon, aber die Butter müssens aus Schärding bringen lassen, aus Schärding in Oberösterreich, ich bitt' Sie! Die alte Dame mit dem lieben feinen Gesicht erschrickt und sieht die weißen Blüten ganz ängstlich an, als wären sie schuld. Und rings am Tisch verstummen alle. Die Narzissen duften, das Licht glänzt an den Gläsern. Bis plötzlich eine junge Stimme schmetternd sagt: Wollen Sie wetten, daß in acht Tagen Krieg ist? Alle horchen auf und sehen hin, die Nachbarin des schmetternden Leutnants wird verlegen, er aber lacht und noch einmal schallt's über den Tisch: In acht Tagen ist Krieg! An einem Tischchen in der Ecke sitzt ein hagerer Herr im Frack, mit einem kahlen zerknitterten gelben Gesicht und einer exotischen, sehr geschmückten Dame. Jetzt sehen sie her, horchend; dann sehen sie sich an und lächeln. Der schmetternde Held aber, der spürt, daß ihm jetzt alle zuhören, hebt sein Glas zur errötenden Nachbarin und wieder hallt der stille Saal von Krieg.

Mich verdrießt das gelbe Gesicht des Fremden. Ich kann mir denken, was er sich denkt. Ich stelle mir vor, was ich im Ausland über einen Offizier dächte, der an der Table d'hote den Krieg erklärt.

Ich weiß, daß in den letzten Jahren wahre Wunder in unserem Heer geschehen sind. Auch wer kein Militarist ist, darf die großen Schöpfer und Ordner unserer neuen Armee bewundern. Nirgends in Österreich ist mehr Arbeit geleistet worden, nirgends mit reinerem Sinn. Aber ich kann nicht aufstehen, um dem gelben Fremden in sein höhnisches Gesicht zu sagen: Lachen Sie nicht, wir haben die besten Generäle! Denn ich wäre stumm, wenn er mir antwortet:

Sehr angenehm, aber warum erziehen sie dann ihre kleinen Leutnants nicht besser? Es hat mir den ganzen Abend verdorben.

Der schönste Tag. Kalt und klar. Jetzt ist's wieder die gelbe Stadt am blauen Meer.

In den Gassen gebummelt, in Kirchen und Palästen. Dazwischen ein paar Besuche gemacht. So mit einem Bein in der Vergangenheit, mit dem anderen in der Zukunft. Denn das ist das Merkwürdige hier: es gibt keine Gegenwart! Überall steht groß: Es war einmal! Und in den Menschen treibts stark: Es wird einst wieder sein! In Erinnerung und in Erwartung leben sie hier. Von gestern auf morgen. Aber kein Heute haben sie. Eine tote Stadt, mit einer ungeborenen Stadt im Schoß.

Im Kreuzgang der Franziskaner. Man sieht auf eine wunderbar heitere Terrasse, über die der alte Kampanile ragt. Die dünnen Säulchen, das lieblichste Maßwerk! Eine Statue des heiligen Franziskus in der Mitte des stillen Hofs, ein Bäumchen in der Ecke, mit Orangen schwer behangen, und blühende Rosen, gelb und rot. Ein junger Frater, mit lachenden Augen und blühenden Wangen, stark und derb, schlurft lässig auf und ab, in der Sonne. Vögel schreien. Und der unwahrscheinlich blau knallende Himmel.

Durch die Klausur, auf enger Stiege den Berg hinan, kommt man noch in einen zweiten Hof. Ganz klein, ganz still. Ein alter Brunnen unter einem Dach, Bäume, der Gang, die Mauern, eine Sonnenuhr, der Himmel. Und alles wie versunken, wie verstorben. Kein Laut, kein Hauch. Hier sind die Vögel still und der Wind verstummt. Nur die liebe Sonne scheint unverschämt herein.

Auch die Dominikaner, vor der Porta Ploce, haben einen wunderschönen Klosterhof. In ihrer Kirche wird ein Tizian und ein Vasari gezeigt, und der Mönch, der mich führt, ist besonders stolz auf einen Nicolo Ragusano. Mir geht's wie vor dem Tizian und dem Rafael im Dom (die wohl übrigens beide bloße Kopien sind): ich erschrecke fast, wie mir mit den Jahren alle Fähigkeit, mich in tote Bilder einzufühlen, entkommen ist; nur mein Verstand schaut sie noch an.

Aber vor dem Palast der Rektoren und vor der Dogana könnte ich tagelang stehen. Die haben das ewige Leben. Hier ist der unsterbliche Sinn eines großen Geschlechts aufbewahrt.

Man vergleicht sie gern mit dem Dogenpalast. Ich finde sie ganz anders. Sie sind gar nicht kokett, sie wollen nicht gefallen, sie schmeicheln nicht, sondern in ihrer festen Schönheit stehen sie da, kriegerisch zur Welt hin, um ihr einmal zu zeigen, was das Rechte ist; und die Lust, so zu sein, wie sie sind, lacht aus ihren stolzen Augen. Und ich erkenne hier wieder, daß die Menschheit in zwei Rassen geschieden ist: eine, die sein muß, was sie ist, die sich gar nicht denken

kann, anders zu sein, die nichts braucht, weil sie alles an sich selbst hat, und so lange sie sich hat, weder Wunsch noch Furcht kennt, die Rasse der sicheren einsamen unschuldigen Heiden, die keine Gerechtigkeit kennen in ihrem starken Gewissen, Luft und Raum um sich fordern, keine Nähe vertragen; und eine der immer Fragenden, ewig an sich Zweifelnden, niemals Gewissen, die sich schämen, so zu sein, wie sie sind, die sich wünschen, anders zu sein, als sie sind, die sich fürchten, so zu sein, wie sie sind, die jeden bewundern, der anders ist, die jeden beneiden, der anders ist, die schmeicheln, die für sich um Verzeihung bitten, die gefallen möchten, die Rasse der aus Scham Anmutigen, aus Angst Mitleidigen, aus Neid Reuigen, der Suchenden und Irrenden, der an sich selber kranken, schlecht träumenden, vor sich selber flüchtigen Sünder. Und zwischen diesen beiden Rassen, zwischen den Menschen, denen in ihrem eigenen Wesen wohl ist, und den Menschen, denen vor ihrem eigenen Wesen bang ist, kann niemals Friede sein. Der Spaß aber ist nun, daß jedes Zeichen, das die erste von sich gibt, immer von der zweiten gleich ergriffen und als Maske vorgebunden wird.

Und ich frage mich in einem fort: Ist der Palast der Rektoren gelb, oder ist er braun, oder ist er grau? Mit einem Glanz unsagbarer Farben hat die Zeit den alten Stein überzogen. Abgelegene Spitzen, wie sie auf den Inseln hier noch in Klöstern bewahrt werden, lang verborgenes Pergament und in uralten Truhen erblaßte Meßgewänder haben manchmal dieses Leuchten von verschossenem Gold. Fünf große Säulen, mit fünf üppigen Kapitälen; und jedes ist anders, als hätte jedes allein den ganzen Reichtum der Welt für sich ausgeschöpft! Denn Größe hat das, daß sie sich verschwenden kann, ohne Furcht, sich zu verlieren. Uns schwindelt in dieser Fülle wuchernder, schwelgender, strotzender Details, aber man tritt zwei Schritte weg, und die reinste Heiterkeit nimmt alles in sich auf. Denn alles dient hier, und ein einziger großer Wille spielt damit.

Auf diesen steinernen Bänken saßen die Senatoren. Hier saß der Rektor, der, immer für einen Monat nur erwählt, in dieser Zeit den Palast nicht verlassen durfte, der Gefangene seiner Macht. Bis dann, 1806, die Franzosen vor der Stadt standen, da blies die Marseillaise das alte Gesetz hinweg, es zerbrach; diesen großen Moment, in dem sich alle Vergangenheit noch einmal versammelt, aber aus der Sehnsucht der Armen schon die Zukunft aufspringt, hat Ivo Vojnovic in seiner Ragusäischen Trilogie mit der höchsten Leidenschaft, sein Bruder Lujo im ersten Bande seines Pad Dubrovnika mit einer nicht weniger künstlerischen Gelehrsamkeit dargestellt. (Der Fall Ragusas. Von Dr. Lujo Knez Vojnovic. Erster Band: 1797—1806. Zweiter Band: 1807—1815. Agram, Verlag der Aktien-Typographie, 1908.) Ein solches Werk über Toledo wäre längst ins Deutsche übersetzt.

Der Palast, 1388 aufgebaut, 1435 abgebrannt, kaum erneut 1462 wieder und nochmals 1483 durch Feuer zerstört, hat diese Gestalt seit vierhundert

Jahren. Die Dogana ist jünger. Und alles an ihr ist jung. Überall hat sie Jugend. Wäre das Problem gestellt: Drücke durch ein Gebäude das Wort Jung aus, es ließe sich nicht besser lösen. Allen festen Trotz und die lachende Verwegenheit und das arglose Glück der Jugend hat sie. Sie ist doch aus Jugend entstanden! Damals als in Europa rings das Erwachen der Menschheit geschah. Und man hat das Gefühl, so lange sie hier steht, kann in dieser alten Stadt die Jugend nicht erlöschen, solange wird die Stadt immer wieder jung sein.

Die Dogana sieht, mit ihrer heiteren Loggia und den kleinen gotischen Fenstern unter dem skurillen heiligen Blasius in seiner anmutig umschlossenen Nische, ganz venezianisch aus. Die Jugend aber, von der sie glänzt, war eine slavische. Die Dogana ist 1520 vollendet und 1521 erschien die Judita des Spalatiners Marko Marulic, des Vaters der kroatischen Literatur. Der war, noch ganz lateinisch erzogen, ein strenger Gelehrter, der sich aber gelegentlich schon in heiteren Gedichten der heimischen Sprache gefiel. Und nun bekam auch hier die Jugend überall Mut. Wie jetzt die jungen Tschechen sich auf Europa stürzen, mit dieser ungeheuren Gier, ihrer Sprache die Gedanken und Gefühle der westlichen Völker anzueignen, so war damals alle Jugend hier von einer unbändigen Lust gequält, den ganzen Geist der neuen Zeit für ihre Stammesart zu erobern. Ihre Muttersprache wurde von ihr entdeckt. Da scholl es in dieser zierlichen Dogana von wagender Kraft! Denn unten war die Münze und das Zollamt, oben aber eine Art Klub, in dem sich die vornehme Welt mit den Schöngeistern traf. Hier saßen auch die beiden Akademien, die der Concordi und die der Oziosi. Hier klangen noch die Lieder der ragusäischen Troubadoure nach, des Sisko Mencetic und des Gjore Drzic. Hier bildete sich an Nachahmungen italienischer Muster eine durchaus nationale Dichtung, lebensvoller als diese, von einem oft verwegenen Realismus und einer höchst merkwürdigen gesalzenen Heiterkeit, wovon des Ragusaner Goldschmieds Gubranovic berühmte Jegjupka und die Schäferspiele des Marin Drzic zeugen. Bis dann zuletzt der Große kommt, der die Frucht der langen Sehnsucht pflückt, der Vollender, der Erfüller: Ivan Gundulic. Von ihm ist das letzte Hirtenspiel, Dubravka, 1628, die Freiheit Ragusas feiernd. Und dann war es aus.

Auf dem Markt, ein paar Schritte vom Palast der Rektoren, ist sein Denkmal. (Von dem Bildhauer Rendic; 1893 enthüllt.) Im langen Mantel steht er da, die Hand mit dem Stift zum Dichten erhoben. Er wird wohl nicht so feierlich gewesen sein. Auch steht er zu hoch, auf einem umständlichen Postament mit langwierigen Reliefs. Ich hätte ihn lieber mitten unter den Menschen, wie der Goldoni in Venedig mitten drin in seinem Volke zu spazieren scheint.

(Die ragusäische Literatur hat der Grazer Professor Matthias Murko in der Teubnerischen „Kultur der Gegenwart“, Teil eins, Abteilung neun, vortrefflich dargestellt. Auch seiner „Geschichte der älteren südslawischen Literaturen“

verdanke ich viel. Sie ist in den „Literaturen des Ostens", Leipzig, Amelangs Verlag, erschienen, als zweiter Teil des fünften Bandes, dessen ersten Teil die ebenfalls sehr bemerkenswerte Geschichte der tschechischen Literatur von Jan Jakubec und Arne Novak bildet.)

Beim Landtagsabgeordneten Doktor Stefan Knezevic. Ein unendlich feiner stiller Mensch mit wunderschönen zärtlichen Augen. Er kommt mir sehr artig entgegen, doch erstaunt. Er scheint sich zu wundern, daß es da droben in Wien einen Menschen geben könnte, der Interesse, ja gar vielleicht ein wirkliches Gefühl für das vergessene Dalmatien hat. Es wird ihm anfangs schwer, sich gleich in einen Wiener zu finden, der kein Spion ist und nicht Verschwörungen entdecken will. Aber ich habe das an mir, daß man mir vertrauen muß. Die Menschen fühlen es doch durch, wenn einmal einer nichts als ein Mensch ist. Sie brauchen nur einige Zeit, um sich vom ersten Schrecken zu erholen. Bald aber wird er frei. Still fließt jetzt unser Gespräch dahin. Er hat eine leise Traurigkeit, die selbst anmutigen und fröhlichen Worten einen dunklen Ton gibt. Diese Menschen hier sitzen viel allein und sehnen sich ohne Hoffnung. Ihre große Vergangenheit steht hinter ihnen, die trostlose Gegenwart ängstigt sie. Wer sich der Väter würdig zeigen will, ist gleich verdächtig. Die Not ihres Volkes ergreift sie, sie möchten helfen, aber dies gilt für Hochverrat. Man traut ihnen nicht. Zuerst sollen sie jetzt einmal beweisen, daß sie Patrioten sind. Sie wollen es ja sein. Nur möchten sie doch auch leben dürfen. Dies aber will man ihnen erst gewähren, bis sie bewiesen haben werden, daß sie Patrioten sind. Inzwischen aber werden sie, weil man doch davon allein nicht existieren kann, längst verhungert sein.

Knezevic hat in Wien studiert und ist dann, als Lujo Vojnovic Minister in Montenegro war, dorthin berufen worden, um die Rechtspflege einzurichten. Dies ist ihm von unserer Regierung verweigert worden. Er hätte aufhören müssen, ein Österreicher zu sein. Und lieber hat er verzichtet. Man kann sich denken, wie schwer der junge Mensch, noch nicht dreißig Jahre alt, einer solchen Gelegenheit, einmal ins Große zu wirken, entsagt haben mag. Und müßten wir uns nicht vielmehr wünschen, in Montenegro einen zu haben, der als Student in Wien auf der Wieden gewohnt hat, der unsere Art kennt, mit dem wir uns verständigen können? Aber Goluchowski, unter dem auch dies geschah, hatte das Prinzip, im großen und im kleinen, Österreich überall verhaßt zu machen. Es war das einzige Prinzip, das er hatte. Und es war erfolgreich, man siehts auf dem Balkan.

Merkwürdig ist es überhaupt von einer Verwaltung, wenn sie, wie hier, um ihre Pflicht zu tun, immer erst Bedingungen stellt. Der Dalmatiner sagt: Wir brauchen Straßen, wir brauchen Bahnen, wir brauchen Schulen! Unsere Verwaltung antwortet ihm: Zeige zuerst, daß du ein Patriot bist! Notwendig-

keiten werden so zu Belohnungen verwendet, die man sich erst jahrelang verdienen muß. Als ob ein Vater seinem Kinde sagte: Wenn du heuer brav sein wirst, kriegst du aufs Jahr zu essen! Ganz abgesehen davon, daß es mir nicht sehr gescheit scheint, einer Bevölkerung fortwährend den Patriotismus als eine so ganz besondere Kraftleistung hinzustellen; in anderen Ländern gilt er für selbstverständlich und darum ist er es auch. Wir haben übrigens diese Politik schon einmal erprobt: in der Lombardei, vor neunundfünfzig und sechsundsechzig.

Beim Apotheker Matej Saric. Ein eifriger, beweglicher, tätiger Mann, dem die Lust an der Arbeit aus den Augen blitzt. Klein, elegant, klug, rasch und geschäftig. Überall sieht er in der Stadt Kraft versteckt, die nur den Ruf erwartet, sich regen und strecken zu dürfen; und im Handumdrehen baut er mir die Stadt um, hier noch ein Hotel, dort eine Strandpromenade, und sieht schon überall die Menschen fröhlich wimmeln! Schön ist der Plan, das Schlachthaus zu fällen und dort einen Strandweg bis zur Schwimmschule zu führen, um die Wette mit dem in Abbazia; und am Ende dann, in San Giacomo dort, mit dem Blick zum Meer und auf das waldige Lakroma, ein großes Hotel. Denn es ist nicht wahr, beteuert er mir, daß sie keine Fremden wollen, wie man ihnen in Wien nachsagt; nur von einer künstlichen Fremdenindustrie mögen sie nichts, die nach den Bedürfnissen der Eingeborenen nicht fragt und sie um allen Gewinn betrügt, weil sie sie nicht versteht und ihnen nicht traut! Und wieder die ewige Klage: man versteht uns nicht und will uns nicht verstehen, weil man uns nicht traut und überall Verschwörungen wittert, während wir uns wahrhaftig nichts anderes wünschen als ruhig arbeiten und verdienen zu können! Und sehr amüsant ist es nun, wie er mir den strebsamen Beamten schildert (er nennt ihn beim Namen), der eines Tages aus Wien nach Dalmatien kommt, von vornherein entschlossen, nach Wien zu berichten, was in Wien den größten Eindruck macht, also Verschwörungen, und der nun dreimal die Woche mit der italienischen, dreimal mit der serbischen Gefahr und am Sonntag mit der wachsenden Demokratie droht, um nur, als Retter hochverdient und hochbelobt, ins Ministerium berufen zu werden. Wir lachen ihn aus, aber in Wien scheint man es zu glauben.

Dieser Saric war vor ein paar Jahren noch ein leidenschaftlicher Serbe. Heute gehört er zur serbokroatischen Koalition. Der Unterschied zwischen Serben und Kroaten scheint erloschen. Vor vier Jahren ging ich einst mit einem Freunde hier auf dem Stradone. Vor uns zwei große, hochgewachsene junge Leute. Ich sagte: Sehen Sie doch, wie wunderschöne Menschen diese Serben sind! Da drehte der eine sich um, hielt mir die geballte Faust ins Gesicht und schrie, voll Wut: Nix Serbe, wir sind Kroaten, nix Serbe! Heute kann man überall in Dalmatien gefahrlos sagen, daß Serben und Kroaten bloß zwei verschiedene Namen für dieselbe Nation sind. Sie sprechen dieselbe Sprache, sie

haben dieselbe Rasse und auch die Religion trennt sie nicht, da es ja doch auch katholische Serben gibt. Ein braver kroatischer Notar, neben dem ich neulich im Speisewagen saß, war freilich ganz entsetzt, als ich dies sagte. Aber auf meine Frage, was denn also der Unterschied zwischen den Serben und den Kroaten wäre, erklärte er mir: Die Kroaten sind schwarz-gelb, die Serben aber ungarisch gesinnt! Und konnte nicht begreifen, das mir das nicht auszureichen schien, um zwei Nationen zu statuieren. Man wird wohl dabei bleiben dürfen, daß Serben und Kroaten von einer und derselben Nation sind, bloß mit verschiedenen Erlebnissen. Merkwürdig ist nur, daß sie selbst, miteinander und ineinander lebend, dies so lange verkennen konnten. Und merkwürdig auch, daß man, ihrer Verständigung nachgehend und die Vermittler suchend, fast immer zuletzt auf einen Schüler Masaryks stößt. Fast immer ist es einer, der als junger Mensch einmal nach Prag kam, bei Masaryk im Kolleg saß und, von ihm aufgeweckt, heimgekehrt überall die Botschaft der Versöhnung zu verkündigen begann. Schüler Masaryks haben Serben und Kroaten vereint und richten das zerschlagene Land jetzt zum Glauben an die Zukunft auf. So stark wirkt der einsame Slowak in Prag, der eine Mischung von Tolstoi und Walt Whitman, diesen ein Ketzer, jenen ein Asket und allen ein Schwärmer scheint, in die weite Welt hinaus.

Der Habitus dieser Kroaten ist: weiches dunkles Haar, meist ganz kurz geschnitten, ein kleiner Schnurrbart, ein gelbes, matt glänzendes Gesicht, eine schmale gerade Nase mit zuckenden Flügeln, die mandelförmigen Augen schief unter gesenkten Lidern blinzelnd, ermüdet und verschlafen, die Stimme weich und klagend.

Und innerlich: von einer unbestimmten Sehnsucht voll und tief im Herzen beklommen, mit dem einzigen Wunsch, still gehorchen zu dürfen.

Ich muß schon sagen, mir wären diese „Hochverräter" noch viel sympathischer, hätten sie nicht so stark den Trieb in sich, treue Diener zu sein. Und so hat vielleicht unsere Verwaltung doch einen propädeutischen Sinn: der unbekannte Geist, der über den Schicksalen der Welt sitzt, hat sie vielleicht ins Land geschickt, um diesen Menschen hier die knechtische Lust am Gehorsam auszutreiben. Und so sei sie gepriesen!

(Schluß folgt)

Die Spötter / von Paul Wiegler

Der Neffe des Fontenelle

Fünf Wochen, ehe wir ihn beigesetzt haben, sprach mein Onkel mit seiner knurrenden Stimme zu mir: „Herr von Aube, Sie haben alle Vorteile einer imaginären, der Willkür der Geschichtsschreiber botmäßigen Person, von der man kaum den Namen wissen wird." So erinnerte er mich, daß ich für ihn Staffage sei wie für die Dudeffand ihre Katzen und Hündlein. Nie hat er mich geliebt, sein Wunsch war mich zu beschämen. Er nahm mich für einen Pedanten wie des Billettes, der auf den Stufen des Pont-Neuf sich zur Seite drücke, um die blankgewetzten Steine der Mitte zu schonen. Oder wenn er mein verlegenes Gesicht beobachtete, fiel ihm Boursaults Junker ein, der Tölpel aus der Normandie, der um die Babet wirbt und sich ohne die sommersprossigen Hände zu waschen zu Tisch setzt. Er hatte vergessen, daß er selbst wie ich aus Rouen gekommen war. Der große Corneille, sein erlauchter Oheim, war ihm ein Dichter, doch ein plumper Mensch, dessen Unterhaltung so elend gewesen sei wie die meine. Viel hatte er für Thomas, seinen Paten, übrig, nichts für seine Mutter, diesen verfehlten dritten Corneille, und für seinen Bruder, den Geistlichen. Als Kind habe ich gehört, wie sich jemand nach dessen Befinden erkundigte. „Des Morgens sagt er die Messe auf", erwiderte mein Onkel. „Und abends?" „Abends weiß er überhaupt nicht, was er sagt." Zahnlos, gichtgeschwollen, halb erblindet schürte er im Kamin, daß die goldenen Funken seinen rostbraunen Schlafrock versengten. „Wovon ist die Rede?" fragte er mitunter. Durchs Hörrohr stotterte ich: „Onkel, ich meinte . ." „Bah!" knurrte er voll Überdruß. Das geschah jeden Tag. Aber von Bewunderung zerbrochen war ich zu schwach, ihm nicht zu lauschen.

Selbst des Geistes Personifikation, lieh er den Verehrern, die bei uns sich sammelten, höheren Geist. Andere Worte, die nur in ihm geboren waren, las er noch vom Munde Casanovas, des Filous. Drei Leben hat er, den Dingen entfremdet und doch in ihren Wechsel vernarrt, gelebt. Das erste war das Leben eines bel esprit, damals als La Bruyère im Bild des hustenden, speienden, sich schnäuzenden, an seinen Manschetten zerrenden Cydias ihn darstellte. Das zweite war sein Leben als Philosoph. Mißtrauisch gegen das Gefühl, ließ er sich mit der Welt nur so viel ein, als sie ihm profitabel war. Toinon, die Köchin, die, in Händen den kupfernen Leuchter, Generationen über seine morsche Treppe hinabgeleitet hat, erzählte mir die Anekdote von den Spargeln. Einer seiner Gäste wollte sie in Butter, indes mein Onkel sie nur in Öl aß. Den Gast rührt der Schlag. Mein Onkel springt nach der Küche. „Alles in Öl!" befiehlt er mit unverhohlener Freude. So haben ihn die Akademiker gekannt. Einmal stritten in seinem Landhaus Newtonianer und Cartesianer. Mein Onkel wies

ihnen eine Glaskugel, die in der Sonne schwebte und unten heiß, oben kalt sei. Er wettete, niemand vermöge diese Erscheinung zu erklären. Die Physiker stritten, gingen essen und stritten bis zum Abend. Dann enträtselte mein Onkel das Paradox: er hatte die Kugel umgedreht. Zu jemandem von den Vierzig, der im Falle seines Scheidens deren ständiger Sekretär werden mochte, sprach er: „Mein Herr, ich will demissionieren, aber vorher muß ich den Nekrolog auf Sie sprechen." Zum fetten Marquis de la Phare, der über körperliche Unsterblichkeit sann: „Sollte droben jeder so viel wegnehmen wie Sie, so wäre auch ich besorgt, daß ich des Spielraums ermangeln würde." Er mokierte sich über die Wahrheit. Oft vermaß er sich, wenn er sie wie einen Vogel mit seiner gelben Hand fassen könne, sie zu ersticken; oder zwei Millionen Menschen zu überzeugen, daß es mittags tiefe Nacht sei, wenn nur vier Personen anfingen. „Schon vor achtzig Jahren habe ich das Gefühl in die Ekloge verbannt," sagte er zu Diderot, dem die Vergänglichkeit des Irdischen Tränen entlockte, und der schweigend mich, den wie Espenlaub Zitternden, ansah.

Das Weib war meinem Onkel das Instrument der Unvernunft und des holden, mit Klugheit zu genießenden Truges. Über sein Bett hatten wir ihm das Porträt des bärbeißigen Descartes gehängt, des Asketen. Meinem Onkel schien es, als flüstre im schwarzen Alkoven eine reizende Stimme: „O, du Unwissender!" Er wärmte sich an der Lambert und an der Tencin, der Intrigantin mit dem feuchten Blick. Die Zierde ihrer „Menagerie" war er und manchmal mehr. In jedem neuen Jahr schenkte sie ihm wie den sonstigen Habitués zwei Ellen Samt für Hosen. „Sie haben hier kein Herz", sagte sie und näherte ihren scharf duftenden Arm seiner Brust, „sondern ein zweites Hirn." Die Geoffrin, die Bürgerin, fand, daß er den Grundsatz habe, nicht einmal einen Nagel zu ändern, weil er die Prozesse vermied, und daß ihm das Mitleid fern sei, das unglücklich macht. Absonderlich schien ihm die Ehe und das Absonderlichste ein Vater, dessen Selbstsucht dadurch enttäuscht wird, daß nur Töchter seiner Mühe lohnen. Aber mit größter Lust gab er seine Sentenzen preis, wenn seine dürren Finger seidene Röcke betasten durften. Die Pupillen der Marquise waren ihm teurer als das Firmament. Mit zweiundneunzig noch besuchte er eine Schöne, die sofort im déshabillé zu ihm herauskam und ihm vorhielt: „Sie sehen, daß ich Ihnen zu Liebe aufgestanden bin." „Und einem andern zu Liebe legen Sie sich hin", versetzte mein Onkel, „und das giftet mich." Oder er klingelte, als er mit einer Dame allein war, heftig, wie wenn seine Tugend in Gefahr wäre, und flötete die Staunende an: „O wäre ich erst achtzig Jahre!"

Sogar auf dem Totenbett litt er in Epigrammen. Wankend vor Müdigkeit beugte ich mich zu ihm und schrie durchs Hörrohr: „Wie geht es?" Und mein Onkel: „Es geht nicht, ich gehe." Dann sah ich, wie dieses Gesicht, das nie-

mals geweint, niemals gelacht hat, das mich vier Jahrzehnte beherrschte, vom Tod überfallen wurde, wie die Lippen sich zusammenzogen und noch erkaltet zum Spott sich kräuseln wollten.

Die Gärten

Im stahlblauen Morgen flogen die Genfer Schwalben um den Pavillon und sein Laubversteck. Der Chevalier Stanislas de Boufflers riß sich empor, küßte die rosige Schläferin, verglich die unfertige Gestalt mit den Linien des Originals und taumelte fort. Durch die Vorstadt ging er, durch die bergige Rue du Temple, über den Marché de l'Isle, den Platz der Gaukler, wo bei Monneron, dem Schmied, der gesattelte Schecke seiner harrte. An der blauen Rhone ritt er entlang, am See, durchs Walltor, durch die Büsche des Paquis hinaus nach Ferney. Bauermädchen schleppten Milch. Sie hatten leichte Kittel wie Aline, die Königin von Golconda. Hell winkten Straßen, Dörfer, Kornfelder. Und bald war alles Glanz und Tireli.

Um neun Uhr hielt der Chevalier am Portal des Schlosses. In der Gartentür links stand Herr von Voltaire, in Zipfelmütze und Hermelin, mit den Grimassen des Doktors von Bologna, und krähte wie ein Hahn: „Adam, wo bist du?" Verstohlen wurde neben dem Oleanderbaum der Pater Adam sichtbar, der Jesuit, mit dem er Schach gespielt hatte, und dem er die Figuren an den Kopf zu werfen pflegte. „Da ist er", krähte der Schloßherr noch lauter, den Chevalier bemerkend, „da ist er Monsieur Charles, unser Maler! Er will die Kräfte, die er bei den Hugenottinnen verloren hat, bei uns wiederherstellen!" Grinsend umarmte er den Sohn der Beauveau-Craon, der „dame de volupté", die des Lesczynski Freundin war und in ihrer gereimten Grabschrift sich berühmte, sie habe zu größerer Sicherheit schon hienieden sich das Paradies verschafft. „Sie sollten Gott nicht abschwören", hatte Stanislas, als er noch das Chorhemd trug, seiner Mama geraten; „denn stiege er abermals in eines Mannes Verkleidung herab, so würden Sie ihn wie jeden andern lieben." Grinsend hüpfte Herr von Voltaire dem ungetreuen Gast voraus. An den Hecken traf er den grauen Esel. „Bitte, Herr Präsident", sagte er. Dies hatte er in Tournay erfunden, um den Präsidenten des Brosses zu foppen, den Provinzialen, dessen kleiner Satyrschädel im Dickicht der Perücke verschwand.

Nach dem Bad, im Gartensaal erzählte der Chevalier vom Abbé Porquet, dem Weinzapf, von Paris und Chanteloup, vom schattigen Montmorency, von Frau von Luxembourg, der Stabsmajorin des Geistes, der Voltaire einst auf einen vier Seiten langen Brief über den „Orest" antwortete: „Frau Marschallin, Orest schreibt man nicht mit h", und die nun eine kleine Alte in brauner Taffetrobe war, von der Gräfin Boufflers, dem schwatzhaften Idol des Temple, von ihrem Sklaven, dem wider Willen komischen, verstörten Lorenzi. Dazwischen

lachte der Chevalier das Lachen eines sorglosen Kindes. Er drehte die Daumen auf seinem Bauch, als streife er die Handschuhe ab. Boshaft sprach er von Rousseau, der unrasiert durch die Alleen von Montmorency gestolpert sei. „Ich möchte ihn am Busen seiner Haushälterin erschlagen lassen", krähte der Schloßherr. Der Mittag glühte. Im Saal meldeten sich die jungen Damen. „Kommen Sie", lud Herr von Voltaire sie ein, „das erhabenste Schauspiel zu sehen." In der Nähe des Stalls zeigte er den Errötenden einen invaliden dänischen Hengst, der an sechs Stuten sich plagte. Vom Balkon beäugte die runde Madame Denis das erhabene Schauspiel durch ein Fernrohr.

Palais Royal

Chamfort zerteilte die Schwärme der Nymphen und der zu Patrioten umgewandelten Stutzer, deren Markt das Palais Royal war. Über den Arkaden lag sein Zimmer. „Ich bin gefeit wie der Salamander," so lehnte er die Neugier ab, die sich wunderte, daß er mitten in den kleinen Tempeln der Venus wohnte. Seine Nasenflügel bebten, die Hände kreuzte er auf dem Rücken, wie jemand der eine Peitsche umklammert. Er trottete zum Café du Caveau, der Stätte, die einst von der gröhlenden Stimme Pirons hallte, des frechen Silen, des pausbäckigen Burgunders. Über die Scheiben rann das vage Laternenlicht. Gespenstisch wimmerte die Tür. Ein ungeschlachter Geselle drängte sich Chamfort entgegen, der traumbefangen den verschollenen Rameau zu erkennen meinte. Doch schon entwich die Gestalt in den aufreizenden Abend.

Im Café führte Rivarol das Wort, der Piemontese, den keiner unterbrechen durfte. Er war der eitle, wenig beschädigte Alcibiades von Paris. In seinen Mienen lag der Hochmut eines Glücksritters, der als frommer Seminarist, als Schreiber, eines Rechtsverdrehers, als Magister und Grandseigneur sich mit gleicher Nonchalance versuchte. Sein Organ hatte den sehnsüchtigen Klang, der den Frauen gefällt. Man wußte, daß auch er dem Geschlecht sehr hold war, und daß er sich von ihm schmeicheln ließ wie der erotische Vert-Vert, der Nonnenpapagei aus Gressets Schnurre. Einzig gegen die Engländerinnen bekundete er Argwohn. „Gott bewahre Sie vor der Liebe einer Britin", seufzte er des öfteren, indes er seine Halsbinde fester zog. Der Grund war Frau Gräfin Rivarol, die Sprachlehrerin aus Schottland, ein Irrtum, von dem er sich bei der zarten Manon, einer Schwester der Manon Lescaut, erholte. Doch so stürmisch war diese Liäson, daß Manon drohte, nach Brüssel zu gehen und dort von ihrem Talent zu leben. „Ach, Kindchen", beruhigte Rivarol die Kleine, „bei den Belgiern wird der Hang zu schlechten Sitten durch den Geiz ertötet."

An jenem Tag sprach Alcibiades schon zwei Stunden lang. Mit breitem Entzücken und wackelndem Bauch assistierte ihm Champcenetz, sein unzertrennlicher Mondschein, sein Sancho Pansa, über den er äußerte: „Ich stopfe ihn mit

Geist. Er ist ein dicker Bursche von unausstehlichem Behagen." Auch Tilly war dort und der Rest des Hofstaats. Wiederum kratzte Rivarol mit samtnen Pfoten, die eines Tigers Klaue bargen, die Sänger des Parnaß, die Rhetoren der Nationalversammlung. Garat, dem der Geist zurücktrete wie den Leuten das Niesen, der aber manchmal geistvoll sei, weil er aus Heuchelei das Gegenteil von dem sage, was er denke. Giraud, der immer belle: „Absurd! absurd!", weil er überall seine Signatur fallen lasse. Den Abbé Delille, den Lyriker des Kohls und der Rüben. Den Abbé von Vauxcelles, nach dessen Leichenreden man wie niemals sonst die Nichtigkeit des Menschen empfinde. Einen Chevalier, der noch den Unrat beschmutze. Cérutti, dessen silberne Phrasen der Schleim einer litterarischen Nacktschnecke seien. Doch nichts bedeutete das gegenüber Rivarols neronischen Witzen auf Mirabeau, den Attila der Tribüne, den von fremden Ideen aufgeblasenen Schwamm. Er gleiche seiner Reputation, denn er sei ein Scheusal. Für Geld sei er sogar einer guten Handlung fähig. Wie die venetianischen Dirnen habe er seinen Tarif an der Pforte. Und dann zerfetzte Rivarol den Robespierre, den Schulmeister, der auf die „Aristokrassie" erpicht ist, Josef Chénier, den Bruder des Abel Chénier, den Kain, und die „verbrecherische Vorrede eines unmöglichen Buches", die Menschenrechte.

Der träge Sybarit im blauen Frack verstummte. Da fuhr mit zischendem Lachen Chamfort auf. Ein Feuerwerk, das über Wasser sprühte, war Rivarols Spott, in Gewittern entlud sich seines Nebenbuhlers Sarkasmus. Und er schrie gegen das Leben, diese jämmerliche Oper, diese Herberge, dieses Bordell, diese Krankheit, die alle sechszehn Stunden der Schlaf lindere, jedoch der Tod erst heile.

Draußen in der Galerie lungerten die republikanischen Nymphen. Die Kabinetts der ersten Etage öffneten sich.

Memoire

Kurz vor Weihnachten erfuhr die Wiener Gesellschaft den Tod des Fürsten Charles Joseph von Ligne in seinem Haus auf der Mölkerbastei. Ihn bedauern nicht zum mindesten die Kaiserin Marie Louise und der König von Rom, mit welchem der Entschlafene vor der Gloriette und in den Feenlauben von Schönbrunn Soldaten gespielt hat. Wir haben das von Goethe verfaßte Requiem gelesen. Es ist ein schöner Wechselgesang des Genius, des Erdgeists, der Anverwandten und der Länder, aus denen Italien sich hervorhebt. Ein würdiger Chor schließt den Reigen. Herr von Goethe bekränzt den Sohn, Charles von Ligne, welcher in seiner Anwesenheit gegen Dumouriez fiel, und preist den Vater.

Der Fürst von Ligne versäumte bis zum Anfang Dezember kein Schlittenrennen, kein Diner des Kongresses. In elegantem Weiß, über das, wenn bösen Zungen zu glauben ist, auf einer Redoute ein kecker Floh irrte, wohnte er den Vergnügungen bei. Nach einem Ball packte ihn ein ungestümes Fieber.

Er spürte den Tod, den er sich als ein stattliches Weib mit einer Schale Opium oder als eine lorbeergekrönte Kriegerin geträumt hatte. Lächelnd sagte er, wie der Baron Reiffenberg uns berichtet, zu seinen Töchtern, die um das Bett knieten: „Ich bin doch nicht heilig. Seht ihr mich denn für eine Reliquie an?" In der Agonie rief er mit heller Stimme: „Vorwärts, Maria Theresia!"

Mit Wien und dem habsburgischen Hause verbanden ihn mancherlei Beziehungen. Aber wir dürfen in diesem für Verschwiegene bestimmten Nachruf wohl seiner Ketzereien gedenken: daß er nämlich, als er die Prinzessin Liechtenstein geheiratet hatte, schon am Morgen nach der Brautnacht die Wiener Honigwochen abbrach, um seine Geringschätzung der Familienbräuche darzutun, und daß er Europa den österreichischen Konnaissancen vorzog. Seine Mutter, eine Prinzessin Salm, deren Leben „wie eine Wachskerze" zerging, wurde im großen Hüftenrock von ihm überrascht und starb bald darauf. Der alte Prinz von Ligne, ein grimmiger Wallone, verlangte, daß Charles Joseph als Held erschossen werde. Nichtsdestoweniger hat diesen die Belagerung von Belgrad unter Laudon gelangweilt. Aber seinen Leitfaden der Taktik, die „Militärischen Vorurteile", soll — wir schreiben das im gegenwärtigen Moment nicht ohne Bewegung — der Kaiser Napoleon während der italienischen Kampagne sehr beachtet haben. Der Fürst von Ligne war als ein Weltbürger mit den ersten Personen der Zeit im Umgang. Neben Katharina, dem Kaiser Josef und Potemkin ist er über Rußlands Ströme dahingeglitten. Er tändelt in seinen Briefen (die eine Labsal für Kunstrichter sind) mit der neuen Semiramis oder Kleopatra, welche zwar Perlen nicht verzehre, sondern austeile: „Offenbar bin ich kein Jansenist, denn diese Herren nahen der Gottheit nur einmal oder zweimal im Jahr, und nun sehe ich, daß mir das zweimal seit vier Monaten oder dreimal seit neun widerfährt." Im Feldlager von Neustadt hatte der Fürst Unterhaltungen mit Friedrich, dessen Esprit ihn durch hundert Madrigals hinriß, und dem er sein Ideal skizzierte: bis dreißig ein hübsches Weib, bis sechzig ein glücklicher General, bis achtzig Kardinal zu sein. „Ich bin nicht propper genug für Sie, Messieurs, und nicht wert, Ihre Farben zu tragen", sagte der nordische Hannibal, als der Tabak die weiße österreichische Uniform befleckte, die er aus Höflichkeit gegen den Kaiser angelegt hatte. Das Rendezvous zweier witziger Köpfe wiederholte sich in Potsdam. Beim Diner sprach Hannibal über Vergil, den schlechten Gärtner, und die Torheiten der „Georgica". Er beschuldigte das Klima der Mark, es lasse Orangen, Oliven und Zitronen verdorren. „Nur die Lorbeern wachsen bei Ihnen", bog der Fürst von Ligne aus. Er hat Friedrichs Neffen, dem nachmaligen Könige, in Straßburg als Postillon gedient. Doch sein Herz war nicht bei den „Potsdamiten". Es war nicht bei Joseph dem Gütigen, dessen Morallehre er das Paroli bot: „Man soll seine Pflicht tun und jedermann eine setzen. Und wenn man sie nicht tut, so kommt

es auf eins heraus". Sein Herz weilte in Paris, Saint Cloud, Versailles, wo er, „aus Furcht, vor dem Tode zu wenig Pläsir zu haben", den „impertinent de la cour" abgab. Marie Antoinette schimmerte ihm als ein Stern. Er war der Galan der Herzogin von Mazarin, einer jener ungeheuren „Trompeten des jüngsten Gerichts", deren Bewunderer Frau von Dudeffand als „impuissants" verleumdet, und der Galan der Künstlerinnen. Die Frau, sagte er, sei ein Kind, das für die Pein des Gebärens durch die Lust der Sinne entschädigt werde, selbst die Reinste schmolle: „Was beweist Ihnen meine Tugend?" und eine Denkerin müsse man arretieren. Gehorsam war er nur dem Geist und der Schönheit der Frau von Coigny. „Man sucht", schrieb er ihr unter den Nußbäumen der russischen Parthenizza, „immer nach der zweiten Hälfte seines Ichs, und dieses Suchen verleitet uns zu allen Extravaganzen." Dieser Geist und diese Schönheit sind auch von einem Poeten gemalt worden, denn Frau von Coigny ist die junge Gefangene des André Chénier.

Vom Stil des Fürsten gebe eine Anschauung, was er von seinen eigenen Geschicken überliefert hat: in Holland beinah ertränkt, in der Schweiz gesteinigt, in England von Boxern gestellt, in Venedig ein Cicisbeo der Mutter des Dogen, von Seeräubern aus Ragusa geplündert. „Mes Ecarts ou ma Tête en Liberté" heißt einer der vierzig Bände seiner Autorschaft. „Die Natur hatte keine Illusion", so beklagte er sich, „daß man ihr mit Dingen wie Ehre, guter Ruf, Sittsamkeit, Egoismus kommen würde. Heute lebt man, als hätte man zweimal zu leben, man rennt hinter dem guten Rufe her. Diese Weisheit wird uns in die Irrenhäuser führen. Sie ist das Delirium der Vernunft." Das Huzzageschrei des Pöbels war ihm nicht sympathisch. Den Brabantern verkündete er, daß er niemals im Winter rebelliere. „Griechenland", schrieb er über die Abgeordneten dem Grafen von Ségur, „hatte nur sieben Weise. Ihr habt zwölfhundert, zu achtzehn Franks der Kopf." Er rümpfte die Nase über die neuen Despoten, die Söhne der Tuchhändler und Schuster. Aber auch die Jakobiner nahm er nicht ernst: „Die Welt geht weder zu gut noch zu schlecht. Par conséquent, chantez!" Soll man nicht drum Herrn von Goethe beipflichten, welcher dem Entschlafenen als dem frohesten Mann des Jahrhunderts gedankt hat?

Der Sonnenuntergang

Silbern schlug im Salon zu Valençay der Hammer der Pendule. Talleyrand griff nach dem Jaspisstock, den er seines lahmen Beines wegen brauchte, und streichelte die Hände seiner Nichte, der Herzogin von Dino. Ein Mantel hob ihren untadeligen Wuchs. Ihr Nacken, ihre Schultern glänzten. Zwiefach war ihr dunkles, lockiges Haar unter dem Brillantreif gescheitelt. Sie hatte große Augen, eine gerade Nase und einen winzigen Mund, dem ein

sonorer Alt entströmte. Zerstreut an den Guéridon stoßend, sah Royer-Collard die Vermittlerin hinwegrauschen. Mit seinem roten Antlitz, seiner kastanienfarbenen Perücke und seinem grünen Rock war er gewiß sehr deplaziert. Beklommen fragte er sich, ob es nicht bäurisch gewesen sei, Gattin und Tochter in Château-Vieux zu lassen, damit kein Hauch des Nachbars sie berühre. Als ein Ärgernis hatte ihm Herr von Talleyrand, der Königsmörder und verheiratete Priester, gegolten. Die Undurchdringlichkeit eines Libertins, der auch die Frauen wohl an Felonie gewöhnt hatte, der Zynismus eines Verräters hatten ihn wild erregt. Nun bestrickte ihn (als ein Mann von Prinzipien räumte er das ein) dieselbe Frau, deren Ruf in Château-Vieux so schlecht war, weil die Fürstin Talleyrand noch lebte. Und während er die Absicht gehabt hatte, das erste Signal zur Flucht zu benützen, bannte der phosphoreszierende Blick seines greisen Widersachers ihn fest an den Sessel. „Noch fünf Minuten", bat Herr von Talleyrand. Sein Gesicht war totenblaß und von weißem Haar umrahmt. Er zwinkerte, wenn die Sonne, die durchs herbstliche Gezweig des Ahorn stach, ihn blendete. Sein Kinn ertrank in der vielverschlungenen Krawatte der Direktoiremode, seine Nase war aufgestülpt wie die Nase eines Cherubin. In den Pausen des Gesprächs rieb er mit der Unterlippe gegen die Oberlippe an. Jedoch dieser Pausen gab es wenige. Herr von Talleyrand war heute mitteilsam, und das Gespräch glich einem unsteten Monolog.

„Der Weg zwischen unseren Besitztümern ist nicht sehr gangbar", sprach er mit jenem Doppelsinn, für den er eine lasterhafte Neigung hatte. „Mein lieber Herr Royer-Collard, wir werden hinfort rascher harmonieren. Ich möchte in Paris ein Zelebritätendiner geben, bei dem Herr Cuvier im Namen der Wissenschaft speisen soll, Herr Gérard in dem der Malerei und Sie als Statthalter der politischen Eloquenz". „Dann wäre ich also ein Gattungsmuster", sprach dumpf der Parlamentarier. „Sie sind charmant", fuhr Herr von Talleyrand fort. „Ihre demosthenische Rede für die Freiheit der Presse hat mich vollends gewonnen. Sie haben Treffliches über das Bestreben gesagt, die Religion zu einem weltlichen Ding zu erniedrigen". Herr Royer-Collard räusperte sich streng. „Diese Leute sind ebenso töricht wie die Fanatiker der Irreligion", beharrte Talleyrand. „Da war, als der Menschheitskultus noch im Schwange war, Larevillière-Lépeaux, der Theophilanthrop, der eine Religion stiften wollte, aber aus irgendwelcher Ursache den Kreuzestod verschmähte. Sie, mein Herr, sind ein konstitutioneller Mystiker, ein Doktrinär. Ich hoffe, daß ich Sie bekehren werde. Man ist in Ihrer Partei ja schon duldsamer. Herr von Rémusat heiratet das hübsche Fräulein von Lasteyrie, und er nimmt sich ernstlich vor, sich in sie zu verlieben. Herr Guizot heiratet Fräulein Dillon, die in ihm einen zweiten Vater verehrt." „Sie ist seine Nichte", murrte Herr Royer-Collard. Man hätte seine Physiognomie für die eines Uhus halten können.

„Der interessante Chateaubriand", lispelte, als wäre er taub, Herr von Talleyrand, „speit gegen mich Gift und Galle. Die Flugschrift, mit der er den Kaiser Napoleon gestürzt zu haben wähnt, verwahrte er unter seinem Kissen. Nachts schlief er mit geladenen Pistolen. Madame trug das Manuskript in ihren Strümpfen, wenn sie beim Epicier einkaufte. Madame ist häuslich. Wie eine Löwin hat sie sich gesträubt, ihre Wäscheschränke den Royalisten zu opfern, die Tuch für weiße Fahnen benötigten. Sie waren hart, mein lieber Herr Royer-Collard, gegen den armen Constant. Ich habe ihn sehr geschätzt, obwohl er mir in seinem schülerhaften Epos die Maske des Apsimar umgebunden hat, des listigen Diplomaten. Er war milder als seine Frau von Staël. In ihrer Delphine, die Ihnen entgangen sein wird, figuriere ich als Madame Vernon, in Haube und Unterrock, so daß wir beide als Frauen travestiert den Roman schmücken; dieser Blaustrumpf meinte sich selbst mit der Delphine. Wie schade, daß der Kaiser, der sie haßte, im übrigen von der Literatur so wenig geahnt hat. Seine Manieren waren die eines Artilleristen und der Geschmack sein intimer Feind. Hätte er ihn mit Kanonenkugeln zertrümmern können, er hätte die längste Zeit existiert." „Sie hießen Fürst von Benevent und trugen Degen und bunte Maschen", grollte Royer-Collard, der während des Empire katonisch in seiner öden Stube gearbeitet hatte.

„Das alles ist jetzt wie ein Phantom", zwinkerte Herr von Talleyrand. „Elf Eide auf französische Verfassungen habe ich geleistet. Der zehnte war der, den ich dem König Karl geschworen habe. Er sagte mir, daß ihm, wenn eine Revolution komme, nur zwischen Thron und Schaffot die Wahl bleibe. Seine Majestät hatte die Postkutsche vergessen. Bevor der Lärm der Straße uns ein zwölftes Mal schreckt, werde ich in einer Kapelle oder im Pantheon frieren. O Voltaire! Ich vertrage die Kälte nicht und schlafe unter einem Berg von Nachtmützen und Plumeaus. Sie, mein Herr, sind über sechzig, nicht wahr?"

„Zweiundsiebzig", verbesserte Royer-Collard und nahm feindselig seinen altväterischen Zylinder. „Trösten wir uns", schloß Herr von Talleyrand, indes er mit dem Politiker langsam hinaushinkte, bis zur Schwelle. „Ich bin eine Mumie und werde zu Staub werden. Den anderen gehört die Zukunft. Es gibt Jemanden, der mehr Geist hat als Voltaire, mehr Geist als Napoleon und alle Minister. Dieser Jemand ist Tout le Monde."

Einsam betrachtete Herr von Talleyrand den herbstlichen Park. Die Sonne streifte den Dachrand des Treibhauses. Sie war ein pompöser Feuerball. Dann erlosch sie, und graue Schleier umspannen den Hintergrund.

Naturerfahrung/ von Adolf Koelsch

Freie Geister befreien nicht nur. Sie legen auch Lasten auf, und diese Lasten werden uns abermalen zu Fesseln.

Nie haben wir das krasser erlebt, als in den fünfzig Jahren Biologie, die seit Darwin hinter uns liegen. Es will die Biologie die Wissenschaft sein von der lebendigen Welt, die Wissenschaft von den Erscheinungen und Formen, in denen Leben auf unserer Erde sich äußert. Dafür gibt sie sich aus und nennt sich mit Stolz die Wissenschaft von den realsten Dingen, deren ganzes Gebäude errichtet ist über Werten, die von der übereinstimmenden Sinneserfahrung normaler Menschen gewonnen und ihr jederzeit in vollem Umfang wieder zugänglich sind. Sie weist darauf hin, daß die Wirklichkeit die Quelle ihres Urteils sei, und weil sie zu dieser Quelle immer wieder zurückkehre, komme ihrem Urteil auch unbedingtes Vertrauen zu.

Aber wir können heute nur sagen, daß die Biologie das, was sie zu sein vorgibt, einmal hat werden wollen. Und daß sie bis zur Stunde noch kaum gemerkt hat, wie sehr sie in Wirklichkeit nur die Fratze dessen ist, was sie zu sein vermeint.

Ich sagte, daß es vor Zeiten einmal schien, als ob wir eine wirkliche Wissenschaft von dem erhalten sollten, was als Leben unsere Erde erfüllt. Das war damals, als Darwin die von Lamarck schon entdeckte Wahrheit wiederfand, daß die Arten so, wie sie vorliegen, nichts Unveränderliches sind. Vorher hatte das Linnésche: „Species tot numeramus, quot diversae formae in principio sunt creatae“ gegolten. Wir zählen so viele Arten, als verschiedene Formen im Anfang erschaffen worden sind. Damit waren die Arten definiert als unvergängliche, unwandelbare, ewig konstante Werte, denen (als das Vergängliche) das Einzelwesen gegenüberstand. Wenn aber die Arten konstant waren; wenn die Eltern immer wieder Kinder hervorbrachten, deren Eigenschaftskomplex von dem ihrer Erzeuger so wenig verschieden war, wie von dem ihrer sämtlichen Vorfahren und Nachfahren, so brauchte bei biologischen Untersuchungen irgendwelcher Art auf das Einzelwesen und seine Herkunft nicht die geringste Rücksicht genommen zu werden. Ob ich diese Fichte vornahm und sie untersuchte oder jene Fichte vornahm und sie untersuchte, war einerlei; denn das Individuum, die einzelne Fichte, war ja nur der zeitliche Träger von bestimmten, unvergänglichen, unveränderlichen und unvermehrbaren Eigenschaftswerten; es war das Einzelwesen zugleich *Fichte schlechthin*, war es immer und überall, und brauchte etwas anderes gar nicht zu sein. Mit anderen Worten: ein Begriff — Fichte, der Artbegriff! — war identisch mit einer Leibhaftigkeit — *dieser* Fichte, *jener* Fichte —, die sichtbar, hörbar, greifbar, riechbar und infolgedessen der

Erfahrung unbedingt zugänglich war. Das heißt: die Art selber war etwas Leibhaftiges, etwas Erforschbares, war Realität im vollsten Sinne des Wortes, und konnte infolgedessen Objekt der Naturforschung, Gegenstand des Wissens und des Urteils sein.

Dann war die Biologie der Linnéschen Zeit aber auch vollkommen im Rechte, wenn sie die Ergebnisse, die das einzelne Individuum lieferte, ohne Weiteres verallgemeinerte und das, was das isolierte Einzelwesen sie lehrte, zur Geltung für die ganze Artgemeinschaft erhob. Denn die Eigenschaftswerte, die das Einzelwesen aufwies, kehrten, da die Art als konstant angenommen war, bei allen übrigen Gliedern der Art unverändert uud unwandelbar wieder. Die Einzelergebnisse der Biologie besaßen somit eine unerhörte Treffsicherheit; sie hatten geradezu die Bündigkeit von mathematischen oder chemischen Formeln, — konnten sie haben, weil das Lebendige ja das immer und ewig Sichgleich-bleibende war. Es war deswegen auch ganz in der Ordnung, daß man in der Biologie verfuhr wie in der Chemie: nämlich logisch, nicht biologisch.

Da kam Lamarck. „Es ist kein unnützes Ding, zu untersuchen, ob es wahr ist, daß die Arten eine absolute Konstanz besitzen, daß sie so alt sind wie die Natur, und daß sie alle ursprünglich so existiert haben, wie wir sie heute noch beobachten. Oder ob sie nicht vielmehr, den wechselnden Umständen unterworfen, wie wohl nur äußerst langsam, im Laufe der Zeiten ihren Charakter und ihre Gestalt verändert haben.“ So schrieb er und fand durch seine Untersuchungen seine Ahnung bestätigt.

Aber Lamarcks heidnische Gedanken blieben vergessen, bis Darwin sie als grauer Fünfziger aus der Taufe hob und durch die Wucht seiner Argumente die Vorstellung von der Konstanz der Arten endgültig zerstörte.

In dem Augenblick, in dem die Anerkennung der Artkonstanz gefallen war, war aber der Realitätswert der Art durchaus problematisch geworden. Und das war das Entscheidende. Denn nur unter der Voraussetzung, daß die Arten sich nicht veränderten, daß die Kinder einer bestimmten Fichte, eines bestimmten Esels usw. zu allen Zeiten und an allen Orten ihren Eltern und allen anderen Fichten oder Eseln auf ein Haar glichen, waren die Fichte, der Esel u. s. f. als Naturobjekte und damit auch als Objekte der Beobachtung, des Versuchs, der Erfahrung, des Wissens und Urteils möglich gewesen.

Das war nun mit einem Schlag anders geworden. Die Art war nichts Festes mehr, sondern war etwas Wandelbares. Die Individuen, die einer Art-gemeinschaft zugerechnet wurden, konnten nicht mehr gelten als die unter sich gleichen Verkörperungen einer starren, ewigen Idee, sondern jedes Einzelwesen war ein von jedem anderen Einzelwesen real verschiedenes Element einer breit daherflutenden allgemeinen Bewegung, deren Anfang und Ende unbekannt war. Waren aber Anfang und Ende unbekannt, so konnte diese allgemeine

Bewegung in ihrer Gesamtheit (die Art) gar nicht erfaßt werden. Was erfaßbar, erkennbar, sichtbar, hörbar, riechbar und betastbar, kurz: der sinnlichen Wahrnehmung und der Sinneserfahrung zugänglich war, waren lediglich die einzelnen Glieder dieser großen Bewegung: die einzelnen Individuen. Sie waren die Realität selber und zugleich die einzige Realität, die es in der belebten Natur gab. Und damit war, was jeder Mensch, der mit offenen Augen durch die Natur ging, seit Jahr und Tag auf Tritt und Schritt erlebt hatte: daß nämlich die Lebewelt nicht aus Arten und Gattungen, sondern aus Millionen von ähnlichen, niemals ganz gleichen Einzelwesen besteht, und daß diese Einzelwesen allein das Leibhaftige sind in dieser Welt, während die Arten und Gattungen nur die Bedeutung von Fiktionen haben, endlich als die große Frucht vielhundert, ja vieltausendjährigen Forschens vom Baume der Erkenntnis gefallen. Diese Frucht brauchte nur vom Boden aufgehoben und geschluckt zu werden, und die Biologie, die bisher nur die Wissenschaft von unwirklichen Dingen (den Arten) gewesen war, wurde ganz von selber die Wissenschaft von den realen Erscheinungen der belebten Natur.

Da geschah das ganz Ungeheuerliche: die Frucht wurde nicht geschluckt. Sie wurde zwar aufgehoben, beguckt, kritisiert und angebissen, aber dann wieder ausgespuckt.

Denn das war doch klar, daß in dem Augenblick, in welchem die Einzelwesen als die einzigen Realitäten der Natur erkannt waren und man die Gewißheit gewonnen hatte, daß diese Realitäten einander niemals in allen Teilen unbedingt glichen, die Biologie (wenn sie nicht den Anschluß an die Wirklichkeit mehr und mehr verlieren und auf arge Abwege geraten wollte), Erfahrungen, die sie an einem Einzelwesen oder an einer willkürlich zusammengestellten Gruppe von solchen gemacht hatte, niemals als bündig ansehen durfte für alle anderen Individuen, die nach den Befund des Systematikers den gleichen Namen wie die untersuchten Objekte zu tragen hatten. Das einzelne Geschöpf mußte alles gelten, aber was man an dem Einzelwesen ermittelt hatte, durfte nur für dieses als gültig anerkannt sein.

Hat man diese Konsequenz gezogen? Hat man seine Methode, dem veränderten Urteil über den Realitätswert der Art angepaßt? Hat einem Forscher, der seit Darwin gewirkt hat, das Individuum alles und das Gerede über die Art, die plebejische Gewohnheit, zu generalisieren, nichts gegolten? Behüte Gott. Mir ist keiner bekannt. Wir beschäftigen uns alle mit Einzelwesen oder Gruppen von solchen, aber keiner hat vor dem Einzelnen Achtung und keiner bedenkt, daß nur in Reihen, die von einem bekannten Elternpaar abstammen, ein wirkliches, wahrnehmbares und erfaßbares Stück jener allgemeinen Artbewegung vorliegt, über die wir fortwährend ohne jede Berechtigung die kategorischsten Aussagen machen. Mag es sich darum handeln, die Wirkung un-

gewöhnlicher Temperaturbedingungen, unter denen eine Anzahl Pfauenaugenraupen ihr Dasein zu vollbringen hat, auf die farbige Ausgestaltung des Faltergewandes zu untersuchen oder festzustellen, welchen Einfluß rein vegetabilische Nahrung auf der einen, reine Fleischkost auf der anderen Seite auf die Länge des Darmkanals von Grasfroschlarven hat, — immer hat es der Biologe nur mit dem Verhalten einzelner Stücke zu tun. Aber seine Versuchstiere sind ihm niemals als Individualitäten interessant, sondern (wie in der Zeit vor Darwin) nur insofern jedes von ihnen der Repräsentant einer ins Zettelregister des Systematikers eingetragenen Art- oder Gattungskategorie ist. Das Einzelne ist ihm kein Spezielles, sondern ein Typisches; deswegen nimmt er auch sein Verhalten in dieser oder jener Hinsicht ohne weiteres als typisch an für alle diejenigen Formen, die nach dem Gutachten des Systematikers Pfauenaugen oder Grasfroschlarven sind. Er treibt also Logik, nicht Biologik; er fällt Urteile über Wesenheiten, die vollständig im Dunkeln liegen; er arbeitet, als wäre über das Verhältnis von Individuum und Art nie anders geurteilt worden, als zu Zeiten Linnés, und erhebt dadurch ein als unhaltbar erkanntes Vorurteil zur Forschungsmethode.

Hat der Zoologe oder Botaniker seine biologischen Studien (wie das ja nahezu immer der Fall ist) gar an einer ansehnlich großen Zahl von Individuen gemacht, die er ohne Rücksicht auf ihre Herkunft und die Bedingungen, unter denen ihre einzelnen Eltern ihr Dasein zu vollbringen hatten, an verschiedenen Stellen willkürlich aus der großen allgemeinen Artbewegung herausgefischt hat, und von einer Mehrzahl von Einzelwesen bestimmte Beobachtungen bestätigt gefunden, so glaubt er erst recht zu diesem Verfahren berechtigt zu sein. Es hat (beispielsweise) einer im Verlauf jahrelanger Kulturversuche beobachtet, daß von 724 Fichtenbäumchen, die er irgendwo in der Ebene aus Samen der Hochgebirgsform erzogen hat, 653 Exemplare im wesentlichen alle Merkmale ausgeprägt zeigen, die für die Hochgebirgsrasse charakteristisch sind, während an den restlichen 71 Individuen die Eigentümlichkeiten der Gebirgsform verloren gegangen oder nur noch unvollkommen nachweisbar sind. Dann findet er es ganz selbstverständlich, daß er bei der Zusammenfassung und theoretischen Verwertung seiner Züchtungsergebnisse jene 71 Sonderlinge ganz unberücksichtigt läßt. Sein Schlußresultat lautet kurzweg: die Nachkommen der Hochgebirgsfichte behalten in der ersten Generation jene Wachstumsgewohnheiten, die sie als Anpassungen an die klimatischen Verhältnisse und Standortsbedingungen des Hochlandes erworben haben, auch beim Anbau in dem grundsätzlich anderen Klima der Ebene und unter den ganz andersartigen Standortsbedingungen des Tieflandes bei. Erworbene Eigenschaften scheinen also vererbt zu werden .... Dieses „Ergebnis" langjähriger, mühseliger Naturforscherarbeit geht dann, wie ich nachweisen könnte, in noch allgemeinerer Fassung in andere Abhandlungen über,

nistet sich in Lehrbüchern ein, und die Folge davon ist, daß — weil einmal von 724 Fichtenbäumchen, die von einer unbekannten Anzahl von Elternpaaren stammten, 653 Individuen sich in annähernd gleicher Art verhalten haben, — alle Hochgebirgsfichten unserer Erde jahrzehnte- und vielleicht jahrhundertelang dazu verurteilt sind, sich auf Nadel und Zapfen genau so zu verhalten wie jene 653. Wenn es gut geht und ein besonderes Allgemeindenkergenie hinter jene Beobachtung kommt, so wird das Fichtenergebnis noch auf andere Nadelgewächse und womöglich auch auf Laubhölzer ausgedehnt. Und das heißt dann Naturerfahrung! An jene 71 Sonderlinge aber, die mehr-weniger deutlich das gerade Gegenteil von dem veranschaulicht haben, was hier als allgemeiner und unbedingter Gewinn einer sorgfältigen Untersuchung der Mit- und Nachwelt überliefert wird, — an jene Außenseiter denkt kein Mensch. Sie werden glattweg ignoriert. Wie in Parlamenten entscheidet die absolute Majorität über den Wortlaut von „Verhaltungsmaßregeln für Naturobjekte", wie man so manches sogenannte Naturgesetz nennen möchte, und diesen Gesetzen werden möglichst große, möglichst vage Allgemeinheiten unterzuordnen versucht: andere Arten, andere Gattungen, ja ganze Ordnungen und Klassen des Tier- und Pflanzenreiches, oder womöglich das ganze Tier- und Pflanzenreich selber. Je mehr druntergehen, um so besser; um so größer ist das Ansehen des „Gesetzes" und um so höher steigt der Ruhm dessen, der es gefunden hat. Ob in diesen über zufälligen Majoritätserfahrungen aufgebauten Reglementierhäusern es für das einzelne Geschöpf sich leben läßt; ob es sich leben läßt für die Minoritäten, die jenseits des Ordinären und des Durchschnitts stehen; ob es sich leben läßt für das außerordentliche Einzelwesen, daß irgendwo auf der äußersten Seite der allgemeinen Artbewegung an der Spitze einer Welle marschiert, ist total einerlei. Wenn nur der Durchschnitt und das Ungefähr, die Masse und der Artenpöbel ihr Unterkommen finden. Wenn man nur hintennach, sobald vom Geltungsbereich einer Formel die Rede ist, den Mund recht vollnehmen und möglichst „die ganze Natur" in ihr unterbringen kann. Wir haben in der Biologie ja horrende Beispiele solcher Generalitätsbewertungen. Ich erinnere an das biogenetische Grundgesetz, das für bestimmte Formen und Formenkreise wohl gelten mag, in anderen Fällen aber sicher die stammesgeschichtliche Forschung weitab von der Wahrheit auf krause Irrwege leitet; ich erinnere an das, was über die Beziehungen von (körperlichen und psychischen) sekundären Geschlechtsmerkmalen zu den primären Sexualcharakteren gesagt wird, was gesagt wird über Instinkt und Intelligenz im Tierreich, über Winterschlaf, Vogelzug und das Sichtotstellen der Tiere; ich erinnere an die Schmuckfarben- und Mimikry- oder Schutzfarbenlehre, die es sich nicht verkneifen kann, in allen Fällen, in denen sich das Gewand eines Lebewesens in Übereinstimmung befindet mit den summarischen Farbenbedingungen seines natürlichen Aufenthaltsortes, von einer

höchst zweckmäßigen Schutzanpassung zu sprechen, ohne deren Besitz es den betreffenden Tierformen schwer, wenn nicht gar unmöglich wäre, dort, wo sie leben, auf die Dauer ein ersprießliches Fortkommen zu finden. Daß die Farbenübereinstimmung als Schutzmittel nur wirken kann, wenn ein aktiv sich betätigendes Wahlvermögen das Tier von seiner vermeintlichen Schutzkleidung auch wirklich Gebrauch machen läßt, ist gewiß. Nichtsdestoweniger werden zahllose Geschöpfe für schutzangepaßt erklärt, die in allen Lebenslagen alles tun, um den möglichen Schutz ganz illusorisch zu machen. Aber irgendwo stimmt die Schutzdeutung für irgendeine Form, und nun muß gleich die ganze Lebewelt es sich gefallen lassen, daß man sie nach derselben Regel in allen Schulen, Zeitungsfeuilletons und Büchern addiert und subtrahiert.

Hier wirkt zweifellos die Autorität Darwins noch. Er, der das Individuum als Realität entdeckt und seine ganze Selektionslehre auf den Individualvariationen aufgebaut hat, ist zugleich auch derjenige gewesen, der in der Verallgemeinerung vereinzelter, an bestimmten Orten gewonnener und nur für diese Objekte gültiger Erfahrungen nicht weit genug hat gehen können. Methodisch, das darf man ruhig sagen, hat Darwin sich niemals von der Schule Linnes freigemacht, und was beide geübt haben, hat die Zeit nach Darwin unkritisch weitergeführt. Es wird, wie ehedem, der sehr bedingte Wert des Individuellen und der Relation (Majorität) zum Generellen umgedacht, ohne daß man viel darauf achten würde, wie jede Reihe von Objekten, die zur Untersuchung steht, zumeist sehr endlich ist und ganz verschwindend klein verglichen mit allen Angehörigen derselben breiten Artbewegung. Es wird somit, was unzulänglich war, erhöht zur Regel und zum Gesetz geformt. Das ist die heute herrschende Methode. Es ist die Methode einer konservativen Naturauffassung, die das Individuum nicht achtet, weil sie nie gelernt hat, ihm Wert beizulegen. Es ist die Methode, die die Art immer noch als etwas real Allgegenwärtiges betrachtet, und zwar als eine Realität von allgemeinerer Ordnung, als sie im Einzelwesen verkörpert ist; die an dieser Auffassung festhält, obgleich die grundlegenden Untersuchungen eines Nägeli, Ludwig, Klebs, Duncker, Lang, Vogler, de Vries, Fischer, Standfuß, Jordan, Wettstein und zahlreicher anderer dargetan haben, daß natürliche Arten keine mathematischen Wertsetzungen, sondern die Aufeinanderfolgen von verschiedenen, in allen ihren Eigenschaften variablen Realitäten, sozusagen von einem Entwicklungsendpunkt ausschließende und rasch sich zerteilende Wellen sind, die sich weder morphologisch, noch biologisch, noch physiologisch, noch entwicklungsgeschichtlich durch ein bestimmtes Kriterium von nicht bloß formal-logischem, sondern von nachweisbarem Anschauungswert festlegen lassen.

Und so ist es dahin gekommen, daß die Biologie von heute nur die Wissenschaft von einem nirgends real existierenden Ungefähr, von unzureichenden Durch-

schnitten und von Dingen ist, die sich nicht anschauen lassen. Ungefähr, Durchschnitt, Art und Gattung aber sind nicht Wirklichkeit, sind nicht Natur. Natur, wie sie sich draußen vor den kitschgrün und dämmerblau verhängten Fenstern wissenschaftlicher Reglementierhäuser reckt, ist vielmehr das Gleichnis vom ewigen Fluß zahlloser, individuell voneinander verschiedener Einzelwesen, die in uneinfangbaren Gruppen durch gemeinsame Abstammung miteinander verbunden sind, — ist der ewige Fluß. Oder wollte einer zu bestreiten wagen, daß ein Geschöpf, ein Einzelwesen auch nur an zwei Tagen das gleiche sei?

Eine Wissenschaft von dieser Natur müßte dementsprechend eine Wissenschaft vom ewigen Vorwärtsschreiten sein, die Wissenschaft von Schaumperlen auf Wellenkämmen: von Schaumperlen, die wandeln, glitzern, untergehen; und sie müßte der Mythus sein von den Wellen, die diese Schaumperlen tragen: den Arten; und sie müßte der Mythus sein von dem Meer, in dem die Wellen aufschießen, wie Raketengarben auseinanderfahren und, neues gebärend, vergehen. Das wäre dann fröhliche Wissenschaft und gute dazu.

Aber die Biologie von heute ist nicht gut und nicht fröhlich. Denn sie ist der Mythus vom Einzelwesen und ein gemeinplätziges Gerede von Wellenbewegungen, die sie nicht übersehen, und von einem Meer, das sie nicht fassen kann. Sie ist eine Wissenschaft, der eine Wahrheit nur dann als beachtenswert erscheint, wenn sie sich wie ein Schornsteinrauch breit über die Felder legt. Statt das Feuer zu suchen und es den Menschen zu zeigen, predigt sie ihnen den Qualm.

Aber es rächt sich die Natur dafür, daß die Biologen kein Wesen seinen Gang gehen lassen, sondern es alleweil nur den Wandel führen soll, der seiner „Art" entspricht. Es rächt sich das lebendige Objekt an der plebejischen Gewohnheit der Generalbewertung seines ureigentlichsten Wesens durch den anmaßenden Verstand, indem das große Leben, aufgebracht darüber, daß einer die Erkenntnis nach dem Gewöhnlichen bestimmte und so das Ausgezeichnete mit dem Troß des Mittelmäßigen zusammenwarf, voll Tücke einem andern Forscher das Außerordentliche und von dem Ordinären Ausgenommene als Gegenstand der Untersuchung in die Hände spielt und ihn damit zu gänzlich anderem Urteil leitet. Nun wird, was feststand, wieder zum Problem für lange Jahre, und unser ganzes Leben leidet unter der Unsicherheit der Werte, welche die Wissenschaft, kaum daß sie sie geprägt hat, wieder zersetzen und zerstören muß, weil sie dem Individuum in Tier- und Pflanzenreich andauernd den Respekt versagt, der ihm auf jeden Fall gebührt.

Denn nur das würde biologisch denken heißen: kein Generalisator sein, sondern die Naturobjekte nehmen und sie gelten lassen als Wesen von einem ausgeprägten So- und Nichtandersſein, die es nicht zu regeln und zu schulmeistern und zu widerlegen, sondern anzuerkennen gilt. Biologisch denken würde heißen: jedes

Lebendige, jedes Geschöpf ansehen wie ein Bild und auf den lächerlichen Versuch, für Bilder einen realen Generalnenner zu suchen, verzichten; es würde heißen: lachen auf das Comtes'sche Wort, das Individuum sei eine Fiktion wie das Atom, und ihm entgegensetzen: das Individuum ist eine Person mit Vergangenheit, Gegenwart und mit Zukunft.

Dabei soll nicht bestritten werden, daß die Wissenschaft ein Stück von jenem Mythus, der immer um die Welle der allgemeinen Artbewegung schweben und in den Blutstropfen des Einzelwesens als die Geschichte seiner Gattung kreisen wird, realisiren kann. Aber dazu gibt es nur einen Weg, der heute noch nicht beschritten ist: nämlich bei allen biologischen Untersuchungen, allen ohne Ausnahme, sein Material nicht wahllos herauszufischen, aus der allgemeinen großen Artbewegung, wo man sie gerade findet, sondern nur Reihen zu verwenden, die man von einem bekannten Elternpaare abgeleitet und unter ganz bestimmten Bedingungen erzogen hat. Dann sind alle Einzelwesen ihrer Herkunft nach bekannt, es ist die gemeinsame Idee bekannt, die sie zusammenhält und sich in unserer Sprache als gemeinsame Abstammung bezeichnen läßt, es ist endlich das Terrain bekannt, auf dem die Variationen, die wir finden werden, die Majoritäten und die Minoritäten und das Außerordentliche, das wir antreffen werden, gewachsen und großgeworden sind. Ein winziges Stück der allgemeinen Artbewegung hat sich vor unsren Augen vollzogen, ein Stückchen Welle ist eingefangen und ein Fetzchen Mythus soweit realisiert worden, daß es zum Gegenstand der Erfahrung gemacht werden kann, zum Objekte des Wissens und zum Tanzboden des Urteils.

Ein Doppelgänger/ Novelle von Siegfried Trebitsch

An einem bitterkalten Februarnachmittag wurde Karl Vierkantner aus dem Gefängnis entlassen. Aber er schlich nicht etwa gebrochen durch die Straßen, gewarnt, gewitzigt oder gar gebessert. Im Gegenteil, aufrechter denn je schritt er dahin und der Wille zum Bösen loderte in seinen gierigen Augen. Sein Weg, der ihn oft dicht am Morde vorbei, in die Niederungen verwegener Betrügereien und Diebstähle geführt hatte, wurde durch kein Gefühl der Reue, durch keinen Wunsch nach Umkehr belichtet. Dunkel wie ein Schlund lag er vor ihm und lockte. Die echte Neugier des Verbrechers, der schaudernd erfahren möchte, wie tief man hinabsteigen muß, um bis auf den Grund eines Lebens zu kommen, das vertan und verloren ist, begann ihn wieder zu treiben und täuschte ihn über die fiebrigen Ermattungen seines Körpers und über die zuckenden Flügelschläge seiner in tiefster Finsternis irrenden Seele hinweg. Möglichst unauffällig drückte er sich an den Häusern entlang.

Es hungerte ihn. Der Gedanke, sich zu verdingen, durch irgend eine Arbeit, irgend einen Handlangerdienst die Not des Leibes zu stillen, kam ihm nicht in den Sinn. Solange es Standweiber gab, die Früchte und Gemüse zum Verkauf boten und ihren Körben schwatzend hie und da den Rücken kehrten; solange es Fleischladen gab, die ihre Waren auf vorspringenden Brettern bis auf die Straße hin auslegten, war das nicht nötig; und das Asyl für die Obdachlosen war ein sicherer Zufluchtsort für kalte Nächte.

Er kannte sehr gut dieses Leben von der Hand in den Mund, aber es genügte ihm immer nur für die ersten Tage der Freiheit, für die Dauer war es ihm doch zu armselig. Der Ehrgeiz hieß ihn nach einer „Arbeit" ausspähen, die gefahrloser wäre und reichern Lohn abwürfe. Er dachte nicht gut von den Menschen und wußte, daß viele von den in Ehren stehenden nur durch ihre Geschicklichkeit an dem grauen Haus, das ihn so oft beherbergt hatte, vorbeizugehen verstanden, immer im richtigen Augenblick ausbiegend und entwischend. Er wußte auch, daß ein solches Gelingen nicht immer scheu und heimlich, sondern zuweilen mit dreister Offenheit, ja unter dem Beifall der Umwelt sich vollzog.

Er sah vor sich hin, atmete tief und schnupperte wie ein Wild in seinem Revier, das Jäger und Beute zugleich ist. Eines war ihm klar, wer im Trüben fischen will, darf nicht dort die Angel auswerfen, wo sich alles in der Sonne spiegelt und Licht und Schatten grell voneinander abstürzen. Unbewußt, gleichsam aus Notwehr, hatte er niemals den Tag geliebt. Erst wenn die Sonne sank und die Straßenlaternen aufglühten, wurde ihm leicht ums Herz. Jetzt freilich, nach der langen Haft freute er sich der hellen Wintersonne, die ohnedies nur für kurze Stunden das Bild des Tages gab. Zum erstenmal fühlte er sein selbstver-

schuldetes Schicksal wie einen Fluch, der ihn, ein Wesen des Unheils, vor die Tür der Nacht warf.

Seine Augen blieben an einem Kindermädchen hängen, das einen pausbäckigen kleinen Jungen führte, der so gut verpackt und eingewickelt neben ihr hertrabte, daß er drollig aussah. Dieser Anblick lenkte seine Gedanken in die eigene Kindheit zurück. Aber jede Erinnerung fehlte ihm. Er zweifelte manchmal, daß es in seinem Leben eine solche Zeit der Unschuld gegeben habe. Seine Erinnerungen setzten erst bei seinem ersten Diebstahl ein. Er war gewachsen und geworden, wie ein Baum wächst und wird, und ebenso unverantwortlich. Aber was für andere die Erinnerung an Kinderspiele ist, das war für ihn die Erinnerung an Spitzbübereien und Gaunerstreiche; und doch, seltsam genug, er liebte diese Erinnerung.

Er liebte auch sein Handwerk und war nicht wenig stolz darauf. Seine Virtuosität im Abzwicken von Uhren, im Entwenden von Brieftaschen, in der Übertölpelung eines Schutzmannes waren so groß, daß sie ihm eine Befriedigung gewährten, als seien es Taschenspielereien. Für sein Empfinden verschwand der verbrecherische Gedanke, der diese Kunststücke entstehen ließ, immer wieder hinter dem großen Können, mit dem er sie ausführte. Nichts als eine Meisterschaft wie andere auch gab es da, die geübt sein wollte und wert war, nicht verloren zu gehen.

Aber in seinen verwahrlosten, unsauberen Kleidern durfte er sich nicht in die Nähe von Glanz und Reichtum drängen, das wußte er. Seine hungrigen Augen wanderten an den Lumpen hinunter und er lächelte trotzig. Er schlenderte an einem Trödlerladen vorbei und blieb stehen. Da drinnen war alles zu haben, was er brauchte. Er faßte seinen Entschluß.

Einen Augenblick sah er aus alter Gewohnheit scheu um sich, bevor er in den Laden trat. Es hatte ihn niemand gesehen oder doch niemand beachtet. Er wußte, je weniger man sprach, desto besser. Als ihm ein schäbiges, verrunzeltes Männchen entgegenkam, das nicht viel bessere Kleider trug als er selbst, sagte er deshalb nichts weiter, als daß er einen schönen dunklen Abendanzug gegen seine Kleider eintauschen wolle. Der Alte nickte und verschwand im Hintergrund seines schlecht beleuchteten Geschäftes. Blitzschnell, instinktiv entschlossen und orientiert, begann Vierkantner seine Arbeit. Seine langen Finger, die ihr Gewerbe rasch wie Mäuse und ebenso lautlos zu verrichten wußten, eilten über die verwahrlosten Truhen und Tische hin und wühlten sich durch buntes Zeug und fahlschimmernde Gegenstände auf den Grund. Auf einem Tischchen, unter einem Fayenceteller raschelte ein Papier. Es war ein Hundertkronenschein. Vierkantner wußte selbst nicht, wie er in seine Tasche kam, denn fast waren auch für das eigene Auge die Bewegungen zu schnell. Nun kehrte der Trödler mit den gewünschten Kleidern zurück und fand Vierkantner in der selben gleichgültigen hingebogenen Stellung, in der er ihn eben erst verlassen hatte. „Dem Armen

sitzt jedes G'wand", sagt ein Wiener Sprichwort. Die beiden Männer wunderten sich also gar nicht, daß die neuen Kleider gleich paßten. Karl nickte dem schweigsamen Alten zu, der ihn über die Brillengläser hinweg einen Augenblick wohlgefällig betrachtete. Nun fragte er nach dem Preis, und während ein herbeigerufener, hinkender dienstbarer Geist die alten Kleider Vierkantners einpackte, zog dieser gelassen den gestohlenen Schein aus der Tasche, in die er beim Umkleiden vor den Augen des Verkäufers sein Geld getan hatte. Er bezahlte, ohne mit einer Wimper zu zucken, und erhielt noch ein schönes Stück Geld beim Wechseln der Banknote heraus. Die alten Kleider, die der Trödler gegen eine geringe Entlohnung zu behalten vorschlug, nahm Vierkantner doch lieber mit, wobei ihn zwei Erwägungen leiteten. Erstens mochte er den neuen Anzug nicht von früh bis spät am Leibe haben, er würde sonst nicht lange neu bleiben; und zweitens rechnete er doch mit der Möglichkeit einer Entdeckung seines Streiches. Da würden die alten Kleider nur auf seine Spur führen.

Aufrechter als er gekommen, ging Karl nun seines Weges, in dem Bewußtsein, sorglosen Zeiten entgegenzusehen, denn was ihm von dem gestohlenen Gelde übrigblieb, reichte für manchen Tag. In diesem Augenblick fühlte er die ganze Erbärmlichkeit seines Lebens, vor der ihn doch nichts weiter als die nötige Anzahl jener Münzen, mit denen er nun in der Tasche klimperte, schon bewahrt haben könnte. Darauf allein schien es ihm anzukommen, nicht auf die Art des Erwerbens, als ob zwischen Geldhaben und Eingesperrtwerden nichts dazwischen läge. Er wunderte sich selbst, daß in solchen Augenblicken einer vorübergehenden, nach Stunden bemessenen Wohlhabenheit ihn die Erinnerung an das Gefängnis quälte. Wenn er nichts hatte und der Hunger zu nagen begann und ihn zur Ausübung seines Gewerbes zwang, sehnte er sich sogar zuweilen hinter die schwedischen Gardinen zurück. Dort durfte er doch wenigstens die Hände in den Schoß legen, hatte ein Dach über dem Kopf und zu essen.

Vierkantner suchte ein Speisehaus auf und gönnte sich eine Mahlzeit, wie er sie vielleicht noch nie gehabt hatte, wenigstens erinnerte er sich nicht an einen ähnlichen Genuß. Er setzte sich abseits an einen kleinen Tisch und beobachtete. Eine seltsame Empfindung überkam ihn in der Mitte von Menschen, unter denen doch wohl nicht einer fähig wäre, sein, des Diebes, Leben zu führen und sich auf Diebes Weise fortzubringen. Eine Dankbarkeit, die er selbst nicht begriff, füllte ihn aus. Ihm war als wäre er von einer unsichtbaren Hand belohnt und entschädigt und plötzlich aus seinem Leben herausgerissen und in ein würdigeres, besseres versetzt worden. Reich beschenkt kam er sich vor, als hätte ihm jemand gesagt: „Na wart, von nun an sollst du's gut haben".

Er verließ das Lokal, zuversichtlich und getröstet wie einer, der weiß, daß er eine schwere Krankheit überstanden hat. Seine nächste Sorge galt vor allem seinem Äußern. Er ließ sich die Haare schneiden und rasieren, versah sich mit

reiner neuer Wäsche, gewichsten Schuhen und einer stutzerhaften Halsbinde, ja er ging trotz der späten Nachmittagsstunde in ein Bad. Als er sich rein und sauber vor dem Spiegel ankleidete, war ihm so wohl zumute wie noch nie, und erhobenen Hauptes schritt er wieder auf die Straße, über die inzwischen der Abend gekommen war und die in tausend Lichtern leuchtete.

Vierkantner blieb vor einer Papierhandlung stehen und staunte die zahlreichen Visitenkarten mit prangendem Namen an, die in der Auslage waren. Als er sich losgerissen hatte, lachte er in sich hinein. Er hatte gegen den Wunsch ankämpfen müssen in das Geschäft zu gehen und sich Visitenkarten zu bestellen, auf denen zu lesen sein sollte: „Karl Vierkantner, Bankdirektor". Der Übermut federte ihn, er gab ihm den Gedanken ein, in ein großes, prachtvolles Vergnügungslokal zu gehen und Abenteuer zu suchen. Gedacht, getan.

Schon eilte er über die Stufen des Apollotheaters hinauf. Ein Anfall von bescheidener Scheu und Verlegenheit wich schnell wieder von ihm. Lauernd wie ein in eine Kampfarena geschlepptes Raubtier blickte er sich um. Aber da ging eben der Vorhang in die Höhe, und das Spiel auf der Bühne riß ihn in einer Weise mit fort, daß ihm keiner seiner bösen Gedanken und Einfälle diese Stunde beschwerte und er sich der Freude und dem Genusse der exzentrischen Darbietungen hingab, wie nie zuvor einem Vergnügen. Er schwelgte, und ihm war, als sei er hoch hinausgehoben über den tragischen Ernst und die erbärmliche Bitterkeit seines bisherigen Lebens. Für wenige Minuten tauchte er unter in Zufriedenheit.

Dieser Rausch verflog mit dem Fallen des Vorhangs und wurde unter dem Beifallstosen der Zuschauer vollends begraben. Er machte einem andern Gefühl Platz: dem einer behaglichen Sicherheit. Vierkantner wurde zumute, als hätte er endlich den Ort gefunden, an dem er geborgen war. Sein ganzes bisheriges Tun und Lassen, das die Menschen, und namentlich die Richter unter ihnen „verbrecherisch" nannten und das ihn schon so oft zum Abschaum geworfen hatte, dünkte ihn nun nichts anderes als ein Trick, wie gar viele auf dem Programm dieses Abends standen und das Bewußtsein einer bis zu einem gewissen Grade angeborenen Legitimität jeder menschlichen Tat stärkte ihn und richtete ihn auf. Dann wurde es im Zuschauerraum wieder dunkel und der Vorhang ging wieder hoch.

Vierkantner raffte sich mit einem Ruck zusammen und duckte sich leise, etwas zurücktretend — er spähte nach allen Seiten. Da funkelte es im Dunkel in seiner unmittelbaren Nähe; eine schwere Uhrkette hing aus einer Westentasche lose herab. Ein Griff nach vorne, dem blitzschnell ein zweiter nach hinten folgte — und die Uhr samt Kette glitt in Karl Vierkantners Tasche . . . . Eine Sekunde starrte er auf den leeren Platz, wo das Geschmeide eben noch gebaumelt hatte, dann zuckte er unter dem Griff einer Hand von gewaltiger Stärke

zusammen, die den Widerstrebenden aus der Reihe der nach vorne drängenden Zuschauer herausriß. Mit einem wütenden Gegenzug wollte sich Vierkantner befreien; aber er war wie angeschraubt. Jetzt fiel der Vorhang und im Nu war der Saal von Licht überflutet. Vierkantner fühlte sich frei. Gelassen fragte ihn sein Nachbar, ein junger Man von herkulischem Körperbau: „Wie macht man das?"

Vierkantner taumelte zurück und bedeckte einen Augenblick sein Gesicht mit den Händen, weil das plötzliche Wiederaufflammen des jähen Lichts im Saal seinen Augen weh tat und weil ihn die Frage des Bestohlenen verwirrte und bestürzte. Mit den Lichtstrahlen, die auf ihn losgeschossen kamen wie ausgestreckte Zeigefinger, wurde ihm aber eine entscheidende rettende Erleuchtung. Langsam tat er die Lippen auf und sagte: „Woher wissen Sie, daß ich ein Taschenspieler bin und kein Dieb"? Nun war das Staunen Sache des Partners, dem allerlei durch den Kopf schoß. Georg von Prilawski, so hieß der Beraubte, suchte nach einer Antwort und sagte endlich zögernd lächelnd: „Ihre Geschicklichkeit hat mich überrascht, ich wollte Sie übertrumpfen und den Dingen freien Lauf lassen". Vierkantner sah dem Sprecher auf den Mund, und starrte ihn erbleichend, mit weit aufgerissenen Augen lange an. Er entdeckte an ihm eine Ähnlichkeit mit sich selbst. So hatte er vor Jahren, in seinen guten Tagen ausgesehen, wenn das außer ihm auch keiner mehr bemerken konnte. Was geriet an diesem Abend nicht alles durcheinander? Antworten hieß es, antworten und den jagenden Gedanken den Ausweg verriegeln.

„Sie haben erraten" stammelte Vierkantner endlich. „Ich hätte Ihnen die Uhr natürlich zurückgegeben. Davon habe ich gelebt, ehe ich krank war. Lang ist's her. Jetzt fehlt mir die Übung. Ich wollte mich schnell überzeugen, ob's noch einmal auf diese Weise gehen könnte, aber ich bin langsam geworden," setzte er lächelnd hinzu. Prilawski, der den seltsamen Menschen in eine Nische gezogen hatte, um im Gespräch mit ihm nicht bemerkt zu werden, sagte: „Es ist schon gut. Nichts auf der Welt interessiert mich so wie Taschenspielerei. Sie müssen mich aber von jetzt an unterrichten". Und er flüsterte ihm schnell den Namen eines entlegenen Kaffeehauses zu, wo er Vierkantner nach der Vorstellung treffen wollte. „Alles andere besprechen wir dort", sagte Georg und nickte dem Verblüfften nachlässig zu, steckte seine Uhr wieder ein und kehrte ihm den Rücken . . . .

Georg von Prilawski stammte aus einer gänzlich verarmten polnischen Adelsfamilie. Seine Eltern hatten für ihn nichts anderes getan, als daß sie ihn in die Welt setzten. Im übrigen waren sie zu sehr damit beschäftigt, aus dem Zusammenbruch ihrer Familie für sich selbst zu retten, was zu retten war. Georg hätte über seine Kindheit und den Teil seiner Jugend, den er abseits von der vornehmen Welt verbrachte, keine Auskunft geben können. Er war von denen, die nicht wissen, wie die wichtigsten Lebensjahre gelebt wurden. Sie

waren vertan. Und keine Erinnerung, keine Schönheit leuchtete in die trüben Tage des Genußlebens herüber, das jede wertvollere Regung in ihm längst erstickt hatte. Leben um jeden Preis wollte er, nichts sonst. Er hatte die bedenkliche Arbeitsscheu der Genußmüden, die doch immer wieder zu Genüssen hindrängen und, obgleich sie ihnen wertlos sind, ohne sie nicht existieren können. Georg hätte reuelos alles getan, was Geld einbrachte. Nur ein Hindernis gab es für ihn: das Strafgesetz. Diesem natürlich mußte man ausweichen, sonst war alles vorbei. Er selbst bezeichnete Existenzen wie die seinige, mit einem Worte, für das er jeden, der es auf ihn angewendet hätte, sicherlich an die Kehle gefahren wäre: Hochstapler. Das war er. Die verwegensten Arten, sich Geld zu verschaffen, die gewaltsamen Heiratsunternehmungen und Versuche, eine möglichst reiche Frau zu betören, die ihn endlich aus allen Kalamitäten befreien sollte, rechtfertigten diese Bezeichnung, denn von solchen Aussichten lebte er. In der Luft der Varietees fühlte er sich am wohlsten. Da traf er wenigstens mit seinesgleichen zusammen, wenn es auch keiner gestehen wollte, der ihn als Kollegen hätte begrüßen dürfen. In diesem Bezirk atmete er leicht. Und von allen Künsten, die auf der Bühne getrieben wurden und die er allabendlich mit ansah, erregte nur eine sein aufrichtiges Interesse: die Kunst der Taschenspielerei. Ihm war, als müsse es diesen Künstlern ein Leichtes sein, durch ihre Geschicklichkeit all das an sich zu reißen, was sie zum Leben brauchten. Und wenn er mit offenem Mund der rätselhaften Geschwindigkeit eines Schwarzkünstlers folgte, sagte er sich oft: wer so schnell und so unbemerkt greifen kann, dem muß doch mancher Griff, wenn er nur will, auch Verbotenes verschaffen, ohne daß eine Entdeckungsmöglichkeit vorhanden wäre.

Als Vierkantner sich an ihn heranschlich, hatte ihn Georg wohl bemerkt, und als er die gierigen, staunenden Augen sah, die auf die Bühne gerichtet waren, erfaßte ihn ein Mitleid mit dem fremden Gesellen, das ihm selbst unverständlich war. Dieses Gefühl überraschte Georg, denn für keinen hatte er es noch empfunden. Wäre er reich gewesen, von dem hätte er sich ruhig bestehlen lassen und ihm noch etwas dazu geschenkt. Seine Uhr war aber sein letzter Besitz, der Geldeswert hatte. So mußte er sie wieder haben. Den kecken Dieb sofort den anwesenden Polizeiorganen übergeben? . . . ein unerklärliches Gefühl hinderte ihn. Die Varietee-Atmosphäre trübte seine klare Erkenntnis und machte ihn zweifeln. Er zögerte, in diesem Manne einfach einen Taschendieb zu sehn. Und so kam denn die schlagfertige Frage auf seine Lippen, die Vierkantner in so verblüffender Weise beantwortete, daß Georg von Prilawski nun tatsächlich nicht wußte, ob er es mit einem Taschenspieler oder mit einem Strolch zu tun hätte. Jedenfalls drängte es ihn, den Mann kennen zu lernen und in angeregter Stimmung verließ er bald nach Vierkantner das Lokal, um sich an den vereinbarten Ort des Zusammentreffens zu begeben.

Georg von Prilawski betrat die übelduftende Spelunke, die mit den eleganten Cafés, in denen er sonst verkehrte, nichts als den Namen gemein hatte. Er hatte absichtlich diese entlegene, ihm von Zusammenkünften mit Wucherern vertraute Bude gewählt, um in der Gesellschaft seines neuen Lehrmeisters nicht von vornehmen Menschen, die ihn kannten, entdeckt zu werden. Vierkantnern hatte die kleine halbe Stunde des Alleinseins an dem Ort, an welchem er sich behaglich fühlte, genügt, um sich gegen jede Frage seines neuen Gönners zu wappnen und sich sein Lügengewebe zurechtzulegen. Mehr noch als auf die Vorteile, die er aus seiner neuen Bekanntschaft ziehen wollte, war er darauf aus, den Neuling über die eigene Vergangenheit zu täuschen um jeden Verdacht, er habe ihn bestehlen wollen, im Keime zu ersticken. Der da, zu dem er sich beinahe sehnsüchtig hingezogen fühlte, sollte nie erfahren, durch welche Höllen er geschritten.

Nachlässig, ohne ihm die Hand zu reichen, setzte sich Prilawski ihm gegenüber und bestellte bei einem schieläugigen, verwahrlosten, übernächtigen Kellner, der sich an ihn herandrängte, Kaffee und Kognak. Die beiden Männer schwiegen lange und betrachteten einander mit reger Aufmerksamkeit, so wie man ein Vexierschloß betrachtet, spähend, von welcher Seite es wohl am besten zu öffnen sein mag. Vierkantner sah schnell, daß Prilawski nicht der Mensch war, der einem Unbekannten vertrauliche Mitteilungen macht oder auch nur vertrauliche Fragen gestattet. Aus dem würde er nicht viel herausbekommen. Er war auch nicht sonderlich neugierig. Wichtiger war ihm, sich und sein Leben so darzustellen, wie er es gern gelebt hätte; und er begann zu erzählen und erzählte mit einer solchen Treue und Wahrhaftigkeit, daß sein mißtrauisches Gegenüber an keinem seiner Worte zweifelte. Dies gelang Vierkantner mühelos, denn der Wunsch Vertrauen zu erwecken und die Sehnsucht, daß alles so gewesen wäre, wie er es trotz aller Zugeständnisse von Not, Sorge, Demütigungen und Entbehrungen schilderte, waren so groß, daß jedes Wort beseelt und beflügelt klang.

Nach kurzem Beisammensein glaubte Prilawski, daß Vierkantner ein herabgekommener, von Ort zu Ort ziehender Schwarzkünstler sei, der gegen spärliche Entlohnung an kleinen Varietees, in Hotels, in Gartengasthäusern seine Künste zum Besten gab, die doch nicht ausreichten, um ihm an einem großen Rauchtheater ein sicheres Einkommen zu verschaffen.

Prilawski erkannte nicht ohne Ergriffenheit, daß ihn nur seine Abkunft und sein Verkehr von dem angejahrten, vierschrötigen Menschen unterschieden, der eben die Armseligkeiten seines Daseins vor ihm ausgekramt hatte. Er fühlte ein tiefes Mitleid mit dem Armen; es war aber nur verhülltes Mitleid mit sich selbst und dem eigenen entwurzelten, zukunftlosen Leben.

Die Beiden saßen bald wie alte Freunde da und berieten, was sie beginnen sollten. Vor allem verlangte Georg in die Kunst der Taschenspielerei ein-

geweiht zu werden, teilweise weil ihn diese Fertigkeit seit den Tagen der Kindheit mehr als alles interessierte und dann wegen des heimlichen, noch nicht deutlich ausgesprochenen Vorsatzes, es vielleicht unter anderem Namen und an anderen Orten mit Vierkantner gemeinsam zu versuchen. Möglicherweise konnte zu zweit gelingen, was jedem einzeln so schwer war: sich anständig durchzubringen.

Vierkantner fühlte, daß eine neue Sorge ihm das Herz schwer machte, denn nun hieß es, den Schüler unterweisen und zeigen, daß man nicht geflunkert hatte, sondern das Bißchen wenigstens rechtschaffen konnte. Er hatte tatsächlich große Übung in Kartenkunststücken und im Verschwindenlassen von kleinen Gegenständen war er ein Meister. Die Anfangsgründe der Taschenspielerei und ihre einfachsten Probleme konnte er wohl zeigen und einen Laien verblüffen. Er ließ sich ein Spiel Karten reichen und gab seinem dankbaren Zuschauer ein paar Tricks zum Besten. Georg dünkten sie erstaunlich und schwer. Auch das Bravourstück, das sie zusammengeführt hatte, das Ziehen der Uhr verlangte Prilawski nochmals zu sehen. Vierkantner entwendete sie ihm mit einer so staunenswerten Schnelligkeit, daß Georg von Prilawski höchst angeregt und befriedigt noch an andere Kunststücke glaubte, die aber hier ohne daß unliebsames Aufsehen erregt würde, nicht gut gezeigt werden könnten.

Es war sehr spät geworden. Nur über ihren Plätzen hatte man die Lichter noch brennen lassen; in einer Ecke standen Tische und Stühle übereinander geschichtet, und ein fahler Morgen dämmerte bereits durch die angelaufenen Scheiben des kleinen Kaffeehauses. In einem versteckten Winkel, wie von groben Fäusten auf einen Stuhl geworfen, schlummerte der einzige Kellner des Lokals. Unbemerkt hatten die beiden die letzten Nachtstunden durchgeplaudert und unbeobachtet hatte Vierkantner seine trüben Künste gezeigt. Jetzt erhoben sie sich. Prilawski reichte Vierkantner die Hand und gab ihm kurz entschlossen seinen Namen und seine Adresse an. Damit diese aber nicht nur auf das Gedächtnis des neuen Lehrmeisters angewiesen sei, reichte er Vierkantner seine Visitenkarte. Prilawski bestimmte ihm eine Nachmittagsstunde, um die Vierkantner ihn besuchen sollte.

Die Absicht, mit ihm etwas zu unternehmen, sprach der junge Pole jetzt noch nicht aus, das war ihm wohl nur so durch den Sinn gezuckt. Er zahlte dem herbeischleichenden, durch den Aufbruch der Gäste geweckten Kellner die gemeinsame kleine Zeche und schenkte Vierkantner das Bargeld, das ihm dann noch blieb. Als dieser sich, zum erstenmal in seinem Leben, weigerte etwas anzunehmen, sagte Prilawski: „Aber ich bitte Sie, Sie haben es wohl verdient für die Zeit und Mühe, die Sie mir geopfert haben. Ich werde Ihnen auch jede Stunde bezahlen, die Sie bei mir verbringen, um mir Unterricht zu erteilen. Das ist meine Bedingung", setzte er hinzu. Mit gesenkten Blicken, leise bebend,

schied Vierkantner von dem ersten Menschen, der ihm getraut hatte und gut zu ihm war.

Er beschloß, die paar Stunden bis zum hellen Morgen, im nahen Park auf einer Bank zu verbringen. Als er nun allein, vom ersten Hauch der Frühluft angeweht, dasaß, fiel er schlaff in sich zusammen und nickte ein. Ein Traum, der die Kraft nicht hatte, sich tief in seine Seele einzunisten, zog an ihm vorüber und erweckte bei dem zusammengekauerten Mann die Vorstellung, als sei er noch im Gefängnis und träume bloß die bewegten Stunden, die seiner Freilassung gefolgt waren. Eine furchtbare Erkenntnis riß ihn nach wenigen Minuten aus seinem Schlummer. Es war ihm plötzlich klar, daß er seinen jungen Gefährten nie wiedersehen dürfe; sein Besuch bei ihm würde sonst mit einer Selbstanklage, mit einem umfassenden Geständnis enden. Karl Vierkantner erschauerte, denn er wäre lieber hier auf dem Fleck gestorben, ehe er von Georg für das genommen worden wäre, was er wirklich war. Gleichzeitig erfaßte ihn eine verzweifelte Sehnsucht nach dem Gefährten und er weinte bei dem Gedanken, daß er ihm nicht mehr in die Augen sehen sollte. Niemals wieder, oder vor ihn hintreten und ihm sagen: „Ein Dieb bin ich, ein ganz gemeiner, aus dem Zuchthaus entlassener Dieb.“ Ehe er das zuließe, würde er einen Mord begehen, sich und andere würde er lieber zermalmen. Wie um einen wiedergefundenen und wiederverlorenen Bruder trauerte er um den Fremden. Zum erstenmal war ihm, als sei er aus der einzigen schönen Gegend für immer vertrieben worden, in der zu weilen es sich lohnte.

Zwei derbe Fäuste rüttelten Vierkantner aus seinem Hindämmern unliebsam auf. Er sprang empor und sah sich einem Schutzmann gegenüber, der ihn aufforderte, ihm sofort zur Wachtstube zu folgen. Das jähe Entsetzen, das Vierkantner ein paar Sekunden lang lähmte, wich schnell einem fast behaglichen Gefühl. Der Zufall oder das Schicksal nahm ihm die Mühe ab, sich aus der Wirrnis zu befreien, aus der er weder aus noch ein wußte. Und so ließ er sich denn drängen und schieben. Auf dem Weg sagte ihm der Schutzmann, daß er gar wohl wisse, wer er sei und daß er es offenbar eilig habe, dahin zurückzukehren, von wo er eben erst entlassen wäre. Sein Äußeres passe genau zu der Beschreibung, die ein Trödler von einem Individuum gemacht habe, das ihm einen Anzug und Geld entwendet hätte. Der freche Diebstahl habe schon in den Abendblättern gestanden. Darauf war Vierkantner nicht vorbereitet, und während sich eine unsägliche Trostlosigkeit seiner bemächtigte, breitete sich nur ein Gedanke in ihm aus: um jeden Preis zu verhindern, daß durch seine Verhaftung Prilawski erfahre, wer er sei. Im Geist sah er sich am Ziel seiner Wanderung: in der Wachstube. Ausgeforscht, erkannt, überführt. Er sah seine alten Kleider wieder, die dort sicherlich schon seiner harrten. Man würde ihn zwingen, sie gegen die gestohlenen auszutauschen,

aber der Tag, der hinter ihm lag, hatte ihn so verwandelt, daß er sich in den alten wohlvertrauten Lumpen wie einen Fremden betastet haben würde. Er hatte sie in ein Bündel geschnürt und dem Portier der Badeanstalt, die er besuchte, zur vorläufigen Aufbewahrung übergeben.

Ein Frösteln, das die fahle und feuchte Dämmerung in ihm hervorrief, die in einen trüben Wintermorgen überzugehen begann, weckte ihn aus der Versunkenheit seiner Vorstellungskraft. Der Rausch der verflossenen Stunden, die ihn namenlos schön dünkten, war verflogen, machte einer grellen adeligen Nüchternheit Platz, wirkte in dieser seltsam bestimmend fort und kristallisierte sich zu einem Entschluß. Vierkantner blieb stehen und staunte über die neue Erkenntnis, die ihm sagte, daß sein Leben unwiederbringlich zu Ende gelebt sei und nicht fortgesetzt werden könne. Jede Faser seines Körpers wurde plötzlich wie zu Stahl und setzte sich gegen die Gefangenschaft und gegen seine Entlarvung vor dem Einzigen, der ihm sein Dasein noch lebenswert gemacht hatte, zur Wehr.

Der nachlässig neben ihm hintrabende Schutzmann merkte nicht, was in seinem Gefangenen vorging. Mit zwei großen Sätzen war Vierkantner aus dem Bereich seines Armes, und nun lief er in die Au zurück, in der er entdeckt worden war, und hielt auch nicht inne, als das drohende Halt des Schutzmannes an sein Ohr schlug. Er lief und lief und als nun eine Böschung vor ihm auftauchte, schreckte ihn der Abgrund nicht, den sie umsäumte. Ein immer näher rollender Donnerschlag brauste an sein Ohr. Ein seliges Gefühl der Erlösung, das zwei glühende Riesenaugen bewachten, verstärkte seinen Vernichtungstrieb. Einen Atemzug später war Karl Vierkantner geborgen .... Auf den Schienen lag eine zermalmte unkenntliche Gestalt.

Der Schutzmann, der sich nach geraumer Weile zu der verstümmelten Leiche des Überfahrenen beugte, tat das Klügste: er schwieg. Da er keinen Zeugen hatte, wer konnte ihm beweisen, daß er jemanden festgenommen und entspringen hatte lassen? — — —

Georg von Prilawski wohnte in einem vornehmen Stadtviertel als Mieter einer kleinen, mit schäbiger Eleganz möblierten Wohnung im vierten Stock eines neuen Hauses. Er lag auf einer Ottomane und las einen Detektivroman. Er warf das Buch fort, nahm es wieder auf, sah auf die Uhr, schüttelte den Kopf, sprang auf die Beine und durchquerte sein Zimmer. Er lachte: so ungeduldig war er schon oft gewesen, wenn er galante Besuche erwartete. Diesmal galt seine Unruhe dem Gefährten vom verflossenen Abend, seinem zukünftigen Lehrmeister und vielleicht späteren Genossen. Denn Georg sah klar genug, daß in seinem Leben eine Entscheidung fallen müßte. Er war aller Mittel entblößt. Heute sollte seine letzte Kostbarkeit, die Uhr, ins Versatzamt wandern. Er glaubte nicht mehr so zuversichtlich wie in früheren Tagen an die Möglich-

keit, rasch reich zu heiraten oder einen neuen Gimpel zu fangen, der sich rupfen ließ. Das Erlebnis der letzten Nacht hatte ihn seltsamerweise aus seiner vertrauensvollen Sicherheit gerissen. Er fühlte, daß er nahe daran war zu tun, was er nie getan — zu arbeiten, wenn die Arbeit, in der er sich heute unterweisen lassen wollte, um sie gründlich zu erlernen, auch den phantastischen Schimmer nicht entbehrte, den seine letzten Jahre gehabt hatten und der ihn zu bestimmen und zu verführen schien. Auf seinem Schreibtisch lag, im Unwillen zerknittert, die Zusicherung eines Gönners, ihm beim Steueramt eines entlegenen Bezirks einen Schreiberposten zu verschaffen. Noch war die Frist nicht abgelaufen, bis zu der er sich melden konnte, falls er ihn antreten wollte.

Die vereinbarte Stunde war längst vorbei. Als es endlich klingelte und Prilawski öffnete, trat über die Schwelle nicht Vierkantner, sondern zwei Männer standen in der Tür und fragten ihn, ob Georg von Prilawski hier gewohnt habe. Erstaunt und geängstigt ließ er die Herren eintreten, führte sie in sein Zimmer und sagte: „Das bin ich. Ich wohne noch hier". Verwundert tauschten die Eindringlinge Blicke, wiesen Georg eine Vollmacht von der Polizei vor und forderten ihn auf, jede Frage, die sie an ihn richten würden, ohne Umschweife, wahrheitsgetreu zu beantworten. Prilawski sprach verwirrt ein paar Worte der Zustimmung. Der eine der beiden Männer hatte ihm seine, Georgs, eigene zerknitterte und schmutzige Visitenkarte hingehalten. Er fragte ihn: „Ist das Ihre Karte?" „Jawohl" stammelte Georg. Da erklärte der andere: „Sie wurde in der Tasche eines bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Toten gefunden, dessen Leichnam heute früh auf den Schienen der Stadtbahn lag. Es steht übrigens schon im Abendblatt" setzte er hinzu, zog die Zeitung aus der Tasche und las Georg, der die beiden Sprecher mit aufgerissenen Augen anstarrte, die folgende Notiz mit gleichgültiger, monotoner Stimme vor: „Heute morgen wurde ein gut gekleideter Mann auf den Schienen der Stadtbahn, in der Nähe des Stadtparks, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, aufgefunden. In seinen Taschen fand man das Programm des Apollotheaters, etwas Bargeld und eine Visitenkarte mit dem Namen ‚Georg von Prilawski'. Ob es sich um einen Selbstmord, ein Verbrechen oder einen unglücklichen Zufall handelt, konnte noch nicht festgestellt werden. Die Nachforschungen sind im Gange."

„Da Sie so heißen", fuhr der Beamte fort und nicht mit dem Toten identisch sind, „werden Sie uns wohl aufklären können, wie der Mann zu ihrer Karte kam oder ob er vielleicht ein polizeilich noch nicht gemeldeter Verwandter ihres Namens ist. Verschiedene Umstände deuten auf einen Selbstmord".

Georg bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschung, um den auf ihn gerichteten Augen die furchtbare Erregung zu verbergen, in welche ihn diese Mitteilung versetzte. Er schloß einen Moment die Lider und ergab sich dem Schmerz, der ihm die Kehle zusammenpreßte. Das Bewußtsein, daß sein neuer Gefährte von der

verflossenen Nacht einen Selbstmord verübt habe — denn daran zweifelte er keinen Augenblick — senkte ihm ein Leid ins Herz, das in keinem Verhältnis zu der flüchtigen abenteuerlichen Begegnung stand. Georg hatte die Herrschaft über sich jedoch bald wieder erlangt und sagte gelassen: „Ich habe keinen Verwandten gleichen Namens und sicherlich auch keinen Namensvetter. Freilich, ich komme mit sehr vielen Menschen in Berührung, die alle im Besitz meiner Karte sein mögen. Es scheint, daß einer von diesen auf so rätselhafte Weise verunglückt ist". So klar es Georg war, daß der notleidende Schwarzkünstler freiwillig aus dem Leben geschieden war, hielt ihn doch ein ihm unerklärliches Zartgefühl davon ab, den Selbstmord des Toten zuzugeben oder ihn entdecken zu helfen. Unwillkürlich brachte er nun blitzschnell alles zuletzt Erlebte in Zusammenhang mit dem Diebstahl im Trödlerladen, von dem er heute morgen gelesen. Der Gedanke, daß ein und der selbe Weg von diesem Verbrechen über ein Abenteuer hinweg zu jenem Unglück geführt hatte, machte ihn fiebrig. Er hoffte, daß die Polizeiorgane sich mit seiner Auskunft zufrieden geben und sich entfernen würden. Sie forderten ihn aber auf, ihnen sofort auf das Kommissariat zu folgen, wo er weitere Mitteilungen empfangen und machen sollte. Georg kannte die Gefahr einer Weigerung, die nur die Aufmerksamkeit der Polizei auf ihn und seinen Lebenswandel lenken würde, den sie ohnedies mehr als nötig verfolgte. Er nickte also zustimmend und ging mit den beiden.

Den Nachforschungen der Behörden war es inzwischen mit Hilfe vieler kleinen Anzeichen gelungen, die Identität des Toten festzustellen. Prilawski wurde gefragt, ob er am verflossenen Abend im Varietee einen Mann kennen gelernt, dem er seine Karte gegeben habe. Als er dies bejahte, wurde ihm der Tote geschildert, und er mußte zugeben, daß die Beschreibung auf seinen erwählten Lehrmeister vollkommen paßte. Mit gesenkten Augen hörte er nun, daß dieser Mann ein berüchtigter Dieb gewesen sei, der, eben erst aus dem Gefängnis entlassen, den Diebstahl im Trödlerladen verübt habe. Georg nahm die Warnung, in seinem Umgang wählerischer zu sein, schweigend und wie ein ertappter Sünder entgegen.

Wie verfolgt lief er nach Hause und warf sich hin, den einander widersprechenden Gefühlen preisgegeben. Warum hatte der Tote dieses seltsame Spiel mit ihm getrieben? Warum mit keinem Wort verraten, daß er die Bürde des Lebens abzuwerfen entschlossen sei? Welchen Wert konnte es für einen haben, der sterben wollte, nicht für das gehalten zu werden, was er ist? Wozu dieser Kampf, sich in ein besseres Licht zu setzen, wenn man sich der ewigen Nacht in die Arme wirft? Georg von Prilawski begriff den Aufwand an Verstellungskünsten nicht, den Vierkantner getrieben und ihm war, als sei der Mann gestorben, um nicht von ihm durchschaut und entlarvt zu werden. Der ganzen Stadt meldeten die Zeitungen aber, Georg von Prilawski sei tot, fast bis zur

Unkenntlichkeit entstellt. Ein eiskalter Schauer überlief ihn und die hereinbrechende Dämmerung, die er immer geliebt, tat ihm heute doppelt wohl. Verstrickt und umsponnen fühlte er sich und mit tausend Fäden dem Schicksal des Selbstmörders verwoben. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er vor einen Menschen hintreten und ihm die Hand reichen könnte. Einem, der jedenfalls von seinem vermeintlichen Unglücksfall gehört hatte und vielleicht eine Enttäuschung schlecht verhehlen würde. Jetzt mußte ja schon jeder, der ihn kannte, sagen: „Es war noch das Beste für ihn, er hätte ohnedies kein gutes Ende genommen".

Georg träumte sich in die letzten Stunden des Verstorbenen hinein, der wahrscheinlich wie ein gehetztes Wild vor seinen Häschern geflohen war. Er selbst hatte Ähnliches empfunden, als vorhin die Polizeibeamten bei ihm eintraten. Er begrüßte den Zufall, der in das Leben des Unbekannten eine Sendung für ihn getragen hatte. Sein eigenes Dasein drohte in die Bahn zu lenken und den Weg einzuschlagen, den der Verunglückte bis ans Ende gegangen war. Prilawski durfte für alle Welt verschwunden sein, wenn er nur wollte. Jetzt oder nie konnte er ein neues Leben beginnen.

Ein tiefes Mitleid mit dem Armen schüttelte ihn, und er wollte seiner Verzweiflungstat einen Gehalt geben, damit sie nicht vergeblich, sondern für ihn getan sei. Not, Jammer, Verbrechen, jene grellen Elendszeichen, die das Leben des Selbstmörders gewesen — Georg wollte sie gleichsam auflesen und verschwinden lassen. Ein gelehriger Schüler des Taschenspielers, der nun das größte Kunststück fertig brachte: einem skrupellosen Wüstling sein altes Leben fortzueskamotieren. Denn Prilawski fühlte sich verwandelt. Seine verflossenen Tage zeigten ihm ihre ganze Leere und Erbärmlichkeit auf. Ihn schauderte und er erhob sich. Wie ein gut geratenes Kind, das sein Spielzeug einräumt, suchte Georg die sichtbaren trüben Reste seiner weltlichen Existenz, seinen Frack, seinen Zylinder, seine Lackschuhe und die unbezahlten funkelnden Knöpfe seines Abendhemdes zusammen und tat alles in eine Lade des fremden Schrankes. Was kümmerte ihn der Erbe seiner Habseligkeiten? Irgendwer, dem er Geld schuldig war, würde sich schon damit bezahlt machen.

Heute ging Georg von Prilawski endlich einmal statt in ein Nachtlokal früh in sein Bett. Als er, von so vielen Eindrücken und inneren Stürmen müde geworden, die Augen schloß, wußte er, daß er am andern Morgen ein neues, hartes Leben der Arbeit beginnen und den Opfertod eines Verlorenen sühnen würde.

Kulturgedanken/ von Oskar A. H. Schmitz

Die Klassik ist die Kulturform der feudalen Gesellschaft während ihrer Entwicklung zur Überreife. Diesen Prozeß führt die wachsende Geldwirtschaft herbei. Das auf Naturalwirtschaft beruhende Lehenswesen zerfällt, der mehr oder weniger zentrifugale Landadel wird zum zentripetalen Hof- und Beamtenadel und bildet die „gute Gesellschaft."

Die vorklassischen Kulturformen waren „primitiv", worunter man im allgemeinen eine mehr oder weniger unbewußte, ungewollte, unbefangene Ursprünglichkeit versteht. Sie äußert sich im Volkslied, in Fest- und Marktbräuchen, kurz in allen jenen spontanen Formen, die da entstehen, wo Menschen in einer gewissen Freiheit ihre wirklichen Lebensbedürfnisse erfüllen, ferner in allen Formen, die sich um das religiöse Dasein gestalten, das eine mehr oder weniger straffe Gliederung besitzt. Beide Quellen der primitiven Kulturen, die spontanen Rhythmen des Alltagslebens und die hieratischen des Kults, der dieses heiligend durchdringt, erscheinen in den klassischen Perioden wie im Nu verstopft. So wie sich in der homerischen Welt eine glänzende Tafelrunde schöner Götter in den Wolken gruppiert, hoch über den chthonischen Gottheiten der Klüfte und Wälder, den dem Bauern, Hirten und Jäger halb vertrauten, halb schrecklichen Dämonen, so wohnt die klassische Gesellschaft in olympischer Heiterkeit über den Niederungen des mühseligen einfachen Erdendaseins. Alte Sänge und Gebräuche verfallen als gemein und lächerlich der Verachtung und hören, von solchem Makel befleckt, in der Tat allmählich auf, fruchtbar und lebendig zu sein, die städtische, dicht beisammen hausende Menschheit ist dem Aberglauben wie dem Glauben weit weniger zugänglich, als der von der Natur bedrohte und gesegnete Landmann. So versiegt auch die Religion als Quelle des Lebens, die Kirche wird, wie der wachsende bewegliche Besitz, zu einem oft weise benutzten, oft mißbrauchten Machtfaktor der herrschenden Gesellschaft.

Diese Entgeistigung des Alltagslebens und die Entweihung der Religion durch den Staat zugunsten einer sublimierten Auslesekultur bringen jene ganz neue Konstellation der menschlichen Werte hervor, die zum Teil noch heute besteht, aber bereits einer wieder anderen zu weichen begonnen hat. Jede klassische Kultur setzt einen Sklavenstand voraus. Dem Arbeitenden wird gerade soviel überlassen, daß er leistungsfähig bleibt, von dem Mehrwert leben die höheren Klassen. Ihre Gegenleistung ist der Rechtsschutz und die Verwaltung (der Waffenschutz ist mehr oder weniger überflüssig geworden) und die Schaffung der klassischen Kultur und ihrer Derivate. Dem Alltagsleben wird gerade soviel an Gefühlswerten gelassen, daß es eben noch erträglich bleibt. Alle produktiven Naturen suchen sich ihm zu entziehen und streben nach der Helle, wo jene Olympier hausen

mit ihrem ungeheuern Bedarf an bauenden, singenden, tanzenden und bildnerischen Menschen, die diesem Vorzugsdasein Ausdruck und Rahmen geben sollen. So wird die klassische Kultur zum Gefühlsmehrwert eines entgeistigten Volkes, der nur der kultivierten Schicht zugute kommt. Solange nun diese Schicht wirklich lebendig ist, vermag sie den ganzen Geist einer Periode um sich zu kristallisieren. Nahezu alles was im Lande über den Durchschnitt erhaben ist, vom wirklichen Dichter oder Architekten bis hinab zu den hübschen Lärvchen der Bauerndirnen oder der Castratenstimmen, die in fernen Gebirgsdörfern angeblich der Gefräßigkeit unbeobachteter Schweine verdankt werden, alles eilt an den Hof und findet Verwendung in dem glänzenden Triumphzug der klassischen Kultur. Solange die klassische Gesellschaft nur noch einen Hauch von wahrem Adel besitzt und wäre es nur in den Gebärden, faszziniert sie die Mühseligen und die Bürger, zumal wenn sie sie Geld verdienen läßt und für Schauspiele sorgt, panem et circenses.

Jedes klassische Ideal ist ein mehr oder weniger glückliches System, in welchem die ursprüngliche Wildheit der Instinkte überwunden ist, die Gegensätze versöhnt sind oder, als Antithesen begriffen, nebeneinander leben können. Die Erobererrasse ist mit der unterworfenen Rasse fertig geworden, verschmolzen; Herren, Bürger und Knechte leben nicht mehr im Kriegszustand, sondern sind durch Recht gebunden und in Klassendistanz gehalten. Aus der Perspektive des Herrn entstand das klassische Ideal. Es überrascht durch seine ungemeine Klarheit und Einfachheit. Klassische Zeiten wissen genau, was gut und was schlecht ist, sie lieben die Zweiteilungen: Natur — Kultur, Herz — Verstand, Trieb — Überlegung, und vor allem Leib — Geist. Es versteht sich, daß in all diesen Zweiteilungen ein Werturteil verborgen liegt, dessen Prototyp ist: Herr — Knecht. Darum ist es so verfehlt, die Klassik als Volksbildungsmittel zu benutzen, und nur die Naivität des Volks, dem es schon genügt, wenn es überhaupt was zum Schauen gibt, erklärt es, daß es sich im Theater mit Konflikten unterhalten läßt, die nur dadurch möglich sind, daß es Menschen gibt, die nicht von früh bis spät hart arbeiten müssen.

Die klassische Kultur ist das faszinierendste Kleinod in der Krone des Herrschers, sie wird zu seinem geistigsten, magischsten Machtmittel, das gerade die besten Geister bezaubert und hilft, die Hemmungen des Absolutismus zu beseitigen, indem sie den Hofdienst zum Kern des Kulturlebens macht; aber schon in den nächsten Generationen pflegt der Geist in den den Herrscher umgebenden Familien zu erstarren, aus dem Cortigiano wird die Schranze, aus dem Herrn ein Despot. Der Kulturausdruck dieser teils noch sehr großartigen, aber immer mehr sich entgeistigenden Kultur ist das Barock, das hie und da wieder zu klassischen Formen zurückgreifen kann.

Wohin ist inzwischen der Geist geflohen? In alle diejenigen Gruppen, die von der Klassik, von dem System willkürlich ausgeschlossen sind. Das beste Gesetz

ist das, welches am wenigsten Gewalt antut. Neue Individuenkomplexe müssen sich daher anders dazu verhalten, sie werden ihre Sehnsüchte darin nicht berücksichtigt finden. Der Klassik, dem Gesetzlichen an sich muß, zumal sie sich nicht für eine gute Ordnung, sondern für die vollkommene Ordnung hält, ein Feind aus allen jenen unberücksichtigten Sehnsüchten entstehen. Dieser Feind klagt die Klassik an, sie habe willkürlich das Leben zu konstruieren gesucht und alles das, was nicht in ihre Formen paßt, als minderwertig verworfen. In dem Augenblick, wo dieser Vorwurf klar und laut formuliert erscheint, ist er wahr. Unmerklich ist die Klassik gestorben und nur dem Unempfindlichen entgeht, daß ihr oft noch lange dauerndes Scheinleben gespensterhaft ist. Alles, was das klassische Ideal als barbarisch, roh, formlos, wild, zügellos oder sentimental abtat, wird plötzlich von jungem Leben durchblutet. Die stolze und sichere Rangordnung der Empfindungen ist gestört, das Zarte, Sichere, Unvollkommene und darum Menschliche wagt sich hervor. Man weiß nicht mehr so gewiß, was jedes Gefühl wert ist. Man ist verlegener, unschuldiger, oft aber auch frech und plebejisch. Dem klassischen Ideal wird ein „natürliches" Ideal entgegengestellt, ein sehr schlecht gewähltes, aber überall wiederkehrendes Wort, denn das was jede einzelne Gruppe unter Natur versteht, ist eine ebenso willkürliche Konstruktion als die klassische. Alle diese unklaren, schlecht formulierten, aber aus lebendigster Sehnsucht geborenen Bestrebungen, die sich gegen die Klassik wenden, bilden den Inhalt der Romantik. Das romantische Ideal kann alles umfassen, was jemals vor der Klassik gewesen ist, was irgendwo gleichzeitig aber fern von ihr besteht, was in der Zukunft überhaupt denk- oder erträumbar ist. Es kann ebenso gut den Urzustand als goldenes Zeitalter ersehnen, als eine soziale Utopie auf der Grundlage von Industrie und Handel, es kann Ritter- und Lehenswesen mit seinen gebundenen intensiven Tugenden, ja die Entsagung preisen und panerotische Gemeinschaften der Zukunft, es schweift in die Fernen, nach Grönland oder nach Indien, wie in die Vergangenheit, in fremde oder eigene Vorzeit, es kann die engste hieratische Gebundenheit wieder ersehnen, wie die liberalste, ja anarchistischste Befreiung, kurzum: die Romantik ist die generöse, liebende Hüterin alles dessen, was das klassische System verworfen hat und darum ist unsere sogenannte deutsche Klassik zum guten Teil Romantik, von Herders Anfängen bis zum Westöstlichen Divan. Das zweite Merkmal der Romantik ist, daß sie sich niemals als herrschende Kultur zu realisieren vermag. Sobald sie als System stabil werden will, hebt sie sich selbst auf, sie wird starr und enger, als es die Klassik war, die ihr gegenüber die positive Tatsächlichkeit, Weltlichkeit und Organisationskraft voraus hat. Die Romantik lebt nur solange sie Sehnsucht ist. Sie kann nicht über flüchtige, im Augenblick tief belebte Gruppierungen hinauskommen, denn sie vermag keine Grenzen zu ziehen, und wenn sie es doch versucht, so ist es ihr Tod. Ihr Wesen ist der Individualismus, sie hat kein Heer, sondern eine Miliz. Noch nie aber

hat Individualismus ein System gebrochen; Protestantismus und Liberalismus sind keine gefährlichen Gegner des Alten, wohl aber ist es der gut organisierte Sozialismus (nicht zu verwechseln mit der starrsten seiner Formen, der Sozialdemokratie), der die Haupttriebfeder der neuen, die letzten Reste der Klassik verdrängenden Lebenskonstellation sein dürfte.

So hat jede individualistische, auch die romantische Reaktion vor dem System, das sie bekämpft, etwas voraus und steht ihm in etwas zurück. Ihre Forderungen entspringen realeren, echteren, wärmeren Bedürfnissen, aber durch ihre Verkennung der positiven und auch produktiven Tatsächlichkeit, die in der Konvention liegt, verfällt sie schnell einer vag resignierten Sehnsucht und der Literatur. Die unsinnigen Systemvorschläge der Romantik sind noch viel gewaltsamer als das klassische System, denn sie entspringen der fruchtlosen Willkür des Verstands, nicht der tatsächlichen, oft schöpferischen Kraft der Umstände; schließlich erfindet die Romantik jenen verderblichen Jenseits-Mythus von der Kunst als der Erlöserin vom häßlichen, unglücklichen Alltagsleben. Was in der Klassik ungewollt aus der Machtverteilung entstand — die Entgeistigung des Alltagslebens zugunsten einer festlichen Oberschicht von Olympiern — das wird nun zum bewußten Prinzip gemacht: das Leben ist nichts wert. Nach seinen Mühen und Leiden winkt aber dem Eingeweihten der Gralstempel der Kunst.

Wie steht nun unsere Zeit zur Kultur? Auch sie hat genau die Formen hervorgebracht, die ihrer sozialen Gestalt entsprechen. Die Gesellschaftsform, in welcher wir leben, ist die unfreiwillige Anarchie; der Ausbruch der wildesten Begierden wird durch das Regiment der Polizei eben noch verhindert. Die Ströme der Kräfte und Begierden verharren nur unwillig in den Ufern und Deichen, in denen man sie künstlich hält. Jeder lebt, schafft, schreit drauflos, überspannt die eigenen Kräfte, legt den Nächsten lahm, dabei herrscht das Christentum als Religion und die feudale, in ihren Elementen stark veränderte Gesellschaft in der Politik.

Die Angehörigen der nominell herrschenden Klassen haben als Klassen mit den geistigen Werten nichts mehr zu tun, höchstens aus privater Liebhaberei. Die armen Schichten sind straff zum Klassenkampf diszipliniert und haben über dieses Ziel hinaus keine verbindenden Symbole des Lebens oder des Glaubens. Der Geist haust aber auch keineswegs im Mittelstand, der teilweise im Begriff steht, zu den herrschenden Klassen aufzusteigen, in seinem Kern aber aus der geordneten Oberschicht des Proletariats besteht und dessen materielle Hoffnungen teilt.

Das geistige Leben schwirrt unstät und ungebunden zwischen den Klassen herum. Wir können absehen von den immer kraftloserern Versuchen, die Klassik wiederherzustellen. Lebendiger sind immerhin die noch hie und da aufglühenden romantischen Sehnsüchte. Aber auch hier handelt es sich doch immer wieder nur darum, die intellektuell als wertvoll erkannten Kulturformen eines nicht mehr

vorhandenen Lebens den heutigen Zuständen aufzuzwingen und deren Klärung zu verzögern.

Zwei Mächte ragen aus dem Chaos hervor, die Wissenschaft und die Musik, aber auch sie sind nicht selbst Kulturbildner. Jene vermag nur die Welt immer weiter zu differenzieren und dadurch zerstört sie wohl auch die Suggestionen der Vergangenheit in denen, die durch die Erlebnisse ihres Alltages oder durch künstlerische Intuitionen noch nicht von deren derzeitiger Unfruchtbarkeit überzeugt sind; bestenfalls vermag sie dem Suchenden orientierende Fanale aufzustellen (wie ja auch diese Untersuchung ohne die Resultate und die Methoden der Wissenschaft nicht möglich wäre). Nur indirekt vermag sie zur Integrierung des Lebens in eine Kultur beizutragen.

Die Integrierung aber, mit welcher die Musik unseren zerrissenen Seelen winkt, liegt jenseits der Kultur, ja entzieht dieser die schaffenden Kräfte. Die moderne, vom Dienst des Lebens und der Religion losgelöste (absolute) Musik ist so recht jene romantische Jenseitskunst, von der wir oben sprachen, die tröstend aus dem Alltag herausruft und darum unfähig ist, auf ihn gestaltend zurückzuwirken, so gern man auch gerade sie ihm als Schmuck anzuhängen sucht.

Abseits nun von allen diesen Gruppen, vielleicht äußerlich in eine oder mehrere zugleich verwurzelt, oder aber freimütig wurzellos leben heute einzelne Künstler und Denker. Von neuen Gefühlen geschwellt, aber ohne ein Volk, dessen überlieferte Formen auch sie anfangs erfüllen könnten, um sie später zu erweitern oder durch neue zu ersetzen, irren sie, mit sich selber uneins, das Unaussprechliche, Neue im Herzen, umher. Hier und da will es sich gestalten, aber der Widerstand der Umwelt oder verfrühtes Jauchzen der allzubang auf Erlösung Harrenden wirft sie aus dem Gleichgewicht und verwirrt ihre an keiner Wirklichkeit geprüften Gedanken. Die Chimären der Romantik, die Scylla der Wissenschaft, die Charybdis der Musik sind ihren Wanderungen besonders gefährlich, falls sie nicht gar in den Klassenkampf gerissen oder durch die Tochter eines Millionärs ihm allzusehr enthoben werden. Aber in ihnen zuckt etwas von dem echten Geist, der aus allen Gruppierungen der Zeit geflohen ist. Manche haben die selbstzerstörerische Wucht gefährlicher Vulkane; die aus den domestizierten Gesellschaftsschichten Stammenden lernen sich vielleicht bescheiden und finden ihrem Eigensten einen Ton, der vielleicht tausend gute Europäer erfreut, vielleicht eine Zeitlang auf der Börse der Snobs ein hohes Agio erreicht, aber keine Resonanz in breitern Schichten findet.

Inzwischen schreitet der Klassenkampf fort, und erst sein Ende, mit welchen Mitteln es auch immer kommen mag, kann vielleicht wieder für einige Zeit der Menschheit eine Stabilität geben, wie die primitive Stammesgemeinschaft oder das Mittelalter eine war. Fragen wir nach der Kulturform dieses Zustandes, so liegt es nahe, auf die Länder zu blicken, wo der Klassenkampf am weitesten

vorgeschritten ist, nach Australien und Neu-Seeland. Dort finden wir republikanische, fast sozialisierte Gruppen in breitem Wohlstand ohne Pauperismus und ohne eigentlichen Reichtum. Von einem geistigen Leben aber ist uns bis jetzt aus diesen Ländern nicht Kunde geworden, von keiner Religion, die die wahren Tugenden der Zeit durch starke Symbole zur Inbrunst steigert. So wie man sich heute allerorts religiös mit einigen fadenscheinigen Moralresten des Christentums begnügt, herrscht in der Kultur der Massen, auch der gebildeten, überall und gerade jenseits der Meere die Grimasse des klassischen Ideals. Die „Feenhaftigkeit" der Varieteetheaterhintergründe und die idealisierende Gespreiztheit der davor erscheinenden Göttinnen sind Bastarde der antiken Schönheit von Hellas.

Man kann sich fragen, ob geistige Kultur nicht vielleicht jugendliche Sehnsucht, eine Pubertätserscheinung der Völker ist, die in der Zeit selbstzufriedener Reife und Organisation verschwindet, ohne vermißt zu werden. Der Gedanke an eine solche Zukunft ist uns furchtbar, die wir unsere Schmerzen lieben um der Lieder willen, in die wir sie gießen. Aber es gibt noch zwei Möglichkeiten: es ist wohl dafür gesorgt, daß es den Menschen nie zu gut gehe. Immer wieder werden disharmonische Naturen aus ihrem besonders stark gefühlten Leid die tieferen Harmonien der Kunst schaffen, die der in sich selbst halbwegs Zufriedene nicht findet. Ferner aber kann es sein, daß die Gemeinschaften der Zukunft für einige Zeit dem Leben eine solche Stabilität verleihen, daß die Menschen, wie die einst in ungestörter Blutsgemeinschaft lebenden Jäger- und Ackervölker — nur bewußter als diese, — wieder ganz einfache, reine Lieder und Formen finden. Eine Zeitlang! bis nämlich wieder eine durch irgendeine Überlegenheit zu Eroberern qualifizierte Rasse — vielleicht vom Mars herunter — kommt, diese Zukunftskulturen unterwirft und mit ihnen wieder denselben Verschmelzungsprozeß durchmacht mit Völkerwanderungen, Raub, Kriegen, Mittelalter, Verträgen, Absolutismus und Revolution. Denn so wie es nichts Neues gibt unter der Sonne, gibt es auch nichts unwiderruflich Gewesenes. Alles muß wiederkehren im Kreislauf der Dinge.

Rundschau

Der neue Geist im deutschen Strafrecht/ von Max Burckhard

Zu der Zeit, da fast niemand an dem Charakter der Jurisprudenz als theoretischer Wissenschaft zweifelte, dachten die Juristen selbst ziemlich gering von dem wissenschaftlichen Rang der Strafrechtsdisziplin. „Strafrecht ist eigentlich gar keine Wissenschaft", habe ich damals oft von Vertretern des Privatrechts und des Staatsrechts sagen hören.

Seit wir endlich erkannt haben, daß die ganze Jurisprudenz nur Wissenschaft genannt werden kann, insofern sie Kulturgeschichte und Sozialwissenschaft, d. i. Naturwissenschaft ist, haben wir wieder gelernt, die Stellung des Strafrechtes richtiger einzuschätzen. Die neuere Strafrechtsschule hat aus der Lehre von den verbrecherischen Handlungen eine Lehre von den verbrecherischen Menschen und aus dem Strafrecht ein „Verbrechenbekämpfungsrecht" gemacht, und wenn sie auch durchaus nicht zur Herrschaft an den Hochschulen und bei den Gerichten gelangt ist, hat sie doch schon praktische Erfolge erzielt und auch auf ihre Gegner starke Einwirkung geübt. Von größtem Einfluß auf unsre Stellungnahme zu den überkommenen Axiomen und Satzungen des Strafrechtes ist aber überhaupt die Eigenart unsres ganzen modernen Denkens geworden, die Strenge, mit der wir versuchen, uns frei zu machen von den überkommenen Vorurteilen.

Als der Rechtsstaat an Stelle des Polizeistaates trat, da war die Sorge um den Unschuldigen der Ausgangspunkt für das Streben nach Reform des Strafprozesses, die Humanität aber wurde mehr dort maßgebend, wo es sich um Milderungen des materiellen Strafgesetzes und des Strafvollzuges handelte. Heute aber ist zu Angst und Mitleid etwas andres gekommen: Einsicht. Wir sehen ein, daß die strafbaren Verstöße gegen unsere Gesellschaftsordnung oft nur logische Konsequenzen dieser Gesellschaftsordnung selbst sind, daß unsere Strafmittel vielfach ganz sinnlos und angetan sind, die Übel zu vermehren und zu erhöhen, statt sie zu vermindern, wir erkennen, daß der Verbrecher nicht notwendig ein Auswürfling ist, den man höchstens bemitleiden kann, daß es vielmehr Fälle gibt, an denen ganz zweifellos am Tage liegt, daß nur gestraft wird, weil es der Staat so braucht oder zu brauchen glaubt, da dort kein Hauch von jener inneren Entrüstung in unsrer Seele erzittert, der Worten wie Schuld und Strafe eine Berechtigung gäbe.

Die Wirkungen tieferer Einsicht in das wahre Wesen der Dinge, im Gegensatz zu dem verlogenen Schein, mit dem man sie immer von Staats und Religions wegen zu umkleiden liebt, haben aber noch viel zu wenig Einfluß auf den positiven Inhalt der Strafrechtsgesetzgebung zu üben vermocht. Immerhin ist

man in den meisten Staaten in der Formulierung der strafbaren Tatbestände vor- und nachsichtiger geworden, und man ist auch in einigen Staaten darangegangen, wenigstens die Strafverfolgung der jugendlichen Übeltäter auf eine andere Grundlage zu stellen, wenn nicht überhaupt der Frage einer Reform des Strafvollzuges und des ganzen Strafsystemes näherzutreten.

Es kann da auf einiges verwiesen werden. Freilich, die Todesstrafe, den Mord „von Amts und Rechts wegen" haben einige Staaten schon zur Zeit der liberalen Strafgesetzgebung beseitigt, ohne daß sie bis heute derohalb zugrunde gegangen wären: aber die andern haben sich von ähnlichen Auffassungen wieder weit entfernt. Eine wichtige Neuerung, die immer an Boden gewinnt, ist das Rechtsinstitut der bedingten Verurteilung, einer Verurteilung, die erst wirksam wird, falls es nicht bei der einen Verurteilung sein Bewenden behält. Viel ist auf dem Gebiete des Jugendstrafrechtes geschehen, ganz neue Prinzipien sind da in jüngster Zeit in vielen Staaten zur Geltung gekommen. England und Amerika sind vorausgegangen, Holland ist ihnen gefolgt und seit kurzem hat man auch in Deutschland, Österreich und Ungarn versucht, zunächst im Wege der administrativen Organisation eine besondere Gerichtsbarkeit unter besonderen Kautelen für Jugendliche zu schaffen. Von dem allerdings, was Lombroso fordert, es solle „die Behandlung der jugendlichen Verbrecher vorbildlich für jene der Großjährigen sein", ist man im allgemeinen noch unendlich weit entfernt. Jedenfalls ist noch immer als Ausnahme zu betrachten, was schon im vorigen Jahrhundert Dr. Wey in Elmira im Strafvollzug ins Werk gesetzt hat. Einen ernsten Versuch, die „Symbiose" Lombrosos durchzuführen, nämlich die gefährlichen Neigungen in Betätigungsgebieten auszunützen, die den Anlagen des Verbrechers entsprechen, hat aber die Gesetzgebung überhaupt noch nirgend gemacht.

So müssen wir als Leitlinie der Strafgesetzgebung unserer Zeit noch immer bezeichnen: Beibehaltung der Unmenschlichkeit der Todesstrafe, Beibehaltung der Torheit der Kerkerstrafe. Und wir können noch hinzufügen: Beibehaltung der Unverfrorenheit, daß der Staat, um seine Verbrecher sicher verurteilen und strafen zu können, sich das Recht vorbehält, auch Leute, die ihm „verdächtig" erscheinen, aber die nicht sofort ihre Unschuld nachweisen können, vorläufig ihrer Freiheit zu berauben. Es wird freilich eine Zeit kommen, wo man nicht begreifen wird, daß die Untersuchungshaft einmal „Recht" sein konnte und daß die Menschen einmal so stumpfsinnig waren, sich ein solches „Rechtsinstitut" gefallen zu lassen.

Dem deutschen Reichstag ist kürzlich der Entwurf einer revidierten Strafprozeßordnung und der Entwurf zu Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes zugegangen. Von den eben erwähnten Punkten ist es eigentlich nur die strafrechtliche Behandlung jugendlicher Delinquenten, wo eine wirklich moderne

Reform vorgeschlagen wird. Es ist aber nicht uninteressant, zuzusehen, welche anderen Reformen außerdem von der Regierung angeregt oder auch abgelehnt werden, und wie diese Haltung gelegentlich begründet wird.

Schon im Jahre 1883 ist ein Initiativ-Antrag zur Änderung der Strafprozeßordnung eingebracht worden und seither ist die Revision der Strafprozeßordnung eigentlich ununterbrochen Gegenstand von Anträgen, Verhandlungen oder doch öffentlichen Diskussionen gewesen. Das Interesse für diese Fragen ist besonders lebhaft geworden, seit Adickes in seiner Schrift „Grundlinien durchgreifender Justizreform" auf die Mängel im Justizwesen und das verminderte Vertrauen in die Rechtsprecher und die Rechtsprüche hingewiesen und die Frage zur Diskussion gestellt hatte, wie man diesem Übel abhelfen könnte. Da man eine der wesentlichsten Ursachen dieser Erscheinungen in dem Gebiete strafrichterlicher Tätigkeit fand, darf man die Vorlagen teilweise auch als eine Antwort auf jene allgemeine Frage der Justizreform auffassen.

Was in dieser Richtung geboten wird, ist freilich eigentlich nur Änderung der Gerichtsorganisation. Wenn wir kurz zusammenfassen, können wir sagen: Die Schwurgerichte werden gegenüber laut gewordenen Angriffen beibehalten, und die Heranziehung des Laienelementes in der Strafjustiz wird erweitert durch Zuziehung von Schöffen zu den Strafkammern der Landgerichte, wogegen aber bei den Amtsgerichten in kleineren Fällen der Amtsrichter nun allein entscheiden soll; ausgeschlossen bleiben die Schöffenrichter von der zweiten Instanz, wofür die echt bureaukratische Motivierung gegeben wird, „daß den Gerichten höherer Instanz durch Besetzung mit besonders erfahrenen Richtern gegenüber den Gerichten unterer Instanz ein erhöhtes Ansehen und Vertrauen verschafft werden muß." In Fortführung der Tendenz der Novelle vom 5. Juni 1905 soll auch eine Entlastung der Gerichte höherer Ordnung und auch des Reichsgerichtes herbeigeführt werden.

Anzuerkennen ist im übrigen die Milderung des Verfolgungszwanges für die Staatsanwaltschaften gegenüber kleineren Delikten und jugendlichen Delinquenten, und der Vorschlag eines Verbotes der Verfolgung, „wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind". Fast durchwegs ablehnend verhält sich der Entwurf gegen die Klagen wider das inquisitorische Vorverfahren. Der beachtenswerte Vorschlag, an seine Stelle ein kontradiktorisches Vorverfahren vor dem Einzelrichter ohne Protokolle treten zu lassen, wird mit Gründen abgetan, die man fast jesuitisch nennen könnte, wenn sie nicht in so schreiendem Widerspruche zu der Schlauheit stünden, die man den Gliedern der Jesuitenorganisation nachzurühmen pflegt. „Während die Staatsanwaltschaft jetzt gleichmäßig die zur Belastung des Verdächtigen wie die zu seiner Entlastung dienenden Umstände ermitteln soll, würde ihr ausschließlich die Rolle des Verfolgers zugewiesen sein. Der Untersuchungsrichter wäre zum Schaden

der Interessen des Angeschuldigten ganz ausgeschaltet." So naiv zu sein, hat auch eine Regierungsvorlage nicht das Recht.

Was der Entwurf im Vorverfahren gewähren will, ist blutwenig und noch dazu so verklausuliert, daß es jederzeit zum Nichts werden kann. Der Beschuldigte ist „alsbald" nach der Eröffnung der Voruntersuchung zu vernehmen, und „alsbald" nach ihr ist auch ein Verteidiger zu bestellen, wo das Gesetz die Bestellung vorschreibt. „Alsbald" bedeutet nach dem „deutschen Wörterbuch" „quam primum", sobald als möglich, es ist aber zu besorgen, daß der Gerichtsgebrauch dieses „alsbald" alsbald zu einem langfristigen „bald" herabdrücken wird. Wenn der Motivenbericht sagt, „bei Vernehmung des Beschuldigten wird die Zuziehung des Verteidigers gestattet", so stellt er hier ein richtiges Postulat auf — das nur leider der Entwurf nicht erfüllt; denn dort heißt es lediglich, der Richter könne dem Verteidiger die Anwesenheit gestatten, und das heißt, daß er sie ihm auch verbieten kann. Selbst bei Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen ist der Verteidiger nur zuzulassen, „soweit nicht zu befürchten ist, daß es den Zweck der Untersuchung gefährde". Eine ähnliche Beschränkung findet sich dem Recht auf Akteneinsicht beigefügt, das der Verteidigung nun schon im Vorverfahren eingeräumt wird. Diese Klausel liegt durchaus nicht „in der Natur der Sache", wie der Motivenbericht meint — so wenig wie es richtig ist, was er behauptet, daß der schriftliche Verkehr des verhafteten Beschuldigten mit dem Verteidiger nun grundsätzlich keiner Beschränkung mehr unterliege „abgesehen von einer Vorschrift, die lediglich die Kontrolle darüber bezweckt, ob eine Mitteilung tatsächlich vom Verteidiger ausgeht". Der Richter kann ja doch nach § 148 einen Verkehr ohne Überwachung ganz einstellen, wenn „der Beschuldigte den Verkehr mit dem Verteidiger mißbraucht!" Das heißt doch nur, „wenn der Verteidiger den Verkehr mit dem Beschuldigten mißbraucht". Aus dem Mißtrauen gegen den Verteidiger, wenn eine solche „Besorgnis" auch in dem Motivenbericht in Abrede gestellt wird, entspringen überhaupt die ganzen Beschränkungen der Parteiöffentlichkeit im Vorverfahren, von denen früher die Rede war. Der Rechtsanwalt könnte eben doch ein Lump sein. Ja, aber es hat auch Richter und Staatsanwälte gegeben, die das waren.

Die Fälle, in denen die Untersuchungshaft zu verhängen ist, werden etwas eingeschränkt; eine ausgiebige tatsächliche Beschränkung könnte die neue Vorschrift bedeuten, daß im Haftbefehl die Tatsachen zu bezeichnen sind, welche Fluchtgefahr oder „Verdunkelungsgefahr" begründen — wenn nicht die Art oder Höhe der zu gewärtigenden Strafe nach wie vor schon „zur Begründung der Fluchtgefahr genügen würde". Daß man Menschen muß einsperren dürfen, weil sie verdächtig sind, diese Annahme aus der Requisitenkammer barbarischer Denkweise, bleibt auch für den Entwurf ein Axiom, und es weist auch gar nichts

darauf hin, daß sich die Erkenntnis Bahn bräche, die Bequemlichkeit dieses Auskunftsmittel verleihe ihm noch nicht den Schatten einer Berechtigung. Es ist ja gewiß viel bequemer, daß der Staat alle Menschen, die ihm „verdächtig" erscheinen, zusammengesperrt und durch ein paar Wärter bewachen läßt, als daß er zusieht, wie er sie sich sonst zur „Verfügung" halten kann; aber eine empörende Roheit bleibt es doch, daß der Staat jährlich so viele Schuldlose der Freiheit beraubt und auf das Schwerste in ihrer Gesundheit und allen Lebensverhältnissen schädigt, nur damit ihm die Schuldigen nicht entwischen.

Von Reformen des Entwurfes seien noch erwähnt, daß das leidige Gefrage nach „Vorstrafen" bei Zeugen beschränkt, das „Schwören" vermindert, der „Voreid" durch den „Nacheid" ersetzt, und der Zeugniszwang abgeschwächt wird. Bisher durfte ein Zeuge zwar Antworten verweigern, die ihm oder Angehörigen die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen würden: aber um das „glaubhaft zu machen", mußte er oft justament das erzählen, was er eben zu verschweigen so triftigen Grund hatte; jetzt wird es genügen, wenn er an Eidesstatt versichert, daß diese Gefahr drohe. Die Zwangshaft gegen Zeugen, die nicht aussagen wollen, soll nun nicht länger als drei Monate dauern dürfen. Ein wirkliches „Recht zu schweigen" ist jetzt endlich Redakteuren und Verlegern hinsichtlich der Person des Verfassers oder Einsenders eines strafbaren Artikels in einer periodischen Druckschrift zuerkannt: freilich nur, wenn bereits „ein Redakteur der Druckschrift als Täter bestraft ist oder seiner Bestrafung kein Hindernis entgegensteht" und nicht etwa „der Inhalt des Artikels den Tatbestand eines Verbrechens begründet!"

Großzügig ist der Entwurf der revidierten Strafprozeßordnung wahrlich nicht, er steckt vielmehr voll kleiner Ängstlichkeiten und Bureaukratenschrullen. Er sieht nicht aus wie eine Einleitung zu dem, dessen der moderne Staat so dringend bedürfte, zu dem Umgestalten unseres ganzen Systemes von Strafen und Strafvollzug in ein System vernünftiger „Bekämpfung der Verbrechen".

Schulklagen/ von Karl Scheffler

Bei den Herren wurde es laut. Sie standen rauchend zuhauf und diskutierten den Essener Schulfall. Die Art, wie der Direktor des Königlichen Gymnasiums in dieser Stadt, durch die Einrichtung von besonderen Klassen für Herrschaftensöhne und für Subalternensöhne, mit wahrhaft genialer Simplizität die soziale Frage gelöst hat, wurde allgemein mißbilligt. Eine einzige Stimme nur suchte den Strom der Entrüstung einzudämmen. Sie meinte, Essen sei eine Mittelstadt, wo der Industrielle unumschränkt herrscht. Man müsse bedenken, wie es da gesellschaftlich zugehe, die

Subalternen seien da von den Fabrikherren so streng geschieden wie Bureauvorsteher von Regierungsräten, wie Feldwebel von Offizieren. In der Schule sollte dann aber diese gesellschaftliche Gliederung nicht mehr gelten. Furchtbar komisch, wie die Subalternen den Ehrgeiz hätten, ihren Sprößling als Primus über den Herrensöhnen und selbst als zukünftigen Herrn zu sehen; und wie die Fabrikantenaristokratie über die im allgemeinen bessere Dressierbarkeit der von robusterer Gesundheit und hungrigem Willen bedienten Gehirne Derer aus dem Volke wütend sei. Der Widerspruch zwischen der vom kapitalistischen Machtautokratismus gewollten sozialen Ordnung und den liberal demokratischen Forderungen nach Freiheit und Gleichheit der Bildung müsse in einer Stadt wie Essen besonders grotesk zum Ausdruck kommen. Der Schuldirektor sei in Wahrheit nur ein Exekutionsorgan der „guten Essener Gesellschaft" gewesen. Eines nur von vielen. — Diese Äußerungen hatten den Lärm hervorgerufen. Das sei unmodern gedacht, sei reaktionär. Solche Objektivität sei unfruchtbar. Das Prinzip der allgemeinen Bildung sei eine der stolzesten Errungenschaften unserer Zeit, sei die Bürgschaft für Deutschlands Zukunft. Und so weiter.

Die Dame des Hauses hatte vom Sofa aus zugehört. Jetzt sah sie mich resigniert an und sagte: „Ihr Männer seid doch zu komisch. Nun sind sie da wieder auf dem höheren Standpunkt und regen sich über allgemeine Ideen auf. Hören Sie nur, wie laut mein guter Mann kräht; der Essener Schulmonarch hat sein ganzes Interesse. Komme ich ihm aber mit den realen kleinen Schulsorgen, die uns unmittelbar angehen, so hat er nicht Zeit. Oder es ihm unbequem. Und doch glaube ich, mit meinem dummen Frauenverstand, daß die Summe unserer kleinen Erlebnisse den politisch gewordenen Essener Fall aufwiegt. Lassen Sie sich einiges erzählen. Von meinem Hans zum Beispiel. Ich glaube es hat sich nie ein Junge mehr auf die Schule gefreut, nie ist einer am ersten Tag erwartungsvoller fortgegangen. Am dritten Tag aber schon kam er mit einer blutigen Kratzstelle an der Backe nach Hause und gestand nach langem Zögern, der Lehrer hätte ihn für eine kleine Unaufmerksamkeit geschlagen und mit dem Nagel wahrscheinlich die Wunde beigebracht. Am dritten Tag! Törichterweise habe ich meinem Mann diesen Vorfall, wonach es mit Hansens Optimismus gründlich vorbei war, monatelang verschwiegen. Ich verschweige ihm manches. Wenn er sich in seiner cholerischen Weise einmischte, hätte der Junge schließlich den Schaden davon. Und des Streits wäre kein Ende. Denn in Hansens Gymnasium herrscht nun einmal ein seltsames System. Da ist zum Beispiel ein Turnlehrer, der ein Gemüt von Mensch sein muß. Er hält sich kleine Henkersknechte und läßt die schwächeren Knaben von den stärkeren unter seinen Augen höchst offiziell auf einen bestimmten Teil des Körpers schlagen. Auch ein Weg zu frisch-fromm-fröhlich-freier Charakterbildung, nicht wahr? Dann

gibt es auf dem Gymnasium einen schönen Brauch, den Hans anschaulich mit dem Wort „Klassenkeile" umschreibt. Er besteht darin, daß der Schüler, dessen Unaufmerksamkeit der ganzen Klasse Ungelegenheit verursacht hat, von der Gesamtheit der Jungens geprügelt wird. Ganz wie auf den Mannschaftsstuben der Soldaten. Die Lehrer wissen und billigen diese Methode, die ihnen die Disziplin erleichtert. Und es ist nichts dagegen zu tun. Denn solche Dinge lassen sich nicht beweisen. Hans lügt nicht; aber ein Elfjähriger ist nun einmal kein klassischer Zeuge.

Seit zwei Jahren quält sich der arme Junge mit dem Latein. Es ist ein wahres Rekordlernen. Alle Vierteljahr aber kommt ein amtliches Schreiben vom Direktor. Ohne Anrede und Höflichkeitsformel, grob wie ein Regimentsbefehl, so daß ich meinen Mann jedesmal von Injurien zurückhalten muß. Hansens Leistungen im Lateinischen ließen zu wünschen. Mein Mann schreit den Jungen dann an, und der sitzt da und verzagt am Leben. Oder es ladet der Ordinarius die Eltern zu persönlicher Rücksprache in seine Wohnung ein. Natürlich muß ich hingehen, denn mein Mann hat keine Zeit. Eine Mutter ist schon da. Sie erstirbt in Devotion und bedoktert den Herrn Lehrer, daß mir übel wird. Mit einschmeichelnder Wichtigkeit erzählt sie, wie oft, womit, wie lange und wie stark ihr Gatte ihren Jungen prügele, und mit tiefem Verstehen sehen sich die beiden schönen Seelen in die Augen. Mich mustert der Herr Doktor mit deutlichem Mißtrauen. Er setzt mir die Psyche meines Hans klipp und klar auseinander, schüttelt bedenklich den Kopf und empfiehlt Nachhilfestunden. Ein Kollege würde es übernehmen, die Stunde für einen preußischen Taler. Und dann müßte der Vater oder die Mutter täglich zwei Stunden mit dem Sohn arbeiten. Ohne das ginge es natürlich nicht; das sei eben die moderne Zusammenarbeit von Schule und Haus. Und als mir das Wort entschlüpft, dem Hans würden nur die toten Regeln so schwer, wird er unangenehm. Er sagt mir von oben herab, er für sein Teil erziehe seine Schüler individuell. Dabei hat der Ärmste vierundfünfzig Jungens in seiner Klasse!

Werden im Lateinischen an die Gedächtniskraft der Kleinen zu hohe Ansprüche gestellt, so wird auf der anderen Seite diese Pflege des Gedächtnisses systematisch vernachlässigt. Keiner von Hansens Klassenkameraden, die ich sprach, wußte genau den Stundenplan auswendig; und frage ich meinen Jungen mittags, was für Schularbeiten er zu machen hat, so muß er im Aufgabenbuch erst nachsehen. Alles muß bureaukratisch notiert werden. Freilich gibt es soviele Hefte, daß es nicht leicht ist, sich zurechtzufinden. Die Kinder keuchen unter ihren Ränzeln oft wie Lastträger; die Mappen platzen, trotzdem der Minister hübsche kleine Verfügungen nach dieser Richtung erläßt. Jede Ostern türmt sich ein neuer Bücherstapel. Der Buchhändler selbst schüttelt über die ewigen Neuauflagen den Kopf. Es ist aber Vorschrift, daß alles immer neu an-

geschafft werden muß; und alles soll vom Besten sein. Und dieses ist es nun, was mein Hausfrauenherz am meisten empört: die Kinder werden zu falschen Ansprüchen, zur Verschwendungssucht geradezu gezwungen. Die Mädchen mehr noch als die Knaben. Für die Zeichenstunde brauchen die Knirpse einen richtigen Künstlertuschkasten, einen Zeichenblock und Pastellstifte. Damit schmieren sie dann genial auf dem Papier umher, wie kleine Sezessionisten. Du lieber Gott, sie werden jetzt ja künstlerisch ausgebildet. Wir hatten ein einziges gutes, liebes Lesebuch fünf Jahre lang und damit basta. Meine Marianne braucht aber für die deutsche Stunde eine Grammatik, ein Lesebuch und ein Buch mit sogenanntem Lehrstoff. Hans braucht nicht weniger als drei Singbücher. Und Auflagen vom vorigen Jahr sind unmöglich. Sieht man dann die Resultate, so muß man lachen. Mariandel lernt französisch nach der neuesten Methode und spricht es mit einer Fixigkeit, die zum Erstaunen ist. Soll sie aber ein Wort wie vouloir buchstabieren, so schreibt sie vous loir, und j'ai donné schreibt sie prinzipiell j'ai donner.

Abende lang muß ich sitzen und meinen Kindern Bücher einpapieren, die Etiketts kleben und Titel darauf schreiben. In der höheren Mädchenschule müssen die deutschen Schreibhefte gelbe Löschblätter haben, die französischen rote und die Rechenhefte blaue. Die gelben Löschblätter müssen mit roten Seidenfäden, die roten Blätter mit blauen und die blauen Blätter mit gelben Fäden, mit Hilfe von links oben in der Ecke sitzenden Oblaten vorschriftsmäßig am Buch befestigt werden. Wenn ich's mal falsch mache, weint Mariandel und fühlt sich als schwere Verbrecherin. Und dann die Schulausflüge! Es wird dekretiert: Donnerstag ist Ausflug für den ganzen Tag. Nach Potsdam, mit der Eisenbahn und dem Dampfer, Mittagessen in Nedlitz, Kaffee in Babelsberg. Drei Mark sind wenigstens mitzubringen. Wir müssen mit, sagt Mariandel, und weint wieder. Mit den Jungens ist es noch ärger. Die Obersekunda von Hansens Gymnasium hat einen Pfingstausflug nach dem Harz gemacht. Mal eben! Kosten: 50 Mark. Wer sich ausschloß wurde vom Lehrer und von den Mitschülern verulkt. Ich bin dreißig Jahre alt geworden, bevor ich den Harz sah, und überlege es mir jetzt noch zehnmal, ehe ich fünfzig Mark für ein Vergnügen ausgebe. Wie ich höre, sollen die Primaner jetzt aber sogar nach Rom geführt werden. Das finde ich nun schon beinahe ruchlos. Was sollen die jungen Menschen um Himmelswillen in Rom, wo der sechsunddreißigjährige Goethe zu tun hatte, um sich den Eindrücken gegenüber zu behaupten! Solche Oberlehrereinfälle schmecken doch schon fast nach dem Irrenhaus. Und verderben uns unsere Kinder. Frühreif werden die gemacht, blasiert und eingebildet. Neulich hat kein anderer im Gymnasium vorgelesen als ein sehr bekannter Kabarettkünstler; ein Humorist, dessen Rezitationseffekte für ein mitternächtliches Großstadtpublikum zurechtgemacht sind. Wir haben eben ein

modernes Gymnasium hier am Ort. Auf der andern Seite sind meine Kinder aber schon so ordnungsmäßig religiös und patriotisch gedrillt, daß sie ihre Eltern für schlechte Christen und Patrioten halten würden, wenn sie dazu nicht zu gutartig wären. An die nächsten, an die eigentlich schwierigen Schuljahre mag ich garnicht denken. Was werden meiner da noch für neue Erfahrungen harren!

Denn ich sehe nicht einmal den Versuch einer Besserung. Hören Sie, mein Mann redet mit der ihm eigentümlichen Gründlichkeit immer noch über den Essener Gymnasialdirektor. Schlüge ich ihm vor, mit hundert Gleichgesinnten hier im Bezirk einen Verein zu bilden, der sich mit unseren eigenen Schulfragen beschäftigt und der auch uns Frauen ein Spruchrecht einräumt, so würde er mir antworten, zur Bezirksvereinsmeierei wäre er denn doch noch nicht genug versimpelt. Er hat nur Interesse für allgemeine höhere Ideen. Ach ja! Ihr Männer seid doch zu komisch!"

Da mir dieses aggressive „Ihr" fatal wurde, benutzte ich eine Unterbrechung, um mich mit höflicher Geschicklichkeit der Gruppe der Männer zuzugesellen.

Englischer Sezessionismus/ von Jarno Jessen

Im Jahr 1885 kristallisierten sich die ersten zielbewußten Fortschrittler zu der Gruppe des New English Art Club. Sie veröffentlichten als Grund ihres Zusammenschlusses die Erklärung, daß ihre Arbeit nicht mit der Art der sonst in englischen Ausstellungen üblichen Werke übereinstimmte. Geistreiche Technik war ihr Hochziel, sie waren sich der Antipathien der Akademiestammgäste klar. Zu diesen Bundesbrüdern zählen noch heut die Orpen, Rothenstein, John, Sickert, Muirhead, Bone, Conder, Fry, Glehn, Lee, Russel und Sargent, gute Namen des nationalen Kunstlebens. Ihr neugewählter Präsident Philip Wilson Steer hat den alles durchdringenden Einfluß des Lichtes, den vollen Sonnenglanz als Hochziel der Malerei aufgestellt. Sie haben alljährlich zweimal viel des Interessanten geboten, noch in diesem Sommer eine erfolgreiche Bilderschau. Ihr Stoffgebiet war uneingeschränkt, aber ihr Bestes ist im fein belichteten Interieur zum Ausdruck gekommen. In Übereinstimmung mit dem Programm dieser Individualisten, nur mit bedeutend wirkungsvollerer Inszenierung, schloß sich im Jahre 1898 die „Internationale Gesellschaft von Bildhauern, Malern und Graphikern" zusammen. Jetzt sollten ausgezeichnete Leistungen ausländischer Künstler in Reihe und Glied mit nationalen Musterwerken des neuen Stils wirken. Die persönliche Note war das Losungswort, nichts wurde so eisig abgelehnt als das Konventionelle. Im Ankerland des Nationalbewußtseins sollte ein Befestigungsplatz für den Antinationalismus errichtet stehen. Dieser Bund wollte ein erweitertes Stoffgebiet, wollte vor allem dem Akt seine wächserne

Glätte nehmen. Whistler trat an die Spitze und nach seinem Tode Rodin. Lavery wurde der Vizepräsident, und erste Künstler des In- und Auslandes erhielten die Mitgliedschaft. Neben Manet stellte Thoma aus, neben Segantini Puvis, neben Besnard Tooroop, neben Liebermann Klinger. Im konservativen London ein internationales Kunstzentrum, das war ebenso verblüffend wie seinerzeit Cromwell im Stuartparlament. Aber das kühn errichtete Bollwerk hat sich im Lauf seiner Veranstaltungen nur als Pygmäensitz erwiesen. Schon die zweite Ausstellung mußte von befreundeter Seite Zweifel an ihrer Internationalität hinnehmen. Man vermißte ein Gegengewicht gegen die Royal Academy, glaubte nur eine Vereinigung aller Art Refusés zu bemerken. Weiter wurde der Vorwurf laut, daß Whistlers graue, schwache Töne geistlos nachgepinselt würden. Man riet bald, größeren Nachdruck auf Nationales zu legen, mit dem New English Art Klub zu verschmelzen. Nach der vorjährigen Ausstellung wurde ein entschiedener Mangel an Schönheitsempfinden festgestellt und der Royal Academy offen der Vorzug gegeben. Das einzige bleibende und gewiß nicht zu unterschätzende Verdienst dieser Stürmer und Dränger ist vorläufig ihr Liebesdienst an der Schwarzweißkunst. Gerade in diesem Schaffensgebiet hatte sich schon Neuzeitgeist geregt. Die „Society of Twelve", an deren Spitze Meister Legros stand, hatte sich zusammengetan, um Originalarbeiten statt bloßer Reproduktionen zu bieten. Ganz ohne alle schallenden Kundgebungen war indessen 1905 die „Society of 25 English Painters" entstanden. Sie schrieb den gemäßigten Sezessionismus auf ihr Banner und war ganz national. Sie wollte das Moderne, aber nur innerhalb der Sphäre künstlerischen Feinsinns. Man hielt auf harmonisch abgewogene Komposition und dekorativen Reiz bei rechtem Wirklichkeitssinn, man wollte das Element des Gemüts nicht entbehren. Künstler wie Lee, Priestmann, Hughes-Stanton, Melton Fisher, Llewellyn, Anning Bell und Hornel gehören zu dieser Gemeinschaft. Sie ließen ihre Bilderschau auf Reisen gehen und haben auch schon in Berlin ihr Können einschätzen lassen. Diese Art der Oppositionskunst rechnet am klügsten mit englischer Volksnatur. Zu dem Bund der „Independent British Artists" waren auch noch einzelne tüchtige Mitglieder des New English Art Club, der International Society und ein paar energische Unabhängige zusammengegangen. Sie hatten im Kunstsalon Agnew gezeigt, wie eine absolut aufrichtige Kunst nach ihrem Geschmack aussehen müsse. Hier war in den Werken der Strang, Rickett, Shannon und Conder Eigenes erkenntlich, aber altmeisterliche Erinnerungen hatten sich nicht verleugnen lassen. — Der größte Wurf des Sezessionismus ist erst im vorigen Jahr durch die Bildung des „London Salon" oder der „AAA" (Allied Artists Association) gelungen. Endlich haben die getrennt marschierenden Truppen vereint geschlagen. 4000 Werke von Kunstindependenten waren in dem Riesenbau der Albert Hall zur Schau gestellt. Heimische und ausländische Ichkünstler, Verwegenheit und Verwogenheit, Gegen-

säßlichkeit aller Art, Könner und Woller fochten für die Umbildung englischen Kunstwesens. Man war absolut parteilos vorgegangen, denn jeder Ausstellungssüchtige hatte Platz gefunden. Das Hängekomitee von vierzig Künstlern war aus den Mitgliedern selbst erwählt, durch Lose hatte sich der Platz des einzelnen Ausstellungsgegenstandes entschieden. So hing Nüchternes und Exzentrisches, Lyrisches und Dramatisches, Schreiendes und Stilles, Gutes und Gestümpertes, Montmartrehaftes und Hydeparkgemäßes nebeneinander. Man mußte den Weizen aus der Spreu sondern, aber trotz allen Mißvergnügens über diese Herkulesarbeit verhüteten allerlei Funde eine endgültige Verstimmung. Man war unbekannten Physiognomien begegnet, die sich einprägten, man hatte die Erprobten von ihrem Besten beisteuern sehen. Der London Salon war eine Massendemonstration, die durch ihr Zahlenübergewicht die Wirkung beeinträchtigte. Auch hatte er am Schluß der Season einen schlechten Zeitpunkt und in der Albert Hall einen ungünstigen Ausstellungsrahmen gewählt. Erst wenn eine straffere Organisation aus allen Sezessiönchen die prinzipienfeste Sezession herauskristallisiert haben wird, dürfte der englische Akademismus mit einem gefährlichen Gegner die Schwerter kreuzen müssen.

Das Aufleben neuer Ideen tritt nicht nur in sezessionistischen Gruppenbildungen zutage. Ein paar starke Künstlerpersönlichkeiten mit pädagogischer Anlage haben auch für die Reform des gesamten Kunstunterrichts vieles getan. Hubert Herkomer gründete gänzlich unabhängig von Pariser Vorbildern Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts seine Bushey-Schule. Er hatte neue Gedanken aus der schweren Schule der Erfahrung heimgeholt. Seine Schüler stellte er direkt vor die Natur, zog mit ihnen zur Arbeit ins Freie hinaus, hemmte ihre Malfreudigkeit durch keine schematischen Handfesseln, und setzte die Qualität des Strichs als wichtigsten Gradmesser ein. Bei ihm klangen noch keine Schlagworte von Pleinairismus und Impressionismus, aber in dieser tapferen Kunstautokratie wurden die ersten Angriffe gegen den Akademismus geschlagen. Hier vollzog sich aus dem Genie eines Einzelnen eine Privatkunsterneuerung, eine Sezession auf eigene Faust. Der Maler Herkomer ist kein Kunstreformer, ihm leuchten wie Reynolds die klassischen Gestirne in strahlendstem Licht, aber der Gründer der weltberühmten Bushey-Schule war ein Moderner im echtesten Sinn. Sein eben erschienenes Buch „Meine Schule und mein Evangelium" muß ihm den Ruhm eines Erneuerers des Kunstunterrichts sichern. Zur gleichen Zeit mit Herkomer begann auch Stanhope Forbes in Newlyn in Cornwall nach modernen Prinzipien eine Schule einzurichten. Ihn hatte der Geist des Neuen aus Paris angeweht, robuste Technik war bei Bonnat erlernt worden. In der Normandie und Bretagne war er Freiluftmaler gewesen, und sein Kollege La Thangue hatte ihn für die stenographische Technik des viereckigen Striches begeistert. Forbes war ganz die Persönlichkeit, eine Schule zu gründen.

Die herrische Zähigkeit seines Wesens erklärt ein Freund als Erbschaft einer Familie großer Eisenbahnbauer. Er sagt: „Dampf und Elektrizität haben ihn genährt, Eisen ist in seine Seele übergegangen, von Abstammung ist er wesentlich neunzehntes Jahrhundert." Er war ausgesprochener Naturalist, ganz im Gegensatz zu der mittelalterlichen Romantik der Präraffaeliten fesselte ihn nur das Leben. Die Fischer und Schiffer, die Menschen seiner Küstenwelt, waren Modelle nach seinem Geschmack. Es genügt ihm, ihr Berichterstatter zu sein, aber zuweilen strömte dem Engländer doch eine Gemütsregung in sein Werk und immer hielt er den Blick auf das Feinste für Luft- und Lichtreize geschärft. In seiner Newlyn-Schule hat er dem Fortschritt kraftvoll Bahn brechen helfen. Neuerdings gibt es in London auch ein „Parisien Studio", in dem der Maler Walter Donne nach den Prinzipien des Atelier Julien Studenten ausbildet.

Nichts zeigt das Vordringen des Sezessionismus in England deutlicher als das Bestehen einer zielbewußten Naturalistengruppe. In ihrem Mittelpunkt steht Stanhope Forbes. Wie sonst nach Burne Jones und Leightons Gestalten werden heut die Ausstellungswände nach Darbietungen der Naturalisten gemustert. Man sucht nicht nur Stanhope Forbes Alltags-Berichterstattung, auch Frank Bramleys temperamentvolle Menschenschilderung, Georg Clausens handfeste Bauern, Edward Stotts versonnene Landleute, Henry Scott Tukes nackte Küstenmenschen, Herbert La Thangues südenglisches und provenzalisches Volkstum. Forderungen an Scholleninstinkte werden gestellt. Man will das von Salonparfüms und aller Schönfärberei freigemachte Leben, Wirklichkeitsatmosphäre, das Echte. Seidenrauschende Ladies genießen es in der Akademie ohne jedes shocking. Sichtlich hat sich eine Grenzerweiterung vollzogen. Mit dem Geschmack an der neuen Sphäre sind als wesentlichste Neuelemente Luft und Licht in die englische Malerei eingeströmt. Die Mitglieder der Naturalistengruppe sind Anbeter des Pleinairismus, sie haben die Sonne im Farbenreich aufgehen lassen. Lichtverzückt haben die Clausen, die Tuke und La Thangue gemalt. Bis in seine prismatischen Entstehungsvorgänge sind sie dem Strahl nachgegangen. Und wie sie ihm auf dem Wasser, dem Heuschober, in der Scheune nachspähten, haben die Bramley, Orpen, Steer, Russell seine leisesten Spuren im Heim des Menschen verfolgt, Arnesby Brown sein tastendes Hervorschimmern in ländlicher Dämmerungsfrühe, Stott seine mystischen Verhüllungen im Abendweben. Von Frankreich her war das neue Evangelium des Naturalismus und Pleinairismus eingedrungen. Manche Künstler hatten es sich in direkter Berührung aus Paris geholt, jetzt hat es sich die englische Kunst in heißem Bemühen als Nationalgut erarbeitet.

Auch das älteste Inventarstück der englischen Malerei, das Porträt, ist vom Sezessionismus berührt worden. Klassikersatzungen gelten nicht mehr als alleinseligmachend. In der vorletzten Akademie war ein Bildnis ohne alle Reynolds-

Reminiszenzen von Frank Bramley ein Triumph. Er zeigte eine lachende junge Mutter und Baby im Gartenzimmer, und aller malerische Zauber ging von der aufs feinste studierten Luft aus. Die reine Kunst der Lichtmalerei, die jede Lokalfarbe ausschaltet, hatte dieser Leistung ihren Sieg bereitet. „Lieber rauh und wahr als glatt und verlogen", hatte Clausen gesagt, und wir sind erstaunt, mit welchem Verismus sich heute Ladies und Gentlemen von ihren Porträtisten schildern lassen. Man weiß ohne klassizistische Kostüme, Parkhintergründe, Säulen und Posen auszukommen. Selbst englische Engländer wie Luke Fildes, Cope und Dicksee werden gelegentlich erstaunlich locker. Briton Rivière malte im vorigen Jahr eine Dame im Grünen. Sie ging im schlichten Alltagskleid, und das Sonnenlicht, das Scheitel und Schultern umfloß, ersetzte Gainsborough Hut und Romney Draperien. Auch der ganz persönliche Herkomer hatte sich auf einem Herrenporträt ein kleines Impressions-Impromptu gestattet. Sargent vertritt den Modernismus in vornehmster und zugleich geistreichster Methode. Er scheint à coup d'oeil wie mit dem Kodak das Leben selbst zu überrumpeln. Mit einer Kurzhandschrift des Pinsels, mit Feinschmecker-Wahl der Farbe, mit Glitzerlichtern höhender Valeurs hat er wie kein Zweiter unter den Lebenden Schule gemacht. Aber Sargent verleugnet trotzdem seine Altmeistergefolgschaft nicht, er ist der Geisteserbe Gainsboroughs. Auf neuen Bahnen schreiten auch kühn die Lavery, Henry, Walton, Nicholson, Orpen, Jack, Brown, Lambert, Glehn, Harcourt und Harrington Mann. Durch eigene Strichführung, feinste Steigerung der Tonwerte, scharfes Hervorheben der Einzelheit bei summarischem Abtun der übrigen Teile, durch Originalität unter Wahrung des Naturtreuen sind sie zu Mehrern der Bildniskunst geworden. Dank ihrer läßt sich von moderner englischer Porträtmalerei sprechen, aber gerade auf diesem Gebiet hängt der Engländer treu an den Idealen der Georgenzeit.

Auch die Landschaftsmalerei wird zum Zeitspiegel. Constable selbst, der erste konsequente Naturalist, würde staunend vor dem Wagemut manches Neuen stehen. Noch malen Künstler wie Leader und seine Gefolgschaft unentwegt nach gewohnten Rezepten. Sie sind glatt, licht, freizügig, gehen peinlich auf die Einzelheit ein und bewegen sanft mit englischen Dunstschleiern die Seele. Aber neue Ansprüche haben manchen seiner alten Malkollegen prinzipienuntreu gemacht. Murray, Davis, Waterlow, Mac Whirter verraten deutliches Interesse an der Impression. Ihre Pinsel gehorchen zuweilen dem neuen Tempo. Ihre Bäume und Wiesen schimmern duftiger, die Formenplastik scheint gelockerter. Vieles zielt mehr auf das koloristische Augenblicksbild als auf gründliche Wiedergabe. Die auf dem Kontinent ausverkauften Ausstellungen der genialen Improvisationen der Glasgow Boys, die hohe Einschätzung der traditionsverachtenden Naturstenogramme des Schotten Mc. Taggart, haben die Nacheiferung angespornt. Während dieses rührend-komischen Anpassungsprozesses der Alten sind einige Junge unter Pariser Schulung bereits ganz im neuen Geist aufgewachsen. Man

sucht heut die Alfred East, Grosvenor Thomas, Arnesby Brown, Austen Brown, Clausen, Stott, Mark Fisher, W. W. Russell und Hartrick in den Ausstellungen. East wird besonders viel gekauft und seine Methode ist ganz die stilisierend abkürzende des modernen Impressionismus. Er ist außerdem Melodramatiker nach des Engländers Herzen, weiß Gefühlspathos in dekorativen Schönheiten der Bäume und des Terrains zu geben und beschränkt sich als echter Sohn des Reisezeitalters keineswegs nur auf englische Naturausschnitte. Die neue Technik kommt der Produktivität sehr zu Hilfe und die Künstler nehmen ihre Fruchtbarkeit wahr.

Alle diese Gärungsprozesse, diese Wandlungen haben sich in der englischen Kunstentwicklung vollzogen. Wer den Begriff Inselkunst heut nur noch auf dekorative Geste, auf glatten Akademismus, gotisierende Feierlichkeit, auf Genreliebhaberei, Süßlichkeit und Buntheit festlegen will, ist blind an vitalen Vorgängen vorübergegangen. Sie bewegt sich doch! Bei allem Beharrungsprinzip ist sie nicht träge, die englische Volksnatur. Nur ist sie vorsichtig und meidet das Heftige, sie überlegt Sprunghaftigkeiten. Ihrem Sezessionismus fehlt das Getöse des Kontinentalen. Vieles erinnert noch heut in England daran, daß Burke Neuerergeist mit Selbstsucht und Beschränktheit gleichstellte. Grade wegen dieses Konservativismus müssen die vielen Anzeichen der Fortschrittlichkeit unterstrichen werden. Nur hüten wir uns vor allzukühnen Schlußfolgerungen. Auf eine Rundfrage über den Wert der L'Art nouveau gaben die namhaftesten englischen Künstler ein überwiegend absprechendes Urteil und die Royal Academy ist weise — sie weiß talentstarkes Rebellentum durch Aufnahme in ihren Areopag zu mäßigen. Schon sind die Clausen, La Thangue, Bramley, Tuke, Arnesby Brown, East, Stanhope Forbes und Stott als academicians aufgenommen worden, und auf Orpen wird als Prätendenten gedeutet. Der Insular-Revolutionismus kann kein Jakobinertum erzeugen. Aber er bedeutet auch keinen Sturm im Wasserglase. Man wird die frischen Lebenssäfte gut verdauen, wird sie zu organischen Bildungen verarbeiten. Das Wesentliche für das englische Individuum wie für das englische Kunstwerk bleibt der Nationalcharakter. Wie die Altmeisterkunst der Reynoldstage etwas ganz anderes reifte als nur die Van Dyck-, die Rembrandt- und Tizian-Art, wie der Präraffaelismus absolut nicht auf das Wesen der Fra Angelico, der Gozzoli und Botticelli auslief, wird die englische Sezession keineswegs die Züge der Manet und Sisley tragen. Englisch sein ist alles. Heut schon müssen wir im Unterschied von dem der anderen Länder von einem englischen Naturalismus, von englischem Impressionismus sprechen. Sie sind aus gleichen Instinkten geboren worden, aber sie unterscheiden sich wie die Taube vom Falken. „Wir sollen im Ästhetischen wie im Sittlichen nicht das elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen," hat Hebbel gesagt, und der true born Englishman denkt das Gleiche. So kann er ein Kühner sein bei aller Sanftmut, ein Weiterschreitender bei aller Beharrlichkeit.

Formen des Dramas/ von Willi Handl

Stärker als jede andere Kunst wird die dramatische durch ihre Mittel allein schon auf die Vortäuschung wirklichen Lebens hingewiesen. Ihr Wille zum Stil ist nichts als die erfühlte (oder erschaute) Notwendigkeit, dies Wirkliche zu erhöhen und zu distanzieren, um es in seinen größten und wahrhaftigsten Linien nur um so sicherer zu befestigen. Und der ewige Trieb, im Tiefsten der menschlichen Natur ein dauerhaft bindendes Gesetz aufzufinden, das alle Erscheinung des Lebens miteinander und durcheinander hält und richtet — in zweierlei Sinn richtet —: dieser Trieb hat, im Drama, wie im Leben, über alle anderen geistigen Mächte die oberste Macht. Daraus ergibt sich notwendig ein bestimmter Parallelismus in den Entwicklungswegen der dramatischen und der allgemein geistigen Kultur. Im Drama allein unter allen Künsten sind Gewissen und Verantwortlichkeit nicht etwa bloß zeitweilige Triebkräfte des inneren Lebens, sondern der starke und einzige Quell aller wichtigen, vom Grund her aufgerichteten, prinzipiellen Probleme. Aber Gewissen und Verantwortlichkeit bilden schließlich auch den Pol, um den, hindrängend oder wegstrebend, alle Fragen höherer Kultur zu allen Zeiten am stärksten und am dichtesten kreisen mußten.

Hindrängend oder wegstrebend; die wilden Wirbel, die durch den Widerstreit dieser verschieden gerichteten Bewegungen entstehen, zeichnen in das Gesicht unserer Zeit die angstvoll aufgeregten Züge. Und sie haben dem Drama dieser Zeit die mutlos zweifelnde Sehnsucht nach einer klaren und unumstößlichen Form eingegeben. Ich glaube, daß diese Sehnsucht unerfüllbar ist, solange sich jener Widerstreit nicht einigermaßen beschwichtigt, solange diese Zeit nicht ihr besonderes Gewissen, die innere Kultur der Gegenwart nicht eine allgemeiner gültige Direktion empfangen hat. Nur die ganz stark und zweifellos empfundenen Innerlichkeiten offenbaren sich auch in der Kunst durch ein übermächtiges, ohne Weigerung anerkanntes Gesetz der Form. Indessen wird gesucht, gesucht, gesucht. Von hochstrebenden Geistern und von begabten Händen, — da die Ströme des Gefühls einstweilen noch nicht zum Ziele tragen wollen. Die begabten Hände schaffen dem Theater was des Theaters ist, sprechen sich im lebendigen Kampf um den lebendigen Erfolg mit einer ganzen Menschheit aus. Von den hochstrebenden Geistern aber bleibt mancher, in die Unerbittlichkeiten seines Prinzips verfangen und dem Willen des jetzigen Theatergeschmackes unbeugsam, hinter jener lärmenden Oberfläche, den Augen der Menge fast nicht bemerkbar. Aber hier wird ebenso wie dort am lebenwirkenden, lebenbestimmenden Gesetze des Dramas, das wir erwarten, gewirkt. Und ebenso wie jene Werke, die dem Theater gehören, sind diese Schöpfungen, die im Buch aufbewahrt bleiben, mit ihren vornehm weltabgewandten Tugenden und ihren Mängeln, die manchmal

wie menschliches Leiden rühren können, wertvolle Geschenke unserer Kultur. Sie sind noch reine, vom Blitz und Getöse der szenischen Arbeit unberührte Exempel der gegenwärtigen Stilsuche im Drama. Freilich auch Dokumente seiner Stilohnmacht und Stilverwirrung, die aus der allgemeinen Unsicherheit des Zeitgewissens mit Notwendigkeit erwachsen muß. Noch gelang, unter allen diesen Dramen, keine künstlerische Tat, an der sich die heutige Sehnsucht nach endgültiger Form freudevoll aufrichten könnte; aber es ist ein verheißendes Glück, so viel festen, vom Geiste aus schönen Willen zielkundig am Werke zu sehen.

Unter den Schaffenden, die in leidenschaftlicher Denkarbeit bemüht sind, die Gesetzmäßigkeit des Dramas in kristallklarer Theorie zu befestigen, ist Paul Ernst einer der strengsten, vornehmsten, gründlichsten. Er hat die Natur des Dramatischen in ihrem tiefsten Wesen erfaßt und zieht von diesen zentralen Punkten her alle leitenden Linien der Gestaltung. Die Reinheit und Helligkeit seiner Abstraktionen wird noch leuchtender, wenn er sie in greifbare Tat, in lebendige Kunstgebilde umzusetzen versucht. Freilich, Abstraktionen bleiben sie auch da. In Formen von lauterster Durchsichtigkeit sprechen sich große weltumgreifende Gedanken kämpfend aus; die ursprünglich-unbewußte Form menschlicher Triebe, aus der sich Bedeutung und Deutsamkeit erst zu entwickeln hätten, ist spurlos abgestreift. In diesen Dramen ist alles Treibende nicht nur bewußt, sondern auch klar ausgesprochen und mit Namen benannt. Jede einzelne Kraft, die wirken soll, ist aus dem Dunkel der Instinkte in das unzweifelhafte Licht des Erkennens hervorgetrieben, sozusagen aus der Seele ins Gehirn hinaufgestellt. Dadurch müssen diese Dramen eine Schärfe und Härte bekommen, die sich der Verkörperung durch lebendige Schauspieler schon dadurch zu widersetzen scheint, weil bei einer solchen Übertragung ins Zufällige und allzu Mannigfaltige des Bühnenlebens gerade die kristallische Durchsichtigkeit, die doch das Beste an ihnen ist, unrettbar verloren gehen müßte. Aber denjenigen Intelligenzen, die Kultur genug haben, den Menschen um des Prinzips willen zu lieben, das er darstellen mag, kann es Spannungen von hohem Wert geben, diese Kämpfe losgelöster Gedanken in hingegebenem Geiste mitzuerleben. — In dieser gänzlichen Entfleischung alles Menschlichen scheint Paul Ernsts letztes Drama „Canossa" (Inselverlag) am weitesten zu gehen. Hier sind in den Hauptfiguren und in den Personen des Hintergrundes fast nur mehr Begriffe als Träger des großen Kampfes lebendig geblieben. Heinrich und Gregor stehen einander gegenüber als die Vertreter von Herrenschaft und Knechtschaft, — so unbedingt und umfassend, daß an ihnen sonst kaum irgendeine andere menschliche Qualität bemerkbar wird. Und rings um sie, unter menschlichen Namen und Bezeichnungen, zweckvoll abgegrenzte Begriffe, um die Gegensätzlichkeit jener beiden großen Prinzipien zu illustrieren. Ein Kampf von Geistern und von Abstraktionen, erhaben in seiner Gesetzmäßigkeit und vorbestimmten Form,

aber menschenfern. Unlebendig? Nein. Nur von einem solchen Leben, das nirgends mehr den ursprünglichen Geschmack und die natürliche Wärme des Blutes spüren läßt, dem es doch entstammen muß. Von einem Leben, das von aller treibenden Sehnsucht fast nur mehr die eine zurückbehalten hat, sich in einer endgültigen und vollendeten Form auszusprechen.

Ein anderer Fanatiker der Form, von derselben Leidenschaftlichkeit und nur im Prinzip völlig anders gerichtet, ist Arno Holz. So diametral die künstlerischen Methoden der beiden Männer einander entgegenstehen, so nahe verwandt ist der innere Quell, aus dem sie schöpfen: der fanatische Glaube an die Bildnerkraft des Gedankens. Arno Holz hat den Stil, den er seinerzeit gemeinsam mit Gleichstrebenden als höchste und unbedingte Forderung der literarischen Echtheit ausgefunden hatte, bis heute als sein eigenstes Eigentum beibehalten. Und es scheint, daß diese Treue zum Prinzip, die sich konsequent bis in den Eigensinn an die kontrollierbare Äußerlichkeit des Lebens hält, so stark und innig mit der Persönlichkeit dieses unbeugsamsten Realisten verbunden ist, daß sie sich in ihm, und nur in ihm allein, schöpferisch zeugend fortentwickelt. Seine „Sonnenfinsternis“ (bei Sassenbach, Berlin) hat sich auch nicht um einen Schritt von jener Technik entfernt, die zu den Zeiten der naturalistischen Revolution für das einzig richtige und zeitgemäße Gewand der schreibenden Künste gehalten wurde. Wer aber genau zusieht und sich vom Klang und Nachklang der Schlagworte die Meinung nicht verwirren läßt, wird auch hinter der absichtlich nüchternen Front den mächtigen und reichgegliederten Riß des dramatischen Baues erkennen. In sprachlichen Formen, die keiner Gewöhnlichkeit und keiner Unzulänglichkeit der norddeutschen Ausdrucksweise aus dem Wege gehen, ist ein Bild des Kampfes großer menschlicher Leidenschaften und ein wichtiger Teil des allgemeinen, seelischen Zustandes von heute abgezeichnet. Es handelt sich um nichts Geringeres als um das Verhältnis von Erotik und Kunst, von verliebter Leidenschaft und schöpferischer Leidenschaft. Dies wird in großen, sachlich-symbolischen Zügen im Aufeinandertreffen starker, festgefügter und reichbestellter Menschlichkeiten dargestellt. Aber freilich auch in Erlebnissen von so heikler und ungewöhnlicher Art, daß es oft schwer wird das Bedeutende aus dem scheinbar Zufälligen, das Allgemeine aus dem allzu Vereinzelten herauszulösen. Jedenfalls zeigt sich aber, wie starker und konzentrierter Wirkungen diese vom Durchschnitt der kritischen Geister verpönte Art des Schaffens noch fähig ist, wenn sie aus den Händen eines Bildners kommt, dem seine innerste Natur so und nicht anders zu tun befiehlt.

Zwischen diesen beiden, die, ihrem unerbittlichen Verstand bei jedem künstlerischen Schritt verantwortlich, nur in Formen schaffen, die sich vor ihrer Logik einwandfrei rechtfertigen lassen, steht die dichte Menge der Talente, die mitten im Arbeiten noch zu suchen scheinen, dem Geschmack und dem Instinkt in seiner Blindheit ebensoviel Teil an der Führung zum Stil überlassen wollen, wie

dem reinen Denken. Hierher gehört die große Gruppe der Romantischen und Halbromantischen, der Individualisten, der Schwärmer und Lyriker. Es ist oft seltsam zu sehen, wie ihr aufgeregter Verstand alle dichterischen Fähigkeiten schärfer anzuspornen, zu höherer Tätigkeit aufzurufen scheint. So lassen sich oft Formen von Besonderheit und seltsamer Schönheit gewinnen, aber eine natürliche Einheit und freie Übersichtlichkeit des Stiles erwächst nicht daraus.

Es fragt sich, ob das etwa schon ein Stil genannt werden kann, was Herbert Eulenberg als die besondere Form seines Dialogs für sich ersonnen hat. Ersonnen: denn dies Auffahren von gepreßten und gehämmerten Sätzen, dieses aufgeregt ängstliche Ausbiegen aus der geraden Linie des Gedankens, dieses demonstrative Verstecken der Gefühle unter Haufen von Erdstaub, Redeblüten und logischen Spänen — diese ganze allzu beredte Wortscheu ist keines Menschen natürliche Sprache. Sein schwermütiges und hartes Lustspiel „Der natürliche Vater" (bei Erich Reiß, Berlin) ist eigentlich nur eine Paraphrase des Motivs von Einsamkeit, Trauer und Trotz, das Eulenberg nun einmal seiner Dichtung und seinem Stil untergelegt hat. Es läßt die Flügel hängen, es erscheint wie eine Warnung vor allem übermütigen und befreiten Gelächter. Sein Humor ist bitter und will es sein. „Wir Einsamen", sagt er, „wir Einsamen lachen nicht so wie die anderen Menschen, weil wir auch nicht so leben und nicht so sind." Und betont immerzu, daß hier von einem überaus Einsamen und Ungeselligen die Rede ist, von einem immerzu Flüchtenden, der seiner Liebe keinen Ort der Einpflanzung und keinen Punkt der Bindung weiß, nicht einmal beim eigenen Fleisch und Blut. Und betont es mit einer solchen Kraft und Häufigkeit, in immer neuem Andrang von Worten, Bildern, Beispielen, Einfällen, daß in diesen Akten alles nur Beweis und nichts selbständiges Geschehnis zu sein scheint. So entsteht das Bild eines Mannes, der sich eine ungeheuere Lebenskraft beimißt, die aber nirgends funktioniert; der die reichen Schätze seines inneren Menschen immerzu in listigen Anspielungen erraten lassen will, aber niemals mit wirklichen Gefühlen bar bezahlt; der eine flammende Seele zu sein vorgibt, aber nur mit einem qualmigen Dasein aufwarten kann; der nichts als Kontur ist, harte, kühne, trotzige Kontur, aber ohne merkbaren Inhalt. Es ist ein Mensch, den nur die Sprache Eulenbergs erschaffen konnte und der nur von dieser Sprache leben kann. Er ist das menschenähnliche Abbild dieser Kantigkeit und Verbissenheit, die immer irgendetwas zwischen den Zähnen festzuhalten und bis aufs Blut zu verteidigen scheint, ohne daß man jemals genau erfährt, was dieses strenggehegte Gut dem Eigner und was es uns wert sein könnte. In dieser Figur mag sich die bisherige sprachliche Technik Eulenbergs wie in einem Spiegel besehen. Sie ist ihre radikalste, dichterische Konsequenz und damit zugleich ihre deutlichste Widerlegung. Und von hier aus gibt es kein weiteres Experimentieren mehr; sondern nur Umkehr oder Niedergang.

Stil ist Gesetz und Notwendigkeit; aber er kann nur frei von allem geistigen Zwang lebenskräftig erwachsen. An solcher Erzwungenheit des Stiles scheitert auch Arthur Holitschers dramatischer Versuch. „Der Golem" (bei S. Fischer, Berlin) rührt an eines der stärksten dramatischen Probleme. Der Kampf des Individuums gegen das Gesetz einer höheren Macht, der ja die Grundlage jeder tragischen Dichtung sein muß, erscheint hier so sehr auf die Idee selbst konzentriert, daß einander fast nur mehr der Lebenswille eines Menschen und die Todesmacht des Höheren nackt und unverkörpert gegenüberstehen. Die Auflehnung eines Menschen gegen den Gott, der über Leben und Tod gebietet, das will hier dargestellt sein. Einer, der Leben in die tote Erde zu bringen weiß und darum seine Macht verkennt; der ausgeht, den Tod zu bezwingen, und darum teuerstes Leben aus seinen Händen verliert; dem sein eigenes Gebilde endlich entsinkt, weil es ohne die Lust und ohne das Leid der Liebe erschaffen ist. Das sind die großen Grundgedanken des tragischen Aufbaus. Aber der Dichter, der seinen tiefen dramatischen Gedanken aus einer dunklen, alten Ghettosage gezogen hat, ließ sich vom zauberischen Dämmer des erwählten Milieus zu sehr gefangen nehmen. Wirr und düster, unter unbeständig flackerndem Licht gehen die Gestalten, die Gedanken, die Worte hin und her. Eine beabsichtigte Nachahmung von Sprachformen, die sich bald dem Satzbau alter Chroniken, bald dem Singsang eines stilisierten Jargons anpassen, bringt gequälte Unruhe in den Ausdruck und beengt den freien, geraden Schritt der groß gedachten Probleme. Als Ghettolegende hat Holitscher sein Werk bezeichnet und die sprachliche und szenische Einkleidung ist ganz danach zugeschnitten. Aber für den großen Zug der Gedanken, die hier ausgedrückt sein wollen, und für die Gottesnähe der stürmisch aufgeworfenen Fragen hat dieser Legendenstil, der in kleinen und oft kleinlichen Zügen malt, doch nicht die rechte Gewalt. Die Tragödie hat der Dichter wissentlich zur Legende reduziert. Aber unwissentlich schrumpft ihm infolge der Ohnmacht seiner gezierten Form auch die Legende zu einem Bündel von Anekdoten zusammen. Zerstörender Stilirrtum auch hier.

Wir kommen nun einmal mit all dieser vorgesetzten Absicht und wohlberechneten Formengebung der endgültig großen Form des Dramas nicht näher. Es wird vorläufig schon das Beste sein, sich bescheiden an den Ruf der persönlichen Instinkte oder an die trocken sachlichen Forderungen des Stoffes zu halten. Julius Bab, dessen dichterische Natur in ihrem Wesentlichsten lyrisch zu sein scheint, dessen Gedanken aber mit Leidenschaft um das Drama und seine Gesetze bemüht sind, stellt in seinem letzten Werke „Das Blut" (bei S. Fischer) hierfür ein bemerkenswertes Exempel. Prächtig und klar sind die dramatischen Linien gezogen: der Trieb kühn erobernder, von unten her aufdrängender Instinkte gegen die tatenfremde Beschaulichkeit des Erben; die Schönheit und Kraft rücksichtsloser Besitzergreifung gegen die Schönheit und Kultur einer minder

beweglichen inneren Fülle; das Recht Unrecht zu tun gegen das Recht, Unrecht zu dulden. Aber überall, wo diese Linien sichtbar werden, läßt das Leben des Dramas nach; und dort, wo Stimmung, Lyrik, völlig undramatische Schönheit zwischen ihnen aufquillt, offenbart es sich ganz dichterisch. Die Persönlichkeit des Schaffenden mit ihren eingeboren instinktiven Kräften übertönt seine wohlerwogene und schön geklärte Absicht. Der gekonnte Stil überrumpelt den gewollten, der Stil von Geblütes wegen den Stil, den das Gehirn möchte.

So bliebe noch der Stil, der in der sachlichen Treue zum Stoff sein erstes Gesetz erkennt, — Naturalismus in einem höheren Sinne, auch auf das Zeitferne, Historische und rein Gefühlsmäßige verwendet. Ein prächtiges Beispiel dieser Art, das schönste seit dem „Florian Geyer", ist „Der Ritt nach Fehrbellin", ein Schauspiel des Schweizers Karl Albrecht Bernoulli (bei Eugen Diederichs, Jena). Es geht im sprachlichen und im kulturhistorischen Detail auf das strengste der geschichtlichen Wahrheit nach, erhebt sich aber in der klaren Ausprägung seiner Idee und in der mystischen Überfärbung einzelner Szenen um eine deutliche Distanz über die schwere, erdverbundene Realität.

Als Drama ist es von den hohen Gefühlen bewegt, die den Menschen an seine Erde knüpfen. Staatenbildung, Einwurzelung des Schweifenden in einen festen Boden, das sind die großen Ideale, aus denen sein Pathos kommt. So zerlegt sich sein menschlicher Gehalt von selbst in die beiden widerstreitenden Kräfte, die da wirksam sein müssen: Lust am Wandern und Lust am Verweilen, Ferntrieb und Schwerkraft des Menschen. In ihrem festen Zusammenhalt und in ihrem tragischen Widerstreit werden diese Potenzen lebendig. Sie verdichten sich zu Menschlichkeiten von harter und ganz persönlicher Größe, zu wunderbar heldischen Figuren. Der große Kurfürst tritt in Pracht und Majestät einher als grimmiger Feind und Vernichter, als Staatengründer und Zivilisator. Seine Weisheit und seine Enge, sein Übermenschliches und sein Allzumenschliches wirken, gleich berechtigt und in gleicher Schönheit an seinem Bild. Alles Kraftvolle und Notwendige seiner künftigen Größe ist in seinen knappen, schweren, gewichtigen Sätzen, die noch vom Lärm der Schlacht widerhallen. An diesem Lärm hat der Dichter eine ganz unbändige, sehr reizbare, durchaus künstlerische Freude. Er läßt sich nicht leicht ein Detail entgehen, um allen Dunst und Schweiß und Staub des Krieges heranzubringen. Mitten in diesen blitzenden Dampf sind die Schicksale seiner Menschen gestellt. Und wie das eine Erdverbundene in diesem Kampf um Erde unendlich erhöht wird, so muß das andere Wurzellose zerschmettert und zerrissen werden. Der Sieg des Kurfürsten und der Tod des Stallmeisters Froben erscheinen dermaßen bedeutungsvoll gegeneinander abgewogen. Froben ist der Schweifende, Heimatlose, der um des Dienstes willen, nicht um der Sache willen, dient. Sein Gefühl bleibt eng am Persönlichen haften; ja, es geht mit besonderer Innigkeit bis zu den Tieren hin,

die ihm anvertraut sind. Aber es lebt nicht mit der hohen Idee, die hier alles andere belebt. Darum kommt mit der großen Liebe auch die große Todesfurcht in diese Seele. Der Trieb, sich selbst und seinem Glücke erhalten zu bleiben, wird nun plötzlich so überempfindlich, daß er keinerlei Belastung mehr erträgt. Er steht mit seiner Braut, deren Namen deutsch, deren Blut aber spanisch und maurisch ist, außerhalb der allgemeinen, aufwärtstreibenden Bewegung und muß sie als feindlich-bedrohend empfinden. Sie schlägt über den beiden zusammen, die ihr bewundernd folgen, aber mit den Instinkten entgegen sein müssen.

Im Stil des Stückes ist etwas von der unerbittlichen Vernünftigkeit des Naturalismus und vieles vom sehnsüchtig-kühnen Schwung der neuen Romantik. In dieser Synthese, die sich ohne Gewalt durch ein natürliches Anschwellen des Rhythmus, durch eine innere Erwärmung des strengsachlichen Tons vollzieht, liegt schöne Verheißung künftiger Meisterschaft. Der szenische Einfall und der sprachliche Ausdruck sind trotz aller Treue zur historischen Materie, dem Gefühl und Verstand unserer Zeit entwachsen. Es ist die Auferstehung des historischen Dramas aus der Seele der Moderne. Dies kann auch durch gewisse Mängel des dramatischen Grundrisses, der manchmal anekdotisches Detail zu stark, die Zusammenfassung der ideellen Hauptlinien zu wenig zu berücksichtigen scheint, nicht einmal sehr beeinträchtigt werden.

Bansai!/ von Otto Julius Bierbaum

Als ich etwa sechzehn Jahre alt war, lernte ich den ersten Japaner kennen. Er war ein häufiger Gast in der Wirtschaft meines Vaters in Leipzig und erregte mein Interesse besonders dann, wenn er schrieb. Denn er tat das mit Pinsel und Tusche und auf Seidenpapier. Damals, um 1880, war ein Japaner selbst in einer Universitätsstadt wie Leipzig ein seltener Vogel, und so benutzte ich jede Gelegenheit, ihn mir genau anzusehen. Einmal sprach ich ihn sogar kurzweg an. Warum denn auch nicht? „So ein Japanese!" (Denn damals sagte man, wenigstens in Sachsen, noch allgemein Japanese, — wie man denn überhaupt die Japaner für eine unbezopfte Abart von Chinesen hielt.) Ich entbehrte ihm gegenüber der konventionellen Hemmungen, weil ich ihn, unbewußt, als etwas unter mir Stehendes ansah. Sprach ihn also einfach an und fragte, was er da schriebe. „Brief", antwortete er. An wen? „An meinen Lehrer". Was für einen Lehrer? — Und da kam das Wort, dessentwegen mir die Unterhaltung im Gedächtnis geblieben ist: „Lebenslehrer".

Ich war sehr erstaunt über das, was er mir dann, sehr gutmütigen, aber doch etwas dozierenden Tones, über seine Erziehung erzählte; jedoch imponierte mir damals am meisten der Umstand, daß er zweihändig fechten konnte und ein

Abkömmling eines ritterlichen Geschlechtes war: der Sohn eines Mannes, der noch eine Rüstung getragen hatte. Ich hatte ihn für zwanzigjährig gehalten, aber er war schon über dreißig Jahre alt, Beamter, wie er sagte, und von der Regierung nach Europa geschickt, „zu lernen". Was denn? Er lächelte: „Alles".

Er hat mir später noch mancherlei erzählt und gezeigt. Aber am meisten interessierten mich die bunten Bilderbücher mit „Rittern". Er freute sich darüber und sagte, wenn ich einmal nach Japan käme, sollte ich ihn besuchen, und da wolle er mir eine ganze Rüstung schenken, denn in seiner Familie seien noch genug davon, und brauchen könne man sie doch nicht mehr, da sie gegen Flinten und Kanonen nichts hülfen. Und lächelte.

Schließlich hat er mir sein Schreibzeug geschenkt: aus einem schwarzen, glänzenden Steine geschnitten, unten eine Rinne zum Verreiben der Tusche, rechts ein ausgehöhlter Zylinder für die Pinsel, links der Tuschebehälter. Es war ohne allen Schmuck, bis auf ein paar Schriftzeichen in flacherhabener Arbeit, von denen er sagte, sie bedeuteten: Zu manchen Zeiten ist das Schwert das Mächtigste, zu manchen der Pinsel.

Ob er mir die Wahrheit gesagt hat? Ich kann es leider nicht mehr erkunden, denn es kam eine Zeit für mich, während der mir der Wein das Mächtigste war, und da habe ich dem Wirt des Schwertkellers in Zürich das japanische Schreibzeug für die Zeche einer Nacht hingegeben. (Woraus, vielleicht, zu lernen ist, daß man nie zeitig genug abstinent werden kann.)

Der nächste Japaner, den ich kennen lernte, war ein junger Student: der japanische Literaturhelfer des alten „Menzel-Pächter" in Berlin, dem der PAN und dann das ganze bibliophile Deutschland die schönen Japan-Papiere verdankte: nicht bloß die aus der Kaiserlichen Manufaktur in Tokio, sondern auch die noch viel kostbareren dicken bräunlichen Büttenpapiere, die man jetzt gar nicht mehr kriegt. Dieser Student, der der deutschen Sprache höchst drollige Neubildungen abgewann, wenn er es versuchte, gewisse Finessen der erotischen Literatur seines Vaterlandes in das auf diesem Gebiete weniger nuancenreiche Deutsch zu übertragen, war mir ein höchst liebenswürdiger und kundiger Führer durch die schönen Seltsamkeiten der japanischen Kunst, wenn er den guten alten Pächter und mich in den Magazinen der Wagnerschen Kunsthandlung in der Dessauerstraße von Kostbarkeit zu Kostbarkeit geleitete. Ein Wort von ihm ist mir in der Erinnerung geblieben: „Unsre alte Kunst hat sich so lange am Leben erhalten, weil bei uns das alte Rittertum so lange lebendig geblieben ist. Jetzt ist beides tot." Ich bedauerte das, und nicht bloß aus kondolenter Höflichkeit. Er aber sagte: „Daran ist nichts Trauriges. Wir hätten sonst auch kindisch werden müssen, wie die Chinesen. Denn das alles war doch bloß eine schöne Spielerei. Den Ernst haben wir von euch gelernt: das, worauf es ankommt, wenn ein Volk nicht zum Spielzeuge der anderen werden will."

Holla, dacht' ich mir, wollt ihr kleinen Kerle etwa mitspielen?

Und dann kam der chinesisch-japanische Krieg, und wir spitzten die Ohren; und der russisch-japanische Krieg kam, und es wurde uns zweifelhaft zu Mute. Indessen trösteten wir uns mit dem Gedanken, daß eigentlich nur Halbasien Schläge gekriegt hatte: nicht das eigentliche Europa. Dessen Völker würden schon, auf dem Knackfuß-Umwege vom deutschen Kaiser ikonographisch angefeuert, ihre heiligsten Güter zu wahren wissen. Indessen, dieses Europa, ist es nicht eigentlich eine große Landzunge Asiens? Sind unsre heiligsten Güter nicht aus Asien gekommen? Wie, wenn das mit Rußland nur der Anfang zu einer ungeheueren Aktion wäre, die man als Revanche für Salamis und Alexanders des Großen Versuche, Asien griechisch zu machen, auffassen könnte? Die „gelbe Gefahr": heißt das nicht: die Gefahr für Europa, asiatisch zu werden?

Der Schüler (Europa) war über den Lehrer (Asien) Herr geworden. Wodurch? Dadurch, daß er alle die alten schönen Ideologien aus dem Oriente realistisch montiert hatte. Die heiligsten Güter: all right. Aber nur nicht gleich so chinesisch konsequent zur alleinigen „Sache" gemacht, zum wirklichen Kern. Nein, bloß so als — Seele, als sublimer Luxus, den man ja nicht bloß mit Anstand, sondern sogar mit — Überzeugung pflegen kann. Nur, natürlich, nicht auf Kosten des Eigentlichen: der positiv europäischen Errungenschaften, die wir nicht aus Asien, sondern von uns selber her haben: aus unsrer Fähigkeit, technische Konsequenzen zu ziehen. Asien schuf Religionen und schlief auf ihnen ein; Europa übernahm von ihm die scheinbar gelindeste, machte aber kein Ruhebett daraus, sondern nur ein Art Schamtuch, seine religiöse Blöße zu bedecken. Es ist immer kleiner geworden, und, da wir ja unsere praktischen Hosen haben, eigentlich überflüssig. Kurz: die Religion aus Asien geniert uns nicht mehr. Wir haben sie zwar noch an, aber nur so, wie die kleinen Kinder und alten Weiblein in Tirol ein Skapulier „anhaben". Hier und da juckt das Fleckchen geweihter Wolle auf der bloßen Haut: sonst merkt man nichts davon. Indessen schliefen die Asiaten immer weiter, immer tiefer. So tief, daß Indien es kaum merkte, als es englisch wurde, und daß man bereits anfing, in den Kabinetten die Türkei und China „aufzuteilen". Da, ein Rasseln, wie von einem riesigen Wecker: Japan war aufgewacht. Und, während Völker sonst, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, Jahrhunderte brauchen, waren die Chenille-Äffchen von Nippon schon nach ein paar Jahrzehnten so mobil, daß sie ein paar verschlafene Jahrhunderte in einem halben Säkulum einholten.

Im Verlage von Karl Curtius in Berlin ist das Buch eines Japaners erschienen, aus dem man sich einen Begriff davon holen kann, wie der Sprung aus dem Feudalstaat in den Verfassungsstaat ohne Hals- und Beinbruch möglich war. Es hilft nichts: wir müssen angesichts einer solchen Leistung Respekt vor diesem Volke haben. Freilich: wir sind es, von denen sie gelernt haben, und

das Lernen sah hier beinah wie ein Stehlen aus. Sie nannten uns ihre Meister und konnten recht bescheiden tun. Aber ihr Dank ist, daß sie uns, ob auch lächelnd, die Zähne zeigen. — Indessen: danken einander die Völker nicht immer so? Tuns die Tschechen den Deutschen anders? Und wie haben wir Deutsche uns bei den Römern bedankt? Und: verdient Europa Dank von Japan?

Ich muß an den dritten Japaner denken, den ich persönlich kennen gelernt habe: in Paris, auf der letzten Weltausstellung. Ich war damals krank und fand nur in zweierlei Trost: in Ceylon-Tee und in japanischer Kunst. War ich nicht im Ceylon-Teegarten, so war ich im japanischen Pavillon, wo allwöchentlich neue Kostbarkeiten aufgestellt wurden: das Herrlichste vom Herrlichen, das im Lande der aufgehenden Sonne die Kunst hervorgebracht hat, Vollkommenheiten zum Japanischwerden. Neben denen verblaßten die Schätze in der Dessauerstraße zu Berlin in der Erinnerung zu Trödelware. Ich habe seitdem Ägypten und Griechenland gesehn und lege ein jedes Wort auf die Goldwage, indem ich bekenne: das höchste der japanischen Kunst hält gleiches Niveau mit dem höchsten irgend einer andern. Auch fällt bei ihm alles Fremdartige weg: die Vollkommenheit steht jenseits der Kuriosität. — Ich vergaß meine dumme Krankheit und allen Trübsinn, der damit zusammmenhing, als etwas Nebensächliches, wenn ich im Bann dieser fabelhaften Schönheitsmacht war, in der vom spielend Niedlichen bis zum gehalten Gewaltigen nichts fehlt.

Sonderbarer aber erfreulicherweise war man meist allein im Pavillon der Kaiserlich japanischen Regierung, und so fiel es dem alten Herrn, der, ich weiß nicht in welcher Eigenschaft, beinahe immer anwesend war, augenscheinlich auf, daß ich mit so großer Beharrlichkeit täglich auf dem Plane erschien. Ich war natürlich längst nicht mehr so frech, jeden Japaner ohne weiteres anzureden, und auch er war viel zu höflich, das erste Wort zu sprechen. Aber eines Tages erschienen zwei Chinesen, denen gegenüber sich meine Superiorität als Mitteleuropäer, amalgamiert mit der Eitelkeit, zeigen zu wollen, daß ich einmal ein bißchen Chinesisch gelernt hatte, meldete. Es konnten Mitglieder der Kaiserlichen Botschaft des Chinesischen Reiches der Mitte sein; gleichviel: ich trat mit dem Gruße an sie heran, den ich noch halbwegs im Gedächtnis hatte: Haben Sie schon Ihren Reis gegessen? Sie waren höchst erstaunt, sich in der Pe-ching guan-hua (wenngleich vermutlich höchst unpassend) angeredet zu sehen und antworteten gleichfalls in der Pekinger Beamtensprache. Wodurch ich in beträchtliche Verlegenheit kam, denn ich merkte zu meiner Beschämung sofort, daß ich eigentlich nur noch die Phrase beherrschte: hao pu hao? (wie gehts Ihnen?), und ich hatte die deutliche Empfindung, daß damit die wohlgesetzte Rede des Ältern kaum richtig erwidert worden war. Stand also, bei aller mitteleuropäischer Superiorität, recht beteppert vor den beiden Zopfträgern. Da erschien

der alte Japaner, begrüßte Orient sowohl wie Okzident und übersetzte mir die chinesischen Höflichkeitswendungen in fließendes Französisch.

So wurde ich mit ihm bekannt, und da er das Deutsche nicht weniger als das Französische beherrscht, haben wir uns eine Woche lang täglich recht ausgiebig miteinander unterhalten. Da er mich nicht fragte, wer ich sei, habe ich mich auch nach seinem Namen und Stand nicht erkundigt. Daß er in Kunstdingen seines Vaterlands Wisser und Kenner war, aber auch in westlicher Kunst wohl Bescheid wußte, ging aus der Sicherheit seiner Erklärungen, der Richtigkeit seiner Vergleiche hervor. Vielleicht habe ich die Ehre und das Vergnügen gehabt, mich mit dem Tschudi Japans zu unterhalten. Ich würde sagen: mit dem japanischen Bode, wenn der alte Herr nicht so überaus bescheiden geredet hätte. „Soweit mein geringes Wissen reicht" war seine immer wiederkehrende Wendung, und Meinungen gab er immer den Vorspann: „Wenn ich mir ein Urteil zutrauen darf". Was aber die Bewertung der japanischen Kunst angeht, so hielt er, ohne Ruhmredigkeit, mit seiner stolzen Überzeugung nicht zurück, daß sie den Vergleich mit keiner anderen Kunst zu scheuen brauche. „Nicht einmal mit der" (ich dachte, es würde kommen: griechischen, — aber nein:) „chinesischen" sagte er.

Die markanteste Äußerung aber, die mir von ihm in der Erinnerung geblieben ist, war die: „Sie wissen, daß die Chinesen jetzt noch alle anderen Völker, selbst uns, für Barbaren halten. Und Sie lachen natürlich darüber. Auch bei uns fängt man an, darüber zu lachen. Ich für meine Person lache nicht mit, und kein gebildeter Japaner sollte das lächerlich finden. Die Europäer hingegen dürfen es. Denn Ihre Kultur ist so von Grund aus der Gegensatz zur chinesischen, daß Sie diese nicht zu verstehen brauchen. Unsre Kultur dagegen stammt von der chinesischen: wir sind eine Kulturprovinz Chinas — wenigstens gewesen. Schlimm für uns, daß wir es nicht mehr sind. Es ist wahr: China, die große Mutter, hat uns durch Verachtung immer beleidigt und nie geliebt. Das Wesen Chinas ist ein ungeheuerlicher geistiger Stolz: ungeheuerlich, aber berechtigt. Denn nur China hat ohne fremde Hilfe Geist hervorgebracht, und nur China hat, bis jetzt, am rein Geistigen als dem Wesentlichen der Kultur festgehalten. Es hat uns, sagte ich, nie geliebt: aber es hat uns seinen Geist, seine Kultur geschenkt. Wenn es uns trotzdem immer (auch zu den Zeiten, als wir geistig Chinesen waren) als Barbaren angesehen hat, so hat es einen rechten Instinkt bewiesen. Es hat gefühlt, daß sein Geist bei uns nur zu einer äußeren Kultur geführt hat, die zwar in der Kunst das höchste vermochte, aber ohne die großartige innerliche Geschlossenheit der chinesischen war, von deren Tiefe und Fülle Europäer keine Ahnung haben. In Japan war nur Schönheit, — war! China ist weise von Grund aus, — ist es noch! Dieses ungeheure Land, in dem eine ganze Menge verschiedener Völker wohnen (mindestens so viele wie in

Europa) und ebensoviele Sprachen gesprochen werden, ist Eins geworden: eine große Familie durch den Geist, durch Weisheit. Die äußere Manifestation dieser Weisheit ist die chinesische Schrift: dieses kolossalste Geisteskunstwerk, das menschlicher Geist je hervorgebracht hat. Es ist eine Geheimschrift in Begriffsbildern: das Ferment der herrschenden Kaste: der Gelehrten, zu der ein jeder Chinese, ganz gleich, welcher Herkunft er ist, Zutritt hat, wenn er nur Geist besitzt. So ist der Geist zur Bedingung der Herrschaft gemacht, eine sich immer aus dem Geiste verjüngende Aristokratie geschaffen worden. Welch eine kulturelle Leistung! Nun rümpfen freilich die Europäer (und leider auch die Japaner jetzt) die Nasen und reden von dem Schmutz, dem Elend, der Armut, der Verkommenheit der großen Masse in China. Und in der Tat: der gemeine Chinese lebt primitiver als die meisten Naturvölker, und er ist nicht bloß arm, sondern auch unwissend und voller Aberglauben. Aber ich sage Ihnen: auch er ist weise, d. h. er besitzt genau das an Weisheit, was ihm gemäß, was zu seiner Art Glück nötig ist. Beweis? Zufriedenheit ist Selbstverständlichkeit in China, und es gibt keine noch so harte Notwendigkeit, der sich ein Chinese nicht ruhig, lächelnd unterzöge. Und dies aus welchem Grunde? Der Geist, die Weisheit Chinas, das Resultat von jahrtausendelanger Arbeit der geistigen Auslese chinesischer Menschen und nur dieser, hat sich in seinem Wesentlichsten dieser ganzen Völkerfamilie so mitgeteilt, wie etwa die Funktionen der Lunge, des Herzens allen gemeinsam sind. Der Unterschied zwischen Aristokratie und Volk ist nur der, daß die Aristokratie darum weiß und dieses Wissen weiterpflanzt. Nicht vermehrt: denn es ist fertig und vollkommen. Ist auch grundeinfach. Doch kann man es eigentlich nur in der chinesischen Schrift begrifflich feststellen; es lebt jenseits aller Sprache. Nur diese Begriffsbilder vermögen es, dieses Phänomen des souveränen, allein herrschenden Geistes darzustellen: nicht auszusprechen. Da Ihnen einmal ein Blick über dieses Wunderdickicht von mehr als 40 000 Zeichen und Symbolen der Welt vergönnt worden ist, wird Ihnen eine Ahnung dessen möglich sein, was ich sage. China (womit ich immer das chinesische Genie bezeichne) hat es allein begriffen, daß das Höchste und Tiefste des Geistes unaussprechlich ist: darum hat es in Symbolen philosophiert, in denen ein Häkchen, ein Kreis, ein Punkt, ein Winkel, so oder so mit anderen kombiniert, stumm, aber bis in die kleinste, noch eben denkbare Nuance hinein genau und fein im eigentlichsten Sinne kennzeichnet, was irgendwie lebendig ist im Sinnfälligen oder nur Denkbaren. Die geistige Architektur dieser Schrift: dieser Weisheit überspannt ganz China. Der gemeinste Chinese, wenn er sonst auch gar nichts weiß: dies weiß er: daß sie auch ihn überdacht, schützt, auszeichnet. Und darum gilt ihm jeder Nichtchinese als Barbar. Er selber aber hat in ihr das, was ein jedes Volk braucht, um wirklich Volk und als Volk glücklich zu sein: einen Gegenstand unbedingter Ver-

ehrung, der nur ihm gehört. — — Daß das, bis zu einem gewissen Grade, auch uns Japanern gehört hat, und daß wir es aufgegeben haben, um dafür eure „Errungenschaften" anzunehmen, die allesamt eigentlich nichts sind, als Plumpheiten, grobe Mittel zur Erreichung grober Effekte, alberne und unnötige Übersetzungen von etwas Geistigem in Materielles: das beweist, daß wir wirklich Barbaren sind, wie ihr, und unwürdig der Gemeinschaft mit China. Vielleicht gelingt es uns, in dem blöden Wettlauf nach „Macht" mit euch Schritt zu halten oder euch gar zu überflügeln. Wir rennen damit doch nur in unser Unheil: von China weg in die Barbarei. Ich weiß: ihr glaubt, wir schuldeten euch Dank. Das ist ein Irrtum. Ihr seid unser Verhängnis. Selbst wenn wir euch überflügeln sollten, werden wir nicht gewonnen, sondern verloren haben."

Ich habe als zusammenhängende Rede gegeben, was in Wahrheit der Extrakt eines Dialogs ist. Meine Einwürfe brauche ich nicht anzuführen, da der Leser sie selber machen wird. Es kommt hier nicht auf sie, sondern auf die Meinung des Japaners an, in der, meinem Gefühle nach, das übertäubte Volksgewissen Japans sich aussprach. Er sagte selbst, daß er es in Japan kaum wagen dürfte, so zu reden. „Das japanische Volk befindet sich in einem Zustande des Taumels, der in der Geschichte aller Völker keine Parallele hat. Es ist ein Rausch-, ein Vergiftungszustand: ein böses Fieber. Und nun sehen Sie sich hier um: Ruhe, Gelassenheit, Harmonie. Und was ist all dies? — Abglanz chinesischer Weisheit. Das werfen wir weg: stellen nach euerm grundlächerlichen Vorbild tot in Museen, was früher geistatmend im Leben stand. Dieses Symptom unseres Fortschrittes zeigt dessen ganze Abscheulichkeit. Der Westen darf frohlocken: so tief hat er den Osten noch nie erniedrigt. Doch wird einmal der Tag kommen, wo unsere Enkel begreifen, daß ihre Vorfahren sich haben betrügen lassen. Sie werden sich und uns rächen, aber nicht mit Kanonen, sondern mit dem Geiste, indem sie dem Genie Asiens, das in China verkörpert ist, zum Siege über den Westen verhelfen."

Diese „gelbe Gefahr" liegt wohl ferne. Mit japanischen Ideologen haben wir es auf lange Zeit hinaus gewiß nicht zu tun. Wenn heute der gelbe Teufel an die Wand gemalt wird, so ist es ein durchaus praktischer Teufel, der nicht das Genie Asiens propagieren will, sondern höchst westliche Schlagworte im Munde führt. Vor allem das Wort Konkurrenz. Soll es aber durchgesetzt werden, so lautet es: Bansai!

Wenn wir dem talentvollen Kanonen-Breughel glauben dürfen, der vor drei Jahren unter dem Motto-Namen „Seestern" den Krieg von „1906" schauerlich lebendig als Vorgesicht abschilderte, das sich einstweilen als vordatiert herausgestellt hat, und der jetzt im gleichen Verlage (dem alten Dieterichschen in Leipzig) unter dem anderen Motto-Namen „Parabellum" ein anderes Vorgesicht der Öffentlichkeit enthüllt, dem er den japanischen Schlachtruf zum Titel

gibt („Bansai!"), so wird es Amerika sein, das demnächst von diesem östlichen Hurra widerhallen wird. Auch diesmal dürfte das Datum nicht stimmen. Doch das würde nicht viel besagen. Was bedeuten Jahre in der Entwicklung von Völkergegensätzen. Wichtiger ist die Frage, ob die Psychologie der japanischen Politik von gestern, heute und morgen, wie sie der Parabellum-Dichter (man darf ihn wohl einen Dichter nennen) zu geben versucht, stimmt, oder ob sie nur Phantasiekonstruktion ist.

Es geschah zur Beleuchtung dieser Frage (zu deren Beantwortung ich mich als völlig unvermögend bekenne), daß ich hier das Wenige beigebracht habe, das mir aus dem Verkehr mit Japanern in der Erinnerung geblieben ist. Im übrigen empfehle ich das Buch allen denen zur Lektüre, die sich über die „gelbe Gefahr" so oder so Gedanken machen. Sie werden aus ihm mit Interesse Kenntnis davon nehmen, wie derartige Gedanken sich in einem phantasievollen und kenntnisreichen Kopfe zu Bildern gestalten.

Junius/ Chronik: Provisorisches Provisorium

Fürst Bülow will gehen und muß gehen. Und die Muße seines Provisoriums darf er mit der Lektüre der Nekrologe füllen, in denen die gefühlvollen Feuilletonisten unter den Publizisten ihm den Besitz kurzweiliger Gaben und unterhaltsamer Talente zum tausendsten Male bestätigen. Als ob ein schönrednerischer Literaturprofessor, ein anregender magister liberalium artium mit noch unverbrauchten Kräften in der Blüte der Jahre gestorben wäre.. und als ob es in der Politik, nur in der Politik keine Logik der Tatsachen und keine Tücke des Schicksals gäbe. Vielleicht kommt diesem klugen Manne, zu spät freilich für unser politisches Leben und zu spät für seinen Nachruhm als Staatsmann, die Erkenntnis, woran es gefehlt hat; und dann erst wird er, der den Namen Bismarcks überflüssig oft im Munde führte und die Taschen von Bismarcks Zitaten voll hatte, aus Patriotismus seinem Nachfolger das Rezept für bismärckische Erfolge mitteilen: die unbarmherzige Nüchternheit der Zielsetzung, die unsentimentale Wahl der Mittel, die Einstellung des Willens auf sachliche Ziele, die Scheu vor ganzen Worten und halben Taten.

In den liberalen und liberalistischen Blättern ist das Bedauern über Bülows Sturz am größten. Das ist begreiflich. Man fühlte in diesem Diplomaten, obwohl er eine antiliberale Zollpolitik begünstigt hat, den Puls einer modern gerichteten Seele; da war kosmopolitische Grundstimmung und Sympathie für die Menschen, die durch ihre Intelligenz und Rührigkeit die modernen Großbetriebsformen in Handel und Wandel geschaffen haben und dem Stadium der bureaukratischen Bevormundung entwachsen sind. Er war agrarisch im Kopf

und Hansabündler im Herzen. Er war antiklerikal. Dazu ein Bildungsideologe, der sich als Repräsentant des deutschen Wesens unendlich besser ausnahm als etwa ein in die Reichskanzlei kommandierter General, der in höherem Lebensalter das politische Geschäft erlernen muß. Nun fürchtet man die Leere, die eintreten mag, die Ungewißheit, den Mangel an Sicherheit darüber, ob die Wahl des Kaisers aus dem beschränkten Material seiner Umgebung den leitenden Kopf ausfindig machen wird, falls er dort zu finden ist. Für Bülow sprach auch schließlich seine bewährte diplomatische Erfahrung und, mehr als alles, sein Bekenntnis, daß ohne den Liberalismus Deutschland nicht mehr regiert werden könne. Das erhält ihm die liberalen Sympathien und windet ihm, so theatralisch unwirksam sein Abgang ist, den Lorbeer des Märtyrers für liberale Ideen um die Stirn. Ein billiger Lorbeer. Bülow hat sich ja nicht beeilt, diesem Bekenntnis gemäß zu handeln. Aber der Liberalismus ist in Preußen-Deutschland nicht gerade verwöhnt und schon dankbar für die liberale Geste.

Die Grundfehler von Bülows Politik sind mit Händen zu greifen. Sie unternahm nichts, um aus den provisorischen Zuständen herauszuführen, in denen wir stecken, das heißt: aus dem Pseudoparlamentarismus und aus dem Pseudokonstitutionalismus. Er hat versucht, im Reich eine neue Mehrheit zu bilden, mit Einschluß der liberalen Parteien, unter Ausschluß des Zentrums und der Sozialisten. Da die Reichspolitik sich im wesentlichen, von den auswärtigen Angelegenheiten abgesehen, in der Finanz-, der Wirtschafts-, der Wehr-, der Sozial- und der Kolonialpolitik erschöpft, so war man versucht, zu glauben, das Programm der ideellen Mehrheitspartei sei gegeben. Durch den Zolltarif sind die bösen handelspolitischen Fragen im engeren Sinne für einige Zeit ausgeschaltet; für einige Zeit: denn ob der Exportindustrialismus, der Deutschlands wirtschaftlichen Charakter in steigendem Umfang bestimmt, sich mit dem reichsamtlich beliebten Agrarismus noch lange vertragen wird, kann schon heute stark bezweifelt werden. Über Richtung und Umfang der Wehr- und Kolonialpolitik ist unter den bürgerlichen Parteien der Zwist so gut wie ausgeschlossen; bei diplomatischem Geschick und der Beschränkung auf sachliche Motive (die bei der Ausschaltung des Zentrums *nicht* sichtbar wurden) sind Differenzen leicht wegzuglätten. Auch für die großen Aufgaben unserer Sozialpolitik — die Arbeiterkammern, die Neuorganisierung des Versicherungswesens, der Krankenkassen usw. — läßt sich eine Mehrheit unschwer finden; nur war bisher, das mußte Bülow so gut wissen wie Posadowsky, das Zentrum die festeste Stütze aller Sozialreform. Um *dieser* Aufgaben willen lohnte es sich nicht, eine Neugruppierung der Parteien vorzunehmen und das Wagnis einer neuen Mehrheitbildung sich aufzubürden. Das glich einem Sprung ins Dunkle, um so mehr, als die deutsche Parlamentsgeschichte keinen Anhalt für die Hoffnung bot, mit dem absoluten Novum eines konservativ-liberalen Blocks die große Not der

Reichsfinanzen zu heilen und das schwierige Problem einer organischen Reichsfinanzreform zu lösen. Wurde dieser Sprung aber einmal gewagt, so kam das dem Bekenntnis gleich, daß eine ganz neue, sagen wir: eine liberale Orientierung der deutschen Politik in dem heutigen Stadium deutscher Kultur- und Wirtschaftsentwicklung nötig und sogar der Regelung der Finanznot voranzustellen sei. Indem Bülow unter dem Jubel des kulturkämpferischen und gebildeten Publikums das Zentrum aus der maßgebenden Stellung im Reichstag verdrängen wollte, hat er gehandelt, als ob er jenes liberalisierende Bekenntnis abgelegt hätte. Aber es blieb bei diesem vorbereitenden Schritt, der Plan war nicht einmal zu Ende gedacht, bei jedem Schritt vorwärts verschob sich das Konzept. Hat er den Konservativen mit der Taktik gedroht, durch die er sie, bevor es zu spät sei, zu finanzpolitischen Konzessionen (Nachlaßsteuer) an den Liberalismus, als die täglich im Geist und im Fleisch wachsende Lebensmacht, zwingen könne? Hat er den König zu überzeugen gesucht, daß so gut wie der Ultramontanismus der preußische Feudalismus eine hemmende Macht sei, mit der eine erfolgreiche Weltpolitik nicht zu machen ist, und ihm geraten, bei dem Mißlingen dieses ersten Blockexperimentes gleichzeitig in Preußen den Wahlmodus zu reformieren, im Reiche den Reichstag aufzulösen und bei dem Wahlakt den Verwaltungsapparat einmal gegen die Konservativen spielen zu lassen? Um solches zu wagen, muß man freilich Überzeugungen haben, für die man kämpfend stirbt . . . So weicht er und überläßt dem Pseudoparlamentarismus das Feld. Denn die Regierung durch eine Mehrheit, die eine Minderheit des Volkes vertritt, die nicht daran denkt, für ihre Handlungen die Verantwortung vor dem Volke zu übernehmen, die den König zwingt, Minister zu wählen, die keine Parteiminister sondern ihre Handlanger sind: eine solche Regierung ist eine Karikatur des Parlamentarismus.

Langsam organisieren sich die Gruppen, die durch den Terrorismus des Bundes der Landwirte und ihrer parlamentarischen Mannschaften am meisten leiden: Handel, Industrie, Gewerbe, Gewerke, die deutschen Kleinbauern. Numerisch kann der Zirkus Schumann dem Zirkus Busch die Spitze bieten; und an Kampf- und Agitationsmitteln müßte er ihm überlegen sein. Hansabund und Liberalismus gehören zusammen; beide stehen auf dem Boden des großkapitalistisch organisierten Wirtschaftsbetriebes und dürfen nicht warten, bis sie durch agrar-feudale Regierungsmethoden und verkehrsfeindliche Gesetzesmacherei (nach dem Muster der von dem schwarzen Block eben im Eiltempo betriebenen) erdrosselt werden. Im einzelnen freilich beherbergt er große Gegensätze. Die schwere Industrie und der reine Tauschhandel, das kapitalkräftige Großgewerbe und das an Kapitalarmut hinsiechende Handwerk, die Großbänker und der kleine Unternehmer hatten bisher nicht eben oft gleichgerichtete Interessen; aber sie alle stehen doch wieder zusammen, insofern sie bewußt städtisch und wohl auch

sämtlich bewußt kapitalistisch sind. Jeder Tag eben bringt sie näher aneinander, die auf Großbetrieb und ungehemmten Güteraustausch gerichtete Entwicklung hilft die Gegensätze ausgleichen; und so mag eine klug geleitete Agitation, die die antifeudalen und auch antiklerikalen Stimmungen in der Stadt geschickt mit den wirtschaftlichen Zielen des Bundes zu verknüpfen versucht, dem politischen Liberalismus in die Hände arbeiten.

Endlich hat's auch unser Zeitungsliberalismus begriffen, daß der englische Imperialismus eine volkstümliche Massenbewegung geworden ist und die dorther uns drohenden Gefahren durch Beschwichtigungsreden nicht auszuschalten sein werden. Elementare Ursachen, wirtschaftliche und machtpolitische, von denen auf diesen Blättern oft gesprochen wurde, sollte jene Bewegung nicht haben; wer das behauptete, wurde als Hetzer und Brandstifter gebrandmarkt; seine aus den Tatsachen geschöpften Argumente wurden verhöhnt; und von dem Friedensapostolat der seit 1906 herrschenden demokratischen Partei versah man sich die Beschwichtigung aller weltpolitischen Stürme. Das war die öffentliche Meinung. Der allbritische Pressekongreß hat ihr nun die Augen geöffnet; er enthüllte mit geräuschvollster Deutlichkeit, wie stark in allen Reichsteilen die allbritische Grundstimmung ist, die auf ökonomischen Zusammenschluß, auf Schutz und Trutz, auf Abwehr wirtschaftlicher und politischer Rivalitäten, auf Behauptung der Seeherrschaft gerichtet ist. Balfour und Asquith, Rosebery und Morley, Roberts und Haldane, Curzon und Churchill, Milner und Lloyd-George: größere Gegensätze der innerpolitischen Orientierung und des kulturpolitischen Ideals sind nicht denkbar. Lord Rosebery ist ganz eingekapselt in den alten individualistischen Liberalismus; eine aufbauende Sozialpolitik, wie sie sich überall aus kulturellen und politischen Gründen als notwendig erwiesen hat, ist ihm verhaßt; von einer konsequenten Arbeiterfürsorge nach deutschem Muster fürchtet er eine weitere Minderung der industriellen Konkurrenzfähigkeit Großbritanniens auf dem Weltmarkt, und jede stärkere fiskalische Belastung der Vermögen und Einkommen denunziert der rentenverzehrende Millionär als Eigentumskonfiskation. Neben ihm ist John Morley in jedem Atemzuge Ideologe und Fortschrittsfreund; sein Ideal war bis vor kurzem die denkbar weiteste Demokratisierung und Dezentralisierung der Verwaltung, er war Pro-Bur und ist Pro-Ire, seine Gedanken sind auf Kultur, nicht auf Macht gerichtet. Balfour, ganz Realpolitiker, ist aus Neigung und Herkommen Imperialist, aus Imperialismus Vergeltungszöllner, aus Skeptizismus gläubig, aus konstruierter Gläubigkeit staatskirchlich. Ihre und ihrer Mannen Lichter spielen in allen Nuancen, der als utopisch belächelte Block von Bassermann bis Bebel würde keine größeren Gegensätze umspannen als hier auf der Rednertribüne des imperialistischen Pressekongresses vereint waren. In Frankreich (nicht auch in Deutschland?) haben in

Friedenszeiten solche Gegner nur den einen Drang, sich auszurotten, die Besinnung auf die letzten Gemeinsamkeiten gilt als Verrat am Prinzip, aber auch in England haben letzthin die parteipolitischen Gegnerschaften eine außerordentliche Zuspitzung erfahren: wie stark und elementar muß das Gefühl der Gefahr sein, wenn sie zum Schweigen gebracht werden konnten, wenn alle dem neuen imperialistischen Patriotismus huldigten und . . . für Dreadnoughts den letzten Penny hergeben wollen! Und welcher Triumph für den siechen Chamberlain, in seiner Sterbestunde die Neugeburt Größerbritanniens zu erleben.

Für den unbeteiligten Zuschauer ist die Schnelligkeit auffallend, mit der die Transfusion des neuen kolonialen mit dem alten kontinentalen Britentum vor sich geht. Eine neue politische und völkerpsychologische Einheit bildet sich da, größer und mächtiger als die alte; ein ungeheurer, über die ganze Erde verbreiteter Staatenbund, mit gleichberechtigten Gliedern nebeneinander, ein riesiges Wirtschafts- und Kulturgebiet mit einheitlicher Rasse und in allem, was für die Kulturleistung wesentlich ist, homogen. Neben dem wirtschaftlichen ist der politische Großbetrieb die Losung der Zeit; für das Kleinstaatidyll ist kein Platz im technischen Zeitalter. Leider sind wir keine unbeteiligten Zuschauer dieser Vorgänge, wir finden den Koloß, der sich zu festigen sucht, auf allen unseren Wegen. Die liberale Regierung wird nicht ewig dauern, dann haben wir den Zollkrieg; und von diesem bis zu dem blutigen Waffengang, auf den man sich wie auf ein unabwendbares Fatum beiderseits rüstet, ist in dieser engen Welt der Reibungen nur ein Schritt. Ist es wirklich unabwendbar? Die Forderung einer absoluten Seegeltung ist, selbst in europäischen Gewässern, auf die Dauer doch nicht aufrechtzuerhalten; auch Frankreich, Italien, Österreich bauen ihre Flotten aus und können im kritischen Augenblick das Mittelmeer und den Weg nach Indien sperren, solange im Nordmeer die Hauptkraft der britischen Flotte konzentriert bleiben muß. Sich nur auf Deutschland, als den möglichen Gegner, einrichten, ist kurzsichtig und unheilvoll, nachdem sich in der bosnischen Krise gezeigt hat, wie wenig Deutschland den Druck der Ententemächte Frankreich und Rußland zu fürchten hat. Durch die Ententepolitik wurde nichts erreicht als dieses: Deutschland in seiner verzweifelten Entschlossenheit noch mehr zu bestärken, sich stets auf dem äußersten Gipfel seiner Wehrbereitschaft zu Wasser und zu Lande zu halten. Österreich-Ungarn, der treueste Freund Englands auf dem Kontinent, wurde entfremdet; und von Rußland, dessen Wehrmacht man eben erst hatte zertrümmern helfen, jener gute Wille erhandelt, der sich nun in Persien offenbart . . . Zu einer Verständigung mit Deutschland, zu der bis zur Thronbesteigung Eduards VII. gerade konservative Staatsmänner wie Salisbury gern die Hand boten, ist es vielleicht noch nicht zu spät; denn beiden Ländern droht von den Wehrlasten her der finanzielle Ruin. Die deutschen Interessensphären auf dem Weltmarkt sind nicht unbescheiden groß, in Kleinasien, in der

Türkei, in Südamerika kämpfen unsere Exportindustrien um ihre Existenz, und unser Zolltarif macht immerhin die anständige Handelsbilanz von einer Milliarde mit England möglich. Die englischen Verstimmungen werden den technisch-kapitalistischen Rhythmus der deutschen Entwicklung doch nicht aufhalten, aber mit uns vereint könnte England die amerikanische Gefahr (siehe die Komödie der Zollrevision in Washington!) von Europa abwehren helfen.

In Frankreich geht es wieder einmal provisorisch zu: aufrichtig Radikale wie Josef Reinach und Camille Pelletan sprechen offen von einer Krisis der Republik und des Parlamentarismus. Kaum irgendwo ist der Parlamentarier so entwertet wie in Frankreich. Der Kreis der engsten Kulturschicht, Gelehrte, Künstler, Techniker, verachten ihn, die Beamten hassen ihn, die kapitalistische Oberschicht benutzt ihn als Handlanger. Der herrschende Radikalismus ist müde und durch den langen Genuß der Macht bequem geworden, und Clémenceau ist Phraseur und Blagueur von Gottes Gnaden, mit scharfem Auge für die Gebrechen anderer, aber ohne aufbauenden Genius. Sehr freundlich kann daher die Kritik seiner Gesamtpolitik nicht ausfallen, der nicht weniger als sieben Interpellationen von Freund und Feind in der Kammer gelten. Wieder wird die Arbeiterversicherung hinausgeschoben, nachdem die Pensionen auf kümmerliche 260 Franken herabgedrückt und als Lebensalter für den Beginn ihres Bezuges 60 statt 65 Jahre angesetzt wurden. Das Beamtengesetz läßt auf sich warten, obwohl der Beamtenstreik gezeigt hatte, bis in welche Tiefen die Republik unterminiert ist. Die Reform des Wahlgesetzes rückt nicht vom Fleck, obwohl das Verlangen nach einem Wahlmodus, der vor Beeinflussung durch die republikanischen Behörden schützt, drohend laut wird. Die Steuerreform ist nach wie vor ein frommer Wunsch aller Kreise, die meinen, die Republik sei mehr als jede andere Staatsform der Hort der sozialen Gerechtigkeit. Was Clémenceau so lange am Leben hält, ist die Angst der Besitzenden vor dem roten Terror, vor den syndikalistischen Maulwürfen, deren Vandalismen sogar die internationalen Rennvergnügungen in Maisons-Lafitte stören. Aber die Angst ist nirgends im Leben ein schöpferisches Prinzip, am wenigsten in der Politik.

Anmerkungen

Nationalitäten

Man braucht ja nicht unbedingt alles als Politiker aufzufassen und sofort Partei zu ergreifen. Warum nicht einmal als Biologe, als Dichter, als Dynamiker? Die Zentripetalkraft ist der Triebgrund des Imperialismus, die Zentrifugalkraft ist die Ursache des Nationalitätenhaders. Ich glaube, das würde sich verteidigen lassen. Oder ethisch nach Heraklit: der Streit ist der Vater aller Dinge. Am Ende gar ästhetisch. Das Malerauge erfreut sich an der Buntheit der Erscheinungen und haßt die Einerleiheit.

Im übrigen gleichen die Nationalitäten dem Kronos, der den eigenen Vater entmannte. Es sind junge Schlangen von der Art, die den Leib der Mutter durchfressen und sie töten, um ans Licht zu gelangen. Durch 1905 wurde Polen lebendig und selbstbewußt in Rußland, aber auch die Litauer. Auf einmal besitzen die Litauer eine Reihe von Zeitungen und eine Fülle volklicher Verbände. Sie verlangen bereits die litauische Sprache in der Kirche. Die Polen sind dagegen. Die Russen aber, die früher auf beide drückten, auf Litauer wie Polen, helfen nun den Schwächeren, nämlich den Litauern. Divide et impera.

Das ist ein Fall. Häufig aber ist Kampf aller gegen alle. Weiter im Süden befehden sich Großrussen, Ruthenen und Polen wechselseitig und alle zusammen sind gegen den Juden und Deutschen. Es scheint, daß die zarische Regierung diesen Zustand durchaus begünstige. Er lenkt von den Sünden der Verwaltung und vielleicht auch von der mandschurischen Niederlage ab, die den Hochmögenden noch immer bös in den Gliedern sitzt. So entfesselte Taaffe die Volkheiten und machte 1866 vergessen. Sobald denn auch das Prestige nach außen wieder hergestellt war, jetzt im Frühling gegen die Serben und gegen Weltmächte, da zog man in Wien die Zügel straffer an, da will man vom Nationalitätenhader nichts mehr wissen.

Der Nationalitäten-Hader ist aber keine Ausgeburt klügelnder Diplomaten, er ist ein Elementarereignis. Natürlich kann man ein solches diplomatisch verwerten oder aber ignorieren. Er ist ein Ereignis, das im protestantischen Südafrika und im katholischen Brasilien, in der christlichen Welt wie in der buddhistischen und mohammedanischen, kurz, das in allen Erdteilen beobachtet werden kann.

Australien will nichts von den Gelben und Kanaken (Südseeinsulanern, eigentlich bloß Leuten von Hawaii) wissen und es schickte dalmatinische Weinbergarbeiter zurück. Es empfing die nordamerikanische Flotte mit der größten Begeisterung, als eine Helferin gegen die gefährlichen Japaner und deren Einwanderung. Es sieht mit äußerstem Mißfallen, daß bereits weiße Untergebene bei chinesischen Arbeitgebern dienen. Zwischen Buren und Engländern ist ein Streit, der erstaunlich schnell abgeflaut ist, weil die gemeinsame schwarze Gefahr droht. Zwischen Sambesi und Kap stehen ungefähr fünf Schwarze und Braune gegen einen Weißen; an manchen Orten sogar 500 gegen einen. In dem Streit haben einstweilen die Buren gewonnen; nur in Natal und in Johannesburg haben die Briten noch die Oberhand. In Südamerika wogt der Kampf zunächst zwischen einheimischen Weißen und weißen Einwanderern. Dann besteht auch ein Gegensatz, je mehr nach Norden zu, desto ausgeprägter, zwischen Weißen und Farbigen; endlich ist Krieg zwischen Bildung und Barbarei, zwischen der Zivilisation der angebauten Ebene und der Wildheit der Urwälder, Sümpfe und Gebirge. Die Sprache macht da nicht

soviel aus wie anderswo. Der Luso-Brasilier ist gegen den Portugiesen kaum weniger eingenommen, als gegen Italiener und Deutsche; der Chilene verachtet Spanier, Schweizer und Franzosen gleichmäßig. Mit den Indianern stehen sich die Einheimischen meist nicht schlecht. War doch Präsident Juarez von Mexiko ein Vollblutindianer und soll doch in den Adern vieler vornehmer Chilenen Araukanerblut fließen; die Gauchos Argentiniens sind halb oder ganz Indianer.

In den Vereinigten Staaten ist der Widerstreit der Nationalitäten sozusagen ein Staatsgrundgesetz. Übrigens kennt tatsächlich das Gesetz durchaus nicht jene berühmte Gleichheit aller, von der soviel die Rede ist. Die wenigsten Indianer sind Bürger und noch weniger Chinesen. Da mehrere Staaten des Südens das Lesen und Schreiben zur Vorbedingung machen, so sind sehr viele Neger vom Stimmrecht ausgeschlossen. Die Gesetzgebung der Gegenwart neigt zu weiterer Differenzierung. Andrerseits betreibt und fördert sie auf jede Art die Anglisierung, namentlich durch staatliche Unterstützung der Elementarschulen, ferner durch die Gerichte, durch die Eisenbahnen, durch Nationalfeste. Trotzdem sah gerade die jüngste Zeit den Nationalismus auflodern. Deutsche, Iren, Spanier, Neger, sie alle sind ihrer Eigenart bewußter geworden denn vorher. Zu einem großen Teil ist das eine Folge der neuen Kolonial- und Weltpolitik. Eine Folge zugleich der Abwendung von England. Ich habe bemerkt, daß bei Mischehen, wo die Frau eine Spanierin ist, die Kinder besser oder nur spanisch lernen. Ich habe Iren und Neger getroffen, die deutsch fließend sprachen: sie waren in Pennsylvanien groß geworden. In Kanada sind die Franzosen um so unverwüstlicher, als ihre Zahl, 2¼ Millionen, von der der Engländer nicht übertroffen wird. Die Franzosen fühlen sich denn auch recht wohl; stammt doch selbst der Premier, Sir Wilfrid Laurier, aus ihrer Mitte. Sie haben nicht die mindeste Lust, zu der Union zu kommen; denn dann würden sie erdrückt, während jetzt ihre Privilegien geachtet werden: das ist der innerste Grund ihrer Loyalität. Sonst können sie die Engländer nicht leiden. Schon weil sie, die Franzosen, ungemein eifrige Katholiken sind.

Überspringen wir den Atlantischen Ozean, so stoßen wir gleich in den Iren auf „Reichsfeinde". Sie schlagen der Engländer Schlachten, aber sie wünschen jedem Feinde der Engländer Sieg. Sie beglückwünschten Anfang 1900 Krüger. In Frankreich heben sich 5/4 Millionen Bretonen und einige hunderttausend Basken und Korsen von der Allgemeinheit ab. In Spanien trennt, abgesehen von den Basken, den Trägern des staatsfeindlichen Karlistentums, eine jähe Kluft Katalanen und Kastilier. In Belgien befehden sich Wallonen und Vlamen. In Deutschland gibt es gleich drei Sorten von Reichsfeinden: französische Lothringer, Dänen, Polen. Dazu einige kleinere: Masuren und Litauer. In Österreich und Rußland und der Türkei ist der Völkerzwist an der Tagesordnung. Aber auch das friedliche Skandinavien kennt ihn: in drei oder gar vier (Island) Volkheiten hat sich das schwach bevölkerte Nordeuropa gehalten.

Gehen wir nach Osten, die gleiche Unruhe und Buntheit. In Persien Kurden, Armenier, Araber, Belutschen und adherbaidschanische Tataren. In Indien, Siam, China, Sibirien — überall äußerste Zerklüftung. Auch Japan hat in Formosa eine schwierige Nuß zu knacken bekommen und steht dort sehr in der Minderzahl (1:60) gegen die Chinesen und Chinesierte. Einzig Korea kennt keinen inneren Hader und auch keinen Irredentismus: wohl aber ist es in heißem Zorn gegen die gegnerische Invasion entflammt. Ich möchte glauben, daß die granitene Eigenart der Koreaner siegen wird.

Wir sind noch weit von grauer Einerleiheit. Noch sprüht goldenes Leben, noch leuchtet bunte Farbe. Die mannigfaltige

Wechselwirkung ist ein Reizmittel der Kultur. Freilich — es gibt Bilder, die zu spinatgiftgrün, die zu papageiig sind. Eine gewisse Harmonie der Farben ist schon vonnöten. Dazu ist es gut, wenn eine Grundfarbe vorwiegt.

Albrecht Wirth

Sonnenfahrten

Wann endlich werden wir den Rousseauismus in der Reisebeschreibung los? Jean-Jacques war — immerhin — ein Eigener im Erleben (wenn auch nicht im Erkennen). Die romantische oder, wie Gautier sie nannte, die gotische Krankheit steckt ihm im Blut. Sie ist das Spiegelbild einer pathologisch verzerrten Seele, eines zur dauernden Ansiedlung in der Kulturprovinz unfähigen Geistes. Aber doch auch zugleich, bei aller Verzerrung, die Reaktion eines stark und tief empfindenden Gemütes, das aus dem geschminkten Pferch der Großstadt zurück in die Heimat, an die Brüste der Natur strebte. Die Farben rousseauscher Naturvergottung haben seither tausend Bücher schmücken helfen, der inbrünstige Schrei seiner Seele wurde von abertausend Lippen nachgelallt, sein kindliches Gebet und demütiges Sichneigen vor dem unbegriffenen Daseinsgrund, ursprünglich so rührend und so gottsucherisch, sind der Kulturgrimasse und der Phrase des Gefühls gewichen: und nun ist die Naturverherrlichung Geschäft und Methode, öffentliche Meinung und Spezialität der abertausend petits nevrosés geworden, die mit ihren anempfundenen und erborgten Sehnsüchten die Feuilletons der Zeitungen und die Reisebücher füllen. Das Feuilletonistentalent blüht ja auf allen Gassen und den Wortartisten läßt sich nicht mehr ausweichen. Jede bessere Zeitung hat ihren Mann, der in der Reisezeit (und wann reist man heute nicht?) zu erleben versteht und mit ein bißchen Kunstgeschichte und Kulturhistorie, mit oberflächlicher Wirtschaftsvergleichung und strohdürrer Völkerpsychologie die unnachahmlichen Empfindsamkeiten von Rousseau oder Lawrence Sterne verquirlt. Naumann, dessen Sonnenfahrten vor mir liegen, hat sich in umgekehrter Richtung entwickelt: ein von Grund aus poetisches und religiöses Gemüt hat sich objektiviert. „Das Leben ist der große Strom, die Individualitäten sind Tropfen", sagt Hebbel.

Gott sei Dank, Naumanns Sonnenfahrten (Verlag der „Hilfe", Berlin) gehören nicht zu dieser Gruppe problematischer Produkte; lyrische Eitelkeit und subjektivistische Sinniererei liegen diesem reichen und schöpferischen Geiste fern. Das Leben ist der große Strom: aus jeder kleinsten Reisenotiz spricht dieser Grundtext. Die Fahrten wurden unternommen, wann immer Naumann müde war von parlamentarischer Tätigkeit und publizistischem Schaffen, dem wir so originale Werke wie „Demokratie und Kaisertum" und die „Neudeutsche Wirtschaftsgeschichte" danken — Werke, geschrieben, um aus dem Geiste der modernen Lebensbedingungen und neuen Erkenntniselemente die Erneuernng deutscher Politik herbeizuführen . . Dann flüchtet Naumann am liebsten in die Sonnenländer am Mittelmeerbecken. Er kann nicht leben, ohne daß von Zeit zu Zeit der Sehnsucht nach Sonne und Süden Erfüllung werde. Die Nordifikation der Menschheit ist schon ganz gut, wir wissen was wir der Zucht der kargen nordischen Mutter schulden, aber ohne Unterlaß von den zehntausend Arbeitsteufeln, die in jedem Nordländer stecken, gepeinigt zu werden, ohne Unterlaß mit dem Panzer des Gewissens einherzuschreiten, ist gewiß kein zur Verewigung lockender Zustand. Was an Instinkten der Weltbejahung in Naumann schlummert, die nie zu sättigende Lust an Licht- und Farbenspiel, die Freude an den naiven unreflektierten Äußerungen des südlichen Volkstums, das sucht und findet in Italien und den nordafrikanischen Küstenländern Befriedigung. Dort ist außerdem unsere engere

Kulturheimat, in dem ein geschichtlich orientierter Geist wie der Naumanns sich besonders zu Hause fühlen muß. Die Geburtsstätten des Christentums — Naumanns erstes und bis in die Tagespolitik nachzitterndes Erlebnis — wurden in der „Asia" besonders beschrieben, in den Sonnenfahrten sind Hellas, Rom und das christliche Mittelalter stets gegenwärtig, aber doch nur in Form letzter Orientierungen und in die Zukunft weisender Umschau. Denn auf den Trümmerstätten Karthagos und in Assisi, der Burg des Antikapitalismus, interessiert Naumann mehr noch als die Rekonstruktion Hannibals und des heiligen Franziskus .. der Franzose als Kolonisator, die Möglichkeit einer Nordifikation Italiens, die Entwicklungsaussichten des Arabertums. Überallhin leuchtet das helle und geschulte Auge des Volkswirtschaftlers und auch des Weltpolitikers; keine historische Betrachtung, keine ökonomische oder politische Beobachtung bleibt isoliert, emsig läuft das Weberschiffchen des Gedankens und schafft aus dem bunten Einschlag ein farbiges Gewebe ... Das prachtvolle Beispiel eines geistvoll lebendigen Reiseberichtes bildet Ungarn (1904). Feiert der Kopf, dann arbeiten die Sinne; der Sonnenfahrer will für diesmal nicht studieren, lieber den prachtvollen Strom beschauen, der ihn durch allerhand Komitate und vielsprachige Stämme von Preßburg aufwärts trägt, lieber an diesen saftigen Wäldern „von unüberlegter Ursprünglichkeit" sich sattsehen, lieber als Genießer in dem Pester Gewimmel untertauchen. Aber ein Geist, der sich zum Objektiven abzulenken, an das Überindividuelle zu verlieren erzogen hat, hält es im Faulbett des gedankenlosen Genusses nicht lange aus, er beginnt die Bäume politisch zu studieren und von hier aus den wirtschaftlichen und politischen Aufbau des neuen, gar nicht orientalischen, sondern ganz kapitalistischen Ungarn zu begreifen. Und nun werden die Geschichte des Landes, das Verhältnis zu Österreich, die Bankfrage, die Militärfrage, die Nationalitätenfrage in das Netz gezogen, der Kreis weitet sich; doch von Zeit zu Zeit tauchen im Fluß dieser Betrachtungen Inseln auf, das Gaukelspiel philosophischer Träumereien mischt sich ein, der Künstler rundet die Bilder und schafft für Menschenwerk und Menschenwollen aus purpurblauen Bergen und dem Gold der versinkenden Sonne den Rahmen. Fast noch interessanter, bunter, reicher, kräftiger, von Beobachtungen und Einheitsgedanken strotzender sind die Ausstellungsbriefe (wie alle Schriften Naumanns vom Verlag der „Hilfe" herausgegeben). Das Hauptstück bilden hier die Pariser Briefe aus dem Weltausstellungsjahr 1900. Diesem Theologen, der der unverlierbaren Predigt vom Berge einer der besten Hörer und Umdeuter geworden ist, diesem Gottsucher, der sich zum Soziologen und Politiker gewandelt hat, ist's in der ... Maschinenhalle am wohlsten. Eine Maschine tot, uninteressant, die Illusion raubend? Unsinn. Sie atmet, in jedem Maschinenteilchen ist gestaltender Geist, ist Ordnung und System, sie verkörpert den Kollektivgeist, und dieser Kollektivgeist aus Stahl und Eisen wird, mit seinem elektrischen Blutstrom, den Kadaver der Willkür aus dem Wege räumen. Er trägt auch eine neue Kunst in seinen Lenden, nur wird diese „Kunst im Zeitalter der Maschine" (ein in drei Aufsätzen variiertes Thema, auf das ihn zuletzt wieder der Besuch der Dresdner Gewerbekunstausstellung 1906 geführt hat) anderen Gesetzen gehorchen müssen als denen, die Moritz Carrière oder Friedrich Theodor Vischer abstrahiert haben. Mir freilich war Paris das Hauptstück: das Ausstellungsallerlei ist in alle Winde zerstoben und der Eiffelturm ist in seiner großartigen Banalität auch sonst registriert; aber mit Naumann in Versailles zu spazieren und auf dem Bastillenplatz, vor dem Invalidendom, zwischen Notre Dame und Mairie über das Franzosentum und das Nachleben der revolutionären Ideen zu plaudern ist ein Genuß, den ich vielen, recht vielen wünsche.

S. Saenger

Richard Muther

Wir Menschen sagen, daß er zu früh gestorben sei. Ein höheres Wesen sagt vielleicht, daß es Zeit war, ihn abzurufen. Denn ich glaube, er war nicht glücklich. Er sammelte zuletzt Bilder und schrieb nicht mehr gern darüber. Dabei war er ein Schriftsteller wie nur einer und, wenn er ein Sammler war, nicht ein solcher von Bildern, sondern von Urteilen über Bilder. Als er noch gern schrieb, störte ihn diese Sammlernatur, weil sie ihn verleitete, Fremdes mit Eigenem zu verwechseln und schön geschriebene Charakteristiken seinem berühmten Buch einzuverleiben, auch wenn sie gar nicht auf das betreffende Objekt paßten und gar nicht von ihm als Subjekt ausgingen. Und als er dann sammelte, störte ihn das Schreiben, das er wie ein unnützes Instrument fortwerfen und verachten wollte, nur unter letzten Zwängen fähig, es wieder einmal aufzunehmen. Das zehrt am Menschen und deswegen ist er von dem höheren Wesen abberufen worden.

Es zehrte aber noch ein zweiter Konflikt an ihm. Er hatte die neue Welt erobert. Heilbut, Cornelius Gurlitt und andere hatten die moderne Kenntnis und Anschauung der Kunst vor ihm in Deutschland mit diesem und jenem Artikel vorbereitet; der Durchbruch kam durch ihn, weil er sich entschloß großes Aufräumen zu machen und in einem dreibändigen Werk die ganze internationale Veränderung aufzudecken, das Präraffaelitische, das Impressionistische, das Romantische, und alles alte Genre und Historische rückstrahlend in neuem Lichte. Aber das Dreibändige liegt fest und schwer. Die Dinge waren noch nicht bekannt genug, und sie schoben sich schnell weiter. Nach kurzer Zeit war das Buch sozusagen veraltet. Was neu gewesen war, wurde schon historisch, und das Historische dadurch wieder neu. Durch einzelne Bände über Belgien, Frankreich, England versuchte er es zu ergänzen. Aber er legte es nie neu auf und ergänzte es wenig, weil er selbst in seinem Buch sich historisch festgelegt hatte. Er lebte in Zwist mit seiner Nachfolge. Das Gewicht seines einstigen Verdienstes verhinderte ihn an der Leichtigkeit des Mitlebens. Er mußte sich in eigenen Fesseln fangen.

Und endlich: er mußte eine literarische Natur sein, um seine Mission zu erfüllen, aber als seine Mission erfüllt war, konnte man an dem Literarischen sich nicht mehr genügen lassen. Er schrieb nicht wie ein Kunstschriftsteller, sondern wie ein Kulturessaiist. Er dachte bei Fragonard an das Rokoko, bei Watteau an die Kavaliere, bei Hogarth an die Moralisten, und er schrieb schön geputzte Feuilletons um eine Malerei herum, die man nur auf diesem Wege den noch nicht verwöhnten Deutschen beibringen konnte. Er selbst sehnte sich später, weniger literarisch und mehr malerisch zu empfinden. Aber sein Naturell war diesen neuen Anforderungen nicht gewachsen. Wie die Malerei, nicht ohne sein Verdienst, selbst immer mehr Malerei sans phrase wurde, so wurde die Phrase in der Kunstschriftstellerei überwunden durch den sachlichen Ausdruck instinktiver Hingabe, durch absolute Wertung der rein malerischen Qualität. Ein Kulturbewußtsein genügte dafür nicht, ein ursprüngliches Verhältnis zur Kunst des Pinsels und Stifts, schlagendes Urteil, organisches Erfassen wurde Trieb und Ausdruck des Kunstschrifttums. Der den Impressionismus beschworen hatte, wurde von ihm überwunden.

Diese drei Kreise sehe ich in Muthers Schicksal, das sich vollendet hat. Schließlich geht das niemandem etwas an, als den Psychologen. Aber es ist das Korn, auf dem sein bleibendes Bild gezeichnet ist: das eines wahren Gegenwartsmenschen, der die ganze große Geschichte der Kunst nur auf sich bezogen hat und sich selbst nur in großen Bänden und Zyklen darstellen konnte. Ein Führer von uns allen, und ein Gekreuzigter unser aller Leiden.

Oskar Bie

Diogenes

Siehst du wohl, sprach sie, daß auch du den Eros nicht für einen Gott hältst. — Aber was sollte Eros dann sein, sagte ich, doch kein Sterblicher? — Keineswegs. — Was denn sonst? — Zwischen sterblich und unsterblich. — Also was, o Diotima? — Ein mächtiger Dämon, Sokrates, denn zwischen dem Göttlichen und dem Sterblichen liegt alles Dämonische."

Es wurde gesprochen, als ein junger Dramatiker noch müde vom Siegesfest, das er am Tage zuvor mit seinen Choristen gefeiert hatte, sich beim ernsten Gelage erholte. Auf sanften Klinen ruhten die edelsten Geister Athens, es herrschte kein Trinkzwang, die Flötenspielerin war nach Haus gegangen oder ergötzte die Frauen, man wollte sprechen, klug oder leidenschaftlich, mit Spott, mit Witz oder Weisheit, sprechen ein Loblied auf Eros.

Noch nach 30 Jahren lebte die Erinnerung an dieses Gespräch und man schrieb seinen Inhalt auf. Zu jener Zeit stapfte stolz, hager und einsam, ein zerlumpter Kerl, gleichgültig über die kotigen Wege. Bei einem Feigenbaum mit blaubronzenen Früchten blieb er stehen. Zwischen dem breiten duffgrünen Laub hing die Leiche einer Frau. „Es wäre zu wünschen," sprach Diogenes, eher sehnsüchtig als grimmig, „daß alle Bäume solche Früchte trügen."

Wer schreibt das Drama, worin uns mit Eros als Mittelpunkt, auf der einen Seite die aristokratisch weiche Weisheit der Seherin von Mantinea, auf der anderen der plebejisch-freche Gassenwitz des hündischen Philosophen gezeigt werden: das Liebesdrama von dem vernunftvollen Sokrates und dem tollen Diogenes?

Nicht leicht sind Anlagen, die sich getrennt voneinander entwickeln, zu einem künstlerischen Ganzen zu verbinden. Otto Erich Hartleben besaß die Gabe des Apollo und die des Prometheus, die Gabe des Gesanges und der Menschengestaltung. Nur einmal hat er versucht, sie zu verschmelzen, es blieb ein Fragment — Diogenes. Aber gerade durch die Verschmelzung bekam dieses Fragment eine höhere Einheit als seine Prosakomödien, worin wir oft den Lyriker vermissen, als seine Verse, denen die plastisch-modelnde Kraft des Dramatikers fehlt. Berechtigung genug, auf das aristotelische Anfang-Mitte-und-Ende zu verzichten und dieses Stück aufzuführen als alleinstehend in des Künstlers Gesamtarbeit: „ein Spiel zum Gedenken des Dichters".

Peter Behrens hat dies mit Hilfe geschmackvoller Kunstfreunde in Hagen i. W. gewagt und vollendet.

Die Schönheit von Hartlebens Dichtung liegt in der Unbefangenheit, womit er alles Antike sieht und uns den dämonischen Eros vorführt. Er kokettiert mit keinen antikisierenden Details, protzt nicht mit archäologischen Kenntnissen und macht keine Stimmung mit griechisch klingenden Adjektiven. Nur ein Dichter, der seiner selbst sehr sicher ist, und die Zeit, die er beschreibt, vollkommen begriffen hat, kann ruhig und gemäßigt in seiner eigenen Sprache Leben und Denken der Vergangenheit wiedergeben. Nur er schenkt uns, statt einer romantischen Vision, ein blutwarmes Bild, zu gleicher Zeit historisch und modern.

In der Architektur seiner Bühne zeigt Behrens dieselbe Unbefangenheit seines verstorbenen Freundes. Auch hier sind es nicht die Details, sondern der Geist des Ganzen, der uns das Altertum vor Augen führt. Nicht das Phantom eines griechischen Theaters, auch kein üppiger Guckkasten geputzt mit halbphantastischem, halbarchäologischem Schmuck. Der Hintergrund besteht aus vier ruhigen Pfeilern, die ohne Übergang ein glattes Epistyl tragen, mattgelb mit roten Borden. In den Seitenwänden schlichte Eingänge als versurae. Weiter nichts. Dieser Teil der Bühne kann durch einen Vorhang abgeschlossen werden. Auf der Vorderbühne, die in dunklerer Farbe, in schwerem Lila, gehalten

ist, wieder nur zwei Seiteneingänge, den antiken Parodoi entsprechend. Nirgends stören Einzelheiten, verschnörkelte Kapitelle oder aufdringliches Ornament unser Auge, alles ist einfach, bewußt, mit guten Symmetrien. Es ist kein Traum und kein Symbol, sondern die zur Ordnung gewordene Abstraktion. Mit diesen Mitteln kann man sowohl den Festsaal in Aspasias Haus, als den öffentlichen Platz in Athen darstellen. Bedeckt man die Interkolumnien zwischen den Pfeilern mit einfarbigen Tüchern, so hat man einen geschlossenen breiten Saal. Nimmt man die Tücher weg und spannt in kurzer Entfernung hinter den Pfeilern eine weiße Hinterwand, so bekommt man einen besseren Begriff des unendlichen Raumes, als je auf dem Wege der Perspektive erreichbar wäre.

Die asketische Strenge dieser Architektur wirkt wohltätig nach der zwar geschmackvollen, aber innerlich unruhigen Abwechslung, mit der der größte romantische Bühnenkünstler Deutschlands uns in Berlin verwöhnt, bezaubert und ermüdet. Es ist als ob wir den Sternenhimmel sehen, nachdem wir in ein herrlich-buntes Kaleidoskop geschaut haben, es ist der Doryphoros neben dem leichtfüßigen, in allen Farben schimmernden Arlecchino.

Und wenn wir die Größe dieses Kunstwerks und dieser Tat begriffen haben, wenn wir uns aus dem systemlosen Reichtum des Illusionismus zu dem unerschütterlichen Kanon der Baukunst haben führen lassen, dann ......, ja dann sehen wir mit einem Male, wie mächtig die Wildheit der Zeit ist, der wir entfliehen wollten. Dann sehen wir, wie der Baumeister, der in seiner Bühne die Hybris der Modernen verschmähte, in die Sünde der Ungebundenheit zurückfällt, sobald er sein eigenes Gebiet verläßt. Weder in der Gruppierung vieler Personen, noch in Gebärde und Bewegung jeder einzelnen, weder im Sprechen der Verse, noch in der Struktur der Kostüme herrscht die geschlossene Sicherheit, die wir in dem Aufbau der Bühne bewunderten. Aber ist denn das Rezitieren eines fünffüßigen jambischen Verses keine Architektur? Und der Schnitt eines Kleides, und die Bewegung eines menschlichen Körpers, die Figuren eines Tanzes? Warum soll das eine edel und bewußt, das andere vage und unsicher sein? Warum kann man dort absehen von jeder archäologischen Detaillierung und greift hier ängstlich nach dem Handbuch, das sagen muß, wie es in Wirklichkeit vielleicht war? Wo bleibt da die hochherzige Unbefangenheit?

Otto Erich hat sich nicht viel darum gekümmert, ob Alcibiades ein Mann von 40 Jahren war zur Zeit, da Diogenes mit mageren Beinen in der Wiege strampelte, und Aspasia verwelkt und verheiratet mit einem Sklavenhändler, bevor der Zyniker seinen ersten Witz gemacht hatte. Für ihn waren sie ebensowenig historische Personen, als phantastische Zufälligkeiten mit griechischen Namen, sie waren Abstraktionen. Abstraktionen von glühender Jugend und lockender Weiblichkeit, aber Abstraktionen, die ein Dichter menschlicher als die Menschen selbst zu gestalten vermag. So sollen auch die Personen sein, die auf dieser Bühne handeln und wandeln. Fort aus der Romantik! Sie hat ihre genialen Vertreter in der heutigen Bühnenwelt, wir wollen sie weder verachten noch loben, aber von dem Architekten verlangen wir etwas anderes. Er zeige uns, daß, wie in einem wohlproportionierten Saale die Geräte, so auf einer schön gebauten Bühne die Schauspieler, in Sprache und Bewegung, in Kleidung und Gruppierung sich der architektonischen Gliederung des Ganzen, einfügen.

„Eine Reform der heutigen Bühne mit Rücksicht sowohl auf das endliche große Ziel, als auf die nächsten künstlerischen Bedürfnisse ist nur auf Grund architektonischer Auffassung möglich" — also sprach Peter Behrens, aber Diotima: „Was würden wir erst sagen, wenn wir das

Schöne rein, lauter, unvermischt, frei von menschlicher Eitelkeit, das göttlich Schöne selbst schauen könnten."

A. Jolles

Isolde Weißhand*

Um geborstenen verwitterten Stamm ranken am liebsten die farbigen Blumen. Und um unvollendetes unklares Schicksal kreisen am liebsten, sehnsüchtig-neugierig wie bunte Vögel, die Träume der Dichter. Denn ihre tiefste Lust ist das Zuendedenken der Dinge, kein Anfangen kennen sie ohne Ende, kein Leben ohne sein Sterben, keine Frage ohne ihre Antwort. Wo die Historie verstummt, hebt die Legende an. Mit einem vergilbten zerrissenen Blatt schließt jäh Meister Gottfrieds Geschichte von Tristan und Isolde. Fliehend von der Geliebten irrt er in die Ferne, dunkelm Schicksal entgegen. Und in diesen heiligen Wald des Dunkels tragen nun die Dichter von heute wegsuchend ihre Flammen; und fast möchte man nach diesem schönen Buch des Emil Lucka glauben, nun sei die verlorene Spur gefunden, nun die selige Geschichte des Herren Tristan wahrhaft vollendet. Denn hier ist — im Tiegel begeisterten Gefühls — große Gelehrsamkeit restlos zu dichterischem Kristall geworden, hier ist eine eigene innere Schwermut zurück die Wege der Jahrhunderte getragen und wohl auch eigenes Erlebnis in der fremden Gestalt sublimiert. Tristans traurige Fahrt durch die Welt hebt wieder an. Unfroh sind seine Begegnungen, voll Unlust seine siegreichen Abenteuer, der Finstere ist er, der Schweigsame und Verlorene, niedergestürzt in eine neblige, stickige, arme Welt, deren Stimme er nicht mehr versteht, seit er die ewige Musik der großen Liebe getrunken hat. Um so silberner aber zeichnet sich vom dunkeln Rand seiner Melancholie das Bildnis jener andern Isolde, die, unkund seines Schicksals, den Traumbefangenen mit einer demütigen und von Trug schon leise beseligten Treue liebt. Er aber liebt nicht diese Isolde, die zweimal ihm das Leben rettet, sondern die andere, die ihm zwiefach das Leben zerstörte. Die Stimme des Todes ist mächtiger schon in ihm als die des Lebens, die Liebe stärker als die Liebe zum Leben. Und — wie wundervoll klang diese Saite schon im ersten Romane Luckas, in „Tod und Leben" — in einem Gespräch mit Parsiwal, dem reinen Toren, dem selig sich am Lichte Freuenden überwältigt plötzlich das kühle, von vielen Nächten in sein Blut gesprengte Angstgefühl des Todes den Einsamen. Erschreckt erkennt er in sich den Nachtgeborenen, dem das Licht nur kurzer Strahl zwischen Dunkel und Dunkel, Leben nur eine Sekunde zwischen zwei finstern rätselhaften Unendlichkeiten ist. Und flüchtet in die Liebe der Isolde Weißhand, birgt an ihrer Brust den Blick vor dem Dunkel. Eine Sekunde zuckt wie im dritten Akte des ewigen musikalischen Trauerspieles die helle zitternde Melodie der Freude über dem melancholischen Motiv der Trauer auf. Eine Brautnacht schenkt purpurnes Vergessen. Aber dann schwillt, aus dem leisen Pochen eines Vogels am Fenster, die ewige Lust- und Leidmelodie wieder empor. Eine Locke, hergebracht übers Meer, bindet mit goldenem Strang den Treulosen wieder an sein Schicksal, irdische Liebe verblaßt vor der ewigen, und der Wandrer läßt schlafend im Bette die fremde Frau und kehrt heim. Kehrt heim in die Unendlichkeit. Auf dem Meere begegnen sich die Liebenden, ein feurig flammendes Schiff läutert Seele und Leib zur letzten Einheit. In grandiosem Finale endet so die anfangs mit zärtlich-leiser Stimme erzählte Liebeslegende in dem Element, dem ihre erste Anregung wohl entstammte, zu dem sie unbewußt mit immer wilderem Begehren zurückgestrebt war: in

* Emil Lucka: Isolde Weißhand. Ein Roman aus alter Zeit. (Berlin. S. Fischer, Verlag, 1909)

Musik, darin alles Einzelne und Irdische der Empfindung wortlos verlischt und nur ewiges Gefühl zauberisch brandet.

Stefan Zweig

Was ist das: ein Gedanke?

Ich wachte einmal mitten in der Nacht auf und hörte noch von der Straße das Gelächter einer Dirne, das mich aus dem Schlafe gerissen hatte; es klang wie das verzweifelte Schreien eines Menschen, der unter die Mörder gefallen ist. Ich wußte nicht, ob ich die Wand zur rechten oder zur linken Hand hätte, und mußte mich erst darein finden, wo das Bett stand im Zimmer, ja in welchem Hause und in welcher Stadt ich sei. Über dieser Orientierung wurde ich, so schien mir, ganz lebendig, und ich begann, wie ich glaubte, zu denken. Das Herz aber schlug mir ganz ungestüm und hart in der Brust, wie wenn ein rauher, plötzlicher Griff mich aus dem tiefen Schlafe gerissen hätte. Woher mochte dieses ganz verstörte, ganz feindliche Schlagen des Blutes kommen? Müßte man nicht glauben, daß der Schlaf Verbindungen zwischen sonst unverbundenen Nervengruppen herstellte, deren jähe Zerreißung als ein Schmerz ganz besonderer Art empfunden wird? Ich fühlte mich dem Geheimnis des Schlafes in einer eigentümlich ergreifenden Weise nah, es war mir aber dabei, als ob ich es durch meine Fragen schon verscheuchte; — und da glaubte ich zu erkennen, wie der innere Lärm der Wachheit und der Betrachtung, einem Rudel von Hunden gleich, das jeden Gast abwehrt, hinderte, zu erkennen und zu fühlen, was in den Gestaltungen und Verwandlungen des Lebens einzig wert ist erkannt und gefühlt zu werden. Seit wievielen Jahren hatte ich nicht mehr eine Stunde lang unverwandt in das Licht einer Kerze geschaut? Wann hatte ich zum letztenmal auf einer Wiese gelegen, in keinem andern Begehren, als das weißlich schwankende Blau des Himmels über mir zu haben! Und bei dieser Vorstellung merkte ich, daß das Herz sich beruhigt hatte, aber der Körper fühlte sich zu leicht, ohne davon, wie sonst wohl, eine Lust zu haben, und ich drückte den Hinterkopf tief in die Kissen. Mit einem Schlage wurde der Gefühlsinhalt nüchterner. Ich versuchte mir künstlich das Verlangen nach der blauen Himmelsdecke zu erregen; es gelang nicht; und eine ganz prosaische, von einer unmotivierten Ungeduld bestimmte Gedankenkette aus allzu oft geprüften Gliedern begann sich abzuhaspeln. Nicht lange, so verwirrte sie sich. Es fing an damit, daß ich der Wissenschaft Verdrießliches sagte, die nun einmal über das Lebendige nichts mitzuteilen wüßte; aber gegen dieses Mißtrauen nahm ich wieder Partei, und nachdem ich eine Weile in einer mehr gefühlten als gedachten und mehr geschauten als gefühlten Art den Kampf gegen und für die Wissenschaft sich hatte auskämpfen lassen, kam ich, in dem Wunsche, mich wieder zum Schlaf zu legen, zu einem Ergebnis: „die Wahrheit liegt in der Tat zwischen zwei Extremen, aber nicht in der Mitte." Mit diesem Satz war ich höchlichst zufrieden, legte mich auf die Seite und fand den Schlaf.

Am nächsten Morgen fiel mir gleich beim Aufwachen ein, daß ich in der Nacht einen sehr guten Gedanken gehabt hätte, einen ganz vortrefflichen, unwidersprechlichen, einen wahren Lämmergeier von einem Gedanken. Aber ich wußte nicht, wie er geheißen hatte. Soviel Mühe ich mir auch gab, ich konnte mich auf keines seiner Elemente besinnen, und nur die Genugtuung über das wunderbare Ereignis, daß ich einen wirklich vortrefflichen Gedanken gehabt hatte, stellte sich in der Erinnerung ein, quälend natürlicherweise, weil ich ihn doch verloren hatte, diesen Kapitalgedanken. Aufstehen, abwarten und Tee trinken, das hieß, wie ich wußte, den Keim der Erinnerung, wenn er überall noch in mir wäre, vollends vernichten. Aber ob-

wohl mir das Dimengekreisch wieder einfiel, wußte ich nicht von dort aus auch nur einen Schritt zu meinem verlorenen Gedanken zu tun. Ich wollte mich trösten: „Am Ende ist er garnicht so gut gewesen!" aber dem widersprach eine andere Stimme ganz entschieden, welche sagte: „Er war gut, er war unbezweifelbar gut, — denn er hatte das Komma, das seine beiden Teile trennte, an einer so wunderbar schönen Stelle, nicht genau in der Mitte, sondern nach rechts hinüber, aber auch nicht zu weit nach rechts hinüber, ungefähr im goldenen Schnitt. Denn die Gedanken, die ihr Komma genau in der Mitte haben —" die Wahrheit liegt in der Tat zwischen zwei Extremen, aber nicht in der Mitte. Da hatte ich ihn. Nun, es war zwar kein Kohlweißling, aber doch immerhin nur ein brauner Bär; und er interessierte mich entschieden weniger als die Art, wie ich ihn wieder gefangen hatte. Ich sah ihn mir genauer an: das Komma sitzt garnicht an so glücklicher Stelle, es sitzt zu weit nach rechts. Dann sprach ich den Satz einmal laut; und da war es mir, als ob das Komma doch ganz vortrefflich darin säße; denn links von ihm stehen mehre gleichgültige und Füllwörter, rechts von ihm aber unter fünf Wörtern drei mit kräftigstem Sinne betonte. Also ein gutes Gleichgewicht; diese Erinnerung wenigstens hatte mich nicht getäuscht. Da aber Erinnerung sich vermittelt und weiter pflanzt nach dem Grade der Lebendigkeit der Vorstellungen, so kann nur jenes Gleichgewicht des Satzes den starken Eindruck, die Überzeugung, das Entzücken in mir bewirkt haben, nicht sein Inhalt. In diesem Gleichgewicht der Teile, in dieser Bizentralität des Ganzen und in der nahezu physischen Wirkung davon muß etwas von einer Wahrheit über jedem Inhalt gewesen sein. Ich hatte also recht, entzückt zu sein, aber ich kann von diesem Recht keinen überzeugen. Ich kann meinen ganzen Gedanken mitteilen, nur das eine, das Tiefste in ihm, das Bezaubernde, das kann ich nicht mitteilen. Was ist das also: ein Gedanke?

Tobias Fischer

Friedrichstraße

Oben ist ein schmaler Streifen Himmel, unten der glatte, schwärzliche, gleichsam von Schicksalen polierte Boden. Die Häuser zu beiden Seiten ragen kühn, zierlich und phantastisch in die architektonische Höhe. Die Luft bebt und erschrickt von Weltleben. Bis zu den Dächern hinauf und über die Dächer noch hinaus schweben und kleben Reklamen. Große Buchstaben fallen in die Augen. Und immer gehen hier Menschen. Noch nie, seit sie ist, hat in dieser Straße das Leben aufgehört zu leben. Hier ist das Herz, die unaufhörlich atmende Brust des großstädtischen Lebens. Hier atmet es hoch auf und tief nieder, als wenn das Leben selber über seinem Schritt und Tritt unangenehm beengt wäre. Hier ist die Quelle, der Bach, der Fluß, der Strom und das Meer der Bewegungen. Niemals sterben hier die Bewegungen und die Erregungen ganz aus, und wenn das Leben am obern Ende der Straße beinahe aufhören will, so fängt es am untern Ende von neuem an. Arbeit und Vergnügen, Laster und guter Trieb, Streben und Müßiggang, Edelsinn und Niedertracht, Liebe und Haß, feuriges und höhnisches Wesen, Buntheit und Einfachheit, Armut und Reichtum schimmern, glitzern, blöden, träumen, eilen und stolpern hier wild und zugleich ohnmächtig durcheinander. Eine Fessel ohnegleichen bändigt und sänftigt hier die Leidenschaften, und Verlockungen ohne Zahl führen zugleich in die begehrlichen Versuchungen, derart, daß die Entsagung mit dem Rockärmel den Rücken der befriedigten Begierde streifen, daß die Unersättlichkeit mit den lodernden Augen in den weisen Frieden der Augen des durch-sich-selbst-Gesättigten schauen muß.

Hier klaffen Abgründe, hier herrschen und gebieten bis zum offenen Unanstand, durch den sich kein vernünftiger Mensch verletzen läßt, Gegensätze, die unbeschreiblich sind. Wagen fahren immer an Menschenleibern, -Köpfen und -Händen dicht vorüber, und auf den Verdecken und im hohlen Innern der Wagen sitzen, dicht aneinandergepreßt und geknechtet, Menschen, die aus irgendwelchen Gründen hier drinnen sitzen, hier oben sitzen, sich drängen und pressen und fahren lassen. Für jede Dummheit gibt es hier unsagbar rasch rechtfertigende, gute, kluge Gründe. Jede Torheit ist hier durch die offenbare Schwierigkeit des Lebens geadelt und geheiligt. Jede Bewegung hat Sinn, jeder Ton hat hier praktische Ursache, und aus jedem Lächeln, jeder Geste, jedem Wort strahlt eine sonderbar anmutige Gesetztheit und Korrektheit billigend hervor. Hier billigt man alles, weil jeder Einzelne, durch den Zwang des zusammengeknebelten Verkehres genötigt, ohne Zaudern alles, was er hört und sieht, billigen muß. Zu Mißbilligungen scheint niemand Lust, zu Abneigungen niemand Zeit und zu Unlust niemand ein Recht zu haben, denn hier, und das ist das Großartige, fühlen sich alle allen auf leichte, vorwärtshelfende Manier, gleichsam säuberlich, verpflichtet. Jeder Bettler, Gauner, Unhold usw. ist hier Mitmensch und muß einstweilen, weil alles schiebt, stößt und drängt, als etwas Mithinzugehöriges geduldet werden. Ah, hier ist die Heimat der Nichtswürdigen, der Kleinen, nein, der ganz Kleinen, der irgendwo und wann schon einmal Entehrten, hier, hier herrscht Duldung, und zwar deshalb, weil sich niemand mit Ungeduld und Unfrieden aufhalten und abgeben will. Hier wird im Sonnenschein friedlich spaziert, wie auf einer entlegenen stillen Bergesmatte, und im Laternenschimmer elegant gebummelt wie in einem Feenmärchen voller Zauberkünste und -Worte. Wunderbar ist, wie der zweiteilige Menschenstrom auf den Trottoirs unaufhaltbar und unaufhörlich ist, gleich einem dickflüssigen, schimmernden, vielbedeutenden Wasser, und herrlich ist, wie hier die Qualen gemeistert, die Wunden verschwiegen, die Träume gefesselt, die Brünste gebändigt, die Freuden unterdrückt und die Begierden gemäßigt werden, weil alles Rücksicht, Rücksicht und nochmals liebende und achtende Rücksicht nehmen muß. Wo der Mensch so nah am Menschen ist, da erhält der Begriff Nebenmensch eine tatsächlich geübte, begriffene und rasch verstandene Bedeutung, und es darf da niemandem mehr einfallen, überlaut zu lachen, übereifrig sich seinen persönlichen Bedrängnissen hinzugeben oder überhastig Geschäfte machen zu wollen, und doch, welch eine hinreißende betörende Hast ist in all der scheinbaren Gedrängtheit und Besonnenheit. Die Sonne scheint hier in einer Stunde auf unzählige Köpfe, der Regen netzt und näßt hier einen Boden, der gesalbt ist gleichsam von Lustspielen und Tragödien, und abends, ah, wenn es beginnt zu dunkeln und wenn die Lichter angezündet werden, tut sich ein Vorhang langsam auf, um in ein Stück üppig voll immer derselben Gewohnheiten, Lüsternheiten und Begebenheiten schauen zu lassen. Die Sirene Vergnügen fängt dann an in himmlisch lockenden und anmutenden Tönen zu singen, und Seelen werden dann zerrissen von den vibrierenden Wünschen und Nichtbefriedigungen, und ein Geldauswerfen beginnt dann, wie es der bescheidene kluge Begriff nicht kennt, wie es sich kaum eine dichterische Phantasie mühselig vorstellen kann. Ein wollüstig auf und nieder atmender Körper-Traum sinkt dann auf die Straße herab, und alles läuft, läuft und läuft diesem vorherrschenden Traum mit ungewissen Schritten nach.

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Lebendiger Idealismus/ von Karl Scheffler

Und so müßten wir denn an unserer Zeit, woraus der Idealismus entschwunden zu sein scheint, verzweifeln? Müßten verzagen an Gegenwart und Zukunft unseres Volkes, das seinen Ruf, eine Nation von Idealisten zu sein, nicht mehr rechtfertigt? Alle die beschämenden, zornigen Konstatierungen von der kulturzerstörenden Herrschaft eines voraussichtslosen Materialismus wären nur ausgesprochen worden, um die Scham zu erhöhen, den Schmerz zu verstärken und inmitten unseres schweren Werktagslebens die Hoffnungslosigkeit vollständig zu machen?

Nein! — Wie stände wohl Jemand, der seine Lebensunlust und Verzweiflung der Allgemeinheit aufzuzwingen suchte, vor sich selber und vor seinem Volke da! Wie lächerlich wirken nicht Schlußfolgerungen eines schöngeistig ornamentierten Pessimismus dem zwar kulturlos rohen, aber doch werktätigen Optimismus der uns umgebenden Lebenswirklichkeiten gegenüber! Ist doch eine Bejahung, die durch Taten spricht, in jedem Fall mehr als eine Verneinung, die nur als Idee auftritt. Ja, eine Verneinung, die nicht um einer höheren Bejahung willen da ist, die zu dieser nicht den Weg bahnt, wäre in sich unsittlich. Nicht Verzweiflung hat diese Abhandlungen diktiert, sondern Hoffnung. Es ist der Glaube an eine neue Bestimmung des deutschen Volkes, der hier hart und schonungslos geredet hat, die Trauer darüber, daß der moderne Deutsche mit sich selbst und mit den Möglichkeiten seiner Entwickelung immer noch unbekannt ist, und der Schmerz über die Blindheit einer erstaunlichen Arbeitstüchtigkeit. Hinter dieser Kritik des gegenwärtigen deutschen Idealismus steht die Überzeugung, daß die Menschheit in ein neues großes Zeitalter getreten ist und daß dem Deutschen der Zukunft darin eine führende Stelle zugefallen ist; es spricht aus den Verneinungen die Ungeduld einer Liebe, die ringsumher Keime des Großen wahrnimmt, die in der mißleiteten Kraft noch an den Funken des Göttlichen glaubt, die mit unendlicher Sehnsucht nach höherem nationalen Leben ausschaut, die ganz krank ist nach tätiger, schöpferischer Arbeit und dem Umstande flucht, daß aus der Stubenluft heraus, vom Schreibtisch her zu tun versucht werden muß, was auf den Arbeitsplätzen des praktischen Lebens, in der freien Luft der Werktätigkeit begonnen und vollendet werden sollte. Eine starke und frohe Gewißheit soll aus dieser Kritik sprechen, daß der Idealismus dem Deutschen im rasenden wirtschaftlichen Getriebe unserer Tage nur scheinbar verloren gegangen

ist, aber trotz seiner materialistischen Transformationen nicht aufgehört hat, da zu sein.

Es ist auf den Seiten, die den religiösen Idealen der Deutschen gewidmet worden sind, gesagt worden, man dürfe gegenüber einem historisch gewordenen Volke nicht eigentlich behaupten, dieses hätte zu einer Zeit mehr und zu einer andern Zeit weniger Religion; denn die Summe der religiösen Gefühlskraft bleibe im wesentlichen stets dieselbe. Was zeitweise verloren gehen könne, sei die Fähigkeit, diese Gefühlskraft zu organisieren, so daß dieselbe Kraftsumme, die in einer Epoche mit höchstem Nutzen für die Nation angelegt worden sei, in einer andern Epoche einen nennenswerten Ertrag nicht bringe, so daß das Religiöse, das zu einer Zeit frei und unumschränkt über das ganze Leben herrsche, ein andermal zum Diener staatlicher Notdurft herabsinke. Was in dieser Weise vom Religiösen gesagt worden ist, gilt für die gesamte Idealkraft der Nation. Was irgend in einem Volke an höherer Geistesenergie vorhanden ist, das bleibt auch darin. Wie nicht ein Stäubchen aus dem Haushalt des irdischen Universums verloren geht, trotzdem alles Seiende beständiger Transformation unterworfen ist, so geht auch einer Volkheit, solange sie ein kleines in sich geschlossenes Universum bleibt, kein Kraftteilchen verloren. Die Summe der deutschen Idealität ist heute so groß wie jemals früher, ja, sie ist vielleicht mit der Nation gewachsen; was sich in unseren Jahrzehnten aber entscheidend geändert hat, das ist die Organisation dieser wollenden Energien. Alle die Erscheinungen, die heute vom Begriff moderner Unkultur umfaßt werden, beruhen letzten Endes nur auf Organisationsfehlern. Auf Fehlern freilich, die kaum zu umgehen waren, weil in ihnen ein Zeitschicksal zum Ausdruck kommt. Der Beweis aber, daß das Material zu großer, schöpferischer Idealität auch jetzt noch vorhanden ist, tritt uns entgegen, wo immer wir das Leben und die Vitalität der Zeit wahrnehmen. Denn Leben und Vitalität sind, wenn nicht der Idealismus selbst, so doch die Voraussetzung dafür. Es ist ein hohes Lied des Lebens, das die Zeit uns singt; eine Lebenskraft umgibt uns, die jeden Einzelnen mit sich reißt, die ihr Recht in sich selber trägt und, trotz aller Entartungsmale, im Inneren schön ist wie alles Elementare. Aus dieser Fülle des Lebens hat jeder Reformator zu schöpfen, wenn er Erfolg haben, das heißt, wenn er Recht behalten will. Die Aufgabe aller vorwärtsschauenden Kulturarbeiter ist es, aus dem mannigfaltigen starken Leben unserer Tage schönes und edles Leben zu machen, dem Rohstoff die Form abzugewinnen und die gewaltige Kraftsumme von neuem organisieren zu helfen, so, daß sie der Nation höchsten Ertrag bringt.

Wie schwierig aber und problematisch die Aufgabe ist, gerade aus den wirklichsten Lebenskräften ein neues Haus zu bauen, worin die Nation für lange Zeit stark, glücklich und frei wohnen kann, das zeigt sich, wenn die Fragen des Wie an Einen

herantreten. Es droht dann vor allem die Gefahr, daß man die Verwirrung der Gegenwart und die in die Zukunft weisenden Ideen an Maßstäben mißt, die der Vergangenheit entnommen sind, und daß man so zum Eklektizisten wird, wo man als Reformator und Revolutionär auftritt. Rückgewandtes Gefühl ist immer mehr oder weniger romantisch und ideologisch, und darum ist es schlecht geeignet, das Lebendige und Wirkliche, das seine eigenen Gesetze hat, zu organisieren. Die Vergangenheit darf uns bei der großen Reformarbeit nur über die Kräfte, Gesetze und Formen belehren, denen eine ewige Bedeutung innewohnt, darf nur Aufschluß geben über den vorbestimmten Gang gewisser wiederkehrender Entwicklungen und über die Art, wie die gleichen Ursachen immer die gleichen Wirkungen nach sich ziehen. Wer neue Kulturformen aber alten direkt nachbilden möchte, wird stets irren und das Unzulängliche schaffen. Nur wer die neue Form logisch aus den Bedingungen der gegebenen Realitäten entwickelt, wird am Ende finden, daß das schöne Neue dem guten Alten wie von selbst ähnlich geworden ist. Alles Klassische ist miteinander verwandt, wann immer es auch entstanden ist; entstehen aber kann es nur da, wo der Mensch, ohne in die Vergangenheit abzuirren, von einer unmittelbaren Gegenwart ausgeht. Darum ist die Grundbedingung aller modernen Kulturarbeit, die Wirklichkeiten unserer Tage anzuerkennen. Es gilt zu sehen, daß dieselben Erscheinungen, die auf Verfall deuten, Keime neuen Lebens enthalten, daß im Gemeinen oft embryonisch das Erhabene ruht und daß das zukünftige Ideale eines breiten Untergrundes von Realität bedarf. Daß, wie Nietzsche einmal gesagt hat, „neben der Krankheit Anzeichen einer unerprobten Kraft und Mächtigkeit der Seele" stehen und daß dieselben Symptome auf Stärke wie auf Niedergang deuten können. Auch der Zukunftsidealismus muß durch und durch modern begriffen werden. Das aber vermag nur zu tun, wer dieses verabscheute, verfluchte und gehaßte Scheinleben der Gegenwart mit tiefem Gefühl liebt. Es trotz alledem liebt.

Das transformierte Ideale beginnt aus den Arbeitshintergründen unserer Zeit hervorzuleuchten, wenn man sich fragt: was hält bei so seelenloser Arbeit die Massen nun eigentlich in Bewegung und was ist es, das den ganz Unideellen ein so merkwürdig starkes Verantwortlichkeitsgefühl gibt? Die Antwort, jeden Einzelnen mache die Sorge um seine Existenz fleißig, sie zwinge alle dazu, ihre Pflicht pünktlich zu tun, um nur beschäftigt zu werden, müsse jeder Arbeiter von vornherein verläßlich sein, und das Gesetz bedrohe jede Pflichtversäumnis mit Strafe: diese Antwort befriedigt nur halb. Solche äußeren Gründe genügen nicht, um die stündliche Allgegenwart des modernen Verantwortlichkeitsgefühls zu erklären. Dieses ist freilich ein durchaus subalternes Gefühl; es richtet sich nicht auf die großen Gegenstände der Menschheit, sondern nur auf das Tägliche, auf das Wägbare und Sichtbare. Aber es ist da, als

eine Tugend, einerlei, woher es kommt und wohin es zielt. In ihm ist viel Gehorsam gegen das Leben, gegen das Schicksal; in diesem Pflichtbewußtsein, das bis zum Märtyrerhaften geht, kommt eine lebendige soziale Idee zum Ausdruck. Ein einziger kategorischer Imperativ scheint die ganze Zeit zu beherrschen. Man arbeitet nicht nur des Gewinnstes und der Existenz wegen; man arbeitet auch der Arbeit wegen. Man flüchtet sich in die stillwirkende Ethik der Tagesarbeit; flüchtet sich hinein vor den Gespenstern der Ideallosigkeit. Und wird so ein wenig wieder zum Idealisten. Es ist der Idealismus in unserer Zeit sozial dienend geworden. Er hat sich in ein Pflichtgefühl verwandelt, dem hier und da fast religiöse Züge eigen sind; es schwingt darin eine mürrisch verhehlte, nicht ins Bewußtsein dringende Nächstenliebe. Die Idealität hat sich der profanen Notdurft verdingt; unfähig, der jeder Seele eingeborenen Güte zu widerstehen, versucht jedermann mit ergreifendem Selbsttrug, sich seine ideenlose Arbeit als notwendig und das Notwendige dann als sittlich vorzustellen. Das viel mißbrauchte Schlagwort: alle für einen, einer für alle, hat heute nicht nur wirtschaftlich mechanistisch betrachtet Bedeutung. Unbedenklich vertraut man täglich seine Interessen, ja, sein Leben wildfremden Personen an; dem nie gesehenen Arzt vertraut man seine Gesundheit, dem fremden Lehrer seine Kinder, dem uns innerlich entfremdeten Gesinde sein Haus an. Man überläßt sich mit dem Gefühl vollkommener Sicherheit den schlecht bezahlten Führern der Verkehrsmittel, zweifelt nicht an der Zuverlässigkeit des karg besoldeten Beamten, durch dessen Hände Hunderttausende gehen, vertraut den Menschen, von denen man kauft, denen, die dienen, und den anderen, denen man selbst dient. Und die tausendfachen Tagesgeschäfte, die alle mit allen bis in weite Fernen in Berührung bringen, werden nur dadurch möglich, daß die Grundsätze von Treu und Glauben heute stärker befestigt sind als jemals vorher. Im Gewimmel der Millionen fühlen wir uns sicher und geborgen, erstaunen über jeden Vertrauensbruch und bedenken nicht, daß das allgemeine Pflichtgefühl etwas viel Erstaunlicheres ist. Doch fehlt dann dieses Pflichtgefühl immer wieder dort, wo es sich um höhere, um abstrakte Dinge des Lebens handelt. So sicher man der sozusagen bureaukratisch-subalternen Gewissenhaftigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sein kann, so wenig darf man mit einem höher gearteten, mit einem im Idealen schöpferischen Gehorsam, mit Verantwortlichkeitsgefühl in den Dingen geistiger Kultur rechnen. Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß es einer Zeit ganz an allgemeinen hohen Kulturwerten fehlt, die das soziale Gefühl stärker vielleicht entwickelt hat als irgendeine Zeit vorher. Und das in einer Epoche, die ganz irreligiös ist und ohne deutlich formulierte sittliche Gesetze dahinlebt. Es sind die Religion und die Ethik selbst, die sich so zum Teil in soziales Pflichtgefühl verwandelt haben. In diesem Pflichtgefühl spricht sich der Instinkt für die Notwendigkeit aus, die so plötzlich millionenweis in den Großstädten Zusammengeströmten, die durch

innere Bande sonst nicht Zusammengehaltenen aneinanderzuketten und zu disziplinieren. Der übertriebene Schutz, den das Schwache heute genießt, die Gedanken des sozialen Mitleids und alle die pedantischen Humanitätsideen unserer Zeit sind gewiß, kulturpolitisch betrachtet, eher schädlich als nützlich; aber sie beweisen immerhin die Gegenwart starker Verantwortlichkeitsempfindungen. Aus diesen Empfindungen nur lassen sich auch die vielen Handlungen sozialer Fürsorge erklären, so sehr sie auch mit vom Egoismus, von der vorbauenden Furcht diktiert sein mögen. Die soziale Fürsorge kommt dem Bedürfnis zu weit entgegen, als daß man die Idee sozialer Gerechtigkeit darin verkennen könnte. Wille zur Gerechtigkeit ist aber Gottesfurcht. Es schimmert zweifellos Idealismus in den Tendenzen der Arbeiterfürsorge, der Armenpflege, der Unfallversicherung, des Genossenschaftswesens oder der öffentlichen Gesundheitspflege. Wer es wohl beachtet, wie man den Gefahren des modernen wirtschaftlichen Lebens überall zu begegnen sucht, wie die Ideen der allgemeinen Wohlfahrt sogar wieder zu Objekten der Spekulation werden, der wird zu dem Gedanken gedrängt, daß der Nation über ihren Materialismus schon das Gewissen schlägt. Es gibt keinen großen Unternehmer mehr, dem es nicht Ehrensache schiene, seinen Angestellten Fürsorgeinstitutionen zu schaffen; und der Staat beweist mit seiner Sozialgesetzgebung, wie sehr er sich der Idee ausgleichender Gerechtigkeit verpflichtet weiß. Bis ins Einzelne bekümmern sich die Verwaltungsbehörden um die Volkshygiene und jedes Menschenleben wird in den Millionenstädten behandelt, als sei es unersetzlich. In der polizeilichen Kontrolle sogar ist noch etwas von dem ins Profane transformierten Pflichtidealismus. Etwas Großes ist das alles nicht; aber es ist alles symptomatisch für das Vorhandensein eines idealen Pflichtwillens. Es spricht sich der Erhaltungsinstinkt des Volkes darin aus, wenn die Achtung vor den Daseinsrechten in dieser Weise eine Zeit beherrscht, die theoretisch den Menschen als von tierischer Natur, als einen kunstvollen Naturmechanismus betrachtet wissen will. Selbst in den ganz materialistisch gerichteten Arbeitstendenzen unserer Zeit nimmt man Anzeichen dieses höheren, einen neuen Kulturzustand ankündigenden Gemeinschaftssinnes wahr. Schon der Umstand, daß so fieberhaft, so rastlos gearbeitet wird, daß der moderne Mensch sich seiner Tätigkeit hingibt, als sei er von einer fixen Idee besessen, als wäre das Leben nur ein Durchgangsstadium und als hätte man mehrere Leben zur Verfügung, deutet auf innere, über den Erwerbszweck hinauszielende Leidenschaften. Es ist, als wollten die modernen Deutschen sich möglichst schnell über die unvermeidlichen, häßlichen Übergangszustände hinwegbringen. Aus dem unendlichen Gewirr kleinlicher materialistischer Erwerbsgier tritt mit monumentaler Gebärde der Wille zur Macht hervor, der dem Willen zur ethischen und ästhetischen Kultur überall doch voranzugehen pflegt. In diesem sozial gerichteten Machtwillen finden vor allem die Handelnden und Unternehmenden ein ideales Genüge. Denn er ist letzten Endes nichts

anderes als Gehorsam gegen die Notwendigkeiten der neuen wirtschaftlichen Entwicklung; er macht das Individuum zum Werkzeug eines historischen Zeitschicksals. Darum sieht man so oft die Wohlhabendsten und wirtschaftlich Mächtigsten anspruchslos und bedürfnislos für sich selbst dahinleben, sieht sie ganz in ihren profan erscheinenden Arbeitsideen aufgehen und das Kontor zu einem Allerheiligsten machen. Dem Machtwillen großer Kaufleute, Fabrikanten und Unternehmer, ja, des ganzen arbeitenden Volkes verdankt das neue Deutschland seine Weltmachtstellung, seine schnelle Expansion und seinen wachsenden Wohlstand. Und die Resultate der stetig noch steigenden Arbeitsfülle werden vom Volke poetisch empfunden. Zu Gegenständen phantasievoller Verwunderung werden ihm die Zahlen der Statistiken, zur Begeisterung reißen die Wunder materieller Arbeitshäufung hin. Betrachtet man dann freilich die vorläufigen Resultate der Arbeitsinbrunst, so scheinen sie so leidenschaftlicher Anstrengung nicht wert. Das aber hindert nicht einzusehen, daß in materialistischer Verkleidung der Idealtrieb da ist. Idealismus ist immer, wo der Segen der Disziplin frei anerkannt wird. Darum eben ist dienende Idealität auch in der erstaunlich konsequent durchgeführten Arbeitsteilung unseres Wirtschaftslebens, in dem bewunderungswürdig geordneten Mechanismus der Weltwirtschaft. Staatsmännische Tugenden haben teil an den weitausgreifenden Transaktionen des Geldmarktes und an den Trustbildungen, und es liegt mehr als ein nur egoistisches Interesse in dem Spähen nach neuen Bedürfnissen, in den Versuchen, das Volk zu immer höheren Ansprüchen, zu Luxus und Wohlleben zu verlocken. Nur ist die Idee im höheren Sinne immer noch unintelligent. Sinn für ideale Verpflichtung ist in der Art, wie die Reinheit der Ehe nicht zwar als eine religiös ethische, aber als eine moralisch soziale Pflicht empfunden wird; er ist in der Leidenschaft, womit die moderne Frau um Männerrechte kämpft, und in dem Eifer, womit die Gesellschaft die individuelle Freiheit verteidigt. Handelt es sich meistens auch nur um Scheinfreiheit, so bleiben doch die Opfer, die ihr gebracht werden, Merkmale eines wahren und tiefen Instinktes von der Würde des Menschen. Auf Verantwortlichkeitsgefühl deutet endlich auch die Tatsache, daß sich jedem starken und begabten Willen fast der Weg zum Erfolg öffnet, daß die Zeit dem Talent ein Vorzugsrecht einräumt — vorausgesetzt, daß sie imstande ist, es zu erkennen. Es wird freilich relativ selten in seinen höheren Formen erkannt und richtig gewürdigt, weil die Idealinstinkte überall nur subalterne Gewalten sind, weil sie nicht herrschend und organisierend hervorzutreten vermögen. Darum nur wenden sie sich in so vielen Fällen gegen sich selbst. Und was würde doch sein, wenn diese Energien einem starken Kulturwillen dienten!

Wirklich gefestigte soziale Form, die Zeichen eines gesellschaftlichen Lebensstils sieht man heute eigentlich nur, wo die Vergangenheit solche Gemeinschaftswerte erzeugt und die Tradition sie erhalten hat. Wo das Soziale als Berufsidee

oder Standesgefühl wirklich in bewußter architektonischer Organisation hervortritt, da ist es nicht an Wirklichkeiten geknüpft, denen die Zukunft gehört, sondern an Realitäten, die uns in konventioneller Form überliefert worden sind. Das ist ein Entweder-Oder, dem die Kraft eines Zeitgesetzes innewohnt. Das Leben freilich vermag beiderlei Idealismus zu nützen, den noch gebundenen sowohl, wie den schon konventionell gewordenen. Darum zieht unser Volk zum Beispiel immer noch so reichen Nutzen aus dem Berufsidealismus des Soldaten, trotzdem dieser Idealismus durch den modernen Materialismus nicht siegreich hindurchgegangen ist. Dafür ist es dem Soldatenstande aber auch möglich gewesen, sich vor vielen Lastern und Gefahren der Zeit abzuschließen. Der Berufsgeist des Soldaten ist noch aristokratischer Art; darum erscheint er so oft edler und stärker als der noch ganz formlose demokratische Geist, obgleich diesem die Zukunft gehört. Zweifellos wird der Berufsgeist des Soldaten mehr und mehr von dem demokratischen Zeitgeist unterminiert werden; aber während es geschieht, wird er der sich entwickelnden bürgerlichen Gesellschaft noch wertvolle Lehren geben. Denn seine Organisation stellt etwas Erprobtes dar, dem Züge des Typischen und Allgemeingültigen eigen sind. Wie könnte eine schon konventionell gewordene Organisation sonst ihre Mitglieder so gut erziehen, wie könnte sie sonst Alle, die sich ihr anvertrauen, durch das Berufsgesetz zum Höheren und Tüchtigen hinaufleiten! Nicht grundlos steht in der formlosen modernen Gesellschaft der Berufssoldat immer noch als ein Muster männlicher Ehre da; nicht ohne Ursache wird dem Mann des Volkes die kurze Dienstzeit zu einem der wichtigsten Erlebnisse, so daß er sich in der Folge fest an die so gewonnene, faßbare Vaterlandsidee klammert. Den sozialen Tugenden des Soldaten wird die bürgerliche Gesellschaft erst etwas Gleichartiges entgegenzustellen haben, wenn sie mit lebendig modernen Sinnen die Ideen der Pflicht, des Gehorsams, der Ehre, der Opferfreudigkeit ebenso bewußt wie der Soldat zu erfassen imstande ist, wenn sie frei wollend als sittliche Forderung vor sich hinzustellen vermag, was jetzt erst ein dunkler Instinkt ist. Kein Stand ist, mit Bezug auf die Entwicklungsideen der Zukunft, weniger geeignet vorbildlich zu wirken, als der Soldatenstand; aber keiner ist doch besser geeignet, vor Augen zu führen, wie die Menschen ungefähr aussehen werden, wenn sie wirklich zu neuen Idealisten der Tat geworden sein werden, wenn die Herrschenden alle Gentlemen, die Dienenden alle in ihrer Art Charaktere sein werden. In diesem Sinne ist der deutsche Offizier noch vorbildlich. Er wirkt durchweg wie ein adeliger Mensch, weil er durch Gehorsam frei und willensstark geworden ist, durch Ehrgefühl bewußt und höflich, durch das Gefühl seiner Würde vornehm, durch Hingabe an ein Berufsideal tapfer, enthaltsam und bescheiden. Im Soldatenberuf herrscht die Sachlichkeit, die Selbstbeschränkung, die charaktervolle Tüchtigkeit, es ist in ihm Begabung und Jugend, weil dort ein Gesamtheitsideal die persönliche

Idealität aufzunehmen vermag. Und das ist der größte Erfolg, den sozialer Idealismus haben kann.

Der Versuch, die nicht historisch konventionellen, die ganz modernen Sozialinstinkte zu allgemein gültigen Staats- und Lebensprinzipien auszugestalten, ist am konsequentesten innerhalb der Sozialdemokratie gemacht worden. Dieser Versuch allein schon gibt der deutschen Arbeiterpartei darum historische Bedeutung. Mit großer Kühnheit und tiefem Idealismus haben sich die Sozialdemokraten die Vorteile einer alle Glieder einigenden Gesinnung zu sichern gesucht, indem sie ihre Sozialdogmen und Weltanschauungslehren bis zur religiösen Inbrunst emportrieben. In ihren Lehren vom Zukunftsstaat und von der sozialen Gerechtigkeit ist geradezu christlicher Geist. Daß es die Enterbten der Gesellschaft sind, die Dienenden und Besitzlosen, in denen die latente Idealität der Zeit zuerst zu Bewußtsein gekommen ist, kann nicht Zufall sein. Wer am meisten zu ersehnen hat, ist am hoffnungsvollsten; und der Hoffnungsvollste wird stets am meisten Idealist sein. Lebten wir in einer glaubensfrohen Zeit, so wäre aus den Lehren der Sozialdemokratie sicher eine neue religiöse Bewegung hervorgewachsen, ähnlich wie der Protestantismus einst aus den Bauernkriegen hervorgegangen ist. Die Zeit ist aber unfähig, das Religiöse zu produzieren. Und das hat den Idealismus der Sozialdemokraten um Größe und Monumentalität gebracht. Sie verkümmern in dem Widerspruch, daß sie allen höheren religiösen Zeitideen gegenüber den Dünkel der Halbbildung und einen kalten, materialistischen Skeptizismus zur Schau tragen, während sie von romantischer Idealität doch erfüllt sind. Sie sind politische Partei geblieben, wo sie eine große Kulturpartei hätten bilden können und bilden müssen, weil sie die Gerechtigkeitsidee ganz ins Materielle verlegt und sie damit gemein gemacht haben. Denn so hat die Logik des ökonomischen Materialismus sie gezwungen, ihr soziales Ideal nicht auf Liebe zu gründen, sondern auf Haß. Auch in diesem Fall ist das Niedere dem Höheren wieder übergeordnet worden. Und gerade das hat verhindert, daß das soziale Ideal den Wirklichkeiten der Zeit vorurteilslos entrungen werden konnte. Da die Hälfte des Wirklichen, alles Kapitalistische, alles Bürgerliche, alles wahrhaft Künstlerische, zum Beispiel, von den Sozialdemokraten nicht anerkannt wird, so muß das sozialistische Ideal, das lebendig nur aus dem Ganzen des Lebens hätte hervorgehen können, die fehlende Lebenshälfte durch Theorie ersetzen. Das hat die Sozialdemokraten dann so tief in Tendenz, Ideologie und Romantik geführt, so daß die revolutionärste deutsche Partei heute zugleich die reaktionärste ist. Die idealen Züge werden in dieser Partei materialistisch verstanden und die realen Ziele ideologisch, das Dogma herrscht an Stelle des Lebens. Darum vermag diese Partei nicht zu einer wahrhaften Volkspartei zu werden und auch nicht zum allgemein anerkannten Vertreter wirtschaftlicher Interessen. Und doch ist unendlich viel wahrer Idealtrieb in ihr. Es ist Ursprünglichkeit in ihr und

Jugend und ein Wissensdrang, der fanatisch fast nach oben strebt; in der genossenschaftlichen Despotie ist etwas, wie ein römisch starker Gemeinsinn, in dem blinden Gerechtigkeitsdrang ist Gottesfurcht, und in dem ungeschichtlichen, kulturfeindlichen Denken sogar sind noch ursprüngliche Willensenergien. Es ist etwas Großes um die Leidenschaft, womit sich die Mitglieder dieser Partei den Programmideen hingeben, Opfer dafür bringen und womit sie auf befreiende politische Wunder warten.

Wo der soziale Idealismus nicht im Instinktiven stecken geblieben ist, da ist er in diesen ersten Jahrzehnten eines noch unorganisierten neuen Zeitalters stets begrifflich formuliert worden. Die Sozialwissenschaft hat sich seiner bemächtigt; es ist versucht worden, die modernen Lebenskräfte von der Gelehrtenstube aus zu organisieren. Das Sozialempfinden ist auf Formeln und Systeme gebracht worden, und das um so mehr, als sich jeder selbständige Geist heute irgendwie mit den sozialen Problemen auseinandersetzt. Endgültiges ist bei dieser faustischen Sozialgrübelei freilich nicht herausgekommen, weil der Einzelne niemals reflektiv leisten kann, was die Allgemeinheit spontan schaffen muß. Aber es spricht auch dieses Symptom doch für die Gegenwart eines sozialen Idealismus. Überall wird um Sozialideen gekämpft und in den kühlsten Köpfen entzünden sich die Irrlichtflämmchen der Utopie. Es steht die merkwürdige Erscheinung des Idealkonstrukteurs Marx, dieses Präzisionsarbeiters des Sozialbegriffs, der zum Heiligen einer großen Partei geworden ist, vor uns da; es taucht der Geniekopf des Realromantikers Lassalle auf und neben ihm blickt ein ruhiger Nationalsozialist wie Rodbertus aus der Zeit hervor. Einer nach dem andern ziehen die Gelehrten und die autodidaktisch gebildeten Führer des Sozialgedankens vorüber. Ihre Namen und Lehren sind ein wesentlicher Teil der neuen deutschen Geschichte. Denn jeder Einzelne, von Schultze-Delitzsch bis Bebel, von General Booth bis Stöcker, hat seine Gemeinde. Es ist nicht zufällig, daß Sozialethiker wie Ibsen und Tolstoi, wie Ruskin und Dostojewskij in Deutschland ihr verständnisvollstes Publikum gefunden haben; es ist ein beachtenswertes Symptom, daß Stirners und Nietzsches Ideen mit der Gewalt von Gewittern gewirkt haben, daß jeder ernsthafte moderne Dichter zur Hälfte immer Sozialapostel ist und daß die Künste sich in demselben Maße sozialisiert wie demokratisiert haben. Selbst in dem Irrtum, der eine Kunst für alle will, steckt ein richtiger Sozialinstinkt. In der Poesie und in den bildenden Künsten spielt das soziale Sujet heute fast dieselbe Rolle wie das christliche Sujet in der gotischen Kunst, das mythologische in der Renaissance. Was moderne Ästhetiker im Kunstwerk den Gehalt nennen, ist in sehr vielen Fällen eine soziale Idee. In allen seinen geistigen Schattierungen ist der Sozialismus eben zum Objekt moderner Weltanschauung geworden. Freilich ist, was in der Kunst als soziales Symbol gemeint war, meistens noch Tendenz geblieben; und so ist die Kunst, ihrer

Bestimmung entgegen, zur Waffe der Sozialkritik geworden. Die Künstler werden zu Anklägern, zu Agitatoren oder zu Verherrlichern des leidenden Volkes. Was der junge Schiller in „Kabale und Liebe" begann, was Hebbel in seiner „Maria Magdalena" fortsetzte, das haben moderne Dramatiker, wenn nicht kunstvoll, so doch tendenzvoll zu Ende geführt. Ibsen hat eine ganze Sozialkritik gegeben, Hauptmann hat seine stärksten Wirkungen der Sphäre sozialer Problematik abgenommen und auch der junge Nachwuchs noch erfüllte die Zeit mit sozialen Klagen und Anklagen. Das soziale Tendenzdrama spricht in allen Tonarten von der Bühne herab, als dramatisierter Zeitungsartikel und als Volksversammlungsdramatik, als soziales Rührstück oder als soziale Groteske. Die ganze revolutionäre Kunst- und Literaturbewegung der neunziger Jahre ist ohne die soziale Dominante nicht vorstellbar. Wie sehr es sich den modernen Künsten um Fragen der Religion, Ethik, Politik, Sozialkritik usw. handelt, das beweist auch die Verehrung, die den großen Grenztalenten, den Reformatoren und Propheten zuteil wird. Nietzsche gehört zu ihnen, Ruskin, Tolstoi und alle Geister ihrer Art. Nie sprach die Leidenschaft zum Guten, Großen und Schöpferischen reiner als aus diesen Männern; und nie kennzeichnete die Stärke ihres Kulturwunsches doch auch deutlicher den Mangel an Kultur. Es ist in unserer Zeit der soziale Roman geschaffen worden, der vom Einfluß des Milieus handelt, der uns zeigt, wie der Einzelne Opfer der Zeit wird oder wie er sie napoleonisch zwingt, wie die Zeitideen die Jugend verwirren und verzweifeln lassen und wie sich der Ring der allgemeinen sozialen Verknechtung fest und unlöslich schließt. Als Gegenspiel ist der utopische Roman entstanden, der die Zustände der Gegenwart mittels der Idee zu überwinden sucht; und so wenig er als Kunstwerk bedeutet, so wichtig ist er auch als Symptom des gegenwärtigen sozialen Idealismus. Selbst der moderne Lyriker kommt ohne das Soziale nicht aus, wenn er seine inneren Zustände schildert. Der bildenden Kunst hat das soziale Gefühl die Fesseln des Ateliereklektizismus abgenommen, hat ihr neue Wirklichkeiten und lebendige Stoffe zugeführt. Die moderne Malerei stellt die Arbeit dar, malt ihr Leid und ihre Mühe, aber auch ihr Edles und Heroisches. Millet, Segantini, Meunier und andere ihrer Gesinnung haben auch für die modernen Deutschen gelebt. Aus den Bildern unserer eigenen besten Talente ist der soziale Einschlag nicht fortzudenken. Leibl und Liebermann, als die Führer süddeutscher und norddeutscher Malkunst, sind durchaus sozial empfindende Künstler, wenn in ihren Werken auch nicht die Spur von Tendenz mehr ist. Wo immer in den Ateliers ernsthaft um neue Kunstwerte gerungen wird, da ist auch in irgendeiner Weise das Soziale gegenwärtig. Am meisten vielleicht in den Arbeitsräumen moderner Architekten. Der Baukünstler sieht sich heute immer mehr gezwungen, selbst zum Bauherrn, zum Unternehmer zu werden und auf Vorrat zu bauen, das heißt: ein sozialer Zeitdeuter zu sein und dem Wollen der Epoche tastend voranzuschreiten. Er

baut die Großstädte, schafft Millionen neuer Menschen Wohnstätten und dem Arbeitsgetriebe Werkstätten; er sieht sich gezwungen der Allgemeinheit die sozialen Gedanken abzunehmen, die sie selbständig noch nicht denken kann. Von diesem sozial empfindenden Architekten vor allem, oder, genauer, von dem autodidaktisch von der Malerei und Skulptur zur Baukunst hinaufstrebenden, ist unser neues Kunstgewerbe geschaffen worden. Die Reformatoren der Architektur haben es tief begriffen, daß Kultur nur ein Ganzes sein und nur aus dem Innern kommen kann. Darum sind sie ebensosehr Ethiker, Agitatoren edler Lebensformen, Sozialreformer und Wirtschaftspolitiker wie Künstler und Kunsthandwerker. Und nichts beweist vielleicht so sehr die Gegenwart eines sozialen Idealismus, wie diese Arbeit des modernen Kunstgewerbes.

In keiner Zeit hat vielleicht die Produktionsfähigkeit in einem so seltsamen Verhältnis zum Produktionswillen, die Unkultur zur Kulturungeduld gestanden. Der Idealismus ist da; aber er ist im wesentlichen Theorie und Idee, ist nicht natürlich organisiert und ist der Nation darum mehr noch eine Qual als ein Glück. Kultur werden wir erst wieder haben, wenn Keiner mehr an das Soziale denkt, weil jedermann spontan lebt, was jetzt erst gedacht und tendenzvoll gewollt werden kann.

Eine andere zur Herrschaft berufene ideale Energie, die ebenfalls in eine dienende Stellung gedrängt worden ist, tritt Einem in dem Wahrheits- und Wirklichkeitssinn unserer Zeit entgegen. In unserer religionslosen und glaubensarmen Zeit gibt es kaum einen geistigen Menschen in Deutschland, dem nicht die Liebe zu dem als wahr und wirklich Erkannten selbstverständlich wäre. Dem objektiv Wahren gegenüber weiß man sich heute nicht weniger verantwortlich, wie man sich früher Gott, dem Erlöser und der Kirche verantwortlich gefühlt hat. Man lebt und stirbt gewissermaßen für die Wahrheit. Opfer des wissenschaftlichen Wahrheitssinnes, wie Giordano Bruno oder Galilei sind den modernen Deutschen zu Heiligen fast geworden; als wahrhaft ideal empfindet man es, wenn Forscher und Künstler um ihrer Wahrheiten willen leiden, man rühmt den Erfinder, den nichts im Glauben an seine Idee erschüttert und preist am lautesten den Erfolg, der sich auf Wahrheitsforschung gründet. Voraussetzungslos wahr in Wissenschaft und Kunst zu sein, ist dem Lebenden Ehrensache. Etwas Großes ist in diesem Arbeitsethos, in diesem unbeirrbaren Willen zum Wahren und Wirklichen. Ja, es ist Religiöses darin; denn diese Ehrfurcht vor dem Seienden ersetzt dem modernen Skeptiker in manchem Punkte den Glauben an die sittlichen Endziele des Lebens. Um so schmerzlicher ist es, daß selbst diese Idealkraft nicht kulturbildend im höheren Sinne ist. Der Fehler besteht auch hier wieder darin, daß ein innerer Trieb als etwas Äußeres begriffen wird, daß das Verlangen nach Wahrheit zu sehr objektiviert worden ist. Auf Kosten der Sache verleugnet der moderne Mensch seine Seele; und damit begibt er sich seiner eigentlichen

kulturbildenden Kraft. Da die Wahrheit draußen, als etwas für sich Bestehendes gesucht und gefunden wird, da keine Wechselwirkung innerer und äußerer Erkenntnisse stattfindet, so vermag sich der neue Deutsche an der Fülle seiner modernen Wahrheiten und Wirklichkeiten nicht ethisch und ästhetisch emporzubilden. Sein Wahrheitsidealismus kann nicht phantasievoll sein, vermag nicht religionsartige Schlußfolgerungen zu ziehen. Er ist nur auf das Sichtbare, Wägbare und Beweisbare, auf das Experimentelle und Wahrscheinliche gerichtet. Dadurch geht ihm höherer Schwung ab, er neigt zum Pessimismus, zur Skepsis. Die Wahrheiten werden nicht gesucht, um die Erhabenheit der göttlichen Weltordnung immer neu zu beweisen, sondern eher, um Beweise gegen das Göttliche zu sammeln. Man ist enthusiasmiert, aber nicht so sehr über das Wunder des Lebens als Ganzes, sondern über das einzelne Erkenntnisresultat. Darum gehen aus dieser Wahrheitsforschung scharfsinnige Analytiker hervor, aber nicht starke Synthetiker. Das Musikalische im Menschen wird nicht aufgeregt. Der Mensch ist um der Wahrheit willen da, nicht umgekehrt. Und darum eben kann sich der Verstand so gut mit den Erkenntnisproblemen beschäftigen, darum können die Resultate einer erstaunlichen Empirie so kunstvoll gruppiert, kann die Wahrheitsforschung so fein spezialisiert und in weitverzweigter Arbeitsteilung organisiert werden. Dieser Wahrheitsidealismus baut Eiffeltürme, aber keine gotischen Dome, erklärt die Gesetze der Tonschwingungen, aber führt nicht zu neuer Musik, sagt uns genau was die Kunst darf, kann und soll, aber macht nicht bedeutende Künstler. Er dient, wo er herrschen könnte.

Immerhin: was für ein Diener ist das doch! Welche Fülle von Tugend ist auch wieder in diesem Tatsächlichkeitshunger und in wie vielen Dingen hat er dem modernen Leben doch Nutzen und Freiheit gebracht! Unsere Zeit genießt die Vorteile, die darin liegen, wenn strenge Denkkonventionen, wie jeder Kulturzustand sie mit sich bringt, die Wahrheitsforschung nicht behindern. Mit welcher Freiheit darf nicht jedermann seine Meinung äußern! Was den Staat nicht geradezu umzustoßen droht, darf allerorts frei gesagt und propagiert werden. Sogar die staatsfeindliche Theorie wird bis zu gewissen Graden geduldet; die Achtung vor der Wahrheitsforschung ist fast unbedingt. Jedes Forschungsresultat wird gleich zum Gemeinschaftswert; und Gelehrte, Erfinder, Techniker und Forscher sind populär wie es früher nur die Künstler waren. Die moderne Menschheit ist nach neuer Empirie so hungrig, daß sie jeden Mehrer wissenschaftlicher Erfahrung als Kulturheroen preist; und sie zeigt so schnelles Verständnis für die wissenschaftlich technischen Wahrheiten, daß sie gleich immer zur praktischen Verwertung schreitet. Diesem forschenden Wahrheitsidealismus verdanken die modernen Deutschen den Ruhm, vortreffliche Empiriker, bewunderungswürdige Techniker und sehr gründliche Naturforscher zu sein. Von

der Wahrheitforschung ist die moderne Humanität determiniert worden; man hat das Krankhafte im Verbrechen erkannt, die Erkenntnisse der Hygiene so sehr popularisiert, daß daraus eine umfassende Organisierung zugunsten der Volksgesundheit und eine nützliche Förderung des stärkenden Sports hervorgegangen sind. Und es hat das neue Wissen sogar Anfänge einer neuen Weltanschauung gebracht. Die Wissenschaft hat uns die Erde als ein organisch gewordenes, abhängiges Planetengebilde erkennen gelehrt, den Himmel als eine Unendlichkeit von Welten, Zeit und Raum als etwas Relatives, das Ich als eine notwendige Determination und als ein Glied in der unendlichen Kette der Menschheit. Das Weltwissen hat zwar all unsere Himmel entgöttert; aber dem Phantasievollen hat es die Welt auch bis ins Unendliche geweitet. Die Wahrheitsforschung hat uns den Entwicklungsweg vom Tier zum Menschen gezeigt und hat mit dieser Einsicht die Einbildungskraft der Nüchternen mächtig aufgewühlt. Der Name Darwin ist zum Ausdruck einer modernen Weltanschauung geworden; die Entwicklungslehre wird geradezu mythologisch begriffen. Hier geht der Wahrheitstrieb schon ins Religiöse über. Hinter dem Naturgesetz steht das ewige Müssen, umwebt von der Gloriole des Göttlichen.

In den Künsten hat der Wahrheitstrieb den Kunststoff von Grund auf revolutioniert und die Herrschaft des Akademismus gebrochen. Er hat die Phrase getötet, die Kunst in einer neuen Weise auf Gegenwärtigkeit gegründet und sie von Grund auf naturalisiert, wenn er sie auch, der im allgemeinen nur äußerlichen Reformarbeit wegen, nicht im Wesenskern hat erneuern können. Der Wahrheitstrieb hat im Überschwang jungen Erkennens sogar zuviel getan; er hat oft genug die Ergebnisse der Wissenschaft unmittelbar auf die Künste angewandt, was durchaus unkünstlerisch ist. Aber auch das ist dann ein Zeichen eines nur falsch angewandten Idealismus gewesen. Den Beweis dafür wird nicht verlangen, wer die moderne Revolutionierung der Künste miterlebt hat, wer gesehen hat, mit welcher Leidenschaft die Kunstgesetze, die Techniken, die Wirkungsfragen in Poesie, Malerei, Skulptur, Architektur und Kunstgewerbe neu gedacht worden sind. Die Poesie verdankt dem Wahrheitsidealismus der Modernen eine neubelebte dramatische Prosa, eine poetische vertiefte Vorurteilslosigkeit, und ein neues Verhältnis zum Objekt. Die Malerei verdankt ihm neue Darstellungsmöglichkeiten von Licht, Luft und Bewegung, und Baukunst und Kunstgewerbe sind von ihm zu einer neuen Materialästhetik, einer modernen Bautechnik und zu ganz neuen Zweckbegriffen erzogen worden.

All unser Lebensgefühl wird beeinflußt vom modernen Wahrheitstrieb. Er hat dem modernen Deutschen die Intelligenz geschärft, hat ihn sachlich gemacht und ihn von Sentimentalität befreit. Freilich geben sich alle diese guten Eigenschaften noch profan, weil sie mehr auf ein Äußeres als auf ein Inneres gerichtet sind; aber sie haben über das Romantische und Ideologische doch schon

den Sieg davongetragen. Käme ein großes seelisches Wollen hinzu, so dürften wir uns bedeutender Taten versehen. Heute schwankt der Deutsche aber haltlos noch zwischen seinen neuen Wahrheiten einher. Er ist der Diener seiner Wahrheiten und muß sich führen lassen, wohin ihn die Logik der Gedanken weist. Das macht ihn unproduktiv im höheren Sinne, wo so viele Voraussetzungen zu schöner, fruchtbarer Produktivität doch gegeben sind.

Sucht der Wahrheitssinn die Welt und das Leben neu zu denken, so bemächtigt sich das Gefühl der Erscheinungen mittels einer Empfindungskraft, die Impressionismus genannt worden ist. Der Ausdruck entstammt der Terminologie der neuen französischen Malerei, hat aber allgemach Geltung erlangt für den Bereich des ganzen Lebens. Das Wort bezeichnet, was zu jeder Zeit dem Bewußtsein vom Wesen der Dinge voraufgegangen ist. Impressionismus soll die Fähigkeit bedeuten, alle sinnlich geistigen Eindrücke ursprünglich, ohne Voreingenommenheit aufzunehmen; das Wort steht für die intelligente Gefühlskraft, die im tiefen Erstaunen vor den Wundern des Daseins verweilt und, leidend fast, ein Urwesentliches wahrnimmt. Impressionismus gab es eigentlich zu allen Zeiten, weil jeder Einzelne vor Welt und Leben immer steht, als sei er der erste Mensch. Aber es ist doch ein Unterschied in den Zeiten. Aus der Impressionskraft nämlich entwickelt sich im Laufe der Zeit immer die Stilform, die Konvention, das Dogma, das Gesetz. Impressionismus ist etwas Flüssiges, ja Gestaltloses; aber es ist die Vorbedingung zur Form, wie die Empfindung die Prämisse des Begriffs ist. Aus der Impression der ethischen Gewalten geht die Religion und sodann die Kirche hervor, aus der Impression des Ästhetischen die Kunstform, aus der Impression der wirtschaftlichen Kräfte die soziale Organisation. Ist die Form aber gefunden, hat sich die Empfindungskraft in Konvention und Formorganisation verwandelt, so tritt das Formresultat als Stil anstelle der primären, unbeschränkten Eindruckskraft. Darum äußert sich der Impressionismus am stärksten immer in Epochen, wo neue Kulturformen erst werden wollen. Und darum beweist der Impressionismus der modernen Deutschen ebenso sehr, daß diese zu neuen Kulturformen noch nicht gelangt sind, wie daß sie auf dem Wege sind, sich welche zu erwerben.

Begonnen hat man bei uns damit, die überkommenen, leblos gewordenen Weltanschauungsdogmen, die Petrefakte der dem vorigen Zeitalter eigentümlichen Impressionsresultate aus dem Weg zu räumen; und es ist ein neues Weltgefühl dann gekommen, kaum daß der Weg zur Ursprünglichkeit wieder frei war. Dieses Gefühl ist vor der Hand freilich erst ein vager Instinkt; aber der ergreift allgemach die ganze Nation und bereitet sie vor für die Zukunft. Der Deutsche der Gegenwart weiß es noch gar nicht, wie sehr er das Kind moderner Impressionskraft ist. Wie es Zeiten gibt, wo die Nation phantasieärmer ist als sie glaubt — es sind das vor allem die Zeiten des Epigonentums —,

so ahnt das Volk in einer Vorbereitungszeit wie der unseren nicht, wie phantasievoll es in seinem unbewußten Empfindungsleben ist. Es weiß nicht, daß sich in seine Impressionsfähigkeit alles religiöse Ahnen geflüchtet hat, daß sein ethischer Wille darin träumt, daß seine Kunst von hier aus ihren Zukunftsweg schon genommen hat und daß seine Arbeitsfähigkeit an diesem Gefühlsquell sich labt. Dieser Impressionismus ist die unbewußte Einsicht, daß in jedem zufälligen Stück Leben immer die ganze Welt ist, daß in jedem Teil der Natur das Kosmische schwingt, daß das Lebendige allgegenwärtig ist. Dieser Impressionismus ist die Fähigkeit, viel Kausalität, nach Gradwerten geordnet, mit einem Blick zu übersehen; das Subjektive wird darin objektiv und das Objektive subjektiv. Es schlummert darin die Synthese der Zukunft.

Nur aus dieser Weltimpressionabilität kann den Deutschen eine Erneuerung des religiösen Denkens hervorgehen; denn in ihr ist das mystische Erleben der Welt, das philosophische Erstaunen, das tiefe, stumme Wundern ursprünglicher Anschauungskraft. In dem Maße, wie die alten Wertungen an Kraft verlieren, tritt diese Impressionskraft deutlicher hervor. Sie umfaßt nicht einzelne Teile, sondern das Ganze, sie sieht auf das profane Leben mit demselben Blick wie auf das höhere geistige. Darum wendet sich nicht nur der Künstler an seine Impressionskraft, sondern auch der bedeutende Kaufmann, der Fabrikant und Unternehmer. Der Impressionismus dieser Tätigen und Handelnden besteht darin, daß sie bei ihren weitverzweigten, den staatsmännischen Blick erfordernden Geschäften viele Ursachen und Wirkungen in einer einzigen Kausalempfindung zusammenfassen. Das kann nicht der logisch verknüpfende Verstand tun, sondern nur das intuitive Gefühl. Spricht man von genialen Kaufleuten und von ihrem Glück, so meint man im Grunde ihre intuitive Impressionsfähigkeit. Und wenn immer wieder die Berufung tüchtiger Kaufleute zu den Staatsgeschäften gefordert wird, so geschieht es aus der Einsicht heraus, daß unsere Berufspolitiker und Staatsdiener mehr konventionalistisch gewordenen Begriffen folgen als lebendigen Impressionen, daß im Gebiete der Politik, trotz Bismarck, die ursprüngliche Intuition weniger als je Geltung hat.

Am reinsten äußern sich die Wirkungen der Impressionskraft im Bereich der Künste. Es zeigt sich dort, daß jene beiden andern Idealkräfte: das Sozialgefühl und der Wahrheitstrieb, eigentlich nur Diener der Idee sind, die man Lebensimpressionismus nennen könnte. Diese ist die geistige und darum die herrschende, formbildende Idee. Sie enthüllt ihr geistiges Wesen schon dadurch, daß sie nicht gelehrt werden kann, denn sie ist eine Weltanschauung, die der Künstler entweder hat oder nicht hat. Sie ist ein Zwang, Welt und Leben mit ganz bestimmten Empfindungen zu sehen, und von Voraussetzungen aus, die die Ergebnisse der ganzen neuen Zeit sind. Wo immer in der modernen Kunst das soziale Zeitgefühl und der Wahrheitsdrang zur schönen

Stilform ästhetisch erhöht worden sind, ist es mit Hilfe der Impression geschehen. In der Literatur ist die tiefgrabende Psychologie, die den Menschen seinen ursprünglichen Trieben und Leidenschaften nach wieder zu begreifen und dem Momentanen das Wesentliche, das Bleibende abzugewinnen sucht, ganz ein Produkt der Impression. Das moderne Leben gibt sich selbst Rechenschaft mit Hilfe dieser synthetisch gerichteten, poetischen Seelenanalyse. Es ist so zu einer neuen Kunstgattung gekommen, die durch Namen wie Ibsen, Dostojewskij, Tolstoi, Strindberg, Maeterlinck, Hauptmann, Dehmel, Paul Ernst usw. bezeichnet wird. Die deutsche Malerei verdankt dem Impressionismus, indem sie dem Vorgange der französischen Malerei selbständig folgt, den Anfang eines wahrhaft modernen Stils, verdankt ihm Persönlichkeiten wie Leibl und Liebermann und den entscheidenden Einfluß auf Künstler wie Feuerbach, Böcklin und Marées. Die Skulptur ist durch den Impressionismus zu einer neuen lebendigen Auffassung der Antike hingeleitet worden, die Baukunst beginnt neue Bauformen aus phantasievoll begriffenen Notwendigkeiten der Konstruktion abzuleiten, und das neue Kunstgewerbe gelangt zu bedeutenden neuen Werten, auf Grund einer Anschauungskraft, die durchaus vom Eindruck moderner Willensenergien ausgeht. Was irgend in den Künsten mit Recht modern genannt wird, das ist eine Kraftprobe des Impressionismus; immer mehr beginnt das Erstaunen vor der Welt zum Kunstgefühl zu werden. Es ist ein Irrtum, wenn die Epigonen vom Impressionismus als von einer Dekadence sprechen; er ist kein Ende, sondern ein Anfang. Vorläufer wie Stirner und Nietzsche waren seine Propheten. Er hat den modernen Deutschen von vielen Vorurteilen und Konventionalismen schon befreit, hat ihn frei gegen sich selbst gemacht, gefühlsstärker und unbefangener. Es taucht in seinem Gefolge der Begriff von der Relativität alles Lebens auf; und daraus resultiert dann eine gesunde Skepsis und die Abneigung gegen alles falsche Pathos. Aus dem Nihilismus, aus hoffnungslos scheinendem Pessimismus führt die Impressionskraft zu neuer Zuversicht. Sie lenkt den Großstadtmenschen zur Natur zurück. Nicht zu einer sentimental, ideologisch begriffenen Natur, sondern zu den ewigen Tatsächlichkeiten und stählenden Realitäten der Natur. Überall tritt die Impression des Wesentlichen als ein Korrektiv der Sentimentalität auf. Sie lehrt, das Staatsleben wirklicher als bisher betrachten, nämlich als einen Machtkampf, wie er zur Erhaltung des gesunden Nationallebens notwendig ist; sie lehrt uns die Schule des Leidens zu schätzen und dem Anblick von Not, Elend und Lebensgraus nicht auszuweichen, sondern selbst daraus noch Bestätigungen des ewigen Lebenssinnes zu gewinnen. Die Impression lehrt auf die eigenen Instinkte als auf ein Ursprüngliches achten; sie läßt die Einbildungskraft von neuem in die Räume der Unendlichkeit blinzeln, in eine jenseitige Welt, die denselben Kausalgesetzen untersteht wie die diesseitige. In dem scheinbar kalten Positivismus der Impressionskraft ist Bejahung; und das

ist das Entscheidende. Sie ist, alles in allem, das eigentliche Werkzeug moderner Intuition; darum stammt sie geradenwegs von der genialen Energie der Nation ab und ist die wichtigste aller erkennbaren kulturbildenden Mächte unserer Zeit.

Auf vielen Punkten noch könnten Wirkungen lebendiger Idealkraft gezeigt werden. Das hier Umschriebene genügt aber, um zu beweisen, daß unsere Zeit noch so reich ist an Idealismus wie irgendeine Epoche der Vergangenheit. Nur vermag der Deutsche nirgends aus diesen Kräften schon höheren Nutzen zu ziehen, weil sie nicht fruchtbar organisiert sind. Nur dadurch entstehen die Zustände der zivilisierten Kulturlosigkeit, die alle Guten und Tüchtigen erschrecken und deren Grotesken ein wenig an das römische Fest der Saturnalien denken lassen, von dem berichtet wird, daß für vierundzwanzig Stunden das Verhältnis der Dienenden und Herrschenden umgekehrt wurde, dergestalt, daß die Sklaven sich als Herren zu Tisch setzten, während ihre Gebieter sie bedienten. Die deutsche Kulturarbeit des nächsten Jahrhunderts wird darauf gerichtet sein müssen, der vorhandenen Idealkraft eine neue große Organisation zu schaffen. Eine Titanenarbeit! Denn sie schließt nichts Geringeres ein, als die Stabilierung eines die ganze Nation umfassenden ethischen Ideals, von dem aus alle Gedanken des Lebens und des Todes neu gedacht werden können und das imstande ist, den Deutschen im höchsten Sinne selbstbewußt, kulturbewußt zu machen.

Daß der Deutsche an diesem neuen Selbstgefühl schon baut, leidet nicht Zweifel. Nietzsche trifft das Rechte, wenn er sagt: „Die Deutschen sind noch nichts, aber sie werden Etwas; also haben sie noch keine Kultur — also können sie noch keine Kultur haben! Sie sind noch Nichts: das heißt sie sind allerlei. Sie werden Etwas: das heißt sie hören einmal auf, allerlei zu sein. Das Letzte ist im Grunde nur ein Wunsch, kaum noch eine Hoffnung; glücklicherweise ein Wunsch, auf dem man leben kann, eine Sache des Willens, der Arbeit, der Zucht, der Züchtung so gut als eine Sache des Unwillens, des Verlangens, der Entbehrung, des Unbehagens, ja der Erbitterung, — kurz, wir Deutschen wollen Etwas von uns, was man von uns noch nicht wollte — wir wollen Etwas mehr!"

Fragt man sich, was nun geschehen müsse, damit die Deutschen auch geistig ein einiges, mächtiges Volk werden, so ist vor allem zu wissen nötig, daß es verkehrt wäre, durch äußeren Anstoß irgendeine dauernde Besserung zu erwarten. Nur aus dem Innern, aus der Seele aller Einzelnen kann die Erneuerung kommen. Kein Deutscher hat ein Recht, als Reformator aufzustehen und von Zukunftskultur zu sprechen, wenn er nicht zuerst sich selbst, sein ganzes Fühlen und Denken von Grund auf erneuert. Nur von vielen Zentren, von vieler Persönlichkeitskultur, die das Bessere allmählich über die ganze Nation verbreiten, kann neue Gemeinschaftskultur ausgehen. Eine wohlverstandene Betonung des Persönlichen, des subjektiven Verantwortlichkeitsgefühls ist darum unter den gegebenen Umständen das Nächste. Das letzte Ziel ist es freilich nicht.

Das besteht vielmehr darin, die ganz persönlich gewordene Nation gemeinsamen Kulturkonventionen zu unterwerfen; Konventionen, die jeden Einzelnen zur höchsten Leistungsfähigkeit erziehen, während sie ihn in Reih und Glied stellen. Ein Gehorsam ist das Ziel der großen nationalen Selbsterziehung, der aus höchstem Freiheitsgefühl hervorgeht, eine Bildung, die nur um werktätiger Sachlichkeit und lebendigeren Lebensgefühls willen gesucht wird, eine Arbeitstüchtigkeit, die vom Ehrgeiz der Leistung regiert wird, eine Idealität, der nichts Papierenes mehr anhaftet, sondern die mit allen Wurzeln in den Wirklichkeiten haftet, eine Vorurteilslosigkeit, die der Ehrfurcht entspringt, und eine Religiosität, die im Lachen und Weinen des Daseinsgefühls ihren Ursprung hat. Die Zeit will einen Typus des Deutschen, dem der nüchtern wägende, aber großzügige Realitätssinn des Engländers, womit allein die Weltgeschäfte der Industrie und des Handels erfolgreich betrieben werden können, nicht fremd ist, dem diese Eigenschaften aber doch nur Teile eines umfassenden faustischen Willens sind, weil er nicht von seinem eingeborenen Drang nach Universalismus und kosmopolitischem Weltbürgertum lassen mag. Einen Deutschen, der das Sachliche sachlich, das Wirkliche wirklich, das Profane weltklug behandelt und doch das Geniale und Heilige begreift und es im gegebenen Moment allem voranstellt; der eines Luther, eines Goethe und Bismarck würdig ist in der Einsicht, daß das Ideale nur aus den wirklichsten Wirklichkeiten hervorgehen kann, daß aber nur solche Realitäten wirklich sind, die von vornherein auf geistigem Untergrund ruhen.

In der Stille bildet sich schon eine Partei so gearteter Deutscher. Eine namenlose, aber täglich wachsende Partei, die sich aus den Besten aller Stände und Berufe zusammensetzt, die durch nichts schon organisiert ist, so daß die Mitglieder sich kaum zu erkennen vermögen und die eine sichtbare Macht darum noch nicht ausübt. In der Stille aber wirkt sie schon bedeutend genug, weil sie die Wahrheit vertritt, deren stummer Majestät auf die Dauer nichts widersteht. Sie zieht die Jugend zu sich heran. Die neue Jugend, die unter reichen Aspekten geboren, von hoffnungsvollen Zukunftskräften erzogen wird; die nicht mehr mit unaufgeschlossenen Sinnen ins Leben tritt, der die Zeit eine nützliche kritische Kühle des Intellekts empfiehlt und zu der wir doch das Zutrauen haben, daß sie im entscheidenden Moment der großen Begeisterung fähig sein wird. Der namenlosen Partei, wohin diese Jugend gravitiert, gehört die deutsche Zukunft. Diese Partei ist unsere einzige ganz lebendige Kulturpartei, weil nur sie das Ideal ganz von innen heraus, ganz aus der Seele jedes Einzelnen gewinnen will, weil sie dem nationalen Idealismus den Vollkommenheitstrieb des Individuums zugrunde legt. Weil sie im tiefsten das Fortschrittliche will, denkt sie konservativ; und sie will das Fortschrittliche, weil ihr die Erhaltung aller lebendigen Nationalkraft am Herzen liegt.

Nicht als ein ideologisch konstruiertes Wesen steht der Deutsche der Zukunft vor uns; er ist vielmehr zu begreifen als ein streng national determiniertes

Wesen. Aber auch als Einer, dem gerade die Beschränkung zur Lebensmeisterschaft verhilft, weil er frei und sittlich will, was er notwendig muß. Vor neunzig Jahren schon ist dieser Deutsche geschildert worden, wie er uns vorschwebt. Damals nämlich, als Fichte ihn in den Reden an die deutsche Nation seinem Volke malte: „Alle, die entweder schöpferisch und hervorbringend das Neue leben, oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen und aufmerkend dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht soweit wären, die Freiheit wenigstens ahnen und sie nicht hassen oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben: alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche." An uns allen, den Gegenwärtigen, wäre es schon gewesen, diese Sätze werktätig zu leben. Wir haben es kaum zur Hälfte getan. Und darum bleiben sie nach wie vor stehen, als eine Aufforderung, der nur der Schwache und Schlechte sich entziehen kann.

Dem Ideal in uns genug zu tun, das ist heute aussichtsreicher als zur Zeit, da Fichte aus trüber Reaktionsstimmung heraus diese Sätze schrieb. Denn wir stehen da, umbrandet von den Wellen eines ins Ungeheure gesteigerten Lebens, im Pleinair gewaltiger Wirklichkeiten, umweht vom Wind eines mächtigen Zeitwillens und umspielt vom hellen Schein einer sich groß öffnenden Zukunft. Welches Leben, welche Kraft, welche Sehnsucht ringsumher! Und, in all dem Graus schrecklicher Erhaltungskämpfe, welcher Heroismus!

Betrachtet die Fernen! Da glüht und glimmt das Licht, das die Menschheit seit Jahrtausenden schon lockt, das ihr bald hell lodernd brannte, um dann wieder lange Zeit nur dämmernd zu schwelen; und dem wir, ein Volk von Sehnsüchtigen trotzalledem, leidenschaftlich auch jetzt wieder zustreben. Eilen wir ihm entgegen, dem sich uns nähernden Licht, oder jagen wir dem verschwindenden nach? Wir wissen es nicht. Uns führt das sausende Gefährt der Zeit hinein ins große Ungewisse. Vorwärts spähend, wollend und wünschend, jauchzend über den Zauber der schnellen Fahrt, hingerissen vom Schlag des eigenen Herzens, fahren wir dahin. Uns beseelt Entdeckerwille und Eroberermut. Wir alle gleichen ein wenig dem kühnen Genueser, der auf gebrechlichem Schiff ausging, Amerika zu entdecken und der es mit heiliger Zuversicht fühlte, daß sein Traum von einer neuen Welt eine immense Wirklichkeit sei. Wir fahren dahin, durch das tausendfältige Geschehen der Zeit. Es knirscht das Leben, es rauscht die Gegenwart und unaufhaltsam fliegen die Wirklichkeiten vorüber. Keine Straße, kein deutlich übersehbares Gelände und kein Ziel als das unbestimmte Licht am Horizont, auf das die Seele mit stiller Gewißheit blickt. Wir fahren und fahren.......

***

Königliche Hoheit/ Roman von Thomas Mann

(Schluß)


Der Herbst war wässerig, und Klaus Heinrich fühlte sich wenig versucht, die Eremitage zu verlassen. Am Sonnabend fuhr er ins Alte Schloß um Freiaudienzen zu gewähren; sonst war er diese Woche lang Herr seiner Zeit, und er wußte, Gebrauch davon zu machen. Angetan mit seiner Litewka, saß er in der Wärme des niedrigen Kachelofens an seinem kleinen, altmodischen und wenig benutzten Sekretär und las, die Schläfen in den Händen, in seinen Finanzbüchern. Er las von den Staatsausgaben und worin sie nur immer bestanden, von den Einnahmen und woher sie glücklichen Falles flossen; er durchpflügte das ganze Steuerwesen in allen seinen Kapiteln; er vergrub sich in die Lehre vom Finanzplan und Budget, von der Bilanz, dem Überschuß und namentlich dem Defizit, er verweilte am längsten und gründlichsten bei der Staatsschuld und ihren Arten, bei der Anleihe, dem Verhältnis von Zins und Kapital und der Tilgung, — und zuweilen erhob er den Kopf vom Buche und träumte lächelnd von dem, was er gelesen, als sei es die bunteste Poesie.

Übrigens fand er, daß es nicht schwer war, das alles zu begreifen, wenn man es darauf anlegte. Nein, diese ganze ernste Wirklichkeit, an der er nun teilnahm, dies simple und plumpe Interessengefüge, dies Lehrgebäude platt folgerichtiger Bedürfnisse und Notwendigkeiten, das zahllose gewöhnlich geborene junge Leute in ihre lebenslustigen Köpfe zu nehmen hatten, um ihre Examina darüber abzulegen, — es war bei weitem so schwer nicht beherrschbar, wie er in seiner Höhe geglaubt hatte. Repräsentieren, fand er, war schwerer. Und viel, viel heikler und schwieriger waren seine zarten Kämpfe mit Imma Spoelmann, zu Pferd und zu Fuß. Doch machte es ihn warm und froh, sein Studium, und er fühlte, daß er rote Backen bekam vor Eifer, wie sein Schwager zu Ried-Hohenried von seinem Torf.

Nachdem er so den Tatsachen, die er von Herrn von Knobelsdorff empfangen, eine allgemeine und akademische Grundlage gegeben und auch sonst im Knüpfen von inneren Beziehungen und im Abwägen von Möglichkeiten eine bedeutende Gedankenarbeit verrichtet hatte, stellte er sich wieder um die Teestunde auf „Delphinenort" ein. Die Glühbirnen der löwenfüßigen Schaftkandelaber und der großen Kristall-Lüster brannten im Gartensalon. Die Damen waren allein.

Nach den ersten Fragen und Antworten über Herrn Spoelmanns Befinden und Immas überstandene Unpäßlichkeit — Klaus Heinrich machte ihr lebhafte Vorwürfe über ihr seltsames Ungestüm, worauf sie mit vorgeschobenen Lippen erwiderte, daß sie, soviel ihr bekannt, ihr eigener Herr sei und mit ihrer Gesundheit nach Belieben schalten könne — kam das Gespräch auf den Herbst, auf die nasse Witterung, die das Reiten verbiete, auf die vorgerückte Jahreszeit, den

nahen Winter, und Klaus Heinrich erwähnte von ungefähr des Hofballes, wobei es ihm einfiel, zu fragen, ob denn die Damen — wenn leider Herr Spoelmann schon durch seinen Gesundheitsstand verhindert sein würde — nicht Lust hätten, sich diesmal daran zu beteiligen. Als aber Imma erwiderte: Nein, wirklich, die Absicht einer Kränkung liege ihr fern, aber dazu habe sie schlechterdings nicht die geringste Lust, drang er nicht in sie, sondern stellte die Frage vorläufig gelassen zurück.

Was er getrieben habe die letzten Tage? — O, er sei beschäftigt gewesen, er könne sagen, daß es Arbeit die Hülle und Fülle gegeben habe. — Arbeit? Ohne Zweifel meine er die Hofjagd bei „Jägerpreis". — Nun, die Hofjagd... Nein, er sei wirklichen Studien nachgegangen, die er übrigens keineswegs schon abgeschlossen habe; vielmehr stecke er noch tief in der betreffenden Materie... Und Klaus Heinrich begann, von seinen unschönen Büchern, seinen finanzwissenschaftlichen Einsichten zu erzählen, und mit solcher Freude und Hochachtung sprach er von dieser Disziplin, daß Imma Spoelmann ihn mit großen Augen betrachtete. Als sie ihn aber — was auf fast schüchterne Weise geschah — über den Anlaß und Beweggrund zu seiner Beschäftigung befragte, antwortete er, daß es lebendige, nur allzu brennende Tagesfragen seien, die ihn darauf hingeleitet hätten: Verhältnisse und Umstände, die sich leider für ein heiteres Teegespräch recht wenig eigneten. Diese Redewendung kränkte Imma Spoelmann ganz offenkundig. Auf welche Beobachtungen, fragte sie scharf und wandte ihr Köpfchen hin und her, sich eigentlich seine Überzeugung gründe, daß sie ausschließlich oder auch nur vorzugsweise heiteren Gesprächen zugänglich sei? Und sie befahl ihm mehr, als sie bat, sich gefälligst über die brennenden Tagesfragen zu äußern.

Da zeigte Klaus Heinrich, was er bei Herrn von Knobelsdorff gelernt hatte, und sprach über das Land und die Lage. Er wußte Bescheid in jedem Punkte, worauf der faltige Zeigefinger geruht hatte, er sprach von den natürlichen und den verschuldeten, den allgemeinen und den engeren, den hingeschleppten und den verschärfend hinzugetretenen Übelständen, er betonte namentlich die Ziffer der Staatsschulden und den Druck, den sie auf unsre Volkswirtschaft ausübten — es waren sechshundert Millionen — und vergaß nicht einmal der unterernährten Gestalten auf dem Lande.

Er sprach nicht zusammenhängend; Imma Spoelmann unterbrach ihn mit Fragen und half ihm mit Fragen vorwärts, sie nahm es genau und ließ sich erläutern, was sie nicht gleich verstand. In ihrem offenärmeligen Hauskleid aus ziegelfarbener Rohseide mit breiter Bruststickerei, eine altspanische Ehrenkette um den kindlichen Hals, saß sie, über den Teetisch gebückt, der von Kristall und Silber und köstlichem Porzellane schimmerte, einen Ellenbogen aufgestützt, das Kinn in die schmucklose und zartgliedrige Hand vergraben, und lauschte

mit ganzer Seele, indes ihre Augen, so übergroß, so dunkel glänzend, in seiner Miene forschten. Aber während er sprach, von Imma mit Mund und Augen befragt, sich mühte, sich ereiferte und sich ganz seinem Gegenstand hingab, fühlte Gräfin Löwenjoul sich nicht länger zu nüchterner Klarheit angehalten durch seine Gegenwart, sondern ließ sich gehen und erlaubte sich die Wohltat des Irreschwatzens. An allem Elend, erklärte sie mit vornehmen Bewegungen und seltsam gekniffenem Blicke, auch an der Mißernte, der Schuldenlast und der Geldteuerung, seien die schamlosen Weiber schuld, von welchen es überall wimmele und die leider auch den Weg durch den Fußboden zu finden wüßten, wie denn vergangene Nacht die Frau eines Feldwebels aus der Leibfüsilier-Kaserne ihr die Brust zerkratzt und sie mit abscheulichen Gebärden gemartert habe. Hierauf erwähnte sie ihrer Schlösser in Burgund, in die es von oben hineinregnete, und ging so weit, zu erzählen, daß sie einen Feldzug gegen die Türken als Leutnant mitgemacht habe, wobei sie die einzige gewesen sei, die „nicht den Kopf verloren habe". Imma Spoelmann und Klaus Heinrich gaben ihr hie und da ein gutes Wort, versprachen gern, sie vorderhand Frau Meier zu nennen und ließen sich übrigens von ihren Zwischenreden nicht stören.

Sie hatten beide heiße Gesichter, als Klaus Heinrich alles gesagt hatte, was er wußte, — ja auch auf dem Imma Spoelmanns, sonst von der Blässe der Perlen, war ein Hauch von Röte zu bemerken. Sie schwiegen dann, und auch die Gräfin verstummte, den kleinen Kopf auf die Schulter geneigt, gekniffenen Blickes ins Leere äugend. Klaus Heinrich spielte auf dem blitzend weißen und scharf gefälteten Tischtuch mit dem Stengel einer Orchidee, die in einem Spitzgläschen neben seinem Gedeck gestanden hatte; aber sobald er den Kopf erhob, begegnete er Imma Spoelmanns Augen, die übergroß, flammend und unverwandt, über den Tisch hinweg eine dunkel fließende Sprache führten.

„Es war hübsch heute", sagte sie mit ihrer gebrochenen Stimme, als er für diesmal Abschied nahm, — und er fühlte, wie ihre schmale zartknochige Hand die seine mit kräftigem Druck umspannte. „Wenn Euere Hoheit wieder einmal unser unwürdiges Haus beehren, sollten Sie mir das eine oder andere von den guten Büchern bringen, die Sie sich angeschafft haben." — Sie konnte es nicht ganz lassen, zu spotten, aber sie bat ihn um seine Finanzbücher, und er brachte sie ihr.

Er brachte ihr zwei davon, die er für die lehrreichsten und übersichtlichsten hielt, brachte sie einige Tage später in seinem Coupé durch den feuchten Stadtgarten, und sie wußte ihm Dank dafür. Sobald sie den Tee genommen, zogen sie sich in einen Winkel des Salons zurück, woselbst sie, während die Gräfin in Abwesenheit am Teetisch verharrte, in thronartigen Armstühlen an einem vergoldeten Tischchen sitzend, über das erste Blatt eines Lehrbuches, namens „Finanzwissenschaft" gebeugt, ihr gemeinsames Studium begannen. Selbst die Vorworte

zur ersten und sechsten Auflage lasen sie mit, abwechselnd mit leiser Stimme jeder einen Satz; denn Imma Spoelmann hielt dafür, daß man methodisch zu Werke gehen und mit dem Anfang beginnen müsse.

Klaus Heinrich, wohl vorbereitet wie er war, machte den Führer durch die Paragraphen, und niemand hätte behender und hellsinniger zu folgen vermocht, als Imma.

„Es ist leicht!" sagte sie und sah lachend auf. „Mich nimmt wunder, daß es im Grunde so einfach ist. Algebra ist viel schwerer, Prinz . . ."

Aber da sie die Sache so gründlich betrieben, kamen sie dennoch nicht weit in einer Nachmittagsstunde und machten ein Zeichen ins Buch, wo sie das nächste Mal fortfahren würden.

Das geschah; und fortan waren des Prinzen Besuche auf „Delphinenort" von dem sachlichsten Inhalt erfüllt. Immer, wenn Herr Spoelmann nicht am Teetisch erschienen war oder, sobald er seinen Krankenzwieback eingetaucht, sich mit Doktor Watercloose zurückgezogen hatte, richteten Imma und Klaus Heinrich sich mit ihren Büchern an dem goldenen Tischchen ein, um sich, Kopf an Kopf, in die Geldwirtschaftskunde zu vertiefen. Aber im Vorwärtsschreiten verglichen sie die abgezogene Lehre mit der Wirklichkeit, wandten, was sie lasen, auf die Verhältnisse des Landes an, wie Klaus Heinrich sie dargelegt hatte, und studierten mit Nutzen, obgleich es nicht selten geschah, daß ihr Forschen von Betrachtungen persönlicher Art unterbrochen wurde.

„Dann kann also die Emission", sagte Imma, „auf direktem oder indirektem Wege erfolgen, — ja, das leuchtet ein. Entweder der Staat wendet sich geradeswegs an die Kapitalisten und eröffnet die Subskription . . . Ihre Hand ist doppelt so breit wie meine", sagte sie; — „sehen Sie, Prinz!" Und nun schauten sie lächelnd und glücklich betroffen von dem einfachen Anblick ihre Hände an, seine rechte und ihre linke, die nebeneinander auf der goldenen Tischplatte lagen. „Oder", fuhr Imma fort, „die Anleihe wird durch Negotiation begeben, und es ist irgendein großes Bankhaus oder Konsortium von solchen, an das der Staat seine Schuldscheine . . ." „Warten Sie!" sagte er leise. „Warten Sie, Imma, und beantworten Sie mir eine Frage! Lassen Sie auch die Hauptsache nicht außer acht? Geben Sie sich auch Mühe und machen Sie Fortschritte? Wie ist es mit der Ernüchterung und Befangenheit, liebe kleine Imma? Haben Sie nun ein bißchen Vertrauen zu mir?" Seine Lippen fragten es nahe ihrem Haar, dem ein kostbarer Duft entströmte, und sie hielt ihr schwarzbleiches Kinderköpfchen still dabei über das Buch gebeugt, wenn sie auch seine Frage nicht unumwunden beantwortete. „Aber muß es ein Bankhaus oder Konsortium sein?" überlegte sie. „Es steht nichts davon da, aber mir scheint, daß es das praktischen Falles nicht notwendig zu sein braucht . . ."

Sie sprach ernsthaft und ohne Anführungszeichen in dieser Zeit, denn auch

sie hatte ja, für ihr Teil, die Gedankenarbeit zu bewältigen, welche Klaus Heinrich nach der Unterredung mit Herrn von Knobelsdorff verrichtet hatte. Und als er einige Wochen später auf seine Frage zurückkam, ob sie nicht Lust habe, den Hofball zu besuchen, und ihr die zeremoniellen Bedingungen mitteilte, die für diesen Fall bewilligt waren, da geschah es, daß sie ihm antwortete, ja, sie habe Lust und wolle morgen mit der Gräfin Löwenjoul bei der verwitweten Gräfin Trümmerhauff vorfahren, um ihre Karten abzugeben.

Dieses Jahr fand der Hofball früher statt, als sonst: schon Ende November, — eine Maßnahme, die, wie man hörte, auf Wünsche innerhalb des Großherzoglichen Hauses zurückzuführen war. Herr von Bühl zu Bühl beklagte bitter diese Überstürzung, welche ihn und seine Unterbeamten zwänge, die Vorbereitungen zu der wichtigsten höfischen Festlichkeit über das Knie zu brechen, namentlich die Ausbesserungen, deren die Festräume des Alten Schlosses so dringend bedürftig waren. Aber der Wunsch des betreffenden Mitgliedes der Allerhöchsten Familie hatte die Unterstützung des Herrn von Knobelsdorff gehabt, und der Hofmarschall mußte sich fügen. So aber kam es, daß die Gemüter kaum Zeit hatten, sich auf das, was eigentlich an dem Abend Ereignis war und wogegen der ungewöhnliche Zeitpunkt gleich nichts erschien, genügend vorzubereiten: ja, als der „Eilbote" die Kunde von der Kartenabgabe und Einladung in fetten Lettern verbreitete — nicht ohne in etwas kleinerem Druck, doch in warmen Worten seinem Vergnügen darüber Ausdruck zu geben, und Spoelmanns Tochter bei Hofe willkommen zu heißen —, da stand der bedeutende Abend schon vor der Tür, und ehe die Zungen sich recht in Bewegung gesetzt, war alles vollendete Wirklichkeit.

Nie hatte mehr Neid auf den fünfhundert begnadeten Personen geruht, deren Namen auf der Hofball-Liste standen, nie hatte der Bürger am Morgen mit größeren Augen den Bericht des „Eilboten" verschlungen, diese glitzernden Spalten, die alljährlich von einem durch den Trunk entarteten Adeligen abgefaßt wurden und so üppig zu lesen waren, daß man glaubte, Einblick in das Feenreich zu tun, während in Wahrheit das Ballfest im Alten Schloß ohne Überschwang und selbst nüchtern verlief. Aber der Bericht reichte nur bis zum Souper, mit Einschluß der französischen Speisenfolge, und alles, was später kam, sowie überhaupt alle Zartheiten und Unwägbarkeiten des großen Vorgangs blieben notwendig mündlicher Überlieferung vorbehalten.

Die Damen hatten sich, in einem kolossalen olivenfarbenen Automobil vor dem Albrechtstor anbremsend, ziemlich pünktlich im Alten Schlosse eingefunden, wenn auch so pünktlich nicht, daß Herr von Bühl zu Bühl nicht Zeit gehabt hätte, sich zu ängstigen. Von siebeneinviertel Uhr an war er, in großer Uniform, mit Orden bedeckt bis zum Unterleib, mit spiegelndem braunen Toupé und den goldenen Zwicker auf der Nase, in der Mitte des mit Rüstungen um-

stellten Rittersaales, woselbst sich das Großherzogliche Haus und der große Dienst versammelten, von einem Fuß auf den andern getreten und hatte mehrmals einen Kammerjunker in den Ballsaal hinübergesandt, um zu erfahren, ob Fräulein Spoelmann noch nicht erschienen sei. Er erwog unerhörte Möglichkeiten. Wenn diese Königin von Saba zu spät kam — und was konnte man nicht von ihr gewärtigen, die mitten durch die Wachtmannschaft geschritten war! — so mußte sich der Eintritt des großherzoglichen Cortège verzögern, so mußte der Hof auf sie warten, denn sie sollte ja nun einmal unbedingt zuerst vorgestellt werden, und es war ein Ding der Unmöglichkeit, daß sie nach dem Großherzog im Ballsaale eintraf ... Aber gottlob! eine knappe Minute vor siebeneinhalb Uhr war sie mit ihrer Gräfin gekommen (und die Bewegung war groß gewesen, als die empfangenden Kammerherren sie zunächst den Diplomaten und also vor dem Adel, den Palastdamen, den Ministern, den Generalen, den Kammerpräsidenten und aller Welt in die Hofgesellschaft eingereiht hatten), — Flügeladjutant von Platow hatte den Großherzog aus seinen Zimmern geholt, im Rittersaal hatte Albrecht, als Husar gekleidet, mit niedergeschlagenen Augen die Mitglieder seines Hauses begrüßt, hatte seiner Tante Katharina den Arm geboten, und dann, nachdem Herr von Bühl in der geöffneten Flügeltür dreimal seinen Stab gegen das Parkett gestoßen, hatte sich der Einzug des Hofes in den Ballsaal vollzogen.

Augenzeugen versicherten später, daß die allgemeine Unaufmerksamkeit während des Rundganges der höchsten Herrschaften die Grenze des Anstößigen erreicht habe. Wohin Albrecht mit seiner würdevoll schreitenden Tante gerade gekommen war, da war ohne die rechte Sammlung ein hastiges Neigen und Wogen entstanden, aber sonst waren alle Gesichter nur einem Punkte des Saales zugewandt, alle Augen mit brennender Neugier auf eben diesen Punkt gerichtet gewesen ... Die dort stand, hatte Feinde im Saal gehabt, zumindest unter den Frauen, den weiblichen Trümmerhauffs, Prenzlaus, Wehrzahns und Platows, die hier ihre Fächer regten, und scharfe und kalte Damenblicke hatten sie gemustert. Aber war nun ihre Stellung schon zu befestigt, als daß die Kritik sich hervorgewagt hätte, oder hatte ihre Persönlichkeit an und für sich den heimlichen Widerstand überwunden, — nur eine Stimme hatte geherrscht, und es war die gewesen, daß Imma Spoelmann schön sei wie Bergkönigs Töchterlein. Die Residenz wußte am nächsten Morgen ihre Toilette auswendig, der Schreiber im Ministerium, der Dienstmann an der Straßenecke. Es war ein Gewand aus blaßgrünem Chinakrepp gewesen, mit silberner Stickerei und einem Bruststück aus alter Silberspitze von Fabelwert. Ein krönleinartiger Kopfschmuck aus Diamanten hatte farbig in ihrem blauschwarzen Haar gefunkelt, das eine Neigung zeigte, ihr in glatten Strähnen in die Stirn zu fallen, und eine lang herabhängende Kette aus demselben Edelgestein war doppelt und dreifach um ihren

bräunlichen Hals geschlungen gewesen. Klein und kindlich, doch von einer wundersam ernsten und klugen Kindlichkeit der Erscheinung, mit ihrem bleichen Gesichtchen und ihren übergroßen und seltsam eindringlich redenden Augen, so hatte sie an ihrem Ehrenplatz zur Seite der Gräfin Löwenjoul gestanden, die braun wie immer, doch diesmal in Atlas, gekleidet gewesen war. Mit einer gewissen spröden Pagenanmut hatte sie, als das Cortege zu ihr gelangt war, die höfische Verbeugung angedeutet, ohne sie auszuführen; aber als Prinz Klaus Heinrich, das zitronengelbe Band und die flache Kette des Hausordens zur Beständigkeit über dem Waffenrock, den Silberstern vom Grimmburger Greifen auf der Brust und jene blutarme Cousine am Arme führend, die nichts als „Jä" zu sagen vermochte, gleich hinter dem Großherzoge an ihr vorübergeschritten war, da hatte sie mit geschlossenen Lippen gelächelt und hatte ihm zugenickt wie ein Kamerad, — wobei es denn doch wie ein Zucken durch die Versammlung gegangen war . . .

Dann, nach der Begrüßung der Diplomaten durch die höchsten Herrschaften, hatten die Vorstellungen begonnen, — begonnen mit Imma Spoelmann, obgleich sich unter den neueingeladenen Damen zwei Komtessen Hundskeel und ein Freifräulein von Schulenburg-Tressen befunden hatten. Schwänzelnd und mit falschen Zähnen lächelnd hatte Herr von Bühl Spoelmanns Tochter seinem Herrn präsentiert. Und indem er mit der kurzen, gerundeten Unterlippe leicht an der oberen sog, hatte Albrecht auf ihre spröde Pagenverneigung niedergeblickt, aus der sie sich erhoben hatte, um aus redenden Augen den leidenden Husarenoberst in seinem stillen Hochmut mit dunklem Forschen zu betrachten. Der Großherzog hatte mehrere Fragen an sie gerichtet, während er es sonst ohne Ausnahme bei einer bewenden ließ, hatte sich nach ihres Vaters Befinden, nach der Wirkung der Ditlindenquelle erkundigt und wie es ihr selbst auf die Dauer bei uns gefalle, worauf sie mit vorgeschobenen Lippen und das schwarzbleiche Köpfchen hin und her wendend mit ihrer gebrochenen Stimme geantwortet hatte. Hierauf, nach einer Pause, welche vielleicht eine Pause des inneren Kampfes gewesen, hatte Albrecht ihr sein Vergnügen zum Ausdruck gebracht, sie bei Hofe zu sehen; und dann hatte auch Gräfin Löwenjoul, mit einem seitwärts entgleitenden Blick, ihre Kniebeugung vollführen dürfen.

Dieser Auftritt, Imma Spoelmann vor Albrecht, blieb lange der Lieblingsgegenstand des Gesprächs, und obgleich er ohne Sonderlichkeiten verlaufen war wie er verlaufen mußte, so sollen sein Reiz und seine Bedeutung nicht geschmälert werden. Der Höhepunkt des Abends war er nicht. Das war in den Augen Vieler die Quadrille d'honneur, für Manche auch das Souper, — in Wirklichkeit aber ein geheimes Zwiegespräch zwischen den beiden Hauptpersonen des Stückes, ein kurzer, unbelauschter Wortwechsel, dessen Inhalt und sachlichen Enderfolg die Öffentlichkeit freilich nur zu ahnen vermochte, — der Abschluß gewisser zarter Kämpfe zu Pferd und zu Fuß . . .

Die Ehrenquadrille angehend, so gab es am nächsten Tage Personen, die behaupteten, Fräulein Spoelmann habe sie mitgetanzt und zwar an der Seite des Prinzen Klaus Heinrich. Nur der erste Teil dieser Aussage traf zu. Das Fräulein hatte an dem feierlichen Reigen teilgenommen, aber geführt vom englischen Geschäftsträger und dem Prinzen Klaus Heinrich gegenüber. Immerhin war das stark, und noch stärker war, daß die Mehrzahl der Festgäste es nicht einmal als unerhört, sondern im Gegenteil beinahe als selbstverständlich empfunden hatte. Ja, Imma Spoelmanns Stellung war befestigt, die volkstümliche Auffassung ihrer Person — das Volk erfuhr es am nächsten Tage — war herrschend gewesen im Hofballsaal, und übrigens hatte Herr von Knobelsdorff Sorge getragen, daß diese Auffassung mit aller Augenfälligkeit, die er für wünschenswert hielt, zum Ausdruck gelangte. Nicht mit Rücksicht und nicht mit Auszeichnung: nein, zeremoniös war Imma Spoelmann behandelt worden und das mit planmäßiger, absichtsvoller Betonung. Die beiden diensttuenden Zeremonienmeister, Kämmerer ihrem Range nach, hatten ihr mit Auswahl die Tänzer zugeführt, und wenn sie ihren Platz, dicht neben dem flachen, rot ausgeschlagenen Podium, wo die Großherzogliche Familie auf Damastsesseln saß, mit einem Kavalier verlassen hatte, um zu tanzen, so war die Ballleitung geschäftig gewesen, wie dies beim Tanz der Prinzessinnen geschah, ihr freien Raum unter dem mittleren Lüster zu schaffen und sie vor jedem Zusammenstoß zu behüten, — was übrigens leichte Arbeit gewesen war, denn ohnedies hatte sich, wenn sie tanzte, ein schützender Kreis von Neugier um sie geschlossen.

Man berichtete, daß, als Prinz Klaus Heinrich Fräulein Spoelmann zum erstenmal aufgefordert habe, ein heftiges Ausatmen, ein förmliches „Zischen" der Erregung im Saale hörbar gewesen sei und daß die Vortänzer zu tun gehabt hätten, den Ball in Gang zu erhalten und zu verhindern, daß alles in gieriger Schaulust die Tanzenden umstehe. Namentlich die Damen hatten das einsame Paar mit einem exaltierten Entzücken begleitet, daß, wenn Imma Spoelmanns Stellung nur ein wenig schwächer gewesen wäre, unzweifelhaft die Formen der Wut und der Bosheit gezeigt haben würde. Aber zu sehr hatte jeder einzelne der fünfhundert Festgäste unter dem Druck und Einfluß des öffentlichen Empfindens, jener gewaltigen Eingebung von unten her, gestanden, um dies Schauspiel anders als mit des Volkes Augen betrachten zu können. Der Prinz schien nicht in dem Sinne beraten gewesen zu sein, sich Zwang anzutun. Sein Name — und zwar einfach in der Abkürzung „K. H.", hatte zweimal, für zwei ganze Tänze, auf Miß Spoelmanns Karte gestanden, und außerdem hatte er noch mehrfach bei ihr hospitiert. Dort hatten sie getanzt, Klaus Heinrich und Spoelmanns Tochter. Ihr bräunlicher Arm hatte auf dem Ordensband aus zitronenfarbener Seide geruht, das über seine Schulter lief, und sein rechter Arm hatte ihre leichte und seltsam kindliche Gestalt umschlungen

gehalten, während er den linken nach seiner Gewohnheit beim Tanz in die Hüfte gestützt und nur mit einer Hand seine Dame geführt hatte. Mit einer Hand ...

So war die Stunde des Soupers gekommen, und ein weiterer Artikel der zeremoniellen Bedingungen, die Herr von Knobelsdorff für Imma Spoelmanns Hofballbesuch erwirkt hatte, war erschütternd in Kraft getreten. Es war der, welche die Sitzordnung bei Tische zum Gegenstand hatte. Während nämlich die große Menge der Festgäste in der Bildergallerie und im Saal der zwölf Monate an langen Tafeln speiste, war für die großherzogliche Familie, die Diplomaten und die obersten Hofchargen im Silbersaale gedeckt. Feierlich geordnet, wie beim Eintritt in den Ballsaal, begaben sich Albrecht und die Seinen punkt elf Uhr dorthin. Und an den Kammerlakaien vorüber, welche die Türen besetzt hielten und Unbefugten den Zugang wehrten, war am Arme des englischen Geschäftsträgers Imma Spoelmann in den Silbersaal eingezogen, um an der großherzoglichen Tafel teilzunehmen.

Das war ungeheuerlich gewesen — und zugleich, nach allem Voraufgegangenen, von so zwingender Folgerichtigkeit, daß jederlei Verwunderung oder gar Auflehnung des gesunden Sinnes entbehrt haben würde. Heute hatte es einfach gegolten, großen Anzeichen und Erscheinungen innerlich gewachsen zu sein ... Aber nach aufgehobener Tafel, als der Großherzog sich zurückgezogen und Prinzessin Griseldis mit einem Kammerherrn den Kotillon eröffnet hatte, war die Erwartung dennoch aufs neue ins Fieberhafte gestiegen, denn die allgemeine Frage war gewesen, ob man dem Prinzen erlaubt habe, der Spoelmann ein Sträußchen zu bringen. Seine Instruktion war offenbar die gewesen, ihr nicht gerade das erste zu bringen. Er hatte zunächst seiner Tante Katharina und einer rothaarigen Cousine je eines überreicht; dann aber war er mit einem Fliedersträußchen aus der Hofgärtnerei vor Imma Spoelmann hingetreten. Im Begriffe, das schöne Gebinde an ihr Näschen zu führen, hatte sie aus unbekannten Gründen mit ängstlicher Miene gezögert, und erst, nachdem er sie durch ein lächelndes Kopfnicken dazu ermutigt, hatte sie sich entschlossen, den Duft zu versuchen. Dann hatten sie, ruhig sprechend, ziemlich lange miteinander getanzt.

Jedoch während dieses Tanzes war es gewesen, daß jener unbelauschte Wortwechsel, jene Unterredung mit greifbar bürgerlichem Inhalt und sachlichem Enderfolg zwischen ihnen stattgefunden hatte ... hier ist sie.

„Sind Sie diesmal zufrieden mit den Blumen, Imma, die ich Ihnen bringe?"

„Doch, Prinz, Ihr Flieder ist schön und duftet ordnungsgemäß. Er gefällt mir sehr."

„Wirklich, Imma? Aber der arme Rosenstock unten im Hof tut mir leid, weil seine Rosen Ihnen mißfallen mit ihrem Moderduft."

„Ich will nicht sagen, daß sie mir mißfallen, Prinz."

„Aber sie ernüchtern und erkälten Sie wohl?"

„Ja, das vielleicht."

„Habe ich Ihnen aber von dem Glauben der Leute erzählt, daß der Rosenstock einmal erlöst werden soll, nämlich an einem Tage der allgemeinen Beglückung, und Rosen hervorbringen soll, die zu ihrer großen Schönheit auch noch mit lieblich natürlichem Duft begabt sein werden?"

„Ja, Prinz, das muß man abwarten."

„Nein, Imma, man muß helfen und handeln! Sich entschließen muß man und allem Zweifelmut absagen, kleine Imma! Sagen Sie mir ... sagen Sie mir heute: Haben Sie nun Vertrauen zu mir?"

„Doch, Prinz, in letzter Zeit habe ich Vertrauen zu Ihnen gefaßt."

„Sehen Sie! ... Gott sei gelobt! ... Sagte ich nicht, daß es mir schließlich gelingen müsse? ... Und so glauben Sie denn nun, daß es mir ernst ist, wirklicher, ernsthafter Ernst um Sie und um uns?"

„Ja, Prinz, in letzter Zeit glaube ich, daß ich es glauben kann."

„Endlich, endlich, unschlüssige kleine Imma! ... Ach, ich danke Ihnen aus Herzensgrund! ... Aber dann haben Sie also Mut und wollen sich zu mir bekennen vor aller Welt, da Sie doch zu mir gehören?"

„Bekennen Sie sich, Königliche Hoheit, zu mir, wenn's gefällig ist."

„Das will ich, Imma, laut und fest. Aber nur unter einer Bedingung darf ich es, nämlich, daß wir nicht in eigennütziger und unbedeutender Weise nur auf unser eigenes Glück Bedacht nehmen, sondern alles aus dem Gesichtspunkt des Großen, Ganzen betrachten. Denn die öffentliche Wohlfahrt, sehen Sie, und unser Glück, die bedingen sich gegenseitig."

„Wohlgesprochen, Prinz. Denn ohne unsere Studien über die öffentliche Wohlfahrt würde ich mich schwerlich zum Vertrauen zu Ihnen entschlossen haben."

„Und ohne Sie, Imma, die Sie mir das Herz so warm gemacht, würde ich schwerlich auf so wirkliche Studien verfallen sein."

„Also wollen wir denn sehen, was wir ausrichten, jeder an seinem Platze, Prinz. Sie bei den Ihren und ich — bei meinem Vater."

„Kleine Schwester", hatte er mit ruhiger Miene gesagt und sie im Tanze ein wenig fester an sich gezogen. „Kleine Braut ..."

Und das war in der Tat ein Sonderfall von Verlobungsgespräch gewesen.

Freilich war hiermit nicht alles, ja wenig geschehen, und rückblickend muß man sich sagen, daß, in dem Gesamtaspekt der Verhältnisse nur einen Faktor weg oder anders gedacht, das Ganze damals noch immer Gefahr lief, in nichts zu zerfallen. Welch Glück, fühlt sich der Chronist auszurufen versucht, welch Glück, daß an der Spitze der Geschäfte ein Mann sich befand, welcher der Zeit fest und unerschrocken, ja selbst nicht ohne Schalkhaftigkeit ins Auge blickte und eine Sache nicht einzig deshalb für unmöglich erachtete, weil sie sich bis dahin noch niemals ereignet hatte!

Jener Vortrag, den ungefähr acht Tage nach dem denkwürdigen Hofball Exzellenz von Knobelsdorff seinem Herrn, dem Großherzog Albrecht II. im Alten Schlosse hielt, gehört der Zeitgeschichte an. Tags zuvor hatte der Konseilpräsident einer Sitzung des Staatsministeriums vorgesessen, über welche der „Eilbote" soviel zu melden in die Lage gesetzt worden war, daß Finanzfragen und innere Angelegenheiten der Großherzoglichen Familie zur Beratung gestanden hätten, sowie ferner, daß — und dies fügte das Blatt in gesperrten Lettern hinzu — eine vollkommene Einhelligkeit der Meinungen unter den Ministern erzielt worden sei. So aber befand sich Herr von Knobelsdorff bei jener Audienz seinem jungen Monarchen gegenüber in starker Stellung; denn er hatte nicht nur die wimmelnde Masse des Volks, sondern auch die einmütige Willensmeinung der Staatsregierung im Rücken.

Die Unterredung in Albrechts zugigem Arbeitszimmer nahm fast nicht weniger Zeit in Anspruch, als diejenige in dem kleinen gelben Salon von Schloß „Eremitage". Es mußte sogar eine Pause eintreten, während welcher dem Großherzog eine Limonade und Herrn von Knobelsdorff ein Glas Portwein nebst Biskuits gereicht wurde. Allein die lange Dauer des Vortrags war lediglich der Großartigkeit des durchzusprechenden Stoffes, nicht etwa dem Widerstande des Monarchen zuzuschreiben; denn Albrecht leistete keinen. In seinem geschlossenen Gehrock, die mageren, empfindlichen Hände im Schoße gekreuzt, das stolze und feine Haupt mit dem Spitzbart und den schmalen Schläfen erhoben und die Lider gesenkt, sog er leicht mit der kurzen, gerundeten Unterlippe an der oberen und begleitete Herrn von Knobelsdorffs Ausführungen von Zeit zu Zeit mit einer gemessenen Kopfneigung, die zugleich Zustimmung und Ablehnung ausdrückte, eine unbeteiligt sachliche Zustimmung unter dem stillen und kalten Vorbehalt seiner durch nichts erreichbaren persönlichen Würde.

Herr von Knobelsdorff begab sich unverzüglich in die Mitte der Dinge und sprach von dem Verkehr des Prinzen Klaus Heinrich auf Schloß „Delphinenort". Albrecht wußte davon. Selbst in seine Einsamkeit war ein gedämpfter Widerhall der Ereignisse gedrungen, welche die Stadt und das Land in Atem hielten; auch kannte er seinen Bruder Klaus Heinrich, der gestöbert und mit den Lakaien geplaudert hatte, der, als er sich am großen Spieltisch die Stirn gestoßen, geweint hatte aus Mitleid mit seiner Stirn, — und im wesentlichen bedurfte er keiner Belehrung. Lispelnd und mit einem flüchtigen Erröten gab er das Herrn von Knobelsdorff zu verstehen und fügte hinzu, da jener bisher nicht hindernd eingegriffen, sondern ihm die Tochter des Milliardärs sogar zugeführt habe, so schließe er, daß Herr von Knobelsdorff die Unternehmungen des Prinzen begünstige, ohne daß er, der Großherzog, übrigens absähe, wohin das alles führen solle. Die Regierung, antwortete Herr von Knobelsdorff, würde sich in einen schädlichen und entfremdenden Gegensatz zum Willen des Volkes setzen, wenn sie die

Absichten des Prinzen durchkreuzte. „So verfolgt mein Bruder bestimmte Absichten?" Lange, versetzte Herr von Knobelsdorff, handelte er planlos und lediglich seinem Herzen zu Liebe; aber seitdem er sich mit dem Volke auf dem Boden des Wirklichen gefunden, haben seine Wünsche praktische Gestalt gewonnen. „Und das alles will also sagen, daß das Publikum die Schritte des Prinzen billigt?" — Daß es sie akklamiert, Königliche Hoheit, daß es die innigsten Hoffnungen darauf setzt!

Und nun entrollte Herr von Knobelsdorff noch einmal das dunkle Bild von der Lage des Landes, von der Not, von der großen, großen Verlegenheit. Wo war Abhilfe und Heilung? Dort war sie, einzig dort, im Stadtpark, in dem zweiten Zentrum der Residenz, an dem Wohnsitz des kränkelnden Geldfürsten, unseres Gastes und Einwohners, dessen Person das Volk mit seinen Träumen umspann, und für den es ein Kleines sein würde, allen unseren Mißhelligkeiten ein Ende zu bereiten. Wenn er zu bestimmen war, sich unserer Staatswirtschaft anzunehmen, so war ihre Gesundung gesichert. Würde er zu bestimmen sein? Aber das Schicksal hatte eine Gefühlsbegegnung zwischen der einzigen Tochter des Gewaltigen und dem Prinzen Klaus Heinrich herbeigeführt! Und dieser weisen und gütigen Fügung sollte man trotzen? Starrer und abgelebter Herkömmlichkeiten wegen sollte man eine Verbindung hintanhalten, die für Land und Volk so ungemessenen Segen in sich schloß? Denn daß sie das tue, war freilich vorauszusetzen, und darin beruhte ihre Rechtfertigung und hohe Gültigkeit. War aber diese Bedingung erfüllt, fand Samuel Spoelmann sich, um es gerade herauszusagen, zur Finanzierung des Staates bereit, so war die Verbindung — da denn das Wort nun gefallen war — nicht nur statthaft, sie war notwendig, sie war die Rettung, das Wohl des Staates verlangte sie, und weit über die Landesgrenzen hinaus, überall dort, wo ein Interesse an der Wiederherstellung unserer Finanzen, an der Vermeidung einer wirtschaftlichen Panik vorhanden war, wurde sie vom Himmel erfleht.

An dieser Stelle tat der Großherzog eine Zwischenfrage, leise, ohne aufzublicken und mit spöttischem Lächeln.

„Und die Thronfolge?" fragte er.

„Das Gesetz", erwiderte Herr von Knobelsdorff unerschütterlich, „legt es in Euerer Königlichen Hoheit Hand, das dynastische Bedenken zu beseitigen. Standeserhöhung und selbst Ebenbürtigkeit zu verleihen, gehört auch bei uns zu den Prärogativen des Landesherrn, — und wann wäre je in der Geschichte ein tieferer Anlaß zur Betätigung dieser Vorrechte gegeben gewesen? Diese Verbindung trägt ihre Echtheit in sich, sie ist von langer Hand her im Gemüte des Volkes vorbereitet, und ihre vollkommene staats- und fürstenrechtliche Anerkennung würde dem Volke nicht mehr als eine äußere Bestätigung seines innersten Empfindens bedeuten."

So kam Herr von Knobelsdorff auf Imma Spoelmanns Popularität zu

sprechen, auf die vielsagende Kundgebung gelegentlich ihrer Genesung von leichter Unpäßlichkeit, auf den ebenbürtigen Rang, den dies außerordentliche Wesen in der Phantasie des Volkes einnähme, — und seine Augenfältchen spielten, als er Albrecht an die alte Wahrsagung erinnerte, die im Volke lebte, von dem Prinzen sprach, der mit einer Hand dem Lande mehr geben sollte, als andere mit zweien je vermocht hätten, und beredtsam darlegte, wie die Verbindung zwischen Klaus Heinrich und Spoelmanns Tochter dem Volke als vorgesehene Erfüllung des Orakels und somit als gottgewollt und rechtmäßig erscheine.

Herr von Knobelsdorff sagte noch viel Kluges, Freies und Gutes. Er erwähnte der vierfachen Blutzusammensetzung Imma Spoelmanns — denn außer dem deutschen, portugiesischen und englischen fließe ja, wie man vernähme, auch ein wenig von dem uradligen Blut der Indianer in ihren Adern — und betonte, daß er sich von der belebenden Wirkung, welche die Mischung der Rassen bei alten Geschlechtern hervorzubringen vermöge, für die Dynastie das Beste verspreche. Aber seine bedeutendsten Augenblicke hatte der unbefangene alte Herr, als von den ungeheueren und segensvollen Veränderungen die Rede war, die in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Hofes selbst, unseres verschuldeten und bedrängten Hofes, durch die kühne Heirat des Thronfolgers würden hervorgebracht werden. Denn hier war es, wo Albrecht am hochmütigsten an der Oberlippe sog. Der Geldwert sank, die Ausgaben stiegen, sie taten es nach einem wirtschaftlichen Gesetz, das für die Etats der Hofverwaltungen sowohl wie für jeden Privathaushalt seine Gültigkeit hatte, und eine Vermehrung der Einnahmen war unmöglich. Aber es ging nicht an, daß das Vermögen des Landesherrn hinter dem mancher Untertanen zurückstand; es war im monarchischen Sinne unleidlich, daß Seifensieder Unschlitts Wohnhaus schon längst eine Zentralheizung hatte, das Alte Schloß aber noch immer nicht. Abhilfe war nötig, in mehr als einem Fall, und wohl dem Fürstenhause, dem sich eine so großartige Abhilfe bot, wie diese! Man beobachtete in unseren Zeiten, daß alle Schamhaftigkeit von ehedem aus der Behandlung höfischer Geldangelegenheiten entschwand. Jene Selbstentäußerung, mit welcher fürstliche Familien vormals die schwersten Opfer gebracht hatten, um die Öffentlichkeit vor ernüchternden Einblicken in ihre Vermögensverhältnisse zu bewahren, ward nicht mehr angetroffen, und Prozesse, Entmündigungen, fragwürdige Veräußerungen waren an der Tagesordnung. Aber war dieser kleinlichen und bürgerlichen Art von Anpassung nicht das Bündnis mit dem souveränen Reichtum vorzuziehen —, eine Verbindung, welche die Hoheit auf immer hoch über alle wirtschaftlichen Quisquilien erheben und sie in den Stand setzen würde, sich dem Volke mit allen jenen äußeren Zeichen sichtbar zu machen, nach denen es verlangte?

So fragte Herr von Knobelsdorff, und er selbst beantwortete seine Frage mit unumwundener Bejahung. Kurz, so weise und unwiderstehlich war seine Rede,

daß er das Alte Schloß nicht verließ, ohne stolz gelispelte Genehmigungen und Ermächtigungen mit fort zu nehmen, die weit genug reichten, um, wenn Fräulein Spoelmann nur irgend das ihre getan hatte, Abschlüsse sondergleichen zu gewährleisten.

Und so gingen denn nun die Dinge ihren denkwürdigen Gang bis zum seligen Ende. Noch vor Ende Dezember nannte man die Namen derjenigen Personen, die gesehen (nicht etwa nur davon erzählen gehört) hatten, wie eines schneedunklen Vormittags um elf Uhr Oberhofmarschall von Bühl zu Bühl im Pelz, einen Zylinder auf seinem braunen Toupee und den goldenen Zwicker auf der Nase, vor „Delphinenort" aus einem Hofwagen gestiegen und schwänzelnd im Innern des Schlosses verschwunden sei. Anfang Januar gingen in der Stadt Individuen umher, die an Eidesstatt versicherten, daß jener Herr, welcher, wiederum zu einer Vormittagsstunde und gleichfalls in Pelz und Zylinder, an dem grinsenden Plüschmohren vorbei das Portal von „Delphinenort" verlassen und sich mit fiebrigen Augen in eine bereitstehende Droschke geworfen habe, unzweifelhaft unser Finanzminister Dr. Krippenreuther gewesen sei. Und zu gleicher Zeit tauchten in dem halbamtlichen „Eilboten" erste und vorbereitende Vermerke von Gerüchten auf, welche eine bevorstehende Verlobung im Großherzoglichen Hause zum Inhalt hätten, — tastende Verlautbarungen, die, in behutsamer Steigerung deutlicher und deutlicher werdend, endlich die beiden Namen, Klaus Heinrichs und Imma Spoelmanns, in klarem Druck bei einander zeigten ... Das war keine neue Zusammenstellung mehr, aber sie schwarz auf weiß zu sehen, wirkte dennoch wie starker Wein.

Äußerst fesselnd war es übrigens, zu beobachten, wie bei den publizistischen Erörterungen, die sich hierauf entspannen, unsere aufgeklärte und freigeistig gesinnte Presse sich zu der volkstümlichen Seite der Sache, nämlich zu der Prophezeiung stellte, die denn doch in zu hohem Grade politische Bedeutung gewonnen hatte, als daß nicht Bildung und Intelligenz genötigt gewesen wären, sich damit auseinanderzusetzen. Weissagerei, Chiromantie und dergleichen Hexenwesen, erklärte der „Eilbote", seien, soweit das Schicksal des Einzelnen in Frage komme, schlechterdings in das dunkle Gebiet des Aberglaubens zu verweisen, sie gehörten dem grauen Mittelalter an, und nicht genug zu belächeln seien die wahnbefangenen Personen, die, was freilich in den Städten wohl nicht mehr geschähe, sich von geriebenen Beutelschneidern die Groschen aus der Tasche ziehen ließen, um aus der Hand, den Karten oder dem Kaffeesatz sich ihre geringfügige Zukunft deuten, sich gesundbeten, homöopathisch kurieren oder ihr krankes Vieh von eingefahrenen Dämonen befreien zu lassen, — wie als ob nicht bereits der Apostel gefragt habe: „Kümmert sich denn Gott auch um die Ochsen?" Allein ins Große gerechnet und entscheidende Wendungen im Schicksal ganzer Völker oder Dynastien in Rede gestellt, so laufe einem geschulten und wissenschaftlichen Denken die Vor-

stellung nicht unbedingt zuwider, daß, da die Zeit nur eine Illusion und in Wahrheit betrachtet alles Geschehen in Ewigkeit feststehend sei, solche im Schoße der Zukunft ruhenden Umwälzungen den Menschengeist im voraus erschüttern und ihm gesichtweise sich offenbaren könnten. Und deß zum Beweise veröffentlichte das eifrige Blatt ein umfangreiches, von einem unserer Hochschulprofessoren gütigst zur Verfügung gestelltes Elaborat, das eine Übersicht aller der Fälle der Menschheitsgeschichte bot, in welchen Orakel und Horoskop, Somnambulismus, Hellseherei, Wahrtraum, Schlafwachen, zweites Gesicht und Inspiration eine Rolle gespielt hatten, — ein überaus dankenswertes Memorandum, das seine Wirkung in gebildeten Kreisen nicht verfehlte.

Man marschierte geschlossen und in tiefem Einverständnis, Presse, Regierung, Hof und Publikum, und sicher hätte der „Eilbote" seine Zunge gehütet, wenn damals seine philosophischen Dienstleistungen noch verfrüht und politisch gefährlich —, wenn, mit einem Wort, die Verhandlungen auf „Delphinenort" nicht bereits weit in günstiger Richtung vorgeschritten gewesen wären. Heute weiß man ziemlich genau, wie diese Verhandlungen sich abwickelten und einen wie schwierigen, ja peinlichen Stand unsere Sachwalter dabei hatten: Der sowohl, dem als Vertrauensperson des Hofes die zarte Mission zugefallen war, des Prinzen Klaus Heinrich Werbung vorzubereiten, wie auch der oberste Betreuer unseres Finanzwesens, der es sich trotz seiner schwer erschütterten Gesundheit nicht nehmen ließ, in eigener Person die Sache des Landes bei Samuel Spoelmann zu führen. Dabei ist erstens Herrn Spoelmanns ärgerliche und reizbare Gemütsart in Rechnung zu ziehen, zweitens aber zu bedenken, daß ja dem ungeheueren kleinen Manne an einem in unserem Sinne glücklichen Abschluß des Handels bei weitem so viel nicht gelegen war, wie uns. Abgesehen von Herrn Spoelmanns Liebe zu seiner Tochter, die ihm ihr Herz geöffnet und ihm ihr schönes Verlangen kundgegeben hatte, sich liebend nützlich zu machen, hatten unsere Mandatare nicht *einen* Trumpf gegen ihn auszuspielen, und es war schlechterdings nicht an dem, daß Dr. Krippenreuther seine Wünsche als Bedingungen an das hätte knüpfen können, was Herr von Bühl etwa zu bieten hatte. Von dem Prinzen Klaus Heinrich sprach Herr Spoelmann beständig mit der Bezeichnung „der junge Mensch" und bekundete über die Aussicht, seine Tochter einer Königlichen Hoheit zur Frau geben zu sollen, so wenig Ergötzen, daß Dr. Krippenreuther sowohl wie Herr von Bühl mehr als einmal in tödliche Verlegenheit gerieten. „Wenn er irgend etwas gelernt, eine ordentliche Beschäftigung hätte!" knarrte er verdrießlich. „Aber ein junger Mensch der nichts versteht, als sich hochleben zu lassen . . ." Wirklich erbost zeigte er sich, als zum ersten Male ein Wort von morganatischer Vermählung fiel. Seine Tochter, erkärte er „once for all", sei kein Kebsweib und nicht für die linke Seite. Heirate man sie, so heirate man sie . . . Aber die Interessen der Dynastie und des Landes trafen in

diesem Punkte ja völlig mit den seinen zusammen; die Erzielung erbfolgeberechtigter Nachkommenschaft war eine Notwendigkeit, und Herr von Bühl war mit all den Vollmachten ausgestattet, die Herr von Knobelsdorff vom Großherzog zu erwirken verstanden hatte. Was aber die Mission Dr. Krippenreuthers betraf, so war es gewiß nicht die Beredsamkeit ihres Trägers, welche sie glücken ließ, sondern einzig Herrn Spoelmanns Vaterzärtlichkeit, — die Willfährigkeit eines leidenden, überdrüssigen und von seinem Wundertier-Dasein längst paradox gestimmten Vaters gegen seine einzige Tochter und Erbin, die sich schließlich die Staatspapiere, in welchen sie ihr Vermögen anzulegen wünschte, selbst aussuchen mochte.

Und so kamen denn jene Pakten zustande, die vorderhand in tiefe Verschwiegenheit gehüllt blieben und nur schrittweise, erst durch die Ereignisse selbst, ans Sonnenlicht traten, die aber hier in ruhigen Worten zusammengestellt werden mögen.

Die Verlobung Klaus Heinrichs mit Imma Spoelmann ward gebilligt und anerkannt von Samuel Spoelmann, vom Hause Grimmburg. Zugleich mit der Veröffentlichung des Verlöbnisses im „Staatsanzeiger" würde die Erhebung der Braut zur Gräfin verkündet werden, — unter einem Phantasienamen von romanhaftem Adelsklang, ähnlich dem, welchen Klaus Heinrich auf seiner Studienreise in den schönen Ländern des Südens geführt hatte; und am Tage ihrer Hochzeit war die Gemahlin des Prinzen-Thronfolgers mit der Würde einer Fürstin zu bekleiden. Die beiden Standeserhöhungen waren frei von Stempelsteuer, die viertausendachthundert Mark betragen haben würde, zu vollziehen. Nur vorläufig und zur Gewöhnung der Welt sollte die Ehe zur Linken geschlossen werden; denn an dem Tage, an welchem sich zeigen würde, daß sie mit Nachkommenschaft gesegnet sein sollte, würde Albrecht II., mit Rücksicht auf die unvergleichlichen Umstände, die morganatische Gemahlin seines Bruders für ebenbürtig erklären und ihr den Rang einer Prinzessin des Großherzoglichen Hauses mit dem Titel Königliche Hoheit verleihen. Das neue Mitglied des Herrscherhauses würde auf jede Apanage verzichten. Was das höfische Zeremoniale betraf, so war zum Feste der linkshändigen Vermählung nur eine Sprechcour, zur Feier der Ebenbürtigkeitserklärung jedoch jene höchste und vollkommenste Huldigungsform, die Defiliercour vorgesehen. Samuel Spoelmann aber, von seiner Seite, bewilligte dem Staat eine Anleihe von dreihundertundfünfzig Millionen Mark — und zwar unter Bedingungen so väterlicher Art, daß dieses Darlehen fast alle Merkmale einer Schenkung trug.

Es war Großherzog Albrecht, der den Prinzen-Thronfolger von diesen Abschlüssen in Kenntnis setzte. Wieder stand Klaus Heinrich, in dem großen, zugigen Arbeitszimmer unter dem zersprungenen Deckengemälde, vor seinem Bruder, wie einst, als Albrecht ihm die Repräsentationspflichten übertragen hatte, und nahm in dienstlich geschlossener Haltung die großen Mitteilungen entgegen. Er hatte den Waffenrock eines Majors der Gardefüsiliere angelegt

zu dieser Audienz, während der Großherzog zu seinem schwarzen Überrock neuerdings Pulswärmer trug, die seine Tante Katharina ihm in dunkelroter Wolle gefertigt hatte, gegen den Zug durch die hohen Fenster des Alten Schlosses. Als Albrecht geendigt hatte, trat Klaus Heinrich einen Schritt seitwärts, um aufs neue salutierend die Absätze zusammenzuziehen, und sagte: „Ich bitte Dich, lieber Albrecht, dir herzlichen und untertänigen Dank zu Füßen legen zu dürfen, in meinem Namen und im Namen des ganzen Landes. Denn letzten Endes bist du es ja, der all diesen Segen ermöglicht, und die verdoppelte Liebe des Volkes wird dir für deine hochherzigen Entschließungen lohnen."

Er drückte die magere und empfindliche Hand seines Bruders, die dieser dicht an der Brust und ohne auch nur den Unterarm vom Körper zu lösen ihm darreichte. Der Großherzog hatte seine kurze, gerundete Unterlippe emporgeschoben, und seine Lider waren gesenkt. Er antwortete leise und lispelnd: „Ich neige um so weniger dazu, mir über die Liebe des Volkes Illusionen zu machen, als ich, wie du weißt, dieser fragwürdigen Liebe schmerzlos entraten kann. Dabei fällt die Frage kaum ins Gewicht, ob ich sie auch nur verdiene. Ich gehe zur Abfahrtsstunde auf den Bahnhof, um zu winken, — das ist weniger verdienstvoll als albern, aber es ist nun einmal mein Amt. Dein Fall ist freilich ein anderer. Du bist ein Sonntagskind. Alles fügt sich dir wohl . . . Ich wünsche Dir Glück," sagte er, indem er die Lider von seinen einsam blickenden blauen Augen hob. Und in diesem Augenblick sah man, daß er Klaus Heinrich liebte. „Ich wünsche dir Glück, Klaus Heinrich, — aber nicht allzuviel, und daß Du nicht allzu wohlig in der Liebe des Volkes ruhen mögest. Übrigens sagte ich schon, daß alles sich Dir zum Besten fügt. Das Mädchen deiner Wahl ist recht fremdartig, recht wenig hausbacken, recht unvolkstümlich zuguterletzt. Sie hat viererlei Blut . . . ich habe mir sagen lassen, daß sogar indianisches Blut in ihren Adern fließt. Das ist vielleicht gut. Mit einer solchen Gefährtin läufst du vielleicht weniger Gefahr, bequemen Sinnes zu werden."

„Weder das Glück," sagte Klaus Heinrich, „noch die Liebe des Volkes wird je bewirken könnnen, daß ich aufhöre, dein Bruder zu sein."

Er ging, ihm stand noch ein schweres Stündlein bevor, ein Gespräch mit Herrn Spoelmann unter vier Augen, seine persönliche Werbung um Immas Hand. Da mußte er schlucken, was die Unterhändler geschluckt hatten, denn Samuel Spoelmann zeigte auch nicht die geringste Freude und sagte ihm knarrend viele erfrischende Wahrheiten. Aber dann war auch das bestanden, und der Morgen kam, da die Verlobung im „Staatsanzeiger" prangte. Da löste die lange Spannung sich in unendlichen Jubel; da winkten gesetzte Männer einander mit den Schnupftüchern zu und tauschten Umarmungen auf offenem Markt; da flogen an den Flaggenstangen die Fahnentücher empor . . .

Aber am nämlichen Tag traf auf Schloß „Eremitage" die Botschaft ein, daß Raoul Überbein sich entleibt habe.

Das war eine nichtswürdige, ja läppische Geschichte, die wiederzugeben nicht lohnen würde, wenn nicht ihr Ende so gräßlich gewesen wäre. Die Schuldfrage scheide hier aus. An des Doktors Grabe bildeten sich zwei Parteien. Erschüttert durch seine Verzweiflungstat, behaupteten die Einen, man habe ihn in den Tod getrieben; die Andern erklärten achselzuckend, daß sein Benehmen unmöglich und hirnverbrannt, seine Maßregelung durchaus geboten gewesen sei. Das stehe dahin. Auf jeden Fall rechtfertigte eigentlich nichts einen tragischen Ausgang; ja, es war für einen Mann von den Gaben Raoul Überbeins eine vollkommen unwürdige Gelegenheit, zugrunde zu gehen... Es folgt die Geschichte.

Zu Ostern vorigen Jahres war der Ordinarius der zweitobersten Klasse unseres humanistischen Gymnasiums, ein herzkranker Mann, auf Grund seines körperlichen Leidens zeitlich quieszіert worden, und trotz Doktor Überbeins verhältnismäßiger Jugend, einzig in Ansehung seines beruflichen Eifers und seiner unleugbar bemerkenswerten Erfolge im mittleren Klassendienst hatte man ihm das vorerst erledigte Ordinariat übertragen. Ein guter Griff, wie sich gezeigt hatte; denn nie waren die Leistungen der Klasse ihren diesjährigen gleichgekommen. Der beurlaubte Professor, übrigens ein beliebter Kollege, war, wohl infolge seines Leidens, das wiederum mit einer an sich sympathischen, in ihrem Übermaß aber bedenklichen Neigung, nämlich derjenigen zum Biere, zusammenhing, ein zwar launenhafter, aber auch fahrlässiger und mattsinniger Herr gewesen, der fünf hatte gerade sein lassen und alljährlich ein recht mangelhaft vorbereitetes Schülermaterial in die Selekta befördert hatte. Ein neuer Geist war mit dem stellvertretenden Ordinarius in die Klasse eingezogen, — und niemanden hatte das wundergenommen. Man kannte seinen unheimlichen Berufseifer, seine einseitige und friedlose Strebsamkeit; man sah voraus, daß er diese Gelegenheit, sich hervorzutun, nicht ungenützt lassen würde, an die er ohne Zweifel ehrsüchtige Hoffnungen knüpfte. Sowohl mit dem Faulenzen also, wie mit der Langenweile hatte es in der Unterprima ein jähes Ende genommen. Dr. Überbeins Ansprüche waren hochgespannt, seine Kunst, auch die Widerwilligsten dafür zu begeistern, war unwiderstehlich gewesen. Die jungen Leute beteten ihn an. Seine überlegene, väterliche und herzlich bramarbasierende Art, hielt sie in Atem, rüttelte sie auf, machte es ihnen zur Ehrensache, diesem Lehrer durch Dick und Dünn zu folgen. Er fesselte sie an seine Person, indem er sonntägliche Ausflüge mit ihnen unternahm, bei denen sie Taback rauchen durften, während er ihre Einbildungskraft durch burschenhaft aufgeräumte Rodomontaden über die Größe und Strenge des offenen Lebens bezauberte. Und am Montag fanden sie sich mit dem umgetriebenen Kameraden von gestern zu froher und leidenschaftlicher Arbeit wieder zusammen.

Drei Viertel des Schuljahres waren so verwichen, da war, vor Weihnachten, die Ankündigung ergangen, daß der beurlaubte Professor, recht leidlich genesen,

nach den Freiwochen seine Tätigkeit wieder aufnehmen, sein Amt als Ordinarius der Unterprima wieder antreten werde. Und nun hatte sich gezeigt, wie es um Doktor Überbein stand und was es mit seiner grünen Gesichtsfarbe, seinem aufgeräumten und überlegenen Wesen eigentlich auf sich hatte. Er hatte sich aufgelehnt, war vorstellig geworden, hatte lauten und in der Form nicht unanfechtbaren Einspruch dagegen erhoben, daß ihm, der in drei Vierteljahren mit der Klasse verwachsen war, der Arbeit und Erholung mit ihr geteilt und sie fast bis zum Ziele geführt hatte, nun für das letzte Quartal das Ordinariat entzogen und dem Beamten, der drei Viertel des Jahres im Ruhestande verbracht, wieder zuerteilt werden sollte. Das war verständlich, begreiflich, war menschlich nachfühlbar. Ohne Zweifel hatte er gehofft, dem Direktor, der das Ordinariat der Selekta innehatte, eine Musterklasse zuzuführen, deren Fortgeschrittenheit und vorzügliche Ausbildung seine Fähigkeit in helles Licht setzen, seine Laufbahn beschleunigen würde, und die Vorstellung mußte ihn schmerzen, einen anderen die Früchte seiner Hingebung ernten zu sehen. Aber wenn sein Unmut entschuldbar gewesen wäre, so war seine Tollheit es nicht: und leider verhielt es sich wirklich so und nicht anders, daß er, als der Direktor seinen Vorstellungen taub blieb, unbedingt toll wurde. Er verlor den Kopf, er verlor alles Gleichgewicht, er setzte Himmel und Hölle in Bewegung, damit dieser Bummler, dieses Bierherz, dieser lieblose Schuster, wie er ohne Rücksicht den beurlaubten Professor bezeichnete, ihm nicht seine Klasse wegnähme, und als er, worüber der Einsame sich nicht hätte wundern dürfen, im Lehrerkollegium keine Unterstützung gefunden hatte, da hatte der unselige Mann sich so weit vergessen, daß er zum Aufwiegler der ihm anvertrauten Schüler geworden war. Wen sie haben wollten, als Klassenlehrer, für das letzte Quartal, hatte er sie vom Katheder herunter gefragt, — ihn oder jenen? Und fanatisiert von seiner bebenden Erregung, hatten sie geschrien, sie wollten ihn. Dann sollten sie gefälligst selbst ihre Sache in die Hand nehmen, Farbe bekennen und geschlossen vorgehen, hatte er gesagt, — und Gott wußte, was er sich in seiner Überreiztheit eigentlich dabei gedacht hatte. Aber als nach den Ferien der zurückgekehrte Ordinarius das Klassenzimmer betreten hatte, da hatten sie ihm Doktor Überbeins Namen entgegengebrüllt, minutenlang — und der Skandal war dagewesen.

Er wurde nicht unnötig aufgebauscht. Die Revoltanten blieben fast straflos, da Doktor Überbein bei der sofort eingeleiteten Untersuchung selbst seine Ansprache zu Protokoll gegeben hatte. Aber auch was ihn selbst, den Doktor, betraf, so schien die Behörde durchaus geneigt, ein Auge zuzudrücken. Sein Eifer, seine Fähigkeiten waren geschätzt, gewisse gelehrte Arbeiten, die er von sich gegeben, Früchte seines nächtlichen Fleißes, hatten seinen Namen bekannt gemacht, man hielt auf ihn an höheren Stellen — an Stellen, wohl gemerkt, mit denen er persönlich nicht in Berührung kam und die er also nicht

durch sein väterliches Wesen hatte erbittern können —, auch seine Eigenschaft als Erzieher des Prinzen Klaus Heinrich fiel ins Gewicht und kurz, er wurde keineswegs, wie man wohl hätte erwarten können, einfach entlassen. Der großherzogliche Oberschulrat, vor den die Sache gekommen war, erteilte ihm eine ernste Rüge, und Doktor Überbein, der gleich nach dem skandalösen Vorfall seine Lehrtätigkeit eingestellt hatte, wurde vorläufig im Ruhestande belassen. Aber Leute, die es wissen konnten, versicherten später, daß nichts, als des Oberlehrers Versetzung an ein anderes Gymnasium vorgesehen gewesen sei, daß man höheren Ortes nichts Besseres gewünscht habe, als Gras über die Sache wachsen zu lassen, und daß man dem Doktor tatsächlich eine bedeutende Zukunft offengehalten habe. Alles hätte gut werden können.

Aber wenn die Behörde sich milde zeigte, so war es die Kollegenschaft, die desto feindseliger gegen Doktor Überbein Stellung nahm. Der „Lehrerverein" bildete unverzüglich ein Ehrengericht, bestimmt, seinem beliebten Mitgliede, dem von den Schülern abgelehnten Ordinarius, Genugtuung zu verschaffen. Das Erkenntnis, das dem zurückgezogen in seinem möblierten Zimmer lebenden Überbein schriftlich zugestellt wurde, lautete demgemäß. Indem er, lautete es, sich gesträubt habe, dem Kollegen, den er vertreten, das Ordinariat der Unterprima wieder einzuräumen, indem er ferner gegen denselben gewühlt und am Ende sogar die Schüler zur Unbotmäßigkeit gegen ihn aufgereizt habe, habe sich Überbein einer in dem Maße unkollegialen Handlungsweise schuldig gemacht, daß dieselbe nicht nur im intern beruflichen, sondern auch im allgemein bürgerlichen Sinne als unehrenhaft bezeichnet werden müsse. So der Spruch. Die erwartete Folge war, daß Doktor Überbein, der freilich den „Lehrerverein" stets nur dem Namen nach angehört hatte, seinen Austritt aus dieser Körperschaft erklärte, — und damit hätte es, wie mancher dachte, wohl sein Bewenden haben können. Aber sei es, daß der abgesonderte Mann nicht Kenntnis von dem Wohlwollen hatte, das man höheren Ortes bei all dem für ihn hegte; daß er seine Lage für aussichtsloser hielt, als sie war; daß er die Untätigkeit nicht ertrug, den vorzeitigen Verlust seiner geliebten Klasse nicht verwandt; daß die Redensart von der „Unehrenhaftigkeit" ihm das Blut vergiftet hatte oder daß sein Gemüt den Erschütterungen dieser Zeit überhaupt nicht gewachsen gewesen war: fünf Wochen nach Neujahr fanden seine Wirtsleute ihn auf dem dürftigen Teppich seines Zimmers, nicht grüner, als sonst, aber eine Kugel im Herzen.

So endete Raoul Überbein; hierüber strauchelte er; dies war der Anlaß seines Untergangs. Da hatte man es! Das war das Wort, das alle Erörterungen seines kläglichen Zusammenbruches beherrschte. Der friedlose und ungemütliche Mann, der niemals am Stammtisch ein Mensch unter Menschen gewesen war, der hochmütig alle Vertraulichkeit verschmäht, sein Leben kalt und ausschließlich auf die Leistung gestellt und gewähnt hatte, daß er darum alle Welt väterlich

behandeln dürfe, — da lag er denn nun; das erstbeste Ungemach, die erste Mißwende auf dem Felde der Leistung hatte ihn elend zu Falle gebracht. Wenige bedauerten, niemand beweinte ihn in der Bürgerschaft, — einen einzigen ausgenommen, den Chefarzt des Dorotheen-Spitals, Überbeins geistesverwandten Freund, — und vielleicht eine weiße Frau, mit der er zuweilen Kasino gespielt hatte. Klaus Heinrich aber bewahrte seinem unglücklichen Lehrer immer ein ehrendes, ja inniges Andenken.

Der Rosenstock

Und Spoelmann finanzierte den Staat. Der Vorgang war groß und klar in seinen Grundzügen; ein Kind hätte ihn verstehen können, — und tatsächlich erklärten ihn glückstrahlende Väter ihren Kindern, während sie sie auf den Knien schaukelten.

Samuel Spoelmann winkte, die Herren Phlebs und Slippers gerieten in Bewegung, und seine gewaltigen Weisungen zuckten unter den Wogen des Ozeans hin zum Festland der westlichen Hemisphäre. Er zog ein Drittel seines Anteils aus dem Zuckertrust, ein Viertel aus dem Petroleumtrust, die Hälfte aus dem Stahltrust zurück; er ließ sich das flüssig gemachte Kapital bei mehreren hiesigen Banken anweisen; und auf einen einzigen Schlag nahm er Herrn Krippenreuther für dreihundertundfünfzig Millionen neuer dreieinhalbprozentiger Staatsobligationen zu pari ab. Das tat Spoelmann.

Wer den Einfluß des Gemütszustandes auf die Organe des Menschen erfahren hat, wird glauben, daß Doktor Krippenreuther aufblühte und binnen kurzem nicht wieder zu erkennen war. Er trug sich aufrecht und frei, sein Gang ward schwebend, die gelbe Farbe verschwand aus seinem Antlitz, es ward weiß und rot, seine Augen blitzten, und so völlig kam in wenigen Monaten sein Magen zu Kräften, daß der Minister, wie man von ihm befreundeter Seite vernahm, sich ungestraft dem Genusse von Blaukraut und Gurkensalat überlassen durfte. Das war eine erfreuliche, doch rein persönliche Folge von Spoelmanns Eingreifen in unser Finanzwesen, die leicht ins Gewicht fiel, im Vergleich mit den Wirkungen, die dieses Eingreifen auf unser Staats- und Wirtschaftsleben ausübte.

Ein Teil der Anleihe wurde der Tilgungskasse zugeführt, und quälende Staatsschulden wurden eingelöst. Aber es hätte dessen kaum bedurft, um uns nach allen Seiten Luft und Kredit zu verschaffen; denn nicht so bald war es, bei aller Verschwiegenheit, mit welcher die Angelegenheit amtlich behandelt wurde, bekannt geworden, daß Samuel Spoelmann den Tatsachen, wenn auch nicht dem Namen nach Staatsbankier geworden sei, als über uns die Himmel sich erhellten und all unsere Not sich in Lust und Wonne verwandelte. Es hatte ein Ende mit den Angstverkäufen von Schuldforderungen, der landesübliche Zinsfuß sank, unsere Verschreibungen waren als Anlagepapiere freudig begehrt,

und von heute auf morgen schnellte der Kurs unserer hochverzinslichen Anleihen aus kummervollem Stande weit über pari empor. Der Druck, der jahrzehntelange Alp war von unserer Volkswirtschaft genommen, mit geschwellter Brust sprach Doktor Krippenreuther im Landtag zugunsten durchgreifender Steuererleichterung, — einstimmig ward sie beschlossen, und unter dem Jubel aller sozial Empfindenden fuhr endlich die vorsündflutliche Fleischsteuer zu Grabe. Eine bedeutende Aufbesserung der Beamtenbesoldungen, der Gehälter für Lehrer, Geistliche und alle Funktionäre in den Staatsbetrieben ward schlanker Hand bewilligt. Es fehlte nicht länger an Mitteln, die wüst liegenden Silberbergwerke wieder in Betrieb zu setzen, vielhundert Arbeiter kamen zu Brot, und unverhofft stieß man auf ertragreiche Schichten. Geld, Geld war vorhanden, die wirtschaftliche Sittlichkeit hob sich, man holzte auf, man ließ dem Wald seinen Streudünger, die Viehbesitzer brauchten nicht mehr all ihre Vollmilch zu verkaufen, sie tranken sie selber, und vergebens hätten die Krittler hinfort auf dem Lande nach unterernährten Gestalten gesucht. Das Volk zeigte sich dankbar gegen sein Herrscherhaus, das so ungemessenen Segen über Land und Leute gebracht. Es kostete Herrn von Knobelsdorff nicht viele Worte, um das Parlament zu einer Erhöhung der Krondotation zu bewegen. Jene Verfügung, welche die Schlösser „Zeitvertreib" und „Favorita" dem Verkauf unterstellte, ward zurückgezogen. Geschickte Werkmeister zogen ins Alte Schloß, um es von oben bis unten mit Dampfdruckheizung zu versehen. Unsere Geschäftsträger bei Spoelmann, die Herren von Bühl und Doktor Krippenreuther erhielten das Großkreuz des Albrechtsordens in Brillanten, dem Finanzminister ward außerdem der persönliche Adel zuteil, und Herr von Knobelsdorff wurde mit einem lebensgroßen Bildnis des hohen Brautpaares erfreut, — ausgeführt von der greisen Künstlerhand des Professors von Lindemann und in kostbarem Rahmen.

Über die Mitgift, die Imma Spoelmann von ihrem Vater empfangen sollte, erging sich nach der Verlobung das Volk in Phantastereien. Man befand sich im Taumel, man war von einer tollen Sucht besessen, mit wahrhaft astronomischen Ziffern um sich zu werfen. Aber die Mitgift überstieg nicht ein irdisches, wenn auch recht erfreuliches Maß. Sie betrug hundert Millionen.

„Bewahre!" sagte Ditlinde zu Ried-Hohenried, als sie zuerst davon vernahm. „Und mein guter Philipp mit seinem Torf ..." Ähnlich dachte wohl mancher; aber den nervösen Zorn, der sich in schlichten Herzen gegen so ungeheuerliche Verhältnisse regen mochte, beruhigte Spoelmanns Tochter, indem sie wohlzutun und mitzuteilen nicht vergaß, sondern gleich am Tage des öffentlichen Verlöbnisses eine Stiftung von fünfhunderttausend Mark errichtete, deren Erträgnisse jedes Jahr in die vier Landeskommissarbezirke zu mildtätigen und gemeinnützigen Zwecken verteilt werden sollten ...

In einem der olivenfarbenen Spoelmannschen Automobile mit den ziegelroten

Ledersitzen fuhren Klaus Heinrich und Imma und machten Visiten bei den Mitgliedern des Hauses Grimmburg. Ein junger Chauffeur lenkte das prachtvolle Fahrzeug, — derselbe, der nach Immas Aussage einige Ähnlichkeit mit Klaus Heinrich haben sollte; aber seine Anspannung war gering auf diesen Fahrten, denn es war geradezu notwendig, die Riesenkräfte des Wagens soweit wie nur möglich zu fesseln und langsames Zeitmaß zu halten, — so sehr war er allerwege von Huldigungen umdrängt. Ja, da die weiteren Urheber unseres Glücks, da Großherzog Albrecht und Samuel Spoelmann, ein jeder nach seiner Art, sich vor dem Volke verbargen, so häufte es all seine Liebe und Dankbarkeit auf die Häupter des hohen Brautpaares; hinter den geschliffenen Fensterscheiben des Kraftwagens flogen die Mützen der Buben empor, der Jubel von Männern und Frauen drang hell und gröhlend herein, und Klaus Heinrich, die Hand am Helmschirm, sagte vermahnend: „Du mußt ebenfalls grüßen, Imma, nach deiner Seite, sonst halten sie dich für kalt." Denn ungeduldig wie er war, nannte er sie du seit jenem Gespräch auf dem Hofball, obgleich sie es ihm, noch ungewohnt der wärmeren Sphären, erschrocken verwies, — und wie leicht ging ihm das Wörtchen vom Munde, das sonst immer falsch und unmöglich gewesen war!

Sie fuhren zur Prinzessin Katharina und wurden mit Würde empfangen. Weiland Großherzog Johann Albrecht, ihr Bruder, sagte die Tante zu ihrem Neffen, würde es nicht erlaubt haben. Aber die Zeiten schritten ja fort, und sie bitte Gott, daß seine Verlobte sich eingewöhnen möge bei Hofe. Sie fuhren zur Fürstin zu Ried-Hohenried, und hier war es Liebe, was sie empfing. Ditlindens Grimmburger Stolz fand Beruhigung in der Sicherheit, daß Leviathans Tochter wohl Prinzessin des Großherzoglichen Hauses und Königliche Hoheit, doch niemals Großherzogliche Prinzessin werden könne, wie sie; im übrigen war sie entzückt darüber, daß Klaus Heinrich sich etwas so Holdes und Kostbares erstöbert hatte, wußte auch bestens, als Gattin Philipps mit seinem Torf, die Vorzüge dieser Heirat zu würdigen und bot ihrer Schwägerin von Herzen Freundschaft und Schwesterschaft. Sie fuhren auch an der Villa des Prinzen Lambert vor, und während die Gräfin-Braut sich mühte, eine Plauderei mit der zierlichen, aber sehr ungebildeten Freifrau von Rohrdorf in Gang zu halten, beglückwünschte der alte Schürzenjäger seinen Neffen mit Grabesstimme zu der vorurteilslosen Wahl, die er getroffen, und daß er so keck dem Hof und der Hoheit ein Schnippchen geschlagen. „Ich schlage der Hoheit kein Schnippchen, Onkel; auch habe ich nicht in unbedeutender Weise nur auf mein eigenes Glück Bedacht genommen, sondern alles aus dem Gesichtspunkt des Großen, Ganzen betrachtet", — sagte Klaus Heinrich recht unverbindlich, und dann brachen sie auf und fuhren hinaus nach Schloß „Segenhaus", wo Dorothea, die arme Großherzogin-Mutter traurigen Hof hielt. Die weinte, als sie die junge Braut auf die Stirne küßte, und wußte selbst nicht, worüber.

Indessen saß Samuel Spoelmann auf „Delphinenort" umgeben von Plänen und Möbelentwürfen und seidnen Tapetenmustern und Zeichnungen zu goldenem Speisegerät. Er kam nicht zum Orgelspiel und vergaß seine Nierensteine und bekam fast rote Backen vor lauter Geschäftigkeit; denn wenn er auch noch so geringe Stücke auf den „jungen Menschen" hielt und keine Hoffnung aufkommen ließ, daß man ihn jemals werde bei Hofe zu sehen bekommen, so sollte doch sein Töchterchen Hochzeit machen, und die wollte er einrichten, wie seine Verhältnisse es erlaubten. Die Pläne betrafen das neue Schloß „Eremitage", denn Klaus Heinrichs Junggesellensitz sollte dem Erdboden gleichgemacht werden und ein neues Schloß an seiner Stelle erstehen, geräumig und hell und ausgestattet, nach Klaus Heinrichs Wunsch, in einer gemischten Stilart aus Empire und Neuzeit, aus kühler Strenge und wohnlichem Behagen. Herr Spoelmann erschien eines Morgens, nachdem er im Quellengarten das Wasser genommen, persönlich in seinem mißfarbenen Paletot auf „Eremitage", um festzustellen, ob etwa dies oder jenes Möbelstück für die Einrichtung des neuen Schlosses verwendbar sei. „Lassen Sie sehen, junger Prinz, was Sie haben!" sagte er knarrend, und Klaus Heinrich zeigte ihm alles in seinen enthaltsamen Stuben, die mageren Sofas, die steifbeinigen Tische, die weiß lackierten Gueridons in den Ecken. „Das ist Klapperwerk", sagte Herr Spoelmann abschätzig, „und nichts damit anzufangen." Einzig drei Armstühle in dem kleinen gelben Salon, aus schwerem Mahagoni, mit schneckenförmig aufgerollten Armlehnen und die gelben Bezüge mit bläulichen Lyren bestickt, fanden Gnade vor seinen Augen. „Die können wir in ein Vorzimmer stellen", sagte er, und Klaus Heinrich legte Wert darauf, daß von Grimmburger Seite drei Armstühle würden zur Einrichtung beigesteuert werden; denn natürlich wäre es ihm ein wenig peinlich gewesen, wenn Herr Spoelmann für alles und jedes hätte aufkommen müssen.

Aber auch der verwilderte Park und der Blumengarten von „Eremitage" sollten ausgelichtet und neu bestellt werden, und namentlich was den Blumengarten betraf, so war ihm eine besondere Zierde zugedacht, die Klaus Heinrich von seinem Bruder, dem Großherzog, als Hochzeitsgeschenk erbeten hatte. In das große Mittelbeet nämlich, vor der Auffahrt, sollte der Rosenstock aus dem Alten Schlosse verpflanzt werden, und dort, nicht mehr von modrigen Mauern umgeben, sondern in Luft und Sonne und dem fettesten Mergel, der beizubringen wäre, sollte er zusehen, was für Rosen er fortan trieb, — und den Volksmund Lügen strafen, wenn er verstockt und dünkelhaft genug dazu war.

Und als März und April vergangen waren, da kam der Mai und mit ihm das hohe Fest von Klaus Heinrichs und Immas Ehebund. Glorreich und lieblich, mit vergoldeten Wölkchen im reinem Azur, kam der Tag herauf, und Choralmusik vom Turme des Rathauses begrüßte sein Erwachen. Mit allen Zügen, zu Fuß und zu Wagen strömte das Landvolk herein, dieser blonde und

gedrungene, gesunde und rückständige Schlag mit blauen, grübelnden Augen und breiten, ein wenig zu hoch sitzenden Wangenknochen, mit der schmucken Landestracht angetan, die Männer in roten Jacken und Stulpenstiefeln und schwarzen, breitkrämpigen Sammethüten, die Frauen in buntgestickten Miedern und dicken, fußfreien Röcken und der schwarzen Riesenschleife als Kopfputz, — und drängten sich mit der städtischen Bevölkerung in der Straßenzeile zwischen dem Quellengarten und dem Alten Schloß, die mit Girlanden und bekränzten Tribünen und weiß bemalten Holzobelisken voll Pflanzenschmuck in eine Einzugsstraße verwandelt worden war. Von früh an wurden die Banner der gewerblichen Verbände, der Schützengilden und Sportvereine durch die Straßen getragen. Die Feuerwehr, in blitzenden Helmen, war auf den Beinen. Man sah die Chargierten der Studentenkorps in aller Pracht und mit ihren Fahnen in offenen Landauern umherfahren. Man sah Gruppen von weißen Ehrenjungfrauen, die Rosenstäbe in den Händen hielten. Die Bureaus und Werkstätten feierten. Die Schulen waren geschlossen. In den Kirchen ward Festgottesdienst gehalten. Und die Morgenausgaben des „Eilboten" sowohl wie des „Staatsanzeigers" enthielten nebst innigen Leitartikeln die Verkündigung einer umfassenden Amnestie, laut welcher vielen zu Freiheitsstrafen verdammten Personen durch vollständigen oder teilweisen Straferlaß vom Großherzog Gnade erwiesen wurde. Sogar der Mörder Gudehus, der zum Tode und dann zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt worden war, wurde auf Wohlverhalten aus dem Zuchthaus beurlaubt. Aber er mußte alsbald wieder in Sicherheit gebracht werden.

Um zwei Uhr war Festessen der Bürgerschaft im Saale des „Museums", mit Tafelmusik und Huldigungstelegrammen. Aber vorm Tore war Volksbelustigung, mit Schmalzgebackenem und Sultansbrot, mit Festmarkt, Glückshafen und Vogelschießen, Sacklauf und Preisklettern nach Sirupsemmeln für die männliche Jugend. Aber dann kam die Stunde, da Imma Spoelmann von „Delphinenort" zum Alten Schlosse fuhr. Sie tat es im feierlichen Zuge.

Die Fahnen flatterten im Frühlingswind, die armdicken Girlanden rankten sich, mit roten Rosen durchflochten, von einem Holzobelisken zum andern, schwarz staute sich auf den Tribünen, den Dächern, den Bürgersteigen die Menge, und zwischen dem Spalier von Schutzleuten und Feuerwehr, von Gilden, Vereinen, Studenten und Schulkindern kam langsam auf der mit Sand bestreuten Feststraße, umbrandet von Jubel, der Brautzug daher. Zwei Spitzenreiter mit Tressenhüten und Fangschnüren kamen zuerst, geführt von einem schnauzbärtigen Stallmeister im Dreispitz. Eine vierspännige Kutsche dann, worin der großherzogliche Kommissär, Beamter des Hausministeriums und zur Einholung abgeordnet, mit einem Kammerherrn zur Begleitung lehnte. Ein zweiter Vierspänner hierauf, worin man die Gräfin Löwenjoul gewahrte, die scheel und schief auf die beiden Ehrendamen blickte, mit denen sie fuhr, und denen sie wohl in

sittlicher Hinsicht mißtraute. Zehn Postillone zu Pferde demnächst, in gelben Hosen und blauen Fräcken, die bliesen: „Wir winden dir den Jungfernkranz". Zwölf weiße Jungfrauen sodann, die kleine Rosen und Ästchen vom Lebensbaum auf die Straße streuten. Und endlich, gefolgt von fünfzig gewaltig berittenen Handwerksmeistern, der sechsfach bespannte, sehr durchsichtige Brautwagen. Stolz streckte hoch droben auf dem mit weißem Sammet behangenen Bock der rotgesichtige Kutscher im Tressenhut seine Gamaschenbeine, die langen Zügel mit ebenfalls ausgestreckten Armen haltend; Stalldiener in Stulpen führten die Schimmelpaare am Zaum, und zwei Lakaien in großem Staat standen der klirrenden Karosse hintenauf, in deren unzugänglichen Mienen niemand gelesen hätte, daß Durchstecherei und schleichendes Wesen ihrem Alltag nicht fremd waren. Doch hinter Glas und vergoldetem Rahmen saß Imma Spoelmann in Schleier und Kranz, eine alte Palastdame als Ehrendienst an der Seite. Wie Schnee in der Sonne schimmerte ihr Kleid aus geflammtem Seidengewebe, und auf dem Schoße hielt sie den weißen Strauß, den Prinz Klaus Heinrich ihr eine Stunde früher gesandt. Ihr fremdes Kindergesichtchen war bleich wie die Perlen des Meeres, und unter dem Schleier hervor fiel eine glatte Strähne blauschwarzen Haares in ihre Stirn, während ihre Augen, so kohlschwarz und übergroß, über das wimmelnde Volk hin eine fließende Sprache führten. Jedoch was tobte, geiferte, lärmte zur Seite des Kutschenschlages? Es war Perceval, der Colliehund, — so außer sich, wie man ihn noch niemals gesehen! Der Trubel, die Fahrt erregten ihn über das Maß, beraubten ihn aller Besonnenheit, zerrissen sein Inneres ganz und bis zum Vergehen. Er raste, er tanzte, er litt, er schwang sich blind wütend herum im Rausch seiner Nerven, — und beiderseits auf den Tribünen, der Straße, den Dächern überstieg der Jubel sich selbst, als das Volk ihn erkannte...

So zog Imma Spoelmann ins Alte Schloß, und das Summen und Dröhnen der Glocken vermischte sich mit den Hochrufen des Volks und mit Percevals tollem Gebell. Über den Albrechtsplatz ging es im Schritt und durch das Albrechtstor; im Schloßhof schwenkte das berittene Korps der Innungen ab und nahm Parade-Aufstellung, und im Säulenumgang, vor dem verwitterten Portal, empfing Großherzog Albrecht, als Husarenoberst, mit seinem Bruder und den übrigen Prinzen die Braut, bot ihr den Arm und führte sie die grausteinerne Treppe hinauf in die Repräsentationsräume, an deren Türen Galawachen standen und in denen die Hofstaaten versammelt waren. Die Prinzessinnen des Hauses weilten im Rittersaal, und dort war es, wo Herr von Knobelsdorff, im Kreise der großherzoglichen Familie, die standesamtliche Eheschließung vollzog. Nie, hörte man später, hätten seine Augenfältchen lebhafter gespielt, als während er Klaus Heinrich und Imma Spoelmann von Staates wegen zusammentat. Doch dies geschehen, gab Albrecht II. den Befehl zum Beginn der kirchlichen Feier.

Herr von Bühl zu Bühl hatte das Seine getan, um einen eindrucksvollen Zug zusammenzustellen, — den Brautzug, in welchem man sich über die Treppe Heinrichs des Üppigen und durch einen gedeckten Gang in die Hofkirche begab. Gebückt nachgerade von der Last der Jahre, aber in braunem Toupé und jugendlich schwänzelnd, schritt er, mit Orden bedeckt bis zu den Lenden und seinen hohen Stab vor sich hinsetzend, den Kammerherren voran, die, den Federhut unterm Arm und den Schlüssel an der hinteren Taillennaht, in seidenen Strümpfen daherzogen. Es nahte das junge Paar: in weißem Schimmer die fremdartige Braut und in Leibgrenadier-Uniform, das zitronenfarbene Band schräg über Brust und Rücken, Klaus Heinrich, der Thronfolger. Vier Fräulein aus dem Landadel trugen mit verdutzten Mienen Imma Spoelmanns Schleppe, begleitet von Gräfin Löwenjoul, die mißtrauisch seitwärts äugte; und die Herren von Schulenburg-Tressen und von Braunbart-Schellendorf schritten hinter dem Bräutigam. Oberhofjägermeister von Stieglitz und die hinkende Schauspiel-Exzellenz traten hierauf dem jungen Monarchen voran, der still an der Oberlippe sog, seine Tante Katharina zur Seite und gefolgt vom Hausminister von Knobelsdorff, von den Adjutanten, dem fürstlichen Paare zu Ried-Hohenried und den übrigen Mitgliedern des Hauses. Zum Schluß kamen wieder Kämmerer.

In der Hofkirche, die mit Pflanzen und Draperien ausgestattet war, hatten die geladenen Gäste den Zug erwartet. Es waren Diplomaten mit ihren Damen, Hof- und Landadel, das Offizierskorps der Residenz, die Minister, unter denen man die leuchtende Miene des Herrn von Krippenreuther gewahrte, die Ritter des Großen Ordens vom Grimmburger Greifen, die Präsidenten des Landtags, allerlei Würdenträger. Und da das Oberhofmarschallamt Einladungen in alle Gesellschaftsklassen hatte ergehen lassen, so füllten auch Handeltreibende, Landleute und schlichte Handwerker erhobenen Herzens das Gestühl. Aber vorn am Altar nahmen im Halbkreise auf rotsamtenen Armstühlen die Anverwandten des Bräutigams Platz. Zart und rein schwebte der Gesang des Domchores unter den Wölbungen, und dann sang zum Brausen der Orgel die ganze Gemeinde ein Loblied. Als es verhallte, blieb einzig die wohllautende Stimme des Oberkirchenratspräsidenten D. Wislizenus zurück, der im Silberhaar und den gewölbten Stern auf dem seidigen Talar, vor dem hohen Paare stand und kunstreich predigte. Motivisch arbeitete er und sozusagen auf musikalische Art. Und das Thema, das er handhabte, war der Psalterklang, der da lautet: „Er wird leben, und man wird ihm vom Golde aus Reich Arabien geben." — Da war kein Auge, das trocken blieb.

Dann vollzog D. Wislizenus die Trauung, und in dem Augenblick, da das Brautpaar die Ringe wechselte, erschallten Trompeten-Fanfaren und dreimal zwölf Schüsse begannen, über Stadt und Land hinzurollen, abgefeuert von militärischer Seite auf dem Wall der „Zitadelle". Gleich darauf kanonierte

auch die Feuerwehr mit den städtischen Salutgeschützen; aber lange Pausen entstanden zwischen einzelnen Detonationen, was der Bevölkerung unerschöpflichen Stoff zum Gelächter gab.

Als der Segen gesprochen war, ordnete sich aufs neue der Zug, um zurückzukehren in den Rittersaal, wo Haus Grimmburg die Neuvermählten beglückwünschte. Aber dann war die Sprechcour, und Arm in Arm gingen Klaus Heinrich und Imma Spoelmann durch die Schönen Zimmer, wo die Hofstaaten sich aufgestellt hatten, und richteten Ansprachen an Herren und Damen, lächelnd über einen Abstand von blankem Parkett hinweg, und Imma wandte mit vorgeschobenen Lippen ihr Köpfchen hin und her, während sie jemanden ansprach, der in Verbeugung ausbog und maßvolle Antwort gab. Nach beendeter Cour war Zeremonientafel im Marmorsaal und Marschalltafel in dem der zwölf Monate, und es gab vom Teuersten, aus Rücksicht auf die Gewohnheiten von Klaus Heinrichs Gemahlin. Auch Perceval, nun wieder bei Sinnen, war beim Festmahl zugegen und erhielt Braten. Nach dem Souper jedoch bereiteten die Studenten und das Volk dem jungen Paar eine Huldigung mit Ständchen und Fackelzug auf dem Albrechtsplatz. Flackerndes Licht und ungeheuerer Lärm herrschten da draußen.

Lakaien zogen den Vorhang von einem der Fenster im Silbersaal, sie öffneten weit die fast bis zum Boden reichenden Flügel, und Klaus Heinrich und Imma traten an das offene Fenster, wie sie waren, denn draußen war eine laue Frühlingsnacht. Neben ihnen, in edler Haltung und mit bedeutender Miene, saß Perceval, der Colliehund, und blickte hinunter, wie sie.

Sämtliche Musikkorps der Residenz spielten auf dem illuminierten Platze, der vollgepfercht war von Menschen, und die aufwärtsgekehrten Gesichter des Volks waren dunkelrot qualmig beglüht von den Fackeln der Studenten, die am Schlosse vorüberzogen. Jubel brach aus, als die Neuvermählten am Fenster erschienen. Sie grüßten und dankten. Und dann blieben sie noch eine Weile dort stehen, schauend zugleich und sich darstellend. Das Volk sah aber von unten wie sie im Gespräche die Lippen bewegten. Sie sprachen: „Horch, Imma, wie dankbar sie sind, weil wir ihrer Not und Bedrängnis nicht vergessen haben. So viele Menschen! Da stehen sie und rufen herauf. Viele davon sind sicher Kujone und führen einander auf den Leim und bedürfen dringlich der Erhebung über den Wochentag und seine Sachlichkeit. Aber wenn man dabei sich ihrer Not und Bedrängnis nicht fremd zeigt, so sind sie sehr dankbar."

„Aber wir sind so dumm und alleine, Prinz, auf der Menschheit Höhen, wie Doctor Überbein immer gesagt haben soll, und wissen garnichts vom Leben!"

„Garnichts, kleine Imma? Aber was ist es denn, was dir endlich Vertrauen zu mir gemacht und mich zu so wirklichen Studien über die öffentliche Wohlfahrt geführt hat? Weiß der garnichts vom Leben, der von der Liebe weiß? Das soll fortan unsre Sache sein: beides, Hoheit und Liebe, — ein strenges Glück."

***

Lieber Dr. Brown, Lausanne, 6. August 1860.
wiederholt habe ich Ihrer gedacht und an Sie schreiben wollen, aber jedesmal, da ich die Feder ergreifen will, entgleitet sie meinen Fingern. Doch möchte ich Ihnen wenigstens diese Zeilen schicken, um Ihnen erstens für Ihre Notiz über den fünften Band der Modernen Maler und dann für den „Manchester Kaufmann" zu danken, den Sie für meinen Vater beigelegt haben, schließlich überhaupt für all das gütige Interesse und die Fürsorge, die Sie für mich hegen, trotzdem ich Sie durch meine wunderlichen Abschweifungen in meinen letzten Aufsätzen zu beängstigen scheine. Aber meine Nationalökonomie dürfte Ihnen, je weiter sie fortschreitet, desto besser gefallen.* Sie dürfen meine reichlichen Beziehungen zur kaufmännischen Welt nicht vergessen. Schon an meines Vaters Tisch hörte ich von gewiegten Geschäftsleuten oft diese Frage erörtern. So weiß ich also wohl, woran ich bin, auch in diesem scheinbar von meinem Weg abschweifenden Gegenstand. Warten Sie nur geduldig das Ende ab. Mir bietet es eben von Zeit zu Zeit geradezu eine Erfrischung, über irgendeinen ernsten Stoff nachzudenken. Sogar hier in den Bergen wäre es für mich zu eintönig, ganz müßig herumzuschlendern, und ich wüßte nicht was aus mir werden sollte, müßte ich den ganzen Tag dem Vergnügen nachgehen. Eigentlich sollte ich's allerdings wenigstens versuchen, denn ich bin mehr übermüdet, als der Umfang meines letzten Bandes augenscheinlich rechtfertigt; aber nicht einmal die Hälfte der Arbeit, die ich wirklich geleistet habe, ist aus dem Band ersichtlich. Ich habe mehr als die Hälfte weggelassen, als ich das Buch in seine letzte Form goß, und zwar aus Furcht, der Band könnte zu stark werden. Auch von den Zeichnungen ist die Hälfte, oder beinahe die Hälfte, unveröffentlicht geblieben, da die Kupferstecher keine Zeit hatten, sie fertig zu machen. Es sind nur drei meiner Radierungen in dem Buch enthalten und sieben habe ich gemacht. Eine davon ist beim Ätzen mißlungen und drei beim Drucken. Als ich das letzte Blatt des Buches korrigiert hatte, war ich ganz erschöpft. Seither habe ich hier im Chamounix-Tal nur Alpenrosen gezeichnet oder besser gesagt, Blätter von Alpenrosen; freilich bis jetzt mit keinem anderen Ergebnis als Enttäuschung.

Chamounix selbst und die ganze übrige Schweiz sind mir durch die Eisenbahnen, durch die großen Hôtels und durch Baumeister vergällt worden, die aus

* Ende 1860 veröffentlichte Ruskin im Cornhill Magazine seine berühmt gewordenen Aufsätze über die Grundlagen der politischen Ökonomie und brachte die ganze kapitalistisch gestimmte Welt gegen sich auf. Sie wurden unter dem Titel „Unto this Last" vereinigt und haben zur Sozialisierung des öffentlichen Geistes in England außerordentlich viel beigetragen.

Mangel an anderen Beschäftigungen die Verwaltungen der Städte überreden, des Vorteils willen die alten Stadtmauern abzureißen.

Die Annexion durch Frankreich wird für Savoyen ein großer Gewinn sein. In der stumpfen Bevölkerung des Landes ist schon eine rührige Bewegung zu bemerken. Französische Ingenieure messen schon die Dämme der Arve aus. In den letzten tausend Jahren ist der Fluß dort ausgetreten, wo es ihm beliebte; heute in dem einen Tal, morgen in dem anderen. Einige Millionen Franken zweckmäßig verwendet, werden Savoyen ebensoviele Millionen Äcker fruchtbaren Landes und ebensoviel gesunde Luft gewinnen, als es jetzt Miasmen beherbergt.

Lieber Brown, [1861]

ich sende Ihr Buch so schnell zurück, daß Sie zunächst glauben könnten, ich hätte es garnicht gelesen. Ich habe es aber doch gelesen; freilich nur ich, nicht meine Mutter. Wir beide sind nämlich melancholische Menschen, melancholisch wohl nicht in dem landläufigen Sinne von „gedrückt" oder „übellaunig"; aber wir können uns nicht „hochstimmen", und nach einer Depression federn wir nicht so leicht wieder in die Höhe. Sie freilich, mit Weib und Kindern und Freunden, können Düsteres eher an sich herankommen lassen, nicht etwa, weil Sie gefühllos sind, doch reißen Sie sich rasch wieder aus der Verstimmung heraus; ich aber, um den nicht solche Quellen des Glücks zu jeder Stunde sprudeln, kann traurige Bücher kaum lesen, ohne unter ihrem Eindruck geradezu einen fühlbaren Verlust an Energie und Lebensmut zu erleiden. Davon kann ich mich oft eine Woche nicht erholen. Deshalb lese ich niemals traurige Geschichten, wenigstens nicht, wenn ich voraus weiß, daß sie traurig enden. Sie aber haben die eine so trefflich und so bezwingend geschrieben, daß ich es mir aus Selbsterhaltungstrieb versagen muß, sie noch einmal zu lesen.

Lieber Dr. Brown, Denmark Hill, 16. Jan. 1862.

brauche ich Sie erst zu versichern, daß Ihre Laienpredigten (Plain Words on Health) mich entzückt haben? Das werden Sie schon von jedermann gehört haben. Übrigens wird es Ihnen Freude machen zu vernehmen, daß ich das Gute des Buches bereits genieße. Teilweise freilich auch das Schlechte. Alle die weisen, guten Lehren darin flößen mir deshalb egoistisches Bedauern ein, weil ich sie nicht schon vor dreißig Jahren gekannt habe. Es kommt eben erst jetzt alles Gute und alle Weisheit über mich, wie ja dem „sterbenden Auge das Fenster langsam zum flimmernden Viereck wird." Auch Sie selbst waren doch, ich erinnere mich dessen, über sich verzweifelt, damals, als Sie ich glaube nach Spanien reisten, und jetzt schreiben Sie wieder so Heiteres und verstehen dies auch noch anderen zu predigen.

Bin ich nun also nicht in einem sonderbaren „unnatürlichen" Gemütszustand, daß ich mit meinen dreiundvierzig Jahren jugendlicher empfinde als in meinen Jugendjahren? Und doch sollte ich mich als gesetzter Mann mit meinem gesetzten Alter abfinden. In Wirklichkeit aber bin ich unglücklich, weil ich nicht klettern, laufen, ringen, singen oder flirten kann, viel unglücklicher heute als in jungen Jahren darüber, daß ich nicht den ganzen Tag sitzen und metaphysische Abhandlungen schreiben konnte.

Verfehlt also an beiden Enden des Lebens ..

Lieber Dr. Brown, [1862]
ja, in der Tat, ich werde Sie immer als meinen teuersten, aufrichtigsten, liebenswertesten Freund schätzen. Und gerade weil ich das immer so gefühlt habe und heute noch so fühle, haben mich Ihre Briefe so verzagt gemacht. Wenn sogar Dr. Brown so von mir denkt, wenn auch er annimmt, daß meine leidenschaftlich ernsten Worte über einen Gegenstand von so großer Bedeutung nur soviel wert sind wie die Auslassungen des Herrn Redakteurs vom „Scotsman" und man meinen Gedanken schon nach einmaligem Lesen auf den Grund sehen können — nun, was müssen dann andere von mir denken?

Sie behaupten, ich hätte eine größere Umwälzung bewirkt als je ein anderer Schriftsteller. Mein liebster Doktor, ich habe vielleicht in manchen gleichgültigen oder wenig belangreichen Beziehungen einen günstigen Einfluß geübt, sei es durch geschickt gewählte Worte, sei es durch Winke an junge Mädchen (ich verachte Mädchen durchaus nicht, ich liebe sie und sie unterstützen mich, weil sie mich oft besser verstehen als reife Frauen); aber was mein Lebenswerk betrifft, so habe ich nichts erzielt, nichts. Ich habe den Menschen nicht einmal meinen ersten Grundsatz begreiflich machen können, nämlich daß es in der Kunst ein Recht und ein Unrecht gibt.

In diesem Augenblick werden neunzehntausend Skizzen von Turner in Blechkisten verpackt, und in ganz Europa macht sich keine Seele darüber Skrupel .. Warum nehmen Sie an, daß ich in einer so ernsten Schrift wie diese ist mit Bewußtsein unbillig sein könnte? Meine Aussprüche können mir schaden oder nützen: soll mich das beeinflussen? Das, was ich sage, das allein ist *wahr*, *richtig* und *möglich*.

Was bis jetzt über die Wissenschaft der Nationalökonomie gelehrt wurde, ist eine Lüge bis in die tiefste Wurzel hinein. Es ist die verruchteste Lüge, die von Gott und den Engeln am meisten verachtete und in die Tiefe der Hölle verbannte Lüge, die nur der Teufel, der Verräter der Menschen, ersinnen konnte. Diese Wissenschaft, sie, sie allein, sie, die Lehre von der organisierten Geldgier, trägt Schuld an allem Unheil des modernen Lebens. Ja: an allem Unheil. Es ist heute diese „Geldlehre", die die Kirche verdirbt, das Familienleben verseucht, Ehre und Schönheit und das ganze Leben in der Welt zerstört.

Diese Worte werden mir weder von einer „Gemütsbewegung" noch von einer „Stimmung" diktiert. Ich schreibe sie nieder als das kühle geschlossene Resultat zehnjährigen Denkens und Lebens. Ich schreibe so ruhig, wie ich den Satz von dem Quadrat der Hypotenuse niederschreiben würde. Wenn meine Hand zittert, so rührt das nur von meiner allgemeinen Nervosität her, wohl auch von Verstimmung über meine Mutter (die sich indessen verhältnismäßig wohl befindet) und über vieles andere. Der Inhalt dieses Briefes ist so erwogen und überlegt, wie wenn ich eine Gleichung aufstellen würde oder eine chemische Analyse zu prüfen hätte . . Sie schreiben mir: „Heitern Sie sich auf!" Ich weiß nicht, welch erfrischenden Anblick Ihre Edinburger Straßen bieten. Unsere Londoner gewähren nicht viel davon. Mein einziger Weg zur Heiterkeit führt dahin, mich einzuschließen und Kräuter und Steine zu beobachten. Aber sobald ich sehen muß oder hören, was lebende Geschöpfe leiden und was für Dummheiten sie reden, so wird mir etwa so heiter zumute, wie wenn ich in einer mit blutigen Leichnamen übersäten Schafhürde hockte und ein Rudel heulender Wölfe und zähnefletschender Affen in ihnen herumwühlte . . Ich ruhe jetzt von jeder wirklichen Arbeit aus, lese Mineralogie und ähnliche Dinge, vergnüge mich so gut ich kann und hoffe auf diese Weise meine Nervosität baldigst loszuwerden. Dann aber will ich mit diesen Burschen von der Nationalökonomie abrechnen.

Es wundert mich nicht im Geringsten, daß Sie noch nicht einsehen, wohin meine ersten Auseinandersetzungen in dem Cornhill Magazine zielen. Ich sage darin, daß es bis jetzt keine Nationalökonomie gibt, weil noch Niemand den Begriff „des Reichtums" erfaßt hat. Die Leute wissen nicht, wovon sie reden. Sie wissen nicht einmal was Geld ist, sie nehmen nur stillschweigend an, daß das Geld erstrebenswert ist als ein Beweis von Reichtum; aber das Wesen des Reichtums selbst erfassen sie nicht. Versuchen Sie selbst, den Begriff „Reichtum" zu erklären, und Sie werden bald fühlen, wie Ihnen der Boden unter den Füßen zu weichen beginnt.

Mein lieber Brown, Januar 1864.

daß ich imstande war, Ihnen etwas Liebes zu tun, dieser Gedanke macht mich sehr glücklich. Von Ihrem Kummer [Dr. Browns Frau starb am 6. Januar 1864] will ich nicht sprechen. Ich weiß keinen Trost für Menschen, die im Unglück sind; auch nicht für mich selbst. Aber bedenken Sie: ein wie großes Unglück durch den Verlust eines Wesens uns treffen mag, dem all unsere Liebe und Zärtlichkeit gegolten hat; — es gibt noch Schlimmeres, nämlich die nagende Trostlosigkeit des Vereinsamten darüber, daß Liebe nicht erwidert wurde, oder daß man nicht einmal in Seelenruhe ein Wesen lieben durfte, oder daß aus der Liebe immer Leid emporwuchs.

Auch heute gibt es ein oder zwei Menschen, die ich liebhabe und niemals sehen darf; und viele wieder haben mich gern und müssen fern bleiben. Und das ist nur ein Teil des Schicksals in dieser sonderbaren Wildnis von Welt, von welcher die glücklichen Menschen behaupten, daß sie glücklich, und die guten, daß sie so wie sie ist gut eingerichtet sei. Und dann gehen diese Leute hin und machen den anderen Menschen das Leben schwerer, böser, unglücklicher — und sagen, sie dienten Gott damit...

Liebster Brown, Herne Hill, London, 29. Dezember 1873.

Ihre Briefe erheben meine Stimmung, Sie können sich garnicht vorstellen, in welchem Maße; denn ich bin jetzt vereinsamter denn je, nur Carlyle und Sie stehen zu mir. Alles, was mir am teuersten war, ist für immer dahin — die Mutter, die Pflegerin, und dann, unmittelbar nachher, auf die schrecklichste Art, was ich geglaubt hatte nie zu verlieren... Mein Herz macht mich ein wenig ängstlich; es pocht stark und unregelmäßig. Dieser chronische Zustand von Wut und Kummer gräbt eben allmählich seine Spuren ein, dabei das Unvermögen, aus Himmel und Laubblatt oder sonst etwas den Frieden zu schöpfen und trotz aller Anlage, ein so „methodisches" Leben wie Raeburn zu führen, diese beständige Unruhe, diese Hast und dieser Drang zu leisten, was über meine Kräfte geht.

Ihre Raeburn-Memoiren sind sehr wertvoll. Und Sie haben fast in allem recht, nur in dem nicht, was sie über Maler sagen, die verliebt sind. Auch mit einem Herzen voll Liebe muß man nach meiner Überzeugung ehrlich und wahr malen und schreiben können. Und man darf nicht aus Liebe lügen noch etwas von dem verschweigen, was man sagen muß. Freilich, manche Wahrheit läßt sich nicht aussprechen. Es gibt Dinge, die man nicht sagen darf, weil sie niemand begreifen würde. Ich glaube nicht, daß Raeburn jemals „geschmeichelt" hat. Er hat den Kern des Menschen den er malte in seinem Bilde herausgehoben, ob es dem recht war oder nicht.

Die vier letzten Vorlesungen über Radierkunst sind längst fällig, aber Druckkorrekturen peinigen mich mehr als anderes.

Bitte schreiben Sie so oft Sie können Ihrem Sie liebenden J. R.

Liebster Dr. Brown, Rom, 23. Mai 1874.

Ihr liebes Schreiben ist angekommen und in ihm Ihre ganz vortreffliche Charakteristik Susies*. Wie zart und so getreu. Ein Holbein-Porträt mit Carpaccios Weichheit. Ich bin sehr froh, daß Sie eine Photographie des Bildes

* Susanna Bewer, of The Thwaite, Coniston, Verfasserin eines Buches über Shakespeare; in seinem Hortus Inclusus widmet ihr Ruskin Worte persönlicher Zuneigung. Sie hat Auszüge aus seinen „Modern Painters" veröffentlicht, die unter dem Titel „Frondes Agrestes" bekannt sind.

der heiligen Ursula bekommen haben.* Ich bin gerade über Botticellis Zippora und ich gebe sie so gut ich kann wieder, um Ihnen auch von ihr eine richtige Vorstellung zu schaffen. Die Zippora ist gerade so rein und so unschuldig wie die Ursula, aber doch ein ganz anderes Mädchen, denn sie hat sich auf den ersten Blick hoffnungslos in Moses verliebt. Merkwürdigerweise besteht der Saum ihres Gewandes aus einer Stickerei von goldenen Buchstaben auf blauem Grund, die Lettern sind alle in derselben entzückenden Schrift gehalten, wie sie Botticeli und Mantegna eigen war (so behauptet wenigstens mein guter aber verdrehter Assistent Herr Murray). Aber wir finden niemanden, der sie entziffern kann. Ich glaube beinahe, man hat sie ursprünglich als groteskes Ornament angesehen, aber ich zweifle nicht daran, daß es Buchstaben sind... Ich bin neugierig, zu erfahren, was mich in Dora Wordsworth' Tagebuch so in Glut versetzen wird. Denn ich bin beinahe ganz ausgebrannt und selten sprüht noch irgendein Funke auf, — nicht einmal bei dem prickelnden Entzücken einer Herausforderung.

Liebster Dr. Brown, Assisi, 14. Juni 1874.

ich arbeite zumeist in des Sakristans Zelle des Klosters. Ich möchte nämlich herausfinden, wieviel an diesen Werken Giottos von seiner eigenen Hand stammt, wieviel von Schülern daran gearbeitet wurde, und was davon restauriert worden ist. Die Tätigkeit dieser Restauratoren ist leicht zu fassen, aber die der Schüler! Das ist verteufelt schwer. Der Meister skizziert ein wenig für sie, läßt sie dann alles selber malen was sie können, dann verbessert er ein wenig, setzt da und dort einen Kopf eigenhändig auf, — und das ist genug, um unsereinen ganz wirr zu machen. Und ihm selbst fühle ich mich doch so ungemein nahe. Eines seiner Bilder, das ich selbst kopieren möchte, ist seine Dame Armut; ihr Kopf steckt in einem Dickicht von Rosen, blassen und dunkelroten. Und gleich neben ihr an der Mauer hängt die Buße, die Liebe und Tod verscheucht; ich glaube wenigstens, daß Amor und Mors zu verstehen sind. Giotto nennt die Menschenliebe Caritas, sie steht auf dem Bilde neben der Armut, während sie getraut werden, und reicht ihr (wenigstens sagen es die Altertumsforscher) einen Apfel. Es ist aber in Wirklichkeit ein Herz; doch glaube ich, ich bin bis auf die Stukkateure der erste Mensch, der hinaufgeklettert ist, es sich anzuschauen. Das Gesicht des heiligen Franz hat mich unendlich enttäuscht, — aber wie er den Ring anlegt, das ist wunderbar, da erinnert er an einen Liebenden.

Susie behauptet, Sie seien traurig. Bitte seien Sie das nicht! Mir sagen das gute Freunde auch, ich knurre sie dafür an. Aber es gibt in uns ein gewisses Etwas — habe ich nicht recht? — das, wenn wir traurig sind, „bitte nicht" zu uns sagt. Immer Ihr Sie liebender J. R.

---

* Ruskin stand jahrelang unter dem Eindruck dieses Bildes Carpaccios.

Mein liebster Dr. Brown, Assisi, 25. Juni 1874.

für mein ganzes Leben bin ich zur Wertschätzung der Männer der Wissenschaft verdorben. Daran ist vor allem dieser elende Augenarzt schuld, der ganz London glauben machte, daß Turners letzte Malweise nur eine Folge der Gelbsucht sei. „Entsetzlich!“ schreit London und die Akademie! „Da ist es endlich heraus! Haben wir nicht immer gesagt, es ist nichts mit Turner. Da seht Ihr's jetzt!“

Ein zweiter entscheidender Grund für meine Haltung zur Wissenschaft ist Faradays Stellung zum Spiritualismus. Ist es zu begreifen, daß ein Mann, der sich zum Christentum bekennt, geistige Kräfte und die Schwarzkunst als eine ihre Formen leugnet; daß ein Philosoph unfähig sein sollte, die Aussagen nervöser Menschen von denen gesunder zu unterscheiden; endlich, daß ein Mann von Gefühl und Bildung imstande ist, die ganze Summe von Glauben und Überlieferung früherer Zeiten beiseite zu schieben, ohne sich zu fragen: was nun? — —

Ich wünschte, Sie hätten heute die Augen meines Sakristans in Glauben und in Freude aufleuchten sehen, als er mir, so schnell es seine Zunge erlaubte, schilderte, in welcher Weise gute Christen einst zu fliegen oder in der Luft zu stehen vermochten wie die Vögel und Drachen ohne Strick des guten Doktors — wie heißt er doch gleich?

Sakristei zu Assisi, 28. Juni 1874.

Ich habe niemals im Leben eine so gute Predigt gehört, wie die, die mir gerade jetzt der Sakristan über den Text: „la donna e facsimile del Diavolo“ gehalten hat. Hiervon ausgehend wandte er sich dann ganz einer Darlegung des Teufels im allgemeinen zu, kam schließlich auf St. Michael, auf die Taufe, auf die Verheißung Matthäi zu sprechen und zwar so, daß seine Zunge nur so flog. Und das alles mit flammender Begeisterung und mit Blicken, die von der Leidenschaft des Glaubens glühten. John Knox selber hat es niemals ernster genommen. Gestern betrachtete ich auf dem Bilde Giottos ein Stück jenes Hügels, von welchem aus der heilige Franz auf seinem feurigen Wagen gegen den Himmel fuhr. Dieses Bild quält mich entsetzlich, weil Giotto für seine grauen Mönchsgewänder venetianisch Rot mit vegetabilischem Blau gemischt hat. Wo immer nun aus der Mauer die Feuchtigkeit in das Bild gedrungen ist, frißt sie das Blau weg und läßt ein glänzendes Rot zurück, so daß hier und da Giottos Franziskaner das Ansehen einer scharlachroten babylonischen H . . . bekommen haben. So ist es gekommen, daß ich seinen Feuerwagen, der ebenfalls venetianisch rot gemalt, auch beinahe für eine Folge der Feuchtigkeit angesehen habe.

Ihr Männer der Wissenschaft (seien Sie und Ihr Bruder mir deshalb nicht böse) seid meinem Gefühl nach auch so ein Schimmel auf der Mauer, der einem alle Feuerwagen verdächtig macht. Wenn die Menschen sich nur damit

begnügen würden, mir ein vegetabilisches Blau zu machen, aber eines das standhält, oder meinetwegen auch ein Rot, damit es da wenigstens keinen Zweifel gibt.

Ewig Ihr treuer J. R.

Bitte aber zu beachten, mit welchem Respekt ich immer von jener Wissenschaft spreche, die, wie Ihre Medizin, dem Nutzen der Menschen oder der Schönheit dient. Da hätte ich beinahe vergessen, Sie auf ein Buch aufmerksam zu machen, das mich sehr gefesselt hat. Es gibt nämlich ein Werk eines französischen Physiologen, mit großartigen Illustrationen. Ein Pferd, eine Taube oder ein Weib kann er nicht zeichnen, dafür aber Läuse, Frösche oder Affen mit erschreckendster Naturtreue, bis zu den lausigsten Einzelnheiten herab. Das ist französische Wissenschaft. Vergleichen Sie damit die französische Kunst im Dom von Chartres!

Brantwood, Coniston, Lancashire, 21. Oktober 1878.

Ja, ich war in der vorigen Woche drei Tage lang in Hawarden [Gladstones Landsitz], aber mir ist jede Gesellschaft jetzt zuwider. Die Leute wollen immerfort mit mir über Dinge hin und her reden, die ich alle bis auf den Grund kenne, mit allem was damit zusammenhängt. Und seit zwanzig Jahren schon bemühe ich mich, ihnen diese Sachen bis auf den Grund zu erklären. Das lähmende Gefühl, daß die Köpfe der meisten Menschen immer noch und für alle Zeiten dem Kautschuk gleichen, ist mir geradezu unerträglich.

Der Herzog von Argyll war auch anwesend, und ich konnte Mr. Gladstone nicht die Hälfte von dem sagen, was ich eigentlich wollte, weil man doch höflich sein mußte gegen seine herzogliche Gnaden (um so mehr, als er in Trauer war). Meine Zuflucht war immer Marie Gladstone, die ein wirklich vollkommenes Wesen von edler Anlage ist. Papa und Mama und der Herzog und alle anderen fuhren Dienstag weg und überließen es Mary, sich Mittwoch meiner anzunehmen. Sie tat es, und es fiel mir schwer abzureisen.

Trotzdem bin ich doch froh, wieder zu Hause zu sein. Muß meiner Zunge Zügel anlegen. Ja, diese großartige Bank! [Die City of Glasgow Bank, bei der ein Teil von Ruskins Vermögen hinterlegt war, machte im Jahre 1878 bankerott.] Endlich werden die Leute wohl anfangen zu verstehen, was?

Brantwood, Coniston, Lancashire, 22. Juni 1879.

.. Gestern sagte mir Susie, Sie seien ein bißchen verstimmt, und sie glaubt, ein Brief von mir werde Ihnen gut tun. Ich kann heute vielleicht lustigere Briefe schreiben als früher einmal, und ich hoffe aufrichtig, es wird Ihnen wohltun, zu wissen, wie oft ich an Sie denke, und wie der Gedanke, daß gerade Ihnen etwas gefällt was ich tue, mir in den mutlosesten Zeiten weiterhilft. In Zeiten, in denen man sich selbst sagt oder es auch nur im Stillen fühlt, ohne es auch auszusprechen, daß es doch eigentlich keinen Wert hat, noch etwas zu sagen oder zu tun.

Ich glaube, eine meiner besten Entdeckungen in der Mythologie war die, daß die Sirenen nicht „Freuden" waren, sondern „Wünsche". Und ein Teil der Heiterkeit, in der mir jetzt zu leben beschieden ist, folgt aus der Erkenntnis, daß „Wünsche" unerfüllt bleiben müssen, weil der Mensch in sein ewiges Leben eingeht. Der Verzicht auf alles leidenschaftliche Hoffen, das Aufhören alles fieberischen Strebens läßt mich wenigstens ohne tiefere seelische Störung das matte Blau vom Ehrenpreis, wenn auch nicht mehr das Blau des Vergißmeinnichts, genießen. Und vor allem macht mir das Nachdenken über jedes schöne Rätsel der Natur, sei es die Bewegung einer Welle oder die Stärke des Baumstammes, Vergnügen. Mit dem Hinscheiden der Menschen, die ich am meisten geliebt habe, ist in mir die Fähigkeit zur Freude an der Schönheit der Natur tatsächlich erstorben; aber ich kann mich für ihr Schaffen interessieren . .

Bleiben Sie inzwischen heiter und beide wollen wir des glücklichen Jagdgrundes gedenken, auf dem wir alle unsere treuen — Hunde wiederfinden werden. Ein herziger, haariger, kleiner Terrier, der neulich von einem plumpen Pferd gestoßen und getötet wurde, weil er zu gut war für diese Welt, läuft gewiß dem heiligen Petrus zwischen die Beine, indem er mich einläßt.

1. Juli 1879.

Sie fragen mich über die neue Odyssee. Was geht Sie eine neue Odyssee an? Unser alter Chapman ist ganz unübertrefflich — selbst ein Homer — oder für uns Engländer und Schotten besser als Homer selbst. Hier sind vier Zeilen, die ich aufs Geratewohl für Sie herausgreife:

The Cheerful Ladie of the Light, deckt in her saffron robe,
  Disperst her beams through every part of this enflowred globe —
When thundering Jove a court of Gods assembled by his will,
  In top of all the topmost heights that crown the Olympian Hill.

Ich sende Ihnen das alte Büchlein selbst. Sie werden aufleben, wenn Sie darin baden, wie im Meer von Dysart.

Für ewig Ihr J. R.

Ich weiß garnicht, ob es eine ehrliche moderne Ausgabe der Odyssee gibt. Aber wenn Ihr Edinburger Euch einen echten Tempel hellenischen Geistes erbauen wolltet, Ihr müßtet die Odyssee Wort für Wort wieder veröffentlichen und ein modernes Argos aus Euch machen. — Homer war ein Achäer und nicht ein Jonier. Gladstone hat das erwiesen und dafür verzeihe ich ihm sein ganzes übriges Leben.

Brantwood, Coniston, Lancashire, 5. Juni 1880.

. . . So ist es recht. Das was Sie heute schreiben, das steht in meinem Wörterbuch. Einen Hauptpunkt in Ihrem Briefe habe ich nicht beantwortet:

er betrifft das „wie anders jetzt". Ich kann an mir die Wandlungen, die das zunehmende Alter, und diejenigen, die die Vereinsamung mit sich bringt, nicht unterscheiden. Was freilich all das Schöne, das mich umgibt, mir gewesen wäre, hätte ich noch Vater und Mutter, oder was all dieses Schöne aufhören würde mir zu sein, müßte ich Joanie* verlieren, — das kann ich mir nicht vorstellen. Der einzige wahrhafte Kummer ist die Erinnerung an den Schmerz, den man vor langer Zeit verursacht hat; übrig bleibt nur Entsagung, nicht Schmerz; und dazu etwa noch ein innerer Gewinn, herrührend von der Würde, mit der man gelernt hat, Verluste zu ertragen. Im übrigen: „wie anders jetzt", wie unermeßlich anders . .

Brantwood, Coniston, Lancashire, 29. März 1881.

Liebster Dr. Brown! Susie sagt mir, daß die giftigen Zeitungen Ihnen neinetwegen Angst eingeflößt hätten. Ich war nur ein wenig zerstreut, das st alles, ich habe mich wieder erholt und halte in meinen Händen mehr vom oldenen Vließ als nach meiner letzten Reise nach Medeas Land.

Ich bin nur noch ein wenig schwach und schwindlig, war aber doch gestern auf den Bergen in Schnee und Sonnenschein und habe die drei Kinder Janies gelehrt, wie man den Schnee auf einer abschüssigen Ebene durchquert. Die armen kleinen Dinger hatten an ihren feinen Londoner Schuhen keine Nägel, abr es gelang uns doch, die Höhe von Salisbury Crag herunterzukommen. — Meine krankhaften Träume waren diesmal bestimmter und nicht so erschreckend wi das letzte Mal. Und sie haben mich, wie stets die Wanderungen durch da Traumland, manches gelehrt. Ich hoffe aber, ich werde mich jetzt besser zu schnen verstehen und nicht mehr Argonaut sein.

Aber beide Krankheiten — die vorige und die letzte — sind entstanden auf den Saatboden des gleichen Denkens, nämlich jenes Denkens, das mich immer mehr von den Menschen, die mich umgeben, und von dem Wege der Modernen trennt. Ich aber kehre im Gedanken auf den Weg zurück, wo ich mit Vater, Mutter, Pflegerin und — noch einer leben werde, die alle auf mich in dem Lade der Seligen warten.

Ihr Sie liebender J. R.

* Mit „Joanie", Mrs. Artur Severn, seiner Base, verband Ruskin die treueste Freundschaft. Sie war seine Pflegerin bis in die letzten Tage. Das letzte Kapitel der Erinnerungen (Präterita) gilt ihr.

Machtmittel des Proletariats/ von Eduard Bernstein



Wie die Arbeiterklasse selbst an Zahl beständig zunimmt und ihre Organisationen sich immer mehr ausdehnen, so müssen sich naturgemäß mit diesem Wachstum auch ihre Machtmittel mehren. Aber die Steigerung ist keine rein quantitative, sie erschöpft sich nicht im Zahlenverhältnis.

Mit der Zahl ist's überhaupt eine eigene Sache. Tausend Arbeiter sind gegen einen Fabrikanten noch nicht schlechthin stärker als hundert Arbeiter, unter bestimmten Verhältnissen sind sie ihm gegenüber wirtschaftlich sogar schwächer. Aber wenn im Deutschen Reich von 1895 bis 1907 in den drei Haupterwerbsgruppen Landwirtschaft, Industrie und Handel samt Verkehr das Verhältnis der Erwerbstätigen sich wie folgt verschoben hat:

	1895	1907
Selbständige	5,331,997	5,321,653
Technische und kaufmännische Angestellte	621,825	1,290,728
Lohnarbeiter und Gleichgestellte	12,816,552	17,836,121

so bedeutet das doch eine wesentliche Vermehrung der Macht der Arbeiterklase. Nur kommt die Machtzunahme auf andere Weise zur Geltung als durch die Wirkung der Zahl in der unmittelbaren Gegenüberstellung von Unternehner und Arbeiter. Die Machtmittel der Arbeiterklasse ändern sich in ihrer Anwendung und zum Teil auch in ihrem Wesen.

Es liegt nahe, hierbei zuerst an die Waffen im Kampf gegen die Unternehner zu denken. Man folgert von den gewaltigen Umwälzungen in der Technik der Waffen des Kriegs zwischen den Staaten auf etwas Ähnliches hinsichtlich des ökonomischen Krieges. Aber die Analogie läßt uns hier bald in Sich. Während der politische Krieg immer vernichtendere Waffen bereit findet, sind die Waffen des ökonomischen Krieges heute nicht bösartiger als sie je waren. Wir werden vielmehr finden, daß sie eher mildere geworden sind. Der politische Krieg hat Zerstörung, Unbrauchbarmachung zum nächsten Zweck, dem ökonomischen Krieg schwebt solcher Zweck zwar häufig vor, wo er zwischen Unternehmer und Unternehmer spielt — man denke an die Kämpfe der Kartelle miteinander —, aber sehr selten, wo Arbeiter und Unternehmer sich gegenüberstehen.

Man wird mir hier vielleicht die Sabotage entgegenhalten, von der heute in Frankreich soviel Lärmens gemacht wird: das absichtliche Verderben des Materials und der Werkzeuge. Aber weit entfernt, ein neues Kampfmittel zu sein ist die Sabotage das allerälteste ökonomische Kampfmittel, das die Geschichte kennt. Sie ist das Widerstandsmittel des hilflosen Arbeiters, vor allem des Sklaven, der der geborene Sabotierer ist. „Die Erfahrung aller Zeitalter und Nationen beweist", schreibt schon Adam Smith, „daß die Arbeit von Sklaven, obwohl sie

anscheinend nur den bloßen Unterhalt kostet, schließlich die allerteuerste ist". Wo der Sklave nicht unter der Fuchtel steht, läßt er seine Laune am Material aus, und oft tut er es sogar, während die Peitsche über ihm geschwungen wird. Er ist daneben auch der geborene Kultivierer des systematischen Trödelns, das unter dem Namen „Ca' Canny" als schändliche Erfindung der Neuzeit hingestellt worden ist. Ohne jedes eigene Interesse an der Arbeit, tändelt und trödelt der Sklave mit ihr, wo er nur kann. Und wo Arbeiter in ähnlicher Lage sich befinden, wie der Sklave, geschieht beides, das Zeitvertrödeln und das Materialverderben, auch unter anderen Arbeitsverhältnissen, wie es auch in andern Gesellschaftsklassen stattfindet. Aber es sind Zufluchtsmittel von Individuen oder abgegrenzten Gruppen, keine besonderen und vor allem keine modernen Machtmittel der Arbeiter als Klasse.

Allerdings sind auch die Arbeitseinstellung und die Geschäftssperre, die in den Kämpfen der Arbeiter heute einen so großen Raum einnehmen, im Prinzip nichts Neues. Das Altertum wie das Mittelalter kannten sie in ihren Grundformen, und sie spielen in Ländern, die vom Industriekapitalismus noch kaum berührt sind, schon eine große Rolle. Aber die kapitalistische Entwicklung hat sie erst sozusagen legitimiert, sie aus der Sphäre zunftartiger Verschwörung in die eines in voller Öffentlichkeit und in geregelten Formen sich abspielenden Kampfes getragen, sie hat ihnen eine unvergleichlich breitere Grundlage und weiteres Wirkungsfeld gegeben und zu Ausarbeitung ganz neuer Formen und Methoden ihrer Anwendung geführt. Die Arbeitseinstellung und ihre Ergänzung oder Ersatzform, die Geschäftssperre — in ihrer Ausdehnung auf die in gesperrten Geschäften erzeugten Waren meist Boykott genannt —, sind heute, kann man sagen, Sache einer ganzen Wissenschaft geworden, deren Regeln nicht, wie einst im Handwerk, als eine Art Geheimlehre betrachtet und nur mündlich weitergegeben werden, sondern in gedruckten Instruktionsschriften der einzelnen Gewerkschaften niedergelegt sind, die sich jeder, ob Freund oder Feind, leicht verschaffen kann.

Den Romantikern der Arbeiterbewegung sind freilich die deutschen Gewerkschaften Bureaukratien, die mehr für die Verhinderung von Streiks als für ihre Veranstaltung und kraftvolle Durchführung tun. Eine etwas seltsame Anklage, wenn man sie an Hand der sehr genauen Streikstatistik der deutschen Gewerkschaften prüft. Während nämlich die Gewerkschaften in den sieben Jahren vom Anfang des Jahrhunderts bis 1906 an Mitgliedern von 680,000 auf 1,690,000, also etwa auf das zweiundeinhalbfache zunahmen, steigt in der gleichen Zeit die Zahl ihrer Angriffsstreiks von 517 auf 2045, die Zahl ihrer Kämpfe aller Art von 852 auf 3480; also in beiden Fällen eine Vermehrung auf das Vierfache. Erst im Jahr 1907 nimmt die Zahl der Kämpfe wieder ab, was wir aber zum Teil auf Rechnung des großen Geschäftsdrucks setzen müssen, der sich in jenem Jahre eingestellt hatte.

Indes nur zum Teil. Zu einem andern Teil ist die Abnahme der Streiks in der Tat ein Zeichen von einer durch die Gewerkschaften geförderten Gegentendenz. Sie ist eine Folge des Umstandes, daß eine wachsende Zahl gewerblicher Differenzen neuerdings auf dem Wege der Verhandlung ohne Kampf zum Austrag gebracht werden. Trotzdem im Jahre 1907 Geldknappheit viele Geschäfte lahmlegte, wurden in seinem Verlauf 4652 Forderungen der Arbeiter einfach durch Verhandlung erledigt, zur Arbeitseinstellung aber führten nur 2986 Forderungen gegen 3873 solcher Fälle im Jahre 1906. Der Prozentsatz der Forderungen, die zum Streik führen, fällt, derer, die ohne Streik erledigt werden, steigt. Ein Wechsel, an dem sich ein Stück dessen offenbart, was ich im Anschluß an die Soziologen der Schule Comtes die virtuelle Leistung der Gewerkschaften nennen möchte: ihre Einwirkung auf die Unternehmer durch ihr bloßes Dasein. Im allgemeinen läßt sich diese Leistung nicht an Zahlen nachweisen, denn es liegt auf der Hand, daß es sich dabei wesentlich um Verhinderung von Maßnahmen handelt, die mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit ausgeführt oder versucht worden wären, wenn die Arbeiter keine oder schwächere Gewerkschaften hinter sich gehabt hätten. Was nicht in die Erscheinung getreten ist, läßt sich nicht zahlenmäßig erfassen. Aber wenn schon eine einfache Überlegung sagt, daß dort, wo die Arbeiter über starke Gewerkschaften verfügen, die Fabrikanten sehr viel weniger leicht der Verführung nachgeben werden, die Löhne herabzusetzen, den Arbeitstag zu verlängern und anderen Druck auf die Arbeiter auszuüben, als wo sie mit den Arbeitern als einzelnen zu tun haben, so wird es durch die Zunahme der Lohnbewegungen ohne Streiks auch bewiesen. Sie zeigt, daß sich die Verhandelnden als Macht anerkennen. Wir sind aber da schon nicht mehr auf bloße Schätzungen angewiesen. Ein Vergleich der Bewegung der Arbeitslöhne in früheren Jahrzehnten und heute zeigt zum Beispiel für die Vergangenheit heftige Auf- und Abwärtsbewegungen, für die Gegenwart einen hohen Grad von Stetigkeit. Von 384 Abwehrstreiks, welche die deutschen Gewerkschaften im Krisenjahr 1907 gegen Lohnverkürzungen und Nichteinhaltung von Lohnbedingungen zu führen hatten, konnten sie mehr als die Hälfte, nämlich 216, als erfolgreich, außerdem noch 46 als teilweise erfolgreich bezeichnen, nur der vierte Teil — 94 — waren erfolglos, von den restlichen 28 war am Jahresschluß das Ergebnis noch nicht bekannt. Das Bild bleibt dasselbe, wenn wir die Zahl der bei diesen Kämpfen beteiligten Arbeiter betrachten.

Die Gewerkschaft ist in Deutschland heute das die größte Personenzahl umfassende Machtmittel der Arbeiterklasse. Anders im Mutterland der modernen Arbeiterbewegung, Großbritannien. Dort können sich die ein zweites Machtmittel darstellenden Arbeiterkonsumvereine in bezug auf Zahl der Mitglieder mit den Gewerkvereinen durchaus messen. In Deutschland zählen zurzeit die Konsumvereine aller Art 1,400,000 Mitglieder, der Zentralverband deutscher Konsum-

vereine, der die Arbeiterkonsumvereine umfaßt, nicht ganz eine Million Mitglieder, während die Gewerkschaften aller Art gegen 2½ Millionen Mitglieder zählen und über 1,800,000 davon dem durch die Generalkommission der Gewerkschaften repräsentierten Bund angehören. Nach der letzten Statistik des britischen Arbeitsamts umfaßten dagegen im Vereinigten Königreich die Arbeiterkonsumvereine 1908 über 2½ Million Mitglieder, die Gewerkschaften gegen 100,000 Mitglieder weniger. Die deutschen Arbeiter sind erst dabei, sich als Konsumenten zu organisieren. Sie fangen erst an zu begreifen, daß sie in ihrem organisierten Konsum ebensogut ein Machtmittel haben wie in ihrer organisierten Arbeitskraft. Es sind aber nicht nur sie, die die Bedeutung des Arbeiterkonsums als Machtmittels begreifen.

Es hat natürlich schon lange Geschäftsleute gegeben, die ausschließlich oder vorwiegend auf die Arbeiter als Konsumenten reflektierten und ihren Geschäftsbetrieb danach einrichteten. Aber sie taten es ursprünglich ohne ein besonderes Interesse an den Arbeitern als Klasse, oft sogar mit einem Gefühl der Verachtung für sie. Es war auch nur eine sehr tiefstehende Art Geschäftsleute, die ihren Betrieb speziell auf die Arbeiter als Kundschaft einrichteten. Unter solchen Verhältnissen wäre die Idee, den Arbeiterkonsum als Machtmittel zu organisieren, als eine tolle Utopie betrachtet worden.

Selbst als in Deutschland Schulze-Delitzsch um die Wende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts die Idee der Konsumvereine propagierte, dachten weder er noch sonst jemand an eine Organisierung des Konsums als Machtmittels. Der Konsumverein sollte eine Art Sparanstalt sein, er sollte dem einzelnen Arbeiter einen Zuschuß zu seinem Arbeitslohn verschaffen und ihm das Fortkommen erleichtern. So hatten ihn übrigens auch die Pioniere von Rochdale aufgefaßt, und daß der Gedanke nicht absolut falsch war, zeigen die heutigen Zahlen der Konsumvereinsstatistik. Die britischen Konsumvereine hatten im Jahre 1907 insgesamt in deutschem Gelde ein Anteilskapital von über 600 Millionen Mark und daneben noch 91 Millionen Mark Spareinlagen ihrer Mitglieder. Auf den Kopf der Mitglieder im Durchschnitt berechnet, ist es nicht übermäßig viel, doch gibt es eine erhebliche Anzahl Mitglieder mit sehr ansehnlichen Einlagen. Und als Kapitalbetrag kann die Summe sich schon sehen lassen. Sie übersteigt das Doppelte der seinerzeit von Lassalle als Anfangskapital für seinen Produktivgenossenschaftsplan bezeichneten 100 Millionen Taler.

Im Verhältnis zu den Geldmitteln der englischen Konsumvereine ist ihre Produktion jedoch noch unbedeutend. Die Eigenproduktion der Konsumvereine und ihrer Großeinkaufsgenossenschaft hatten zusammen im Jahre 1908 einen Wert von 315 Millionen Mark und beschäftigten gegen 40 000 Arbeiter. Eine ansehnliche, aber keineswegs sonderlich große Zahl, wenn man den Umfang der Vereine in Betracht zieht. Selbst im genossenschaftlich organisierten Konsum der Arbeiter Englands überwiegt der Ankauf die Eigenproduktion noch um das

Fünf- bis Sechsfache. In Deutschland aber ist das Verhältnis bei den Arbeiterkonsumvereinen noch acht gegen eins. Im Jahr 1908 belief sich der Absatz der im Zentralverband zusammengeschlossenen deutschen Konsumvereine auf rund 276 Millionen Mark, davon über 240 Millionen Mark angekaufte Produkte. Als Produzenten streben die Arbeiterkonsumvereine selbstverständlich danach, Musterarbeitgeber zu sein, und viele ihrer Werkstätten können als Muster gelten. Ja, selbst als Käufer können sie in dieser Richtung wirken. Mindestens bei einem Teil der von ihnen angekauften Produkte sind sie in der Lage, beim Kauf ihren Einfluß über das Verhältnis von Güte und Preis der Ware hinaus geltend zu machen. Sie können es ablehnen, Waren anzukaufen, die unter bestimmten für verwerflich erachteten Produktionsbedingungen, wie etwa schlecht bezahlte Heimarbeit, hergestellt waren, und da es Arbeiterkonsumvereine sind, pflegen sie selbstverständlich Streikbrecherarbeit zurückzuweisen. Indeß einen nennenswerten Einfluß können sie in dieser Hinsicht auf das Wirtschaftsleben noch nicht ausüben. Sie repräsentieren eben nur einen bescheidenen Teil erst selbst vom Konsum der Arbeiterklasse. In ihm steckt eine ganz andere Potenz.

Wir haben oben gesehen, daß die Lohnarbeiterklasse in Landwirtschaft, Handel und Industrie zurzeit in Deutschland fast 18 Millionen Erwerbstätige umfaßt. Mit ihren Angehörigen waren es 1907 in der Landwirtschaft 9,6 Millionen, in der Industrie 18,7 Millionen, und im Handel und Verkehr 4 Millionen, zusammen also über 32 Millionen Menschen. Das Durchschnittseinkommen der steuerfreien Bevölkerung wird heute in Deutschland auf 200 Mark pro Kopf geschätzt. Abzüglich 20 Prozent für Miete und Versicherungen, bleiben 160 Mark für den persönlichen Verbrauch, was einen Jahreskonsum dieser Arbeiterschaft von nahezu sechs Milliarden im Wert ergibt. Da fallen die 276 Millionen Warenumsatz der Arbeiterkonsumvereine allerdings nicht sehr ins Gewicht. Selbst wenn wir von den Arbeitern in der Landwirtschaft ganz absehen und nur die Arbeiter von Industrie und Handel in Betracht ziehen, sind es weit über 90 Prozent des Konsums, Verbrauchsgüter im Werte von über 4 Milliarden Mark jährlich, was diese Arbeiter dem freien Markt entnehmen.

Jedoch auch auf dem freien Markt ist der Arbeiter als Konsument oder Käufer nicht mehr im vollen Sinn des Wortes „unorganisiert". Das dichte Wohnen der Arbeiter in bestimmten Quartieren der Städte macht sie dort zur wichtigsten Kategorie der Käufer und ermöglicht es ihnen, wie sich das ganz besonders eindringlich im letzten Jahr an vielen Orten Preußens bei der Landtagswahl gezeigt hat, einen starken Einfluß und, je nachdem, Druck auf die handeltreibende Bevölkerung auszuüben. Die moralische Beurteilung solchen Drucks fällt außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung, nur beiläufig sei bemerkt, daß die öffentliche Stimmabgabe, die das preußische Wahlgesetz vorschreibt, von jeher als Mittel gegolten hat, das soziale Schwergewicht bei der

Wahl zum Ausdruck zu bringen, das Vorgehen der Arbeiter also weder neu noch unerhört war. Das Gleiche gilt von der Boykottierung der Produkte bestimmter Fabriken wegen Streitigkeiten mit den Arbeitern und von bestimmten Lokalitäten wegen Versagens der Säle an die politischen oder gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter. Nicht das Mittel ist neu, neu ist nur seine erfolgreiche Anwendung durch die Arbeiter.

Es ist nicht nur ihre politische Partei, die Sozialdemokratie, die ihnen das zum Bewußtsein bringt. Mit der ökonomischen Schwerkraft der Klasse wächst auch die Zahl derer, die daran interessiert sind, sich gut mit ihr zu stellen, und dies mehr oder weniger offen kundgeben, sich mehr oder weniger aufdringlich um ihre Gunst bewerben. Im Industriedorf, in den Volksquartieren der Industrie- und Großstädte paßt sich das Geschäftsleben den Bedürfnissen des Arbeiters an. Die Geschäftstreibenden werden sich, auch wenn sie für die Arbeiter als Klasse nicht die geringste Sympathie haben und ihren politischen Tendenzen feindlich gesinnt sind, einer gewissen Solidarität mit ihnen bewußt. Einreißende Arbeitslosigkeit, ein starkes Sinken der Löhne, eine umfassende und hartnäckig andauernde Arbeitseinstellung oder Arbeiteraussperrung machen sich ihnen alsbald in ihrem Geschäftsbetrieb fühlbar, und sie werden sich dessen inne, daß ihr Interesse sie auf die Seite der Arbeiter drängt. Eine ganz neue öffentliche Meinung bildet sich aus, dadurch verstärkt, daß der Arbeiter als Zeitungsleser eine immer größere Rolle spielt. Als ich vor jetzt nahezu vierzig Jahren mich der Arbeiterbewegung anschloß, war es im Inseratenteil der damaligen Arbeiterblätter öde und leer. Anzeigen von Arbeitern und Arbeitervereinen erschöpften ihren Inhalt, und selten verirrte sich eine Geschäftsanzeige dorthin. Die ersten, die das Eis brachen, waren Gastwirte, deren Kundschaft aus Arbeitern bestand, und von denen ein Teil selbst Arbeiter gewesen waren. Dann kam der eine und der andere Kaufmann, dessen Spezialartikel Arbeitsanzüge waren, in einigen Städten die Besitzer von Volksgärten und ähnliche Geschäftstreibende mehr. Erst nach und nach kamen die Warenhändler größeren Stils auf die Idee, daß das Inserat im Arbeitsblatt sich bezahle, und auch erst nach und nach zahlte es sich für sie. Denn vor dreißig und vierzig Jahren spielte im Gewerbe der Kleinmeister und Hausindustrielle noch eine sehr große Rolle und gab es unter den Lohnarbeitern noch einen sehr großen Prozentsatz unverheirateter Handwerksgesellen, die als Konsumenten wenig zu bedeuten hatten. Im Jahre 1882 kamen in Deutschland in Industrie samt Bergbau noch auf 100 Lohnarbeiter 45 selbständige Gewerbetreibende, heute aber sind es kaum noch 20. Die Bedeutung dieser Zahlenverschiebung wird durch eine ganze Fülle von Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens illustriert, durch keine aber vielleicht so objektiv und doch so in die Augen springend, wie durch die Entwicklung des Anzeigenteils der Arbeiterpresse. Man könnte an ihm die neuzeitliche soziale Entwicklung der Klasse studieren.

Zuerst ward sich der Arbeiter in der kleinen Gastwirtschaft, wo er täglich und nur mit Klassengenossen verkehrte, seiner Bedeutung und Macht als Konsument bewußt. Ein charakteristisches Beispiel dieses aufkommenden Bewußtseins und seiner realen Grundlage war der stille Kampf, der sich im Jahre 1878 nach dem Nobiling-Attentat in Berlin zwischen der Polizei und den sozialistischen Arbeitern darüber abspielte, ob das damalige sozialistische Tageblatt Berlins, die „Berliner Freie Presse" in den Arbeiterwirtschaften ausliegen solle oder nicht. Unmittelbar nach dem Attentat veranlaßte die Polizei die Gastwirte, die sie als Konzessions- und Überwachungsinstanz fast völlig in der Hand hatte, die „Berliner Freie Presse" abzuschaffen, und innerhalb einer Woche verlor das Blatt denn auch tatsächlich fast ein Drittel seiner Abonnenten. Da nun legten sich die Arbeiter ins Zeug, machten einem Wirt nach dem andern klar, daß, wenn er ihre Kundschaft nicht verlieren wolle, er die „Freie Presse" halten müsse, und — das half. Ein Wirt nach dem andern sagte sich: „von der Polizei kann ich nicht leben" und bestellte das Blatt von neuem, um es erst seinen Gästen nur auf Verlangen zum Lesen zu geben und schließlich doch wieder offen auszulegen. Das waren die kleinen Gastwirte. Zwölf Jahre später, noch unter dem Sozialistengesetz, kamen die großen Brauereipächter daran, die den Arbeitern ihre Säle zu Versammlungen verweigerten, und auch ihr Widerstand wurde besiegt. Nach weiteren fünf Jahren ging es in dem großen Bierboykott von 1894 den Brauereien selbst an den Kragen, diesmal wegen Maßregelung von Arbeitern. Fast acht Monate währte der mit großer Heftigkeit geführte Kampf, der die Berliner Brauereien Hunderttausende kostete, und das Ende war der Form nach ein Kompromiß, der Sache nach eine Verbeugung vor den Arbeitern als Konsumenten. Seit Jahren herrscht jetzt im Berliner Braugewerbe der Tarifvertrag, und die Brauereien werden es so leicht nicht mehr darauf ankommen lassen, daß der Arbeiterschaft Berlins ihr Bier „nicht schmeckt".

Berlin ist keine Ausnahme. Gleiches wie hier hat sich auch anderwärts vollzogen, und oft in noch viel drastischerer Form. So konnte bei der Reichstagswahl von 1903 in der sächsischen Fabrikstadt Meerane der den Sozialdemokraten gegenübergestellte Kandidat der Ordnungsparteien seine Kandidatenrede nicht halten, weil er in den Sälen, die als sozialdemokratische Versammlungslokale bekannt waren, nicht sprechen mochte, der einzige Saal aber, von dem das nicht zutraf, ihm vom Besitzer verweigert wurde, nachdem die Sozialdemokraten diesem erklärt hatten: „Gibst du unsern Gegnern deinen Saal, so mußt du ihn auch uns geben." So extrem der Fall ist, so ist er doch darin typisch, daß er in krasser Form zeigt, in welcher Richtung das soziale Schwergewicht dort, wo die Industrie vorherrscht, sich immer mehr verschiebt.

Selbstverständlich äußert sich diese Verschiebung nicht überall in gleichartigen Ausnutzungsmethoden. In den Vereinigten Staaten, wo die Sozialdemokratie

verhältnismäßig schwach, die Gewerkschaften aber verhältnismäßig stark sind, spielt die gewerkschaftliche Kontrollmarke (Union Label) eine große Rolle; sie kann gesetzlich eingetragen werden und genießt dann den Schutz der Handelsmarken. An der Ware als Etikett oder Banderole befestigt oder als Abzeichen durch Stempel aufgedrückt, zeigt sie dem Käufer, daß der Gegenstand unter Arbeitsbedingungen hergestellt worden ist, die von den Arbeiterorganisationen als recht und billig anerkannt sind. Von ihrer Verbreitung gibt die Tatsache eine Vorstellung, daß die organisierten Zigarrenmacher, die die Kontrollmarke zuerst eingeführt hatten, im Laufe von 20 Jahren ihren Verbrauch von Marken von 1½ auf 22⅓ Millionen Stück im Jahr gesteigert haben, die Hutmacher im Jahre 1901 schon monatlich eine Million ihrer Marken ausgaben und andre Gewerbe einen ähnlichen Verbrauch haben. In amerikanischen Zeitungen, die auf die Leser aus der Arbeiterklasse berechnet sind, werden „Union"-Kleidung vom Hemd bis zum Überrock, vom Stiefel bis zum Hut, „Union"-Brot und „Union"-Bier angezeigt, die Zeitung selbst trägt die „Union"-Marke der Buchdrucker, und bei Wahlen kann es Kandidaten viele Arbeiterstimmen kosten, wenn ihre Wahlaufrufe diese Marke nicht tragen. In England ist die Gewerkschaftsmarke ohne rechte Bedeutung, in den Industriezentren macht sie der Arbeiterkonsumverein überflüssig. Bis zu einem gewissen Grade mindert der Arbeiterkonsumverein, wo er sehr stark ist, den wirtschaftlichen Einfluß der Arbeiter auf die Welt der Handelsleute; aber wo er große Bedeutung erlangt, sind gewöhnlich auch die andern Bedingungen für einen starken sozialen Einfluß der Arbeiter erfüllt. Die Ausbreitungskarte der Arbeiterkonsumvereine Englands unterscheidet sich nur wenig von der Ausbreitungskarte seiner Gewerkschaften und stimmt jetzt auch immer mehr mit der Karte der von Arbeitern vertretenen Wahlkreise überein.

Selbst ohne politisches Wahlrecht würde die Arbeiterklasse sich als soziale Macht durchsetzen, sobald die wirtschaftliche Entwicklung die Grundlagen dafür geschaffen hat. Das Wahlrecht ist der Hebel, diese Macht systematischer auszunutzen und ihre Hemmungen aus dem Wege zu schaffen. Sein großer Wert für die Arbeiterklasse ist bekannt und braucht hier nicht geschildert zu werden. Aber es ist nicht das einzige Machtmittel der Arbeiterklasse und kein Wundermittel. Wo ihr die Grundlage einer entsprechenden ökonomischen Entwicklung und Organisation fehlt, schlägt die politische Macht schließlich in ihr Gegenteil um. Gegen die sozialen Rückwirkungen der ökonomischen Entwicklung ist sie zur Kapitulation verurteilt.

Das Erwachen Chinas/ von Paul Rohrbach

Im Sommer des Jahres 1898 erschien, für alle Draußenstehenden vollkommen unvorbereitet und plötzlich, eine Reihe radikaler Reformedikte in der Pekinger Staatszeitung: Umgestaltung des Prüfungswesens, Einführung einer chinesischen Reichswährung, Gründung einer Universität in Peking, Notwendigkeit weitgehender verfassungsrechtlicher Änderungen, Volksvertretung und dergl. mehr. Sie gingen formell von dem jungen, soeben für mündig erklärten Kaiser Kuang Hsü aus. Ihr wirklicher Urheber war ein dreißigjähriger Kantonese, Kang Yu wei, seiner offiziellen Stellung nach Sekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, tatsächlich der Mentor des unselbständigen und leicht zu beeinflussenden Kaisers. Dieser Kang Yu wei ist der erste chinesische Reformer in modernem Sinne, der Vorläufer des heutigen Umschwungs der Dinge in China gewesen. Damals war der unglückliche Krieg Chinas mit Japan vorhergegangen und seine Erfahrungen hatten den Kaiser, der nicht ohne ideale Impulse, wohl aber ohne selbständige Einsicht und eigenen Willen war, in die Arme des „Schwärmers" getrieben. Bis zur Erklärung der Volljährigkeit Kuang Hsüs war die Regentin Chinas die Witwe des nach der Plünderung des Sommerpalastes durch die Franzosen (1861) auf der Flucht verstorbenen Kaisers Hien Feng gewesen, die Kaiserin Tsi Hi. General Gordon hatte schon zur Zeit des Taipingaufstandes von ihr das Wort geprägt: the only man in China! Von 1861 an hatte die Last der Regierung des Reichs hauptsächlich auf ihr geruht. Sie ist sicher eine der bedeutendsten Frauen Chinas, vielleicht der Geschichte überhaupt, gewesen, und es ist ein Zeichen von Verständnislosigkeit, wenn die europäischen Witzblätter während der Boxerunruhen und auch sonst sie nur als eine Art von komischem chinesischem Drachen aufzufassen wußten. Als Kuang Hsü für volljährig erklärt wurde, zog sie sich in den Sommerpalast bei Peking, wo sie ihre Lieblingsblume, die Päonie, in großen Gärten pflegte, zurück, um nach chinesischem Ideal ihren Lebensabend unter Blumen zu vollbringen. Dann geriet Kuang Hsü willenlos unter den Einfluß Kang Yu weis und die alte Regentin wurde stutzig. Kuang Hsü und Kang Yu wei ahnten, daß sie sich veranlaßt sehen könnte, wieder nach den Zügeln der Regierung zu greifen, um das zu verhüten, was sie als unheilvoll ansehen mußte. Daher sollte sie beseitigt werden. Mit der Ausführung wurde der kürzlich gestürzte Yuanschikai beauftragt. Dieser erkannte aber gleichfalls das Unheilvolle der überstürzten Reformen und anstatt Tsi Hi umbringen zu lassen, verriet er ihr den Plan. Damit war das Schicksal des Kaisers und der Reformer besiegelt. Kuang Hsü wurde wiederum für unmündig erklärt und unter die Vormundschaft der früheren Regentin gestellt; Kang Yu wei entkam nach Japan. Die Reformideen gingen

aber weiter. Im Jahre 1903 las die Regentin wie üblich die Arbeiten der fähigsten Examinanden bei Gelegenheit einer Staatsprüfung in Peking. Unter ihnen war ein junger Gelehrter, namens Yang tu. Er hatte sich zum Gegenstand seiner Examensarbeit die Reform der Verwaltung Chinas gewählt und vertrat darin den Gedanken, daß zum Heil des Vaterlandes eine Verfassung nach Art der westlichen Völker eingeführt werden müsse. Die Regentin tadelte den Aufsatz und schickte Yang tu von der Prüfung weg ins Gefängnis. Er entkam aber auch nach Japan, gründete dort den Bund der „Hsien cheng kiang si", der „Gesellschaft zum ernsten Studium der Verfassung" und entwickelte eine umfassende publizistische Tätigkeit für das „neue China".

Ein Jahr nach der Flucht des jungen Verfassungsfreundes Yang tu nach Japan brach der japanisch-russische Krieg aus, der die chinesische Verfassungsfrage unerwartet rasch ins Rollen brachte und die allgemeine Einsicht in die Notwendigkeit der ganzen Staatsreform plötzlich mit einem Ruck weiter vorwärts schob, als man es sonst in vielen Jahrzehnten hätte erwarten können. Von der Reformnotwendigkeit an sich war allerdings schon vorher die Rede gewesen. 1902 kehrte ein Angehöriger des Kaiserhauses, Prinz Tsaitschen, ein Sohn des Prinzen Tsching, von einer Studienreise zurück, die er im Auftrage der Regentin nach verschiedenen ausländischen Staaten unternommen hatte. Er hatte Europa und Amerika besucht und schlug nunmehr dem Thron folgende Reformen vor: Unterrichtsreisen aller Beamten vom zweiten Grade aufwärts ins Ausland; Umwandlung der buddhistischen und taoistischen Tempel in Schulen; Schulzwang aller Knaben vom zehnten Lebensjahre an; Errichtung von modernen Gewerbeschulen in allen Kreisen und Bezirken; Gründung von Hochschulen in jeder Provinz mit Fakultäten für Rechts- und Staatswissenschaft; Allgemeine Wehrpflicht; Dienstleistung der Mitglieder der kaiserlichen Familie und der hohen Mandschufamilien im Heer für eine gewisse Zeit; Errichtung von Arsenalen und Fabriken; Errichtung einer Polizei im ganzen Reich.

Diese Vorschläge berührten an sich noch nicht die alte Staatsverfassung und das Prinzip des alten Unterrichtswesens, wonach die Kenntnis der klassischen chinesischen Literatur für die Fähigkeit zur Bekleidung von Staatsämtern ausschlaggebend sein solle. Es lag aber notwendig in der Konsequenz der Weiterentwicklung der Dinge auf dem einmal beschrittenen Wege, daß die Kritik sich allmählich auch an jene beiden Grundpfeiler des alten China machte. Auch die Regentin, die noch 1903 den jungen Yang tu wegen seines Aufsatzes über die Verfassung hatte einkerkern lassen, begann unter dem überwältigenden Eindruck der japanischen Siege einen derartigen Schritt wenigstens nicht mehr für vollkommen ausgeschlossen zu halten. Bevor sie ernsthaft an die Entscheidung der Frage herantrat, schickte sie nochmals (Juli 1905) ein Mitglied des Kaiserhauses, den Herzog Tai tse, und drei Beamte als Kommissare nach Europa und

Amerika zum Studium der Staatsverfassungen sowie des Heer-, Münz-, Erziehungs- und Justizwesens. Ein Jahr danach kehrte die Kommission zurück. Tai tse trat in seinem Thronbericht für schleunige Einführung einer Verfassung ein. Er berief sich ausdrücklich auf das Beispiel Japans, das seinen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung genommen habe, seitdem es ein Verfassungsstaat geworden sei. Die übrigen Mitglieder der Kommission erstatteten aber einen Sonderbericht, in dem sie die Ratsamkeit einer Verfassung nach westlichem Muster für China zwar gleichfalls anerkannten, ja sie sogar direkt empfahlen, aber eine Vorbereitungszeit von zehn Jahren verlangten. Es sollten hiernach zunächst Provinziallandtage eingeführt und Versuche mit der Selbstverwaltung städtischer Gemeinden gemacht werden. Während der Monate, die über der Prüfung der Kommissionsvorschläge vergingen, machte sich in den Kreisen des Jungchinesentums steigende Aufregung und Mißstimmung über das Zögern der Regierung geltend. Namentlich die radikalen jungchinesischen Zeitungen leisteten sich die stärksten und zu früheren Zeiten in China ganz unerhörten Ausfälle. Diese chinesische Tagespresse ist überhaupt ein Produkt der letzten Jahre und ganz und gar durch die Diskussion der Reformfragen in der Öffentlichkeit groß geworden. Ihr Vorbild ist das japanische Zeitungswesen, und der größte Teil der modernen chinesischen Journalisten und politischen Literaten hat seine Studien auf diesem Gebiet auch selbst in Japan gemacht.

Anfang September 1906 erging ein kaiserliches Edikt, das den Eintritt der Verfassung und die Wahlen zum chinesischen Parlament erst für das Jahr 1917 ankündigte. Zugleich wurde eine Kommission „zur Vorbereitung der Verfassung" und zur Durchführung der als notwendig erklärten Verwaltungsreformen eingesetzt. Zu Vorsitzenden dieser Kommission wurden ein Angehöriger der konservativen Richtung und zwei gemäßigte Reformer, unter diesen der bereits genannte Prinz Tsching, bestimmt. Von den 14 Mitgliedern waren vier konservativ, fünf gemäßigte und drei fortschrittlichere Reformer; außerdem wurden der Unterrichtsminister und als entschiedenster Vertreter der radikalen Richtung der Herzog Tai tse selbst berufen. Diese Staatskommission setzt ihre Arbeiten auch heute noch fort. Ihr einflußreichstes Mitglied war der mittlerweile gestürzte Yuanschikai, der seiner ganzen Stellung nach unter Zugrundelegung der chinesischen Verhältnisse zu den vorgeschritteneren Reformern, jedoch nicht zu den radikalen, gezählt werden mußte. Über seine Ersetzung in der Kommission ist bisher noch nichts bekannt geworden.

Wenn man sich das Wesen der Reform klarmachen will, um die es sich gegenwärtig in China handelt, so muß man, von der Frage der eigentlichen Verfassungs- und Volksvertretung abgesehen, zwei Hauptgebiete im Auge halten: Staatsverwaltung und Unterrichtswesen. China ist seinem heutigen Zustande nach nur formell ein Einheitsstaat, in Wirklichkeit ist die Verwaltung der

einzelnen Provinzen von der Zentrale so unabhängig, daß in einem modernen Staatswesen überhaupt keine Analogie dafür gefunden werden kann, außer etwa in der Form des Bundesstaats. Auch dieser Vergleich paßt aber nicht recht. Es hat sich hier vielmehr eine antike Staatsform, wie wir sie z. B. im altpersischen Reiche vor uns haben, bis auf die Gegenwart erhalten. Danach werden die Provinzialstatthalter, die Satrapen, zwar vom Kaiser eingesetzt; im übrigen aber kümmert sich die Regierung in Peking von altersher so gut wie garnicht um die Verwaltung in den Provinzen. Das geht so weit, daß bisher jede Provinz in China ihre eigenen Truppen hatte; die Generalgouvernements oder Satrapien der Küste sogar ihre eigenen Flotten. Selbst ein auswärtiger Angriff, wie der chinesisch-japanische Krieg von 1896, berührt nach chinesischer Auffassung zunächst nur die betroffene Provinz. In Südchina sah man 1896 den Kampf mit Japan als einen solchen an, der lediglich den Norden, Tschili und seinen Generalgouverneur Lihungtschang, anging. Auch das Steuerwesen, die Binnenzölle, die Rechtsprechung, die Ernennung der Beamten, waren dem Ermessen der Provinzialregierungen überlassen. Jede Provinz sorgte aus ihren eigenen Einkünften für ihre eigenen Bedürfnisse; nach der Hauptstadt wurden, ganz wie in den vorderasiatischen Großreichen des Altertums, nur Matrikularbeiträge für den Unterhalt des Hofs und der wenigen Zentralinstanzen abgeführt. Zu den für das ganze Reich einheitlich geregelten Angelegenheiten gehörte aber bezeichnenderweise das Prüfungswesen, durch das der Zugang zur höheren Beamtenlaufbahn sich öffnete.

Soll also China ein im modernen Sinne leistungsfähiges Staatswesen werden, so ist vor allen Dingen eine stärkere Zentralisation der Verwaltung notwendig. Vor allen Dingen muß sich diese auf das Finanz- und auf das Heerwesen beziehen. Ohne eine Reichsfinanzverwaltung ist es natürlich unmöglich, ein Reichsheer, das nicht in der Hand von Provinzialstatthaltern, sondern in der der Zentralregierung liegt, aufzustellen. Auch ein regelmäßiger Dienst der auswärtigen Anleihen wäre von Anfang an unmöglich gewesen, wenn nicht für diesen besonderen Zweck die Verwaltung der Seezölle nach modernen Gesichtspunkten unter europäischer Leitung organisiert worden wäre. Der langjährige verdiente Direktor der chinesischen Seezölle war bekanntlich der im vorigen Jahre wegen seines hohen Alters zurückgetretene Sir Robert Hart.

Die Verwaltungsreform hat während der letzten Jahre einen steten Gegenstand der Diskussion nicht nur in der jungchinesischen Presse, sondern auch auf öffentlichen Volksversammlungen und in geheimen politischen Konventikeln gebildet. Die Leidenschaften, die dabei zutage traten, hätte man den sonst für kalt und verschlossen geltenden Chinesen garnicht zugetraut. Jugendliche Stürmer und Dränger werden als Helden und Märtyrer gefeiert. Selbstmord aus idealen Gründen, um damit die eigene Überzeugungstreue bis aufs äußerste zu doku-

mentieren und weitere Kreise mit fortzureißen, ist in China in aufgeregten Zeiten von altersher nicht selten gewesen. Selbst zu direkten politischen Morden, nach der Art der russischen Terroristen, sind die extremen chinesischen Reformer fortgeschritten; so wurde z. B. im vorigen Jahre der Generalgouverneur der Provinz Anhui von einem solchen radikalen Reformfanatiker zum Zweck einer energischen politischen Demonstration ermordet. Mit besonderem Nachdruck wird von dieser radikalen Richtung unter den Reformern die Korruption des Beamtentums zum Anlaß genommen, um auf die Notwendigkeit einer raschen und gründlichen Umwälzung der bestehenden Verhältnisse hinzuweisen. Dabei sind diese Reformer durch und durch chinesische Patrioten, ja Nationalisten im extremen Sinne. Die Parole, es sei notwendig, das Vaterland von der Fremdengefahr zu befreien und zu dem Zweck sich des Hauptmachtmittels der Fremden, der *westlichen Wissenschaft*, in vollem Umfange zu bemächtigen, ertönt an allen Enden des Reiches. Unter westlichen Wissenschaften versteht der Chinese alles, was in Europa und Amerika studiert und gelehrt wird — von der philosophischen Metaphysik bis zur Fabrikation von Panzerplatten. Mit dem Ruf nach der Staatsreform verbindet sich hier und da namentlich im Innern von Südchina auch die Agitation des chinesischen Nationalismus gegen die als „Fremdherrschaft" proskribierte Mandschudynastie. An dieser Stelle geht die Reformpartei in eine Revolutionspartei über. Der bedeutendste Führer dieser nationalistischen Revolutionäre ist heute der Kantonese Sun Yat sen. Dieser ist Doktor der Medizin einer amerikanisch-chinesischen Hochschule. Sein Programm ist nicht nur der Sturz der Mandschudynastie, sondern die Verwandlung Chinas in einen Staatenbund nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Amerika mit einem reformfreundlichen Präsidenten an der Spitze. Sun Yat sen führt schon seit anderthalb Jahren an der südlichen Jünnangrenze einen Bandenkrieg gegen die Regierung, der im Frühsommer 1908 zeitweilig gefährliche Dimensionen anzunehmen schien. Ihn ganz zu unterdrücken, ist den Militärbehörden auch jetzt noch nicht gelungen.

Am 20. September 1907 wurde von seiten des Thrones der „Ausschuß zur Vorbereitung einer Verfassung" eingesetzt. Ursprünglich sollten sich die Studien dieser Behörde nur auf die englische und die japanische Verfassung beschränken. Yuanschikai hat aber durchgesetzt, daß *als drittes Objekt dem Ausschuß ausdrücklich auch die deutsche Verfassung bezeichnet wurde*. Der Vorbereitungsausschuß soll sich, wie es scheint, nach dem Muster früherer Vorgänge in Japan, zukünftig zum chinesischen Oberhause entwickeln. Ein kaiserliches Edikt ordnete an, daß für die höchsten Verwaltungsämter in den Provinzen zukünftig nur solche Persönlichkeiten genommen werden sollten, die Kenntnisse von den Regierungs- und Verwaltungssystemen der wichtigsten westlichen Völker erhalten hätten. (Ostasiatischer Lloyd vom 1. Mai 1908.) Mit der geplanten Einführung einer Provinzial-Selbstverwaltung ist in den beiden

Provinzen Tschili (in der die Reichshauptstadt Peking und die Hafenstadt Tientsin liegen) und Schantung bereits begonnen wurden. Von großer Wichtigkeit erscheint es, daß im Zusammenhange damit auch die bisherige strenge Scheidung zwischen Chinesen und Mandschus aufgehoben werden soll. Bisher war es verboten, daß Chinesen und Mandschus einander heirateten; jetzt ist dieses Verbot nicht nur aufgehoben, sondern die Mischehen wurden namentlich von der alten Regentin Tsi Hi in ihrer letzten Zeit ausdrücklich befördert. Auch die bisherigen Mandschugarnisonen, die sogenannten Bannertruppen, die als Besatzungen in verschiedenen Städten des Reichs mit ihren ganzen Familien seit 250 Jahren auf Staatskosten verpflegt wurden, sollen jetzt allmählich aufgelöst werden. Die Reformbemühungen der alten Kaiserin erstreckten sich soweit, daß sie einen „Bund der natürlichen Füße" ins Leben rief. Freilich, die Mädchen mit normalen Füßen fürchten keinen Mann zu bekommen und wollen ihre winzigen Fußkrüppel, ihre „Lilienfüße", nicht opfern.

Gleichzeitig mit der Publikation des Edikts über den Vorbereitungsausschuß berief die chinesische Regierung jenen obengenannten Reformer Yang tu, der 1903 eingekerkert worden war, weil er in seiner Prüfungsarbeit von der Notwendigkeit einer Verfassung gesprochen hatte, zum Sekretär des Ausschusses und forderte die Bevölkerung auf, von sich aus Vorschläge zur Verfassungsfrage zu machen. Eine Flut von Eingaben seitens der Provinzialbeamten, vor allen Dingen aber seitens der Studenten, die einige Zeit in Japan oder in Europa zugebracht hatten, war die Folge, und die Tonart dieser Denkschriften wurde bald so bedenklich radikal, daß durch die sogenannten Dezember-Edikte Ende 1907 eine scharfe Preßzensur eingeführt wurde. Von einer besonderen Wirksamkeit dieser Edikte ist aber auch gegenwärtig in China nicht viel zu merken. Am akutesten steht es zurzeit, nachdem die Einführung einer Verfassung auch durch die jetzige Regentschaft nach dem Tode des Kaisers und der alten Kaiserin wiederum erneut auf das Jahr 1917 festgesetzt worden ist, mit der Frage der Unterrichtsreform. Auf diesem Gebiet ist zunächst die formelle Einführung der Schulpflicht vonseiten der chinesischen Regierung zu verzeichnen. Das alte China hat, wie gesagt, weder Schulpflicht noch überhaupt eine staatliche Regelung des Schulwesens gekannt; wie jemand sich die notwendigen Kenntnisse auf dem Gebiet der chinesischen Klassiker erwarb, die für das Bestehen der Staatsprüfungen ausschlaggebend waren, blieb ihm überlassen. Die ersten Edikte zur Schulreform datieren bereits aus dem Jahr 1907. Sie brachen zuerst mit jenem Prinzip der Nichteinmischung des Staats in das Erziehungs- und Unterrichtswesen und verfügten, daß fortan in jeder Kreisstadt eine Mittelschule dritter Ordnung, in jeder Präfekturstadt eine solche zweiter Ordnung und in jeder Provinzialhauptstadt eine Mittelschule erster Ordnung (etwa Oberrealschule mit erweitertem Unterricht in den technischen Fächern) eingerichtet und aus staatlichen

Mitteln unterhalten werden sollte. Wenige Jahre später folgte dann der entscheidende Schritt der Abschaffung der literarischen Prüfungen nach dem altchinesischen System und der Erhebung der „westlichen Wissenschaft" zum obligatorischen Prüfungsgegenstand für die Erlangung von Staatsämtern.

An diesem Punkte haben sich nun die Engländer und Amerikaner in engem Einverständnis, ja in direktem Bundesverhältnis miteinander, darauf geworfen, die chinesische Unterrichtsreform unter den entscheidenden Einfluß des angelsächsischen Geistes zu bringen. Wiederholt war im Vorjahr in der Presse von der Millionenstiftung Rockefellers für die anglo-amerikanisch-chinesische Schantung-Universität die Rede. Hierbei tritt aufs deutlichste zutage, wie sich bei der angelsächsischen Schulpolitik in China die Patrioten und Geschäftspolitiker auf der einen und die englisch-amerikanischen Missionare auf der anderen Seite begegnen. In Schantung sind die beiden wichtigsten Missionsgesellschaften die englische Baptisten- und die amerikanische Presbyterianermission. Beide haben vor zwei Jahren für die Zwecke der angelsächsischen Schulpropaganda in Schantung eine Union geschlossen, und dieser Vereinigung hat Rockefeller seine Stiftung im Betrage von 150000 Golddollars jährlich, zunächst auf 10 Jahre (insgesamt also über 10 Millionen Mark), zugewendet. Die Missionare haben sich damit einverstanden erklärt, daß der eigentliche religiös-missionarische Teil der geplanten Hochschule gesondert von den übrigen Fakultäten untergebracht wird, um dem Mißtrauen und der Abneigung der Chinesen gegen westliche Missionsunternehmungen zu begegnen.

Bezeichnend für die amerikanischen Absichten in China ist es auch, daß die führenden Persönlichkeiten der amerikanischen Politik schon seit längerer Zeit die Mission in China in ausgesprochener Weise beschützen. Der jetzige Präsident Taft ist selbst in China gewesen und hat während seines Aufenthalts enge Fühlung mit den Missionaren genommen. Auf demselben Standpunkt steht auch der Kriegssekretär Root, und Roosevelt hat sich sofort nach Beendigung seiner Präsidentschaft mit einem lebhaft geschriebenen Artikel an seine Landsleute gewendet: sie sollten das Werk der Mission in China weiter durch persönliche Mitwirkung und mit Geld unterstützen. Er sagt: „Ich glaube, daß solche Unterstützung unserem Handel zugute kommen wird, aber ich bin dafür nicht nur aus diesem Grunde, sondern weil ich glaube, daß der Hauptvorteil für die Vereinigten Staaten der sein wird, der jeder Nation und jedem Individuum dort zuteil wird, wo ein edles und selbstloses Werk getan wird." Dieser Aufruf ist namentlich in amerikanischen Universitätskreisen auf fruchtbaren Boden gefallen, und es ist eine Bewegung unter den amerikanischen Studenten im Gange, sich der Mission in China zur Verfügung zu stellen und an der „Verwestlichung" des chinesischen Unterrichtswesens mitzuarbeiten. Die private Haltung der amerikanischen Staatsmänner steht in engem Einverständnis mit der amtlichen

Politik der Vereinigten Staaten. Um nach dieser Richtung hin weiter Einfluß zu gewinnen, hat die amerikanische Regierung im Vorjahre den größten Teil der Entschädigung, die China nach Abschluß der Boxerunruhen für zerstörtes und geschädigtes amerikanisches Eigentum und für die amerikanischen Expeditionskosten entrichten mußte, an die Chinesen zurückgezahlt, unter der Bedingung, daß zehn Jahre lang jährlich 80 gut vorgebildete junge Leute aus China zum Studium auf amerikanische Hochschulen entsandt werden. Dieses Abkommen ist in dem Pekinger Amtsblatt der chinesischen Regierung in besonders hohen Tönen als ein Zeugnis für die Weisheit und für die Freundschaft der Vereinigten Staaten gegenüber China gepriesen worden. Von welcher praktischen Bedeutung wird für den amerikanischen Einfluß im Laufe der Zeit die Tatsache werden, daß 800 zukünftige chinesische Beamte, Diplomaten, Journalisten, Bergwerks- und Eisenbahndirektoren ihre Bildung in Amerika empfangen haben! Und nun denke man an die Großzügigkeit deutscher Reichstagspolitik in solchen Dingen . .

Vorangegangen ist übrigens mit einem ähnlichen Beispiel bereits vor Jahren die englische Mission von Schansi in Nordchina unter ihrem als Persönlichkeit wie als Politiker gleich bedeutenden Leiter Dr. Richards. Dieser gründete vor acht Jahren die Imperial University of Shansi, indem er die Chinesen dazu bewog, die 500000 Taëls (ca. 1½ Millionen Mark) Entschädigung, die sie in Schansi für den Boxerschaden an die englische Mission zu zahlen hatten, in eine zehnjährige Subvention von je 50000 Taëls für eine von der Mission geleitete, aber mit staatlichen Rechten ausgestattete Hochschule in der Provinzhauptstadt Tainganfu zu verwandeln. Die Hochschule von Schansi hat für das Unterrichtswesen dieser Provinz mehr geleistet, als vielleicht in irgendeinem anderen Teil von China bisher von missionarischer Seite geschehen ist. Sie besitzt ein besonderes Institut zum Übersetzen englischer Schriften ins Chinesische und hat in der Provinz Bibliotheken und sogenannte Museen errichtet, die übrigens große Ähnlichkeit mit Musterausstellungen englischer Produkte haben. Die ganze Arbeit ist bei aller inneren Qualität und bei allem Nutzen, den sie den Chinesen bringt, durch und durch angelsächsisch-propagandistisch. Dasselbe muß auch von dem St. John's College in Schanghai, der sogenannten „Meisterschule" der englisch-amerikanischen „Church-Mission", gesagt werden. Leiter dieser Anstalt ist der Studiendirektor Dr. Hawks Pott, der in chinesischer Sprache eine Schrift über Pädagogik und westliche Bildung verfaßt hat. Hierin teilt er den Chinesen kurz und bündig mit, daß das Englische für sie darum die einzige erlernenswerte westliche Sprache sei, weil es keinerlei Geistesschätze der europäischen Kultur gäbe, zu denen es den Zugang nicht vollkommen eröffnete, während ähnliches von keiner anderen Sprache gesagt werden könne. Dementsprechend gibt es im Lehrplan des St. John's College im Fach der

Weltgeschichte außer der chinesischen auch nur englische und amerikanische Geschichte! Ebenso bezeichnend ist es, wenn eine amerikanische Missionsdruckerei in Schanghai, die ganz China mit Katalogen empfehlenswerter westlicher Bücher überschüttet, in diesen selbstverständlich nur englische und amerikanische Literatur und daneben allenfalls einmal ein französisches Buch aufführt. Von deutschen Büchern fand ich nur ein Werk von Treitschke und, wenn ich nicht irre, Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts angeführt, mit dem Vermerk: ins Chinesische übertragen nach der japanischen Übersetzung des deutschen Originals. Bekannt ist vielleicht auch, daß sich ganz vor kurzem eine englische wissenschaftliche Kommission zur Gründung eines umfassenden englisch-chinesischen Hochschulbetriebs nach Peking begeben hat. Der Plan geht von Lord Cecil, einem Sohn des verstorbenen Premierministers Lord Salisbury, aus und wird von den Korporationen der Universitäten von Oxford und Cambridge getragen. Diese Filiale der englischen Universitäten in China soll eine Gründung größten Stils werden und nach ihrer Vollendung imstande sein, die chinesische Jugend ebenso tief und gründlich in das englische Wissen einzuführen, wie das durch den Besuch der englischen Universitäten selbst möglich wäre.

Alle diese englisch-amerikanischen Pläne ruhen in China auf dem Fundament der Mission. Bis zu welchem Grade die englisch-amerikanische Missionsgesellschaften sich in den Dienst des national-angelsächsischen Einflusses auf die chinesische Unterrichtsreform gestellt haben, geht aus der Tatsache hervor, daß die eben erwähnte baptistisch-presbyterianische Schulunion in Schantung darin gewilligt hat, auf der geplanten Schantung-Universität Rockefellers den Religionsunterricht von den anderen Fakultäten vollständig abzusondern und nach Tsingtschoufu zu legen, während die medizinische Fakultät nach der Provinzialhauptstadt Tsinanfu und der eigentliche Hochschulkörper nach der wichtigsten Binnenhandelsstadt der Provinz, nach Weihsien, kommen sollen.

Unter diesen Umständen wird es einleuchten, daß es auch für uns durchaus verkehrt wäre, einfach bei dem üblichen absprechenden Urteil über die Missionare in China zu bleiben. Kein Kenner der Verhältnisse wird zwar bestreiten, daß gegen ihren bisherigen Betrieb viel einzuwenden ist und daß sie trotz allen guten Willens den politischen und wirtschaftlichen Interessen Europas in China manchen Schaden zugefügt hat, — jetzt aber haben sich die Verhältnisse drüben von Grund aus geändert. Die Engländer und Amerikaner sind im Begriff, ihre weit ausgedehnten, schon an sich sehr finanzkräftigen Missionsorganisationen zu Bahnbrechern nationaler und wirtschaftlicher Interessen in großem Maßstabe zu benutzen. Rockefeller ist nicht der einzige, der den angelsächsischen Missionen in China große Stiftungen macht. Neuerdings hat z. B. der Bischof Bashford von der amerikanischen bischöflichen Methodistenmission einen Rechenschaftsbericht über die 1907 und 1908 vorgenommene besondere Sammlung zur Erweiterung der Arbeiten dieser Mission

in China veröffentlicht. Danach wurden in zwei Jahren 600000 Golddollars allein von dieser Sekte zusammengebracht. Die englischen Missionsgesellschaften in China veröffentlichen zum Teil schon seit längerer Zeit keine Rechenschaftsberichte, weil sie es nicht für ratsam halten, der Öffentlichkeit mitzuteilen, über welche ungeheueren Summen sie verfügen.

Die Folge dieses zielbewußten Vorgehens der Engländer und Amerikaner, das in der Stille wahrscheinlich durch noch größere Mittel unterstützt wird, als öffentlich zur Kenntnis gelangt, wird sein, daß in absehbarer Zeit der angelsächsische Kultureinfluß in China zu einem schlechthin entscheidenden Übergewicht gelangen wird, wenn nicht von deutscher Seite ähnliche Wege eingeschlagen werden. Ein Schritt dazu ist die Gründung einer deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau durch das Reichsmarineamt, für die der Reichstag in diesem Frühjahr die Mittel bewilligt hat. Ein weiterer Schritt auf unserer Seite wird aber der sein müssen, daß auch in Deutschland eine planmäßige Verständigung zwischen allen in China interessierten Kreisen: Kaufleuten, Industriellen, Politikern, Freunden der Ausbreitung nationaler Kultur und Humanität und schließlich den Missionen, zustande kommt. Allerdings ist dazu erforderlich, daß auf beiden Seiten, bei unserer öffentlichen Meinung und bei unseren Missionen, eine nicht nur äußerliche Revision der bisher befolgten Prinzipien vorgenommen wird, die zuweilen doch recht weit vom Verständnis des chinesischen Wesens wie der idealen und praktischen Notwendigkeit einer Stärkung des deutschen Kultureinflusses in China entfernt lagen. In dieser Beziehung haben wir Deutsche noch sehr viel von dem musterhaften Gemeingefühl der Engländer und Amerikaner auf dem Gebiet jeder überseeischen nationalen Betätigung zu lernen. Die Folgen, die sich aus der allmählichen Aufnahme der westlichen Zivilisation durch die Chinesen ergeben müssen, werden in politischer, wirtschaftlicher und allgemein kultureller Beziehung für China wie für Europa und Amerika unabsehbare sein. Je schwerer sich eins oder das andere der westlichen Kulturvölker dazu entschließt, von vornherein eine gewisse Teilhaberschaft an der kommenden Entwicklung in China zu erwerben, desto empfindlicher wird es in Zukunft unter seiner Ausschaltung aus dem ostasiatischen Interessenkreise zu leiden haben.

Nachschrift. Im Augenblick, wo diese Blätter in den Druck gehen, gelangen nähere Nachrichten über einen neuen großartigen Plan, der von englischer Seite in China verfolgt wird, nach Europa: daß die Gründung einer englisch-chinesischen Hochschule großen Stils auch in Hongkong im Werke ist. Die Mittel sollen gemeinschaftlich von englischen, anglo-indischen und chinesischen Kreisen, unter nachdrücklicher halbamtlicher Förderung der ganzen Aktion, aufgebracht und die Dimensionen der Hochschule sollen die größten in Ostasien werden.

***

Die Schwalbe des Leonardo/ Novelle von Carl Albrecht Bernoulli

Eine kurze Stunde gilt es zu beschreiben: aber — eine Stunde im Leben eines Schaffenden!

Leonardo da Vinci stand, den Pinsel zwischen den Fingern, vor dem immer noch nicht fertigen Bildnis der Monna Lisa del Giocondo. „Cacaccio!" rief er plötzlich, nach einem tupfenden Strich, und kehrte sich dem Innern seiner Kunstwerkstatt zu, einer weit überwölbten mächtigen Halle.

Eine scharfe Altweiberstimme näselte: „Meister?" — und im Hintergrunde des Riesenraumes, dort wo die mathematischen Meßgeräte von einigen Tonentwürfen und etlichem Gerümpel umgeben standen, regte sich ein kugelrunder, niederer, brauner Körper, als hätte ein Weinfäßchen Beine bekommen.

„Herbei, du Götterzwerg, Inbegriff aller bösen Träume", lachte Leonardo, und Cacaccio kam mit angestrengt langen Schritten auf seinen Herrn zu. Das Steingewölbe widerhallte vernehmlich, so wacker klopfte der Kleine mit seinen Absätzen auf die Fliesen auf.

Cacaccio war der letzte überlebende von den dicken Zwergen, die Herzog Ludwig der Mohr von Mailand sich in seiner Palastmenagerie heranmästete. Nach dem Zusammenbruch der herzoglichen Herrlichkeit kam der Herrenlose weinend Leonardo zugelaufen. Der hatte schon immer seinen Spaß an ihm gehabt und ließ es sich nicht verdrießen, ihn mit andern Gepäckstücken auf seiner Wanderschaft nach Mantua, Venedig und durch die Romagna mitzuschleppen. Vollends in Florenz gewöhnte er sich an den Kretin, der ihm wie ein Wächterhund seine Sachen hütete und ihn täglich durch drollige oder freche Einfälle ergötzte.

Der Zwerg hielt seine beiden breiten Handflächen gehöhlt gegeneinander, als balle er Schnee. Nur über dem einen Daumen streckte, unter der gewölbten Linken, ein platter, brauner Vogelkopf sich durch und zwitscherte ängstlich. Leonardo zog seine Stirn in Falten. Er hatte dem Zwerg untersagt, seine Hausschwalbe, die hinten in der Portalnische nistete, zu quälen.

„Meister", entschuldigte sich Cacaccio unterwürfig und verzog seinen viel zu großen Mund, so daß sein langer Bart ganz schief daran hinunter zu hängen kam, „ich habe sie vom Tode errettet. Sie ist das sorgloseste und unbeholfenste von all dem Getier, das du in deinem Saale hausen hast. Sie kauerte am Boden, beim Zeus und der Madonna, das tat sie, und pickte wohl einen Käfer oder eine Made auf — da war schon die weiße Katze dicht herangeschlichen und duckte sich zum Sprunge. Ich scheuchte sie und barg deinen scheuen Liebling, indem ich ihn haschte, als er von meinem Zischen erschreckt aufstob."

Leonardo deutete mit seiner abwinkenden Hand an, er lasse die Ausrede halb gelten und halb nicht.

„Du bist immer hinter dem Tiere her. Das kannst du mir nicht länger in Abrede stellen. Nimm dich in acht, kann ich dir sagen. Es geht dir schlecht, wenn ihm ein Leid geschieht. Du haftest mir dafür."

Über dieser Strafrede ließ Cacaccio seine Unterlippe kläglich hängen und stieß wimmernde Töne aus; dicke Tränen entquollen seinen rotunterlaufenen Triefaugen.

„Etwas steckt dahinter," fuhr Leonardo fort, und da er seinen Zwerg auf alle Seelenregungen auszuhorchen pflegte, weil er in ihnen stets eigentümliche Zerr- und Fratzenbilder eigener Triebe und Leidenschaften wiederzuerkennen bekam, so reizte es ihn, Cacaccios auffälliger Anhänglichkeit gerade an die Schwalbe auf den Grund zu kommen.

„Du brauchst nicht zu flennen, Zwerg. Gib mir das Tierchen."

Er nahm es auf den flachen Handrücken. Da kauerte es erschrocken und bewegte unstet den tiefgegabelten blauschwarzen Schwanz seinem kleinen Finger entlang. Aber Leonardo spitzte die Lippen und flötete einen leisen, schwer nachzuahmenden Lockruf. Der Vogel heftete seine schönen Augen nach dem Munde, woher der Ton kam, und hielt seinen Kopf und einen äußersten Augenblick auch den ganzen Körper unbeweglich still. Dann warf ihn ein kurzer Ruck von der Hand auf; reißend rasch, wie geschossen, strich er in pfeifendem Fluge eine flache Kurve beschreibend spornstreichs wieder an sein Nest zurück. Leonardo senkte die Brauen über die spähenden Augen. Er schärfte den Blick nach dem dunkleren Hintergrunde; ihn freute die Sicherheit der Schwalbe, wie sie einem gezielten Projektile gleich, ohne auch nur ein Wimperzucken lang sich zurecht zu suchen, den fernen Punkt traf. Ein kurzes fröhliches Zwitschern meldete alsbald die glückliche Ankunft im Neste.

Leonardo setzte sich der Staffelei schräg gegenüber auf einen niederen Muschelsitz und wandte sich wieder an Cacaccio.

„Ich will wissen, was dich an dem Vogel anficht," forschte er, „du denkst dir etwas dabei. Du liebst ihn, sag ich. Ich will wissen weshalb."

Solche Worte, die eher klangen, als wären sie an einen Weisen, nicht an einen von der Natur Verkürzten gerichtet, waren dennoch bei Cacaccio nicht in den Wind gesprochen. Ludwig der Mohr hatte seine Zwerge, es hieß auf Leonardos Rat, verschieden abrichten lassen. Einigen wurde von Tänzern und Zirkuskünstlern eine ausgeklügelte Dressur im lächerlichen Gebrauch ihrer Glieder beigebracht. Cacaccio jedoch, der, im Körperlichen schwerfällig und unbeholfen, von allen diesen trägen, lahmen Zungen noch weitaus die fertigste besaß, wurde einem Rhetor übergeben, zunächst in keiner andern Absicht, als es in der Schnellsprechkunst, in der wirbelnden Wiedergabe scherzhafter Wortspiele zu einer vergnüglichen Gewandtheit zu bringen. Indem sich aber der Humanist dieser Aufgabe entledigte, kamen in dem Zwerge geistige Fähigkeiten an den Tag der Art, daß er auch eine philosophische Denkweise sich aneignete und gelegentlich in dem Symposion des mailändischen Hofes gute Figur machte.

Ihn fragte Leonardo jetzt durchaus nicht auf Geratewohl; er war gewiß, der Zwerg werde sich auf irgendeine unerwartete Weise aus der Sache ziehen.

Das spürte Cacaccio und kam sich, da er nun keine Prügel zu fürchten hatte, mit einem Mal recht wichtig vor.

„Meister!" näselte er und krauste seine Stirn dazu, „mit der Schwalbe verbindet mich ein Analogieschluß: gleichwie sie allein diejenige unter den von dir zugleich gekauften und zugleich befreiten Schwalben des Marktes war, die obwohl aufgelassen dich doch nicht verließ, sondern dir treu blieb, so ist auch Cacaccio von all den Zwergen des unglücklichen Ludwig der einzige — "

Der Zeigefinger an Leonardos Rechten winkte in jener dem Zwerge bekannten lebhaften Bewegung ab, die ihm sofort Stillschweigen auferlegte.

„Nicht weiter, nicht weiter, dein Gleichnis wird sonst Arm und Beine brechen. Es hinkte bereits bedenklich!"

Cacaccio knurrte und fügte sich.

„Rücke mit der Sprache heraus", ermunterte ihn sein Herr.

Der Zwerg machte keinen Hehl aus seinem Mißmut. „Herr, ich habe deine Schwalbe nicht am Spieß gebraten, also kann ich dir auch nicht künden, was ich an ihr gefressen habe."

„Aber die Wahrheit kannst du mir sagen; was du an ihr verehrst — kannst du mir sagen."

„Nun denn: Deutsche in Mailand nannten die Schwalben Madonnenvögel und maßen ihnen eine gute Vorbedeutung bei." Dabei streifte sich der Zwerg etwas, was von ungefähr ein Kreuzeszeichen bedeuten konnte, quer auf die Brust.

Ungeduldiger noch als vorhin tat Leonardos Zeigefinger dieser Verstellung Einhalt. Als somit keine Ausflucht gelingen wollte, sagte schließlich der Zwerg:

„O Herr, den Inbegriff aller böser Träume pflegst du mich zu heißen. Weißt du nicht: wenn eine Schwalbe durch einen Traum fliegt, so ist es immer ein böser Traum, dann gibt es ein Unglück."

Aber während Cacaccio dies sagte und dabei sich der Staffelei gegenüber befand, starrte und glotzte er das Frauenbild, das darauf stand, unverwandt an, schließlich mit einer solchen Hingabe, daß sein Mundwerk, als wäre eine Feder abgelaufen, jählings stillstand. Dann verzog sich sein Gesicht in einem ihm gänzlich fernliegenden, geradezu hanebüchenen Ausdruck süßlicher Zärtlichkeit; die gequollenen Augen himmelten und zwischen fleischigen schmatzenden Lippen drängten sich die Worte durch:

„Heute noch nicht! Warte, bis es fertig ist! Warte, bis wir dich im Bilde dabehalten! Dann magst du dich verwandeln, dann magst du entfliehen. So lange warte!"

Neue, heißere Tränen erstickten seine Stimme. Es geschah nicht aus irgendeinem Kummer, daß er weinte. Eine tierische Verzückung schüttelte den plumpen

Körper. Grotesk und unbeholfen ging das gedunsene Gesicht zu einem breiten Lachen auseinander. Nach einer Reihe unverständlich gelallter und gestammelter Laute fand endlich die Sprache ihren Weg über die gewulsteten Lippen, und Leonardo traute seinen Ohren nicht, als er den Zwerg, der mit gefalteten Händen wie ein Beter vor der Leinwand stand, offenbar aus dem Stegreif die Verse sprechen hörte:

„Ist die Schwalbe deine Schwesterseele?
War sie Prokne? Bist du Philomele?
Wirst du, hausbeflissen noch und züchtig,
Morgen auf der Vogelschwinge flüchtig?

„Laß uns dich im Kunstwerk dabehalten.
Bist du Bild, magst du den Flug entfalten.
Ach du bist erkannt, du halb und halbe,
Heute schönstes Weib — und morgen Schwalbe!"

Sobald Leonardo inne wurde, daß es sich um Rythmus und Reim und somit im Munde des Zwergs um etwas Außergewöhnliches handle, stand er vom Muschelstuhle auf und trat neben Cacaccio. Nun, da dieser vollendet hatte, legte er die rechte Hand auf den dicken Kopf des Kleinen und kraute ihm in dem grobfädigen Ringelhaar.

„Also wird sich Monna Lisa in eine Schwalbe verwandeln, sobald ich sie fertiggemalt habe?"

„Gewiß, gnädiger Herr, und mein Flehen geht dahin, sie möchte uns nicht schon auf und davonfliegen, ehe Ihr mit dem Bildnis an ein Ende gekommen seid!"

In diesem Augenblick ging die Hausglocke, und man hörte vom Flure her weibliche Stimmen. Leonardos Werkstätte lief mit ihrem Hauptausgang auf einen kleinen Gartenhof hinaus, in dem ein Springbrunnen aus einem Beete blühender Gewächse aufstieg. Und erst hinter diesem Hausgarten fing das eigentliche Gebäude an, durch dessen gewölbten Steingang man von der Straße zu Leonardos Behausung gelangen konnte.

Das Portal zum Gärtchen stand offen. Schon war die vornehme Frau, die der Meister zur Sitzung erwartete, in den Gartenhof getreten. Sie sprudelte der Jungfer, die ihr folgte, den Schluß eines Gespräches über die Schulter fröhlich lachend zu und grüßte dann den Meister aus der Entfernung mit Kopfneigen, blieb aber draußen in der sonnenerfüllten Luft stehen. Bei aller gütigen Anmut, von der die Schönheit ihrer Gesichtszüge durchleuchtet war, lag ein herausfordernder, eigenwilliger Ausdruck in ihrem Antlitz ausgeprägt, so daß Leonardo, der das Gesicht wie ein Gedicht auswendig wußte, durch diese Zutat sich lebhaft aufgeboten fühlte und alsbald darauf bedacht war, der Ursache dieser ungewohnten Stimmung auf die Spur zu kommen.

Geflissentlich eilte er zum höflichen Empfange auf die Dame zu, versuchte es

mit den landesüblichen Begrüßungsfragen nach wohlgeflogener Nachtruhe und ihrem eigenen sowie des Herrn Gemahls wertem Befinden; allein er merkte nun erst recht den tieferen Widerstand heraus und verhehlte deshalb sein Erstaunen nicht über den ihm unerklärlichen Umschlag der nun schon durch Jahre bewährten freundschaftlichen Gunst.

Seine Höflichkeit machte einen letzten Versuch, sich über die Verlegenheit wegzuhelfen, indem er im verbindlichen Tone des Kavaliers die schöne Frau bat, seine Schwelle zu überschreiten und im Lehnstuhle, an dem altgewohnten, ausprobierten Platz die Sitzung aufzunehmen.

Monna Lisa sah ihn von oben herab an und stampfte leise mit dem Fuße auf. Dabei ließ sie ihrem Unwillen freien Lauf:

„So geht es nicht weiter! Ich komme schon im dritten Jahre zu Euch — das Porträt will und will nicht werden.“

Leonardo atmete erleichtert auf, daß es nichts Schlimmeres war; er hatte diese Beschwerden in der letzten Zeit des öftern zu beschwichtigen gehabt, wenn auch nie so heftige.

„Was soll ich mit dem Vorwurf, Madonna? Ich bin doch nicht mit Euch unzufrieden, ich bin es mit mir selbst! Wenn meine Kunst an Eurer Schönheit zuschanden wird, klage ich etwa damit Euch an und nicht vielmehr mich?“

Unwillkürlich verstummte er; denn da er während dieser Worte sein Auge auf das wohlbekannte Angesicht gerichtet hielt, war es ihm, als sehe er darin in der Tat etwas ganz Neues, etwas was ihn zwinge, von vorne anzufangen.

Monna Lisa schob seine Bestürzung auf ihre Strafpredigt, gesonnen, damit fortzufahren. Leonardo kam ihr zuvor:

„Ich bitte Euch auf den Knieen, Madonna — verfahret säuberlich mit mir. Gebt mir ein gutes Wort, zu Euerm und meinem Besten.“

Damit erreichte er wohl, daß sich die senkrechte Mittelfalte auf der weißen Stirne glättete und der strenge Ton ihrer Stimme sich besänftigte; der Tadel selbst war nicht beschworen. Sie redete ihm erst recht ins Gewissen:

„Meister, Meister — es hilft nichts, ich muß Euch den Kopf zurechtsetzen! Wo soll das hinführen? Ihr müßt Euch entschließen, mich anzuschauen, so wie ich wirklich bin; statt dessen — verzeiht! — findet Ihr mich mit ein paar zerstreuten Blicken ab und den Rest Eures Augenmerks vergeudet Ihr an mir vorüber ins Blaue.“

Leonardo wußte nicht, ob er laut auflachen sollte. Seit Jahr und Tag verschlang dieses Frauenbild zusehends das gesamte Dichten und Trachten seiner Kunst: er sollte sich der Lässigkeit, des mangelnden Eifers zeihen lassen!

Monna Lisa merkte den Einwand wohl, ließ ihn aber nicht gelten.

„Meister, ich bleibe dabei: Ihr seid zerstreut, ja Ihr seid unstät. Ihr habt die Gedanken nicht beisammen, Euer Sinn weilt anderswo. Daß ich es nur gestehe: ich bin eifersüchtig.“

„Eifersüchtig? In aller Welt auf wen denn?"

„Eifersüchtig auf Eure Schwalbe!"

„Auf die Schwalbe?"

„Ja, auf sie. Was für ein anderes Wesen hätte so Eure Aufmerksamkeit zu fesseln vermocht, wie Euer vorwitziges Rauchschwälbchen! Wenn es aus seinem Genist ausflog oder dahin zurückkehrte und wäret Ihr mitten im eifrigsten Malen gewesen — Ihr ließet den Pinsel sinken und sahet dem Vogel nach, wie er schoß und schwirrte, und es ist kaum zuviel gesagt, einmal mit ihm beschäftigt, waret Ihr für niemanden sonst mehr zu haben."

Staunend hatte Leonardo die Frau reden lassen; seine Verwunderung klang auch aus seiner Antwort: „Wahrlich, Madonna, Ihr tut mir Unrecht, wenn Ihr glaubt, die arme Schwalbe habe mir den Eifer für Eure Schönheit gelähmt. Weshalb ließ ich den Vogel um mich sein? Doch nur um ein Symbol zu haben für die unerforschlichen Flugwege des weiblichen Sinnes! Und das von Euch, die Ihr Verständnis kundtatet für Gleichnisse und Euch sogar eine Biene gezähmt und erzogen habt, die Euch kennt und Euch zu Willen ist?"

Monna Lisa nickte zustimmend. Sie sah sich nach ihrer Begleiterin um. Diese trug ein grünes Netzgarn in der Hand und entfaltete es auf einen Wink der Herrin. Da entstieg dem Beutel in kerzengeradem Aufstieg eine Biene und umkreiste mit mäßigem Summen die Blumengruppe des Springbrunnens. Monna Lisa ließ das Tierchen erst gewähren und in aller Freiheit in eine Blüte um die andere eindringen und sie verlassen. Dann aber stellte sie es auf die Probe ihrer Zucht ab und gab zwischen den festgeschlossenen Lippen einen bestimmten, dem natürlichen Bienengesumm nicht unähnlichen Laut von sich, jedesmal mit der Wirkung, daß das Insekt, es mochte stecken wo es wollte, auf sie zuflog und sich auf die Innenfläche der dargebotenen Hand niederließ.

Diese Versuche, die alle vollauf gerieten, begleitete sie mit Erläuterungen:

„Wenn Euch die Schwalbe den häuslichen Sinn, aber auch die Flatterhaftigkeit von uns Frauen verkörpert, wohlan meine Biene, Meister, stellt mir Euern Fleiß, Euern Trieb zur Arbeit dar. Da mag es denn am Platze sein, einmal eins ins andere zu rechnen und Eure Liebhaberei an meine Liebhaberei zu wagen. Euer Zwerg soll das Nest ausnehmen und mir die Schwalbe bringen."

Cacaccio hatte offenen Mundes dem gebildeten und geistreichen Gespräche zugehört und davon so wenig begriffen, daß nun der schlichte Befehl, den Vogelsteller zu spielen und die Schwalbe herzuholen, desto verständlicher an sein Ohr drang. Ohne erst die Weisung seines Herrn abzuwarten, machte er rechtsumkehrt und betätigte seinen Eifer durch das Geräusch seiner Schritte, durch das Gepolter beim Schieben der Leiter und durch das von ihm verursachte aufgeregte Zwitschern des eingefangenen Tierchens, sobald er es in seinem Nest überrascht hatte und mit den gehöhlten Händen in den Hofgarten heraustrat.

Monna Lisa lockte unterdessen ihr gehorsames Immlein an sich, ließ es sich unter zärtlichen Schmeichelreden über ihre runden weißen Finger krabbeln und nahm alsdann mit der noch freien Hand dem Zwerge seine Beute ab.

Ihren Blick durchdringend klar auf Leonardo gerichtet, sagte sie:

„So, Meister, jetzt muß ich Eurer Kunst die Lektion erteilen, die ihr noch fehlt. Das wird Euch die Augen öffnen, will ich hoffen. Ich glaube, Ihr seid zu höflich oder dann denkt Ihr zu klein von uns. Aber wenn Ihr der Welt das Weib offenbaren wollt, dann vergeßt nicht, mir noch jene Eigenschaft ins Antlitz zu schreiben, die uns am tiefsten eingeboren ist."

Mit diesen Worten näherte sie ihre beiden Hände einander, und es konnte länger kein Zweifel walten, daß sie sich mit der Absicht trug, Leonardos Schwalbe mit ihrer Biene zu füttern.

„Was soll das?" rief Leonardo, da er erriet und die Fassung verlor.

Ein grünglänzender Freudenstrahl leuchtete in ihren Augen auf.

„Was es soll? Die Flatterhaftigkeit verschlingt den Fleiß: das ist alles?"

Und schon hatte wirklich die Schwalbe mit geöffnetem Schnabel sich auf die ungewohnt fette Atzung gestürzt und die Biene verschluckt. Offenbar wollte sie ihre Jungen teilnehmen lassen; schon stieg sie auf und wandte sich dem innern Raume zu. Aber da juckte sie im Schweben auf, überschlug sich im Fluge, stürzte zur Erde und rieb mit zuckenden Flügeln rücklings die Schwelle.

„Was seht Ihr mich entrüstet an?" sagte Monna Lisa kühl, „es gibt noch eine Gerechtigkeit: die Schwalbe hat die Biene verschluckt und die Biene hat die Schwalbe mit dem Stachel in die Kehle gestochen. Ihr habt Euern Liebling verloren und ich meinen. Ich denke, wir gehen an die Arbeit."

Sie schritt, ohne den Vogelleichnam eines Blickes zu würdigen, auf den für sie bereitstehenden Sessel zu. Der Meister folgte ihr langsam, entwaffnet und gebannt. Schweigend trat er vor die Staffelei und griff zum Pinsel.

Cacaccio aber, er, hob mit zitternden Händen den toten Vogel auf. Sprachlos hatte er zugesehen, wie blitzschnell das gekommen war, und nun wendete er kein Auge ab von der schönen Zauberin, die, das wußte er, die Schwalbe nur getötet hatte, weil sie sich, jetzt gleich, in eine Schwalbe verwandeln und sich in das verlassene warme Nest setzen wollte. Ganz verstört vor Schrecken und Neugier starrte und starrte er, ob nicht die Seide ihres Kleides knisternd schrumpfe, ob nicht mit gespreitetem Fittich Philomele ihr Nest suche.

Indessen die schöne Frau rührte und veränderte sich nicht; so musterhaft wie jetzt hatte sie noch nie Modell gesessen.

In dieser Stunde verlieh Leonardo dem Bildnis der Monna Lisa Gioconda jenen grausamen Zug um die Mundwinkel, der bis auf den heutigen Tag den unsagbar rätselhaften Reiz dieses Kunstwerkes ausmacht.

Dalmatinische Reise/ von Hermann Bahr

(Schluß)

Nach Lakroma. Man fährt, vom alten Hafen weg, kaum eine halbe Stunde. Ich habe wieder das Gefühl, im Anblick der Stadt, sie sei nicht von Menschen erbaut, sondern aus der Erde gewachsen.

Dem Landenden wird ein weißes Kreuz sichtbar, und der Schiffer erzählt, daß hier einst ein Kriegsschiff explodiert und nur ein einziger Mann gerettet worden sei, der für ein schweres Verbrechen, das er verübt, ganz unten in Ketten lag. Die Geschichte höre ich immer wieder gern, weil sie so moralisch ist. Wie muß sich dieser brave Mann sein ganzes Leben lang über sein Verbrechen gefreut und es gesegnet haben!

Hier war schon 1023 ein Kloster. Und diese Benediktiner verstanden es überall, die Händel der Großen für sich auszunützen. Da war irgendein Zwist eines Königs Radoslav mit seinem Neffen Bodino, und der Schluß ist, daß der landflüchtige König das Kloster zum Erben macht, sein böser Neffe aber auch. Die geistliche Kunst besteht darin, sich so zwischen die Starken und Schwachen zu stellen, daß sie diese zu schützen, jenen zu drohen scheint, doch aber immer noch im rechten Moment wenden kann. — Auch Richard Löwenherz, aus einem Sturm an diesen Strand gerettet, hat dafür dem lieben Gott viel bezahlen müssen.

Wie mir diese Namen klingen! Richard Löwenherz, Kaiser Max, Kronprinz Rudolf. Im wilden Garten sage ich sie mir immer wieder vor. Ich weiß nicht, was ich eigentlich dabei fühle. Es sind nur Akkorde. Richard Löwenherz, Kaiser Max, Kronprinz Rudolf. Bis zu einem deutlichen Gefühl, das ich nennen könnte, wird's nicht klar. Nur wie wenn leise der Wind über eine Harfe ging, streichen die drei Namen über mich hin. Richard Löwenherz, Kaiser Max, Kronprinz Rudolf.

In Hietzing steht der Kaiser Max vor der Kirche. Immer wenn ich in die Stadt muß, fahre ich in der Elektrischen an ihm vorbei. Das Denkmal, von einem Johann Meixner, der mir sonst unbekannt ist, sagt nichts. Es stellt irgendeinen sehr österreichischen, gar nicht tragischen Herrn dar. Wenn man aber hier im Kloster durch seine Zimmer geht, sieht man ihn; da ist er noch selbst, der Kaiser Max von Mexiko. Sie sind ganz einfach, aber in jeder Ecke sitzt die Sehnsucht. Und draußen der Garten und drüben das Meer, in ungeheurer Einsamkeit. Aus den ganz kleinen Zellen sieht man überall ins Große. Und die Stimmen des Windes, der zornig in den Eichen haust, der Welle, die stöhnend an den Fels schlägt, rufen in die tiefe Stille herein.

Ich habe neulich einmal die sieben Bände durchgesehen, die vom Kaiser Max übrig sind. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte. Besonders die Gedichte sind arg. Überall aber spricht ein Mensch, der sich immer wünscht, Großes und Schönes zu finden; und er glaubt, es müsse draußen irgendwo sein. Die stolzen

Namen seiner Ahnen regen ihn auf, ihr Enkel zu sein will er sich verdienen, so sucht er ein würdiges Schicksal. Und rührend ist es, wie er sich immer mit dem Edelsten umgibt und durch Erinnerung an die Taten oder Werke bedeutender Menschen sich selbst ihnen zu nähern glaubt. Er war zu groß, Großes aus der Ferne zu bewundern; er hat daran teilnehmen wollen. Und dazu war er doch wieder nicht groß genug, er hatte nur den Wunsch nach Größe. Er hatte nur die Sehnsucht. Und so hat er, ein Schicksal suchend, zuletzt nur ein Abenteuer gefunden. Das war seine Tragik.

Der Kaiser Max und unsere Kaiserin Elisabeth, diese zwei großen Statuen der Sehnsucht stehen am Eingang unserer Generation. Wird an unserem Ausgang eine der Erfüllung stehen?

Da ist, unter Eichen und Kiefern, eine Mulde, in die vom Meer unterirdisch Wasser dringt: das Mare Morto. Ich strecke mich hier hin, es weht lau, der Stein glüht, unten gluckst es dumpf; und vor mir nichts als das blaue Meer. Mir wird warm und wohl, es denkt sich hier so gut.

Nein, das sind keine Verschwörer, dort in der alten Stadt; es sind keine Verräter. Sie haben keinen Wunsch als gut österreichisch sein zu können. Aber die Stadt dehnt sich, sie spürt ihre Kraft; und die Bauern, ringsherum, schicken ihre Söhne nach Amerika, die lernen dort, wie man heute das Land bestellt, und, heimgekehrt, erzählen sie davon. Doch die Bildung fehlt und die Maschinen fehlen und Städter und Bauer erkennen so, daß ihnen überall das Geld fehlt. Woher kriegen wir Geld? Wir selbst sind zu schwach und Wien hilft uns nicht. Ja wenn wir stärker wären! Wir sind zu wenige. Wir müssen uns mit anderen vereinigen. So setzt sich auch hier die wirtschaftliche Not ins nationale Gefühl um. Wenn die Menschen hungern, sagen sie: das Vaterland muß größer sein! Die Stadt dehnt sich, der Bauer will Maschinen, dies wird jetzt in das Wort gepreßt: Trialismus! Warum sind wir von unseren Brüdern getrennt? Wir Kroaten in Dalmatien und die Kroaten in Kroatien und Slawonien sind ein Volk, so wollen wir auch ein Reich sein! Wirtschaftliches Bedürfnis wird so zur politischen Leidenschaft. Ein habsburgisch gesinnter Staatsmann ließe sich das nicht entgehen. Er gewänne für Österreich ein Volk und hätte die ungarischen Rebellen geschlagen.

Nun sagen unsere Staatskünstler freilich: Solange die Menschen hier hungern, gehorchen sie noch am ehesten, brächten wir aber Geld ins Land und ließen Bürger und Bauern erstarken, oder würden gar Dalmatien und Kroatien ein Reich, so fängt sogleich die politische Romantik auszuschlagen an, ein kräftiges Bürgertum ist nicht zu regieren, davon haben wir in Böhmen genug, und wenn es sich erst wirtschaftlich und geistig zu fühlen beginnt, weiß niemand mehr, gegen wen sich die junge Kraft am Ende noch kehrt, während mit diesen Bettlern hier ein paar Gendarmen fertig werden, das ist sicherer, Not regiert man noch am

leichtesten, denn wie den Menschen nicht mehr hungert, wird er frech, glauben Sie mir!

Diese Staatskünstler stecken nämlich noch ganz im alten Österreich, das seinen Sinn in Deutschland suchte. Seit es aber hinausgeworfen wurde, hat es nur die Wahl: entweder keinen Sinn mehr zu haben oder sich jetzt einen neuen zu suchen. Der kann nur auf dem Balkan sein. Jener, nach Norden und Westen gekehrt, hat es nicht nötig gehabt, sich um das verlorene Volk dort unten zu kümmern. Dieser braucht es. Denn nur mit starken Südslaven können wir auf dem Balkan stark sein. In ihrer Kraft ist unsere Zukunft. Aber unsere Staatskünstler wissen noch immer nicht, daß wir aus einem deutschen Östreich ein slawisches Westreich geworden sind. Vor dreiundvierzig Jahren ist das geschehen. Es wäre Zeit, sich daran zu gewöhnen . . .

Das Wasser gluckst im Schacht, die Kiefern biegt der Wind, der Stein glüht. Ich bin unruhig, in einem inneren Halbdunkel, zwischen Denken und Fühlen. So seltsam klingt es überall, die Seele der Insel scheint aus dem Schlaf zu reden. Und ich erwarte, jetzt und jetzt eine weiße Gestalt aus dem Lorbeer treten zu sehen. Wenn noch Götter wären? Die Götter der Griechen! Götter, die sich zu geliebten Irdischen neigen! Und immer das leise Singen, auf der ganzen Insel. Und drüben die roten Rosen. Und draußen das blaue Meer.

Solche Stunden, wenn der Wind weht, das Meer glänzt, die Sonne glüht, haben die sonderbare Macht, indem sie den Geist zu lichten oder gleichsam zu schleifen scheinen, daß er hell und schneidend wird, zugleich einen magischen Kreis um ihn zu ziehen, in dem alles traumhaft wird. Niemals sind wir bereiter, mit dem Verstande alles zu wagen, niemals kühner zu logischen Exzessen gestimmt, niemals so gewiß, jedes Geheimnis auszurechnen, niemals aber auch ahnungsvoller und mehr in Nacht vertieft. Während unser Verstand dann eine lachende Zuversicht hat, alle Fragen aufzustören, alle Rätsel abzuwickeln, werden wir über den Rand des Bewußtseins gedrängt und sind unsicher, was noch Realität, was schon Halluzination ist. Wirklichkeit erkennen wir für Wahn, und Wahn nimmt die Gewalt von Wirklichkeiten an. Niemals fühlen wir uns im Geiste so fest, aber der Boden unter ihm wankt. Wir wissen, das wir im Recht sind, aber es könnte sein, daß es das Recht einer anderen Dimension wäre. Wir fühlen uns ungeheuer wach, aber so unwahrscheinlich wach, daß wir es bloß zu träumen fürchten. Und seltsam ist es, wie von dieser geheimnisvollen Erektion des Geistes nun auch unsere Sinnlichkeit mitgerissen wird. Das sinnlich Aufregende weiß zerstiebenden Wassers, mit leisen Fingern kitzelnden Windes und des verwirrenden Geruchs schwellender Blumen wirkt niemals stärker auf uns als in solchen Stunden der höchsten inneren Klarheit, wenn sich der Geist schon vom Körper zu lösen scheint und dieser nur noch einmal zum Abschied die Hände nach ihm hebt. Dann hat jede Rose das Gesicht einer Frau, Dryaden nicken nackt aus allen

Bäumen und der Boden dampft überall vom Schweiß der Faune. Indem wir, entrückt, schon aufzufliegen glauben, hält uns noch einmal der süße Bann der Erde zurück. In solchen Stunden ist es, als machten wir an uns noch einmal die ganze Menschheit durch, vom Anbeginn des Urtiers, und ewig weiter, bis in unbekannte Fernen, vom Faun, der wir gewesen sind, bis zum Gott, der aus uns werden will. Und einen atemlosen Augenblick lang steht dann in uns die Ewigkeit versammelt.

Dem Heimkehrenden aber, der, solcher banger Seligkeit entkommen, noch einmal vom Kahn zu dem magischen Eiland zurückblickt, ist es wieder nur ein stiller, waldiger, verwilderter Garten. . . .

Im Kahn fällt mir plötzlich ein: Warum setzen wir hier nicht einen unserer jungen Erzherzoge her? Den Erzherzog Eugen etwa, der sich in Innsbruck bewährt hat. Er wäre fähig, die Schönheit der Insel zu genießen, und hätte durch seine frische, leutselige, weltkluge Sinnesart bald das Zutrauen der Menschen. Sie sind zu oft getäuscht worden, um uns noch zu glauben. Sie lachen nur, wenn wieder ein Minister zum hundertstenmal die „Hebung Dalmatiens" verkündigen läßt. Sie wissen schon, daß es doch immer auf dem Papier bleibt. Aber käme nun, statt der Botschaft, auf die keiner mehr hört, ein lebendiger Mensch in ihre Stadt, um unter ihnen zu wohnen, ihre Sitten zu teilen und ihre Sorgen zu suchen, dies wäre vielleicht ein Zeichen für sie, woran sich alte Hoffnungen wieder aufrichten könnten. Und er hat es ja nicht so nötig, sich oben beliebt zu machen. Er müßte nicht immer daran denken, nur das nach Wien zu berichten, was man in Wien gerade zu hören wünscht. Er könnte wagen, einmal die Wahrheit zu sagen, ohne gleich verdächtig zu sein. Abends auf dem Stradone gehend, wie es seine Art ist, sich gern im Volke zu bewegen, oder ins Land zu den Bauern fahrend, schon um alte Waffen und ererbten Schmuck zu sehen, die Wünsche der Bürger hörend, mit diesen schönen Frauen scherzend, Fischern im Boot lauschend, die Geschichten aus der alten Zeit erzählen, fände dieser junge, dem Leben offene, wahrhafte Mensch den echten Sinn des verleumdeten Volkes bald heraus und hätte den Mut, Gerechtigkeit zu heischen. (Behutsam natürlich, denn wir haben Hofräte im Ministerium, denen auch ein Erzherzog noch lange kein genügender Patriot ist!) Und die Familien der alten Ragusäer, die sich jetzt in Einsamkeit verkriechen und verbittern, legten wieder ihren alten Prunk an, um bei seinen Festen zu glänzen, und sein froher Sinn, den Künsten zugetan, riefe die Jugend der Dichter und Maler herbei, die jetzt in ohnmächtiger Sehnsucht vergeht. Und der Saal, oben in der Dogana, wäre dann wieder von Freuden und Hoffnungen hell wie damals, in der unvergessenen Zeit des ersten Erwachens.

Da stößt der Kahn hart ans Ufer und rüttelt mich auf. Ich muß lachen, denn ich habe plötzlich in mir die Stimme Kolo Mosers gehört. Der las uns

auf dem Semmering so gern eine Predigt des Abraham a Santa Clara vor, in der jeder Satz mit dem Ausruf schließt: O Narr! Und wie aus einem Grammophon klingt es mir: O Narr! Und klingt mir noch in einem fort nach, während ich durch die Stadt gehe, mit seiner vollen, tief gurrenden Stimme von verhaltener Lustigkeit: O Narr! Kolo, was tust du? Kolo, Professor, Ritter des Franz-Josef-Ordens, was willst du von mir? Hebe dich hinweg und störe mich nicht in meinen patriotischen Phantasien!

Dreimal die Woche werden die Ragusa besuchenden, im Hotel Imperial abgefütterten Fremden in eine stoßende stinkende Barkasse gestopft und nach Cannosa geschleppt; noch drei Nächte lang träumt man dann nur von Öl. Dort müssen sie aussteigen und werden über steile Stufen in der Sonne zu der berühmten Platane getrieben; gehorsam geht jeder um diese herum, die Schritte zählend, um festzustellen, daß es wirklich fünfundzwanzig sind. Dann nimmt man jedem eine Krone ab und sie dürfen in den Garten der alten Grafen Gozze. Hier sind Zedern und Lorbeer und Palmen von seltener Art, und es wäre hier sehr schön. Schon aber wird der schwitzende Fremde wieder in die stinkende Schale gesteckt. Rote Rosen winken vom Fels, das blaue Meer glänzt, aber die ganze Welt riecht nach Öl. Einer liest vor, daß die Erinnerungen der Gozze zurück bis in das zehnte Jahrhundert gehen und wer alles aus dem kleinen Schloß schon über das Meer geblickt hat, Tegetthoff und Kaiser Max mit der Charlotte und unser alter Kaiser Franz, und daß die weiße Straße, die man dort sieht, nach dem Herzog von Ragusa, dem Marschall Marmont heißt, aber alle rümpfen die Nasen, denn alle diese feierlichen Namen schwimmen in Öl. Und man hat nach einiger Zeit das Gefühl, daß es überhaupt nur Öl gibt. Und dann unterhalten sich die Frauen. Ihr Hauptvergnügen ist, jede will der anderen beweisen, daß sie noch billiger eingekauft hat. Ein dickes, kommerzienrätliches, altes Weib, schwer mit Putz behangen, beschreibt, wie man es anstellen muß, um den armen Händlern auf dem Stradone die Preise zu drücken. Sie zeigt einen Ring, den sie gekauft hat, und läßt raten, um wie viel. Es ist nicht der Ring, der ihr Freude macht, sondern das Hochgefühl, den armen Albanesen übervorteilt zu haben. Ehrfurchtsvoll wird ihr zugehört.

Soweit sich in Öl denken läßt, überlege ich, warum wohl diese Menschen eigentlich reisen mögen. Auf den Schiffen stecken sie die Köpfe zusammen und erzählen sich Anekdoten. Manchmal nennt einer den Namen einer Insel, da sehen sie hin und sagen: A! Und schon stecken die Köpfe wieder beisammen. In den Hotels interessiert sie die Kost, und sie vergleichen, was man um dasselbe Geld in Wiesbaden, Ischl und Sorrent zu essen kriegt. Zuweilen lassen sie sich von einem Führer durch die Stadt treiben, der ihnen ungeduldig Daten zuwirft, die er aus dem Bädeker hat. Und sie verlassen das Land, ohne jemals mit einem seiner Bewohner ein Wort gesprochen zu haben. Der Hofrat Burckhard

hat einmal einer Dame von Rom erzählt, da rief sie, den Gatten stupfend: „Ach ja, Rom! Erinnerst du dich? Da wo uns der liebe weiße Pudel zugelaufen ist!"

Der reiche Reisende hat für ein Land wirklich bloß einen wirtschaftlichen Wert. Der arme, der Student, der junge Künstler, der Lehrer, hat auch einen geistigen. Denn der lernt das Volk kennen und es ihn. Den hätte Dalmatien nötig. Der könnte dann, heimgekehrt, von diesem wunderbaren Land erzählen, und von der tiefen Not, in der sein edles Volk gefangen liegt. Und dies wäre der Tag der Freiheit. Denn das heutige Dalmatien wird unmöglich sein, sobald man nur einmal davon weiß.

Ein einziges Mal möchte ich, bloß eine Woche lang, zehn ruhige rechtliche Männer, Kaufleute, Landesgerichtsräte, Hausbesitzer aus Krems oder Steyr, durch Dalmatien geleiten!

Wieder nach Cattaro. Doch der Paß ist noch immer verschneit. Keine Post nach Cetinje. Selbst mein Milo Milosevic kann mir nicht helfen. Also wieder auf das Schiff zurück. Das ist der rechte Tag, im Sonnenschein nach Spalato zu fahren, nach der „Stadt in Illyrien", wo Orsino Herzog ist, die schöne Gräfin Olivia nach dem verstorbenen Bruder weint und des Junkers Tobias schmatzendes Gelächter durch die Gassen schallt! Wunderlich froh macht mich der Gedanke. Und die strahlende Sonne, der strahlende Schnee, das strahlende Meer! Alles schwebt in linder Luft, alles lächelt und wiegt sich. Ein leises Klingen ist in der lauen Luft. Und die weißen Möwen, über dem Schiff, im Sonnenschein! In mir knistert's von Erwartungen. Und es spricht durch meinen Sinn:

Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist,
Spielt weiter! gebt mir volles Maß!

Die Worte des Herzogs verfolgen mich. Gebt mir volles Maß! Wie das Merkwort meines Lebens ist mir das immer. Was sich auch mit mir begibt, mich verlangt nur immer wieder: Spielt weiter, gebt mir volles Maß! So hielt der Knabe schon die gierigen Hände hinaus, dem Leben alles abzunehmen, was es zu geben hat. Und immer dann gleich wieder weiter. Und immer wieder: Spielt weiter! Und immer noch die Qual, daß es noch immer nicht das volle Maß ist. Gebt mir volles Maß! . . .

Es ist dafür gesorgt, daß der Mensch nicht in den Himmel wächst, und so soll ich plötzlich verhaftet werden, weil ich versucht habe, den Flug der weißen Möwen zu photographieren. In Gravosa stürzt ein Büttel aufs Schiff, der mich verlangt. Ich frage noch: „Vom Grafen Orsino wohl, der Herzog in Illyrien ist? Aber Ihr irrt, ich bin Antonio nicht!" Doch klärt man mich auf, daß es der kaiserlich-königliche Kommissär der ragusanischen Polizei, dem telegraphiert worden ist, den Spion mit den langen Haaren zu verhaften. Weil aber der Spion in Zeitungen schreibt, geschieht es nicht, man nimmt mir nur

den Kodak ab, und ich erinnere mich, wie sich der Hofrat Burckhard einst als Ochsentreiber hundertfünf Gulden verdient hat, indem er einem alten Bauer half, sein störrisches Vieh nach Sankt Gilgen zu bringen, wofür ihm der fünf Gulden gab, was der Hofrat dann in der Zeitung beschrieb, wofür er von dieser noch hundert Gulden bekam. Das will ich auch, ich will auch meinen Ochsen treiben. Und ich setze mich hin, mein dalmatinisches Abenteuer zu beschreiben.

Lustig ist, wie die Passagiere mir ausweichen, seit ich fast verhaftet worden bin. Man kann ja doch nie wissen! Aber die Leute vom Schiff, Matrosen und Aufwärter, lieben mich seitdem. Ich werde noch einmal so gut bedient. Ich muß doch trachten, nächstens einmal ganz verhaftet zu werden. Spielt weiter, gebt mir volles Maß!

Nun aber will ich die Feder eintauchen und Adjektive fischen, für meinen Ochsentrieb! Es dämmert schon, das Meer geht still. Durch die matten Scheiben sieht in den weißen Dampf von Zigaretten der Abend veilchenblau herein. . . . .

In aller Früh reißt es mich aus dem Schlaf. Und auf und fort! Der Sebastian spricht:

Sehn wir die Altertümer dieser Stadt!
Laßt uns unsere Augen weiden
Mit den Denkmälern und berühmten Dingen,
So diese Stadt besitzt.

Und kaum ist der Sebastian still, spricht mich Malvoglio, spricht mich die zärtlich verbuhlte Gräfin an, und das alte Stück geht mir in allen Gassen nach. Ich lache mich aus, um es abzuschütteln. Aber überall ist die Luft hier von ihm voll.

Diese Stadt sitzt in einem Palast. Ein alter Mann hat seiner Einsamkeit ein Haus gebaut, und in dieses Haus haben sich dann dreitausend Menschen versteckt. Der Tote wehrt sich immer noch und will allein sein. Aber die Lebenden fragen nicht und zwängen sich durch und überall ist Lärm. In die starken alten Mauern haben sie kleine Fenster gebrochen, und blühende Blumen hängen heraus, und lachende Lippen grüßen herab. Ein ungeheures Beispiel starker Menschen ist's, die nichts achten als ihr eigenes drängendes, schwellendes, brennendes Leben. Es gibt keine Stadt, in der der Ruf des Lebens stärker ist. Von hohen Türmen, aus tiefen Kellern, in engen Gassen, zwischen Säulen, durch Tore jauchzt taumelnd das Leben. Hier sind kaum vierzigtausend Menschen, aber man glaubt sich unter hunderttausenden. So laut dröhnt der Schritt des Lebens hier.

Nur der Bezirkshauptmann hört es noch nicht. . . . . . .

Es leidet mich nicht, vor alten Kapitälen zu stehen und an den toten Diokletian zu denken. Die drängende, stoßende, treibende Menge nimmt mich auf und hüllt mich ein und reißt mich mit. Herrlich, sich so zu verlieren, nichts mehr von sich zu wissen, nichts mehr zu spüren als einen starken großen stillen Strom!

Und während rings um mich, in einer Sprache, die mir unbekannt ist, das Leben spricht, fällt mir ein alter Spruch des weisen Schlesiers ins Gemüt:

> Je mehr du dich aus dir kannst austun und entgießen:
> Je mehr muß Gott in dich mit seiner Gottheit fließen.

Und mitten in dem scharfen brenzlichen Geruch dieser bäurischen Städter mit ihren zottigen Kutten ist es mir eine selige Lust, mich aus mir ganz auszutun und zu entgießen. Sie drängen mich, sie schieben mich, ich weiß nichts mehr, ich will nichts mehr, durch unbekannte Gassen geht's, hier lacht ein Gesicht, dort zürnt ein Auge, mich aber trägt in festen Armen eine Macht dahin. Und nur manchmal sagt es leise noch in mir: Jetzt müssen wir aber doch gleich beim Garten der Gräfin Olivia sein!

Ärzte sollten Nervösen verordnen, das Gewühl von Massen aufzusuchen. Nichts tut Ängstlichen oder Unruhigen besser, als wenn ihnen einmal die Selbstbestimmung abgenommen wird und sie sich treiben lassen. Der Wille ruht aus und wir sind ja wahrscheinlich alle im Willen krank. An der Entfernung von der Gemeinschaft kranken wir. Dem Menschen ist nun einmal zugewiesen, erst im anderen sich selbst zu finden. Worauf man sich denn ebenso einen reaktionären als einen demokratischen Vers machen mag. Hauptsächlich aber einen erotischen. Ich glaube, daß, was den Mann zum Weibe treibt, zuletzt dieselbe Macht ist, die Massen beseelt. Das liebende Paar, der Marsch von Knaben in gleichem Schritt und Tritt, die Kirche, die Gemeinde, die Stadt, das Volk, der Staat, es sind alles nur Erscheinungen, Verwandlungen desselben Triebs. Bei katholischen Prozessionen, wo Eros in allen seinen Gestalten mitgeht, spürt man das sehr stark. Alle Mysterien, von Eleusis bis Echternach, wurzeln darin. Alle Propheten haben es gewußt. Und es ist sonderbar, daß es in unserer Zeit nur einer gewußt zu haben scheint: Walt Whitman. Vielleicht der einzige bisher, der die Demokratie wirklich erkannt hat: als Erfüllung des Eros.

Und nun, auf dem Markt in das Café Troccoli tretend, bin ich plötzlich entführt, wie durch Faustens Mantel. Draußen ist der Orient in allen Farben, aber drinnen das Quartier latin, mit langen Haaren, fliegenden Krawatten und dem Tumult atemloser Reden: Junge Maler sind's, die hier, beim Diokletian, einen Boul' Mich' etablieren.

Ich sinne dem Diokletian nach. Ein dalmatinischer Bauer, der Kaiser wurde ein glücklicher Feldherr, ein großer Verwalter, ein Künstler war, die Macht verachten lernte, Rom haßte, den Thron verließ und wieder in die Heimat ging, um in großer Pracht ein Eremit zu sein. Salomon und Cäsar und der große Fritz und der zweite bayrische Ludwig in einer Person. Mit Zügen eines asiatischen Schwelgers, eines Landsknechts, eines aufgeklärten Despoten, eines Artisten und eines Weisen. Vom Feldwebel zum Kaiser. In Ägypten und an der Donau Sieger. Zwanzig Jahre lang Herr der Welt. Mit den Höflingen

grausam, ein Freund der Armen. Ein Organisator. Der Erbauer der Thermen in Rom. Die Christen verfolgend. Und dann nach zwanzig Jahren der Tat, des Ruhms, der Macht wieder heim. (Wie Shakespeare dann wieder nach Stratford heimritt.) Und sitzt dann noch neun Jahre hier und sieht über das Meer hin und hört noch die heidnische Welt zerbrechen und die verhaßten Christen siegen. Er stirbt, Salona fällt, das Volk flüchtet vor den Avaren in den Palast, den er seiner Einsamkeit erbaut hat, und der schweigsame Palast verwandelt sich in eine lärmende Stadt . . . . .

Mittag wird's. Ich will essen gehen. Und dann Nachmittag nach Salona. Und es wäre doch wirklich talentlos, wenn mir gar nichts begegnet in der Stadt der munteren Jungfer Maria. . . . . . Essen ist nun in Spalato kein Vergnügen. Ein kahler Raum; es riecht wie in einem Keller. Mißmutige Kellner in fleckigen Fräcken. Alles greift sich naß an. Und die Gäste sind der Kellner wert. Leopoldstadt. Daß da draußen, keine hundert Schritte weit, das blaue Meer sein soll, ist unglaublich. Mitten unter ihnen aber sitzt — ich reibe mir die Augen — nein, du bist wach, die Sonne scheint und draußen ist das blaue Meer und hier, gleich am nächsten Tische neben mir, sitzt wirklich die Gräfin Olivia, hochgeboren. Ich bin nicht talentlos.

Sie hat sehr schönes rotes Haar, ein feines weißes Gesicht mit einem unartigen Näschen, erfahrene Lippen, ein englisches Kleid, das von Zwieback sein wird, und einen sehr ungeduldigen erlauchten Ton mit den Kellnern. Ich rate hin und her, was ich aus ihr machen soll. Am ehesten vielleicht noch die Frau eines Offiziers, der ins Land hinein abkommandiert ist. Indem sie sich von meinen Blicken auskultiert fühlt, werden die weißen Wangen rot, der arge Mund zornig, das Näschen bübisch und sie beugt sich auf den Teller herab vor, so daß ich jetzt nur noch den roten Helm ihrer Haare sehen kann. Während ich sie dafür durch Gleichgültigkeit strafe, steht auf einmal gegenüber ein dicker alter Herr auf, tritt an meinen Tisch und fragt mich, ob es wahr ist, daß ich der berühmte Hermann Bahr bin. Ich antworte, daß ich das nicht weiß. Er sagt, gekränkt: Das müssen Sie doch wissen! Ich sage, gereizt: Das kann ich doch nicht wissen! Er sagt: Jeder Mensch weiß, wer er ist. Ich sage: Kein Mensch weiß, wer er ist. Er fragt: Also sind Sie nicht der Hermann Bahr? Ich antworte: Ja ich bin ein Hermann Bahr! Er sagt: No dann sind Sie's! Und er stellt sich vor und ladet mich ein, den schwarzen Kaffee mit ihm zu nehmen, aber nebenan im anderen Saal, weil es dort nicht so kalt ist, denn er hat die Gicht. Ich antworte nicht gleich, weil er gar nicht so verlockend ist, da wendet sich der alte Herr zur Gräfin Olivia, nebenan am Tisch, und sagt: Und vielleicht das Fräulein auch oder die gnädige Frau? Nun liegt der rote Helm ganz auf dem Teller. Ich sage: Gehn Sie nur voraus, ich komme dann vielleicht nach. Olivia schweigt. Er sagt: Denken Sie nichts Schlechtes von mir, Fräulein oder gnädige Frau,

schauen Sie doch meinen weißen Bart an, aber ich glaube halt, daß Sie sich langweilen! Eigentlich ist er sehr nett und ich bin ein Rüpel. Aber der rote Helm im Teller schweigt. Der Alte geht.

Ich bleibe noch ein paar Minuten, zahle gemächlich, stehe dann auf, nehme meinen Hut und meinen Rock und frage: Werden Sie nun zu dem braven alten Herrn gehn?

Unter dem roten Helm hervor antwortet es: Wenn Sie gehen!

Ich will das aber noch deutlicher haben und frage: Ohne mich nicht?

Es ist doch sehr hübsch von ihr, daß sie gleich antwortet: Nein.

Da sage ich: Aber wozu brauchen wir dann erst den braven alten Herrn?

Sie wiederholt, lachend: Nein. Den braven alten Herrn brauchen wir wirklich nicht.

Ich schlage vor, lieber nach Salona zu fahren. Sie will nur noch rasch telephonieren. Indem wir dann zum Wagen gehen, sagt sie: Ihre Photographie hängt nämlich seit fünf Jahren in meinem Zimmer. Und es kommt heraus, daß die Gräfin Olivia Schauspielerin geworden ist und einmal in einem meiner Stücke mitgetan hat. Und in Salona will sie mich in das Haus einer Freundin aus Sarajevo bringen, die meine Bücher mag. Und für den Abend hat sie mir telephonisch geschwind einige Leute bestellt, und es sind gerade die, an die ich Empfehlungen mithabe. Das menschliche Leben ist höchst einfach. Man muß nur so talentvoll sein, sich um die rechte Stunde im richtigen Gasthaus an den rechten Tisch zu setzen.

Vormittag bei Diokletian, dann in den slavischen Wogen der Gassen, am venezianischen Rathaus vorüber ins Quartier latin, jetzt im Wagen mit einer heiteren Wienerin, die Ibsen spielt, ins Land hinein, das ganz spanisch wirkt. Wirklich, wie um Burgos herum ist die Landschaft hier, in ihrem großen, unmenschlichen, barbarischen Ernst, der die Bäume, jedes Haus, jede Regung eines einzelnen Geschöpfs verschlingt. Esel traben; in den Säcken, zwischen Körben oder auch hinter der Last sitzt oder liegt lässig ein sorglos lallender Mensch; man sieht kaum, ist es ein Mann oder ein Weib oder ein Kind, man sieht nur einen bunten Fleck, ganz hinten auf dem Esel, und während der Esel trabt, steigt aus dem bunten Fleck ein stammelnder, flackernder, wankender Gesang. Aber schon hat auch den trabenden Esel mit dem bunten Fleck die furchtbar unbewegliche Strenge dieser zeitlosen, grundlosen, leblosen Landschaft verschluckt. Ich suche vergebens das Gefühl zu nennen, das ich hier habe: von einer gänzlichen Leere zugleich und doch auch einer ungeheuren Größe. Als hätte Gott hier zunächst erst bloß den Raum erschaffen, und der stünde nun wartend da, bis Gott ihn später einmal füllen wird.

Da blitzt vor uns, am Ende des Blicks, hoch auf dem steilen Berg, ein krachendes Weiß auf. Etwas ungeheuer Lebendiges hat dieses Weiß, in der

Grabesstille des erstarrten Raums. Wie das Leben selbst winkt dieses blühende Weiß. Es ist Clissa, die Feste, die das Tal sperrt. Kroatisch, venezianisch, ungarisch, türkisch, wieder venezianisch, österreichisch, französisch und wieder österreichisch ist seine Vergangenheit gewesen. Jetzt steht ein Korporal mit einem Zug unserer Soldaten dort.

Plötzlich erscheint ein blauer See, die Bucht von Salona, wir kommen über die alte türkische Brücke, Häuser blinken hell, die ganze Landschaft ist verwandelt, die Gräfin Olivia schildert mir ihre Nora, da halten wir bei ihren Freunden, eine junge Frau von einer seltsamen schweren maurischen Schönheit kommt uns entgegen und ich habe mich in dem ein wenig sezessionistelnden Zimmer, das ein Porträt Tolstois und eine große Reproduktion des Klingerschen Beethoven beherrscht, noch kaum behaglich gesetzt, als ich der gierig fragenden Frau mit den heißen schwarzen Augen vor allem von der Elektra erzählen muß, und überhaupt von Richard Strauß und wie das in Dresden alles gewesen ist. Dann erst gehen wir in die tote Stadt Salona, die, schon im 4. Jahrhundert v. Chr. griechischen Kolonisten gastlich, dann römisch, von Goten und Hunnen bedroht, im Jahre 639 von den Avaren zerstört worden ist. Wo wir aber hauptsächlich von d'Annunzio reden, in den aufgedeckten Tempeln und Bädern, mit seiner blinden ahnungsvollen Anna wandelnd.

Bulic, der Schliemann von Salona, hat sich hier ein lustiges kleines Haus gebaut, ein bißchen kitschig, in einem nicht sehr glaubwürdigen altchristlichen Stil möbliert, mit allerhand Urnen, Steinen von Sarkophagen, Kapitälen als Leuchtern, Inschriften und Fragmenten. Hinter dem Häuschen beginnt das Manastirine (manastir oder namastir heißt das Kloster, namastiriste der Ort, wo einst ein Kloster gewesen ist), der Bezirk der Ausgrabungen. Uns aber führt d'Annunzio, die Gräber der Atriden tun sich auf, mit den Leichen in Gold, das Fieber unvergessener Schrecken quillt, der Schatten Klytemnästras steigt und so sind wir wieder bei Richard Strauß, während über dem blauen Dunst des Abends das erblassende Weiß der alten Feste Clissa thront.

Und dann sitzen wir abends noch lange wieder unter dem Bilde des alten Tolstoi. Diese kleine Frau mit den großen schwarzen Augen ist merkwürdig. In Tanger sah ich solche Jüdinnen, die den unsrigen nicht gleichen, sondern in ihrer schweren schwellenden Anmut eher etwas Türkisches haben. Sie ist die Tochter eines Juweliers in Sarajevo, hat aber durchaus die geistige Form einer westlichen Intellektuellen. Dem Leib Suleikas scheint durch ein Wunder der Geist Mirbeaus eingegeben. Ihr Mann, ein Ingenieur, der hier eine Zementfabrik einrichtet, setzt sich ans Klavier und spielt aus dem Lohengrin. Sie tritt zu ihm und singt mit ihrer kindlichen Stimme bosnische Lieder. Und dann kommt noch, die lustige Verwirrung zu vollenden, aus der Stadt der Doktor Tartaglia, der der Sohn eines italienischen Grafen und ein fanatischer Anwalt der kroatischen

Demokraten ist. So haben wir jetzt, in der geistigen Luft von Beethoven, Tolstoi und Richard Strauß, hier beisammen: eine Wiener Ibsenspielerin aus der Schule Jarnos, eine türkische Jüdin mit nordwestlichen Empfindungen, einen Ingenieur und Wagnerianer, einen gräflichen Demokraten von italienischem Namen und kroatischer Gesinnung und einen Wiener Hausherrn aus Linz vom Deutschen Theater in Berlin; hier am Adriatischen Meer, im Salona der Argonauten, das zum Kampf der Griechen um Troja zweiundsiebzig Schiffe gestellt hat, unweit der von Shakespeare belebten Stadt Spalato, die einst der Palast des Kaisers Diokletian war, in Gesprächen über Olbrich, d'Annunzio, Klimt, die Duse, Masaryk, den Trialismus und die Sezession. Dies ist Österreich.

Das haben die Menschen in Österreich voraus, daß sich hier, wer nur ein wenig über sich nachdenkt, als ein Ergebnis vieler Verwandlungen erkennt. Anderswo hat es der Nachkomme leicht, das Erbe der Väter anzutreten, denn es enthält einen einzigen Willen und überall denselben Sinn. In uns aber rufen hundert Stimmen der Vergangenheit, der Streit der Väter ist noch nicht ausgetragen, jeder muß ihn aufs neue noch einmal entscheiden, jeder muß zwischen seinen Vätern wählen, jeder macht an sich alle Vergangenheit noch einmal durch. Denn die Vergangenheit unserer Menschen hat dies, daß keine jemals abgeschlossen worden ist, nichts ist ausgefochten worden, der Vater weicht vor dem Sohn zurück, aber im Enkel dringt er wieder vor, niemand ist sicher, jeder fühlt sich entzweit, unseren Menschen ist zu viel angeboren. Anderswo mag einer getrost den Vätern folgen, wir können es nicht, denn unsere Väter, uneinig unter sich, rufen erst unser Urteil an. Je ne puis vivre que selon mes morts, hat Barrès gesagt. Wir aber können nicht nach unseren Toten leben, weil wir zerrissen würden, denn jeder unserer Toten zerrt uns anders. Nous sommes la continuité de nos parents, sagt Barrès, toute la suite des descendants ne fait qu'un même être. Wir sind noch nicht soweit, wir haben es noch nicht dazu gebracht, aus Vorfahren und Nachkommen ein einziges Wesen zu machen; dies ist vielmehr eben erst unser Problem, das unsere Generation überhaupt erst erkannt hat. Als wir uns vor zwanzig Jahren erhoben, war in Österreich der Wahn, man könne ein vaterloses Leben führen. Das nannte man Liberalismus bei uns. Wir aber erkannten, daß alles Leben darin nur besteht, ein Ende mit einer Vergangenheit und so den Anfang mit einer Zukunft zu machen. Doch Vergangenheit ist nie zu Ende, bevor sie nicht ein neuer Mensch in sich aufgefangt hat; so lange muß ihr Gespenst unerlöst auf Gräbern irren. Und Zukunft hat erst begonnen, wenn in einem neuen Menschen alle Väter versammelt sind. Darauf hoffen wir, damit ringen wir, daran leiden wir, wir. Jetzt aber ist wieder eine neue Jugend da.

Diese Menschen, mit denen ich hier sitze, sind alle noch unter dreißig. Und mir ist es ein wunderschönes Gefühl, wie schnell wir in Erfüllung gegangen sind!

Unser Leiden, unser Ringen, unser Hoffen, hier ist es gestillt. Es hat sich in ruhige Kraft und einen heiteren Willen verwandelt. Diese neue Jugend sucht nicht mehr, zweifelt nicht mehr, bangt nicht mehr. Sie weiß, was sie will, und sie weiß, daß sie's kann, sie wird es wagen. Sicher ist sie, ihrer selbst gewiß und von entschlossener Freudigkeit. In ihr sind die Väter erlöst, Zukunft ist da. Wir sind nur durch die Welt gerannt, unserer Sehnsucht nach. Diese stehen fest, in Bereitschaft, frohen Taten entgegen. Österreich kann beginnen.

Ich möchte noch dabei sein. Ich möchte noch Österreich erleben. Spielt weiter, gebt mir volles Maß!

Ich hätte so gern den Milan Begovic kennen gelernt, den die Dalmatiner ihren d'Annunzio nennen. Aber er ist fort. Vor ein paar Tagen erst ist er nach Hamburg abgereist, zum Baron Berger, bei dem er Regie lernen will. Auch wieder ein Beispiel der slawischen Gier, deutschen Geist und deutsche Kunst und unser ganzes Wesen einzusaugen, die mich an den jungen Tschechen so freut. Mein Freund Kvapil, der Dramaturg des böhmischen Landestheaters in Prag, kommt jeden Augenblick nach Berlin, mit einer wahren Todesangst, nur ja nicht zu versäumen, was draußen vorgeht; alles wollen sie wissen, alles haben, und sie glauben es ihrer Nation schuldig, ihr alles zu bringen, was sich nur an neuen Gedanken, Wünschen oder Versuchen irgendwo zeigt. Während in den österreichischen Deutschen eine Neigung ist, hochmütig gegen das Neue sich im Alten zu beruhigen, als ob sie nichts mehr nötig hätten. Hält bei diesen der Dünkel, bei jenen die Gier an, so kann es geschehen, daß in Österreich die neue deutsche Kultur nur noch bei Slaven zu finden sein wird. Wer unsere Deutschen aber warnt, macht sich verdächtig, in dem großen Kampf um den Nachtwächter lau zu sein.

Nach Trau. Immer links das Meer, rechts die kahlen steilen Wände. Das ist der Weg der sieben Kastelle. Warsberg hat recht: „Auch wer das Schönste von Italien und Südfrankreich gesehen, wird hier noch Freude erleben.“ Nur der Einwohner erlebt keine.

Rings um Spalato besteht noch das Kolonat. Allgemeines gleiches Wahlrecht und dazu das Kolonat. Ein Haus, ein Feld mit Wein und Ölbäumen wird vom Eigentümer dem Kolonen übergeben, der es bestellt und dem Herrn einen Teil des Ertrages abzuliefern hat. Ein Minimum ist bestimmt. Kann er es nicht leisten, weil etwa der Hagel die Frucht zerschlagen hat, so muß er Geld dafür geben, er hat für den Hagel Strafe zu zahlen. Wenn auf den Feldern des Herrn Arbeit notwendig ist, besorgt sie der Kolone; der Herr bestimmt den Lohn dafür. Sie rechnen, daß ein Viertel, bisweilen ein Drittel ihrer Arbeit im Jahre dem Herrn gehört; und von dem, was der Rest ihnen trägt, haben sie dann erst noch jenen Teil an den Herrn abzuführen. Jede Gefahr trifft den Kolonen; bricht Feuer aus, so haftet er für den Schaden. Das Werkzeug stellt der Kolone. Das Vieh auch. Den Dünger auch (den

aber, bevor er ihn verwenden darf, der Herr prüft ob er gut sei). Meliorationen dürfen ohne Zustimmung des Herrn nicht geschehen; die Kosten trägt der Kolone. Früher konnte der Herr den Vertrag nach Belieben lösen; jetzt ist meistens eine Frist zur Aufkündigung gesetzt. Ein Tagelöhner hat seinen Lohn sicher, der Kolone nichts. Alles Risiko trifft sonst den Herrn, hier trifft es den Knecht. Es ist ein System, das dem Eigentümer unter allen Umständen gegen alle Gefahren einen Ertrag sichert und alle Sorgen des Eigentums auf den Arbeiter wälzt, der ohne Lohn dient, jeden Schaden, keinen Nutzen hat, in schlechten Jahren sich verschulden muß, um den Herrn zu bezahlen, jeden Tag davongejagt werden kann, aber das Gefühl hat, ein freier Mann zu sein, da doch in Österreich die Robot durch das kaiserliche Patent vom 4. März 1849 aufgehoben worden ist.

Heinrich Friedjung erzählt: „In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vernachlässigte das ungarische Königtum seine sozialen Pflichten, während der magyarische Adel sich in einer ruhmvollen politischen Blütezeit zum klaren Verständnisse seiner Aufgaben aufschwang. Baron Eötvos widmete der Schilderung der überlebten Verhältnisse im ungarischen Komitatsleben den besten seiner Romane: „Der Dorfnotär", und niemand stand feuriger und beredter als Kossuth für die Befreiung des Landvolks ein. So gelang es ihm, der Abgott des Bauers zu werden und darauf sein Volk zum Kampfe gegen das Haus Habsburg mit fortzureißen." Wenn nun ein dalmatinischer Kossuth aufstünde? Wozu haben wir eigentlich unsere schmerzlichen ungarischen und italienischen Erfahrungen, wenn wir noch immer aus ihnen nichts lernen?

Dann kommt aber der strebsame Mensch der Verwaltung, Austriacus insapiens, und sagt: „Ich bitt' Sie, mit den Dalmatinern ist nichts zu machen, sie sind indolent! Sehen Sie sich doch nur den Boden an! Die schlechteste Wirtschaft, keine Maschinen und keine Spur eines neuen Betriebs!" Wie soll der Kolone Maschinen kaufen, wenn er riskiert, daß ihn sein Herr vertreibt, bevor noch ihr Preis getilgt ist? Woher nimmt er das Geld, da doch unsere Verwaltung keine Sparkasse im Lande will? Was kann er von neuen Betrieben wissen, da doch unsere Verwaltung keine Schulen will? (90 Prozent Analphabeten hat der Doktor Tartaglia gestern erzählt.) Denn der strebsame Mensch der Verwaltung mag Sparkassen und Schulen nicht, Sparkassen bringen Geld ins Land, Schulen Bildung und wenn es erst Geld und Bildung hat, haben wir die Revolution! Was natürlich ein Unsinn ist, denn wer was zu verlieren hat, macht keine Revolution. Und nichts ist dümmer als die Meinung unserer Verwaltung, Notwendiges lasse sich durch Gewalt verhindern. Als wenn er das jetzige Dalmatien gekannt hätte, hat Goethe einmal gesagt, er sei vollkommen überzeugt, „daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen

fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt." Aber wer in der Statthalterei kennt Goethe?

Dies ist sicher der schönste Weg, den wir in Österreich haben. Die wilde Macht der jähen Felsen, die sanfte Schönheit des breiten Kanals, der nur östlich einen ganz schmalen Pfad ins Meer hinaus hat, die ruhigen Züge der Weingärten und Ölwälder, die Stille der Dörfer, die Klarheit der Luft, in der alles so groß, ganz nahe, ja wie verewigt scheint, die Schwermut langer Mauern, alter Türme, verschlossener Häuser aus grauem Stein, die Lust des schallenden weißen Blühens, die seltsamen Erektionen der Agaven, die, schief von ziehender Sehnsucht, ihre langen Stengel zum Himmel strecken, der silbrige Staub der Straße, das Leuchten überall zwischen der gelben Wand des Bergs und der blauen des Meers, dies hat zusammen solche Größe mit solcher Lieblichkeit zugleich, daß man nur immer ins Unbegreifliche schaut und schaut und schaut. Diese Straße könnte das ganze Land ernähren. Überall fordert sie zu Villen, Schlössern am Meer und Capanen auf. Hier könnte, Sommer und Winter, Europa sein. Hier sind ein paar arme Dörfer.

Manchmal aber bewaffnet sich der strebsame Mensch der Verwaltung noch mit einem Ästheten, der findet, daß es schad wäre, den malerischen Reiz des Verfalls zu zerstören. Denken Sie sich hier Amerikanerinnen und Berliner, die ganze Stimmung wäre weg! Wie malerisch aber ist das Elend! Es regt zu melancholischen Betrachtungen, manchen sogar zu Gedichten an. Hüten wir uns, dieser einzigen Stimmung ihre Patina zu nehmen! — Wie man ja auch in Wien die Forderungen des Verkehrs durch ästhetische Bedenken hemmt, plötzlich um irgendein liebes altes Haus besorgt, das im Wege steht; und lieber soll die Stadt ersticken! In der Not, wenn es gilt, Leben zu verhindern, werden sie sogar Ästheten. Denn es wäre bequemer, aus Österreich ein Museum zu machen.

Trau, der Insel Bua gegenüber, auf die man über eine Drehbrücke kommt, ist noch ganz venezianisch, überall sitzt der Löwe noch. Der berühmte Dom, im dreizehnten Jahrhundert, nachdem die Sarazenen den alten zerstört hatten, begonnen, 1600 ausgebaut, hat ein wunderschönes romanisches Portal. Man wird dann in eine Kapelle geführt, hier ist das Grabmal des heiligen Johann Orsini, des ersten Bischofs von Trau. Die Wappen der Bischöfe werden gezeigt, ein kostbarer Schrein, Meßgewänder und Missalen. In Vergangenheiten geht man so herum, und tritt man dann wieder auf den Markt in die Sonne hinaus, ist wieder Vergangenheit überall, und mir ist ganz, wie wenn ich bei Reinhardt oft in der aufgestellten Stadt Verona spazieren ging, während sie leise gedreht wurde; nur die Beleuchtung ist hier besser, ich ziehe die Sonne Homers doch der des

Herrn Knina vor. Halb macht es mir Spaß, halb mich ängstlich, Menschen so gleichsam auf einer Bühne wohnen zu sehen. Und nun, da heute ja Fastnacht ist, geschieht es noch, daß auf der Riva vermummte Männer mit Hörnern und langen roten Nasen, verlarvte Frauen mit Mantillen in der Sonne springen. Und in Lumpen liegen alte Bettler und wärmen sich. Gespenstisch ist alles, am blauen Meer in der lieben Sonne.

Und da kommt mir plötzlich alles unsäglich albern vor, was wir in den großen Städten tun. In den großen Städten werden die Gedanken gemacht. Menschen sitzen und suchen, bis wieder ein neuer Gedanke gefunden ist. Den legt jeder dann in ein Buch, da wird er aufbewahrt und bleibt eingesperrt. Draußen aber, überall, strecken sich die Hände vergeblich aus! Wie ein Dieb komme ich mir vor. Darf ich mir eine Wahrheit behalten, für mich allein, statt ihre Kraft ohnmächtig verlangenden Menschen zu geben? Dies alles, was ich weiß, was mich stärkt, was mein Trost und meine Sicherheit ist, wovon ich lebe, wodurch ich bin, anderen versagen? Selber reich sein und andere darben lassen, im neidischen Hochmut des Wissenden? Und es reißt mich, in die Loggia hier zu treten und zu rufen, bis aus allen schwarzen Gassen und von der Insel her auf dem hellen Markt um mich alle versammelt wären, und der horchenden Schar zu sagen was ich weiß, von der Entstehung der Welt und der Abstammung des Menschen und wie jedes Gestein und jedes Gewächs und jedes Getier uns Bruder und Schwester ist, bis alles Leid von den Lauschenden fällt und die Lust des Erkennens in einen einzigen ungeheuren Schrei der Freiheit ausbricht. Aber man ist feig. Auch käme doch sicher gleich ein Gendarm.

Kultur, von der soviel die Rede ist, hätten wir dann erst, wenn, was irgendeiner zu seinem Trost gefunden und erkannt hat, allen zugesprochen würde. Wir aber vergraben unsere Gedanken, wie geizige Bauern die Taler im Strumpf. So liegen sie dann unverzinst. Aber nicht bloß, daß sie nichts tragen, sondern sie gehen ein, trocknen aus und fallen ab. Vielleicht ist keine Zeit noch reicher an Gedanken gewesen als unsere; weil aber keiner in der Erde der Menschheit Wurzeln schlägt, bleibt sie bettelarm. Und bis zu körperlichen Schmerzen quält es mich oft, daß wir mit unseren höchsten Erkenntnissen unnütz sind, weil von den Wissenschaften und den Künsten kein Weg ins Volk ist. Wir sagen stolz: die Zeit Darwins, Wagners, Ibsens! Aber war es denn ihre Zeit? Sie waren in dieser Zeit. Es ist mir unerträglich, zu denken, daß die Menschen in dieser alten venezianischen Stadt hier nie den Tristan gehört haben. Der Grund gehört den Herren, das Geld gehört den Herren, und die Wahrheit auch und die Schönheit auch. Auch zur Wahrheit und zur Schönheit ist den Armen der Eintritt verboten. Wer nichts zu essen hat, soll auch nichts zu denken, nichts zu fühlen haben. Und der Denker, der Künstler, statt der Herr der Menschheit zu sein, ist ein Knecht der reichen Leute. Und ist es zufrieden!

Eine Stunde von Spalato liegt ein altes Schloß in Trümmern. Es gehört einem reichen Grafen, der es zerfallen läßt. Selten sieht man ihn in den Gassen der Stadt, meistens hütet er das Bett. Nur wenn eine italienische Truppe kommt, taucht er auf, ladet alle Sängerinnen und Tänzerinnen ein und unterhält sich mit ihnen so lange, bis ihn der Schlag trifft. Dann legt er sich wieder ins Bett, bis wieder eine Truppe kommt. Draußen aber zerfällt sein altes Schloß. Er hat keine Freude daran. Doch gehört es ihm, er gibt es nicht her, so kann es auch keinem anderen Freude machen. Das ist ein Gleichnis unserer Verwaltung in diesem Lande. Sie hat keine Freude daran. Aber sie verhindert es, anderen Freude zu machen.

Nun ist die Festnacht da. Masken drängen durch die Stadt, Augen glühen, Späße taumeln. In dem Saal des Hotels Troccoli staut sich die Menge. Eng sind die Tische zusammengerückt; wer keinen Stuhl mehr gefunden hat, steht, die schwitzenden Kellner können kaum durch; Militärmusik und Coriandoli. Anfangs geht's noch ganz sittsam zu, die Mädchen verwahren ihre Blicke noch. Diese Kroatinnen sind am hübschesten zwischen fünfzehn und zwanzig, wenn in ganz kindliche Züge plötzlich das heiße Blut schießt; sie kokettieren schon allerliebst, aber mit einer schuldlosen Heiterkeit, die dann bei den Frauen bald einem entschlossenen Ernst der Leidenschaft weicht. Dieser Liebesernst macht den ganz eigenen Reiz kroatischer Schönheiten aus; in ihren Mienen steht, daß sie mit allem anderen spielen, aber die Liebe das Herz ihres Lebens ist. (Ich habe das Gefühl, daß sie so sind, wie Stendhal die Italienerinnen gesehen hat, die mir neben ihnen so vorkommen wie ihm neben den Italienerinnen die Französinnen.)

Oben, ganz am Ende des Saals, ist ein langer Tisch, da sitzen die Offiziere. Es ist aber, als säßen sie hinter einer unsichtbaren Mauer. Niemals springt die Lust bis an ihren langen Tisch, selbst die Coriandolis scheinen Respekt zu haben. Die Herren Offiziere sind ganz unter sich. — Auch auf der Gasse fällt das auf. Man sieht sie nie mit Zivilisten. Sie klagen, es sei ganz unmöglich für den Offizier, in die kroatische Gesellschaft zu kommen, und wenn einmal einer zufällig einer kroatischen Dame vorgestellt worden sei, drehe sie bei der nächsten Begegnung den Kopf weg, um nur seinen Gruß nicht erwidern zu müssen. Sie ziehen es deshalb vor, sich abzusondern und abseits zu bleiben. Man erinnert sich wieder unserer lombardischen Erlebnisse...

Immer enger drängt sich das Gewühl in dem dampfenden Saal, die Freude siedet, Mädchen raffen die Coriandolis von den Tischen zusammen, ballen sie, kneten sie, springen auf die Stühle und schleudern die großen Kugeln, weiße Zähne blitzen und die schwarzen Augen jauchzen, ein Stampfen ist, in den Rauch der Zigaretten fließt der Dunst verwelkender Blumen und erregter Frauen, Gelächter und Trompetenschallen, plötzlich tauchen ungeheure Schädel auf, die Menge rast, die Schädel wanken durch den Saal, es sind meine Maler von gestern, die mich

so pariserisch angehimmelt haben, mit gewaltigen künstlichen Köpfen, Karikaturen städtischer Berühmtheiten. Und nun ist alles nur noch ein einziger Knäuel tosenden Entzückens.

Mitternacht. In der Kabine, heimwärts zu fahren. Langsam stößt das mächtige Schiff aus dem Hafen, die Lichter der frohen Stadt erblassen. Und in mir ist eine wunderbare Sicherheit: Diese Menschen hier sind stark, sie werden stärker sein als alles!

Und dann fragt es noch in mir: Warum? Warum wollen wir dieses kräftige Volk voll Zukunft nicht für uns haben? Es ist bereit, warum stoßen wir es weg?

Ich hätte manchmal weinen mögen, über unsere Dummheit. Das schönste Land mit den treuesten Menschen trägt sich uns an und wir wollen es nicht. Warum, warum?

Aber dann denke ich, daß selbst die Dummheit vergebens gegen die Götter kämpft. Die Götter sind stärker, die Macht der Entwicklung siegt. In unserer ganzen Geschichte geht es ja doch immer so, daß wir dumm sind und doch zuletzt etwas Gescheites daraus wird. Wir sind dumm gewesen und haben Deutschland führen wollen. Da sind wir aus Deutschland geworfen worden und nun bleibt uns doch nichts übrig als auf den Balkan zu gehen. Wir sind wieder dumm, wir wehren uns, wir wollen nicht. Aber wir müssen. Wenn es um das Leben geht, hört der Mensch auf, dumm zu sein. Wir müssen auf den Balkan. Wir können aber nicht auf den Balkan, wenn wir unserer Südslaven nicht sicher sind. Bosnien und die Herzegowina zu nehmen kann nur den Sinn haben, daß Österreich seine Zukunft auf dem Balkan sucht. Dazu braucht es das Vertrauen der Slaven auf dem Balkan. Diese muß es sich zu Freunden machen. Kann es sich diese zu Freunden machen, wenn es der Feind ihrer Brüder, seiner eigenen Slaven bleibt? Sollen uns die Slaven auf dem Balkan vertrauen, so kann es nur geschehen, wenn unsere Slaven in Dalmatien und Kroatien ihnen Lust dazu machen. So lange wir hier aber wie in Feindesland hausen, wird dies die drüben nicht verlocken, sich uns anzuschließen. Wir müssen auf den Balkan, aber wir können es erst, wenn Bosnien und die Herzegowina, Dalmatien, Kroatien und Slavonien beisammen und für Österreich bereit gemacht sind. Die Geschichte wird sicher wieder gescheiter sein als wir, mir ist garnicht bange. Still atmet die Nacht zu den Luken herein und wiegt mich; das Wasser schlägt ans Schiff. Mich schläfert, es kreiselt durch das Hirn und ich denke noch, daß ja sicher, bis ich wieder, vielleicht im Herbst, nach Dalmatien komme, diese Verwaltung schon weggejagt und hier ein freies Volk sein wird, an Österreich gläubig, durch Österreich stark, für Österreich bereit, da die Geschichte ja noch immer gescheiter war als wir.

Detlev v. Liliencron/ Zigeunertreiben
(Aus dem Nachlaß)

Mitten im Eichforst,
Am lodernden Feuer,
Tanzt das Zigeunermädchen.
Ihre weißen Zähne lächeln
Im Mondstrahl;
Und in den Augen brennt ihr die Glut.
Sie tanzt den Fandango,
Ziert sich,
Ziert sich nicht;
Die nackten Arme über den Kopf schnellend,
Klirrt sie den Takt
Mit den silberbeschlagenen Kastagnetten.
Und der Fiedler rast mit dem Bogen,
Daß kreischend die Töne entfliehen
Ins Walddunkel.
Grell auf leuchtet das Feuer,
Dann bricht es zusammen.
Aber von frischem geschürt
Wirft es Lichter weit in die Baumschatten,
Auf Farrenkraut und Glockenblumen.
Klagend fällt die Flöte ein;
Aber dazwischen
Kichern die Saiten der Mandoline.

Aus lischt der Brand.
Nur noch Mondlicht
Lauscht durch die Blätter;
Still wirds.
Die kleinen Steppenpferde rupfen,
Vom Zügel befreit,
Die feinen Gräser.
Czico, der Knabe,
Hält das Mädchen in seinen Armen;
Um sein braunes Gesicht
Wirrt sich ihr schwarzes Haar.
Er nennt sie:
Mein Ringeltäubchen,

Meine Eidechse,
Meine Goldschlange!
Und erzählt ihr Geschichten,
Märchen aus dem Morgenlande:
Vom König Suleiman.
Erzählt ihr von seinen Kesseln und Fallen,
Und wie er heut Morgen
Eine Gans gestohlen habe.
Das alles erzählt er ihr
Lachend,
Und lachend hört sie's.
Und über blinkernde Kieselsteine
Stürzen die Quellen
In die schweigende Sommernacht.

Schon verblassen die Sterne
In den binsenumnickten Moorwassern,
Wo die Wildente schläft.
Durchs Gezweige
Spielen gelbe und rote
Und blaue Frühlichter,
Den Morgen wiegend.
Czico schleicht ans nächste Dorf,
Um wieder eine Gans zu stehlen;
Und stört den Fuchs,
Seinen Kumpan,
Der auf denselben Wegen ist.

Dann wird Tag.
Gähnend stehn die Bauern vor den Türen.
Durch die Haide schleppen sich die Zigeuner,
Braun und ungewaschen,
Braun wie die Haide.
Und über Bauern und Zigeunern
Steigen Lerchen
Singend
In die sonnedurchzitterte Luft.

Rundschau

Detlev v. Liliencron

In diesem Sommer waren es fünfzehn Jahre, daß ich einen Brief an Liliencron schrieb; er hat ihn nie in die Hände bekommen. Ich lebte damals auf dem Lande, war jünger, als es die Polizei erlaubt, und hatte nur in verwegenen Träumen einen wirklichen, lebendigen, deutschen Dichter Aug in Auge vor mir gehabt. In dieser Verfassung schreibt man wohl verehrten Männern zu ihrem fünfzigsten Geburtstag allerlei Ungeschicktes, Unwahr-Ehrliches; aber ich hatte die Naivität obenein, meinen Glückwunsch an den Baron Detlev von Liliencron auf Schloß Poggfred bei Hamburg zu richten. Ungefähr drei Wochen mochten vergangen sein, als ich den Brief zurückbekam, mit vielen Vermerken der Post, aus denen ich zu meiner Beschämung erfuhr, daß ein Schloß Poggfred bei Hamburg nicht aufzufinden und der Adressat also nicht zu ermitteln wäre. Zugegeben, daß Schloß Poggfred keine postalisch genaue Ortsbezeichnung ist und daß man sich über das Domizil von Dichtern besser aus dem Kürschner als aus ihren Büchern unterrichtet. Aber man erinnere sich auch, daß es sich um einen fünfzigsten Geburtstag handelte. Und obwohl Liliencron ein Spätblüher war und erst mit neununddreißig Jahren sein erstes Gedichtbuch herausgegeben hatte, so war das Buch doch damals schon elf Jahre alt, und dieser Erstling waren die Adjutantenritte gewesen, mit ihrem Sturm von Frische, Kraft und Volkstümlichkeit. Zürnen wir der deutschen Post nicht länger; zehn Jahre später hätte man nach Deutschland, vielleicht sogar nach Hamburg adressieren können, und der Brief wäre doch angekommen.

Ist es nicht ein Widerspruch in sich selbst, einen Dichter volkstümlich zu nennen, der bei seinem fünfzigsten Geburtstage nicht aufzufinden war? Vielleicht ist es in unserm lieben Vaterlande in ungewöhnlich hohem Maße kein Widerspruch. Aus der Generation, die gegen Ende der achtziger Jahre jung war, konnte mehr als einer die Adjutantenritte auswendig; jedoch diese Generation hat ihren Anschluß an das Volk und ihren Einfluß auf seine Geschichte bei weitem nicht so durchgesetzt, wie sie einmal gehofft hatte. Liliencrons Volkstümlichkeit aber ist zu wesentlich, als daß sie von der Extensität seiner Wirkung könnte abhängig gemacht werden; ja, er ist der einzige volkstümliche Dichter unserer Zeit gewesen in einem ursprünglicheren Sinn, als daß ein hoher Grad von Vortrefflichkeit dem Volke einen Mann des Geistes aufzwingt. Das Volk war nicht bloß der Gegenstand seiner Dichtung; nicht bloß wußte er die Töne zu meistern, in denen man das Volk selbst dichten glaubt; sondern aus seinen

Versen trat eine Dichtergestalt ganz so heraus, wie das Volk sich einen Dichter vorstellt. Zugleich ein Sänger und ein Held; Volker mit der Fiedel und mit dem Schwert; Walther von der Vogelweide in Schulden, und Walther mit übereinandergeschlagenen Beinen dasitzend und der Weissagung des Wassers lauschend; Robert Burns, die ländlichen Schönen küssend, und Robert Burns, von den vornehmen Damen der Hauptstadt hofiert. Die Poesie, der Krieg und nicht zuletzt die Liebe, alles ein kurzer Prozeß, zuweilen tödlich, immer einfach, wie Milch, Blut, Eisen; alles dem Wort entronnen und zum Lied, zum sangbaren, zum fast sangbaren Lied geworden.

So volkstümlich war Liliencron. Oder vielmehr, es ist fast unbegreiflich, daß er der Welt nicht in dieser Weise volkstümlich erschien. Ahnt sie mehr, oder hört sie heller, als wir glauben? Spürt sie vielleicht die besondere, abweisende Aristokratie eines solchen volkstümlichen Helden, und schaudert sie vor dem acherontischen Frösteln, das sie unter seiner Heiterkeit wittert? Es ist sehr schwer, die sehr einfachen Gestalten zu fassen. Plato bedurfte eines großen Aufwandes von Umwegen, um des Sokrates habhaft zu werden; und vielleicht aus demselben Grunde hatte einst Johannes so viel Philosophie nötig, als er von seinem unbegreiflich einfachen Meister Kunde geben wollte. Nur daß man darum nicht glauben darf, es werde zu den einfachen Gestalten etwas hinzugedichtet, wenn sie auf diese Weise vielfach gedeutet werden. Sondern es ist auch in ihnen alles Gegensätzige der Menschennatur enthalten; aber freilich zu einem Grade von Einheit getrieben, den die Sprache nicht zu fassen vermag. Von dem heiteren Liliencron schreibt mir Richard Dehmel, indem er sich auf einen gemeinsamen Bekannten bezieht: „ein solcher kummervoll Unbekümmerter war auch unser Freiherr von Gottes Gnaden", — und fügt hinzu: „nur daß er überdies noch ein Unverkümmerter war, der die Kraft des befreienden Lachens hatte. Was Nietzsche gern sein wollte, ist er gewesen! der Dichter des Lebens- und Todesmutes! für unser Volk von Menschheits Gnaden! Das wird erst jetzt all denen ganz deutlich werden, die durch die Dichtung bloß mit den Scheuklappen des Kunstverstandes zu schleichen vermögen. Und übrigens auch den Ahnungslosen, die den Dichter überhaupt erst begreifen, wenn er ‚unsterblich' geworden ist."

Da er nun ‚unsterblich' geworden ist, wird er nun auch volkstümlich werden? Denn wenn wir genauer zusehen, so finden wir, daß auch des Volkes Begriffe von Soldatentum, Poesie und Liebe nur scheinbar so einfach sind; nur scheinbar sieht der Skeptiker sie reicher und richtiger. Ich weiß nicht, ob Raffael schöner ist als Franz Hals; aber natürlicher erscheint er mir ohne Zweifel, wofern ich nur den Menschen als eine Tatsache von dreihundert Jahren, und nicht als eine solche von dreißig Jahren verstehe. Und so weiß wohl auch das Volk, das viele Generationen von uns in sein Bewußtsein geschlungen hat, daß die Liebe, der Krieg, die Poesie und der Tod einfache Dinge und der Mensch

ein tapferes Tier ist. Liliencron ist in demselben Jahre wie Nietzsche geboren; er wurde zur Erde zurückerstattet an dem Tage, an welchem der tapfere Mensch Blériot zwischen zwei Ländern und zwischen zwei Meeren die tiefste, ungeheuerste Einsamkeit fühlen durfte, die jemals einem Menschen zuteil wurde. Wo gibt es noch eine Viertelstunde, die so voll wäre von göttlichem Schauder als jene, da das neue geflügelte Wesen nicht mehr die Schiffe seiner heimatlichen Küste unter sich und die Felsen des fremden Landes noch nicht vor sich hatte. Aber wer wird diese Viertelstunde aufzeichnen?

Unsere Form von Öffentlichkeit tötet die Epopöe; die Anonymität des menschlichen Heldentums wächst, und in den Akten der Geschichte erstickt der Enthusiasmus unter den bleiernen Händen des Gesetzes. Uns fehlt das goldene Buch der Menschheit, worin mit der Einfachheit von Chroniken, ohne Ruhmredigkeit, von den Tatsachen berichtet wird, die unser Herz höher schlagen lassen. Darf ich anregen, ein solches Buch zu schaffen, und soll es zu seinem Taufpaten den deutschen Dichter Liliencron haben? Moritz Heimann

Die Vertreibung aus der Ehe/ von Lucia Dora Frost

Eine schwere Batterie wird aufgefahren; ein drei Bände starkes Fundamentalwerk, genannt „Die sexuelle Krise", von Grete Meisel-Heß, verlegt bei Diederichs. Das erste Geschütz steht da; mit den modernsten Wissenschaften gepanzert und mit reichlicher Munition: erstes bis fünftes Tausend. Kein Paradestück; es soll auch geschossen werden. „Erst das Wort, dann die Tat." Die Opfer der heutigen Ordnung, 14 Millionen Menschen, sollen ermutigt werden, sich zu sammeln, um mit ihrer Sehnsucht die Gesetzestafeln der alten Ordnung zu zertrümmern.

Die alte Ordnung ist die Ehe; gegen sie richtet sich der Angriff, gegen sie sollen die starken Triebkräfte, die das Eigenschaftswort des Titels bezeichnet, mobilisiert werden. Das muß man zuerst feststellen; denn die Verfasserin bestreitet am Schluß des Buches, den Bestand der Ehe angegriffen zu haben. Sie hat für dieses Vereinigen von Ja und Nein eine beleuchtenswerte Methode: die Methode der Begriffsverwirrung. Sie redet zunächst die Ehe kurz und klein. Sie konstruiert ein „eheliches Prinzip": das Zusammenhausen eines Paares; dieses „eheliche Prinzip", das nach ein paar Seiten zur Ehe in Anführungsstrichen avanciert ist, bekämpft sie durchaus nicht; nur das „legitime Moment" der Ehe ist es, „dem der Ansturm gilt"; und das sei nicht wesentlich, sondern nur „Erscheinungsform"; sie bekämpft auch nicht die offizielle Anerkennung des vorübergehenden Zusammenhausens, die sie das „Suggestions-

moment der Ehe" nennt, sondern schätzt dieses „Suggestionsmoment der Ehe" natürlich sehr hoch ein; auch nicht, daß man bei herannahendem Alter in die Dauermonogamie „einmündet", ist zu verwerfen, nur daß man damit anzufangen gezwungen ist, ohne vorher in vielfachen Phasen seine „erotische Persönlichkeit entwickelt" zu haben. Die Widersprüche der Frau Meisel-Heß sind also so zu erklären: sie ist nicht gegen das, was sie „Ehe" nennt, sondern nur gegen die sehr einheitliche Institution, die wir unter Ehe verstehen. (Mit anderen Begriffen ist ebenso verfahren; unter „dauernd" z. B. darf man sich nicht zuviel vorstellen; oft ist es nur das, was wir als „vorübergehend" bezeichnen.)

Um nun gegen die heutige Ehe Stimmung zu machen, wird sie als niedergehende und unzeitgemäße Institution hingestellt. Die Ehelosigkeit nehme zu und müsse weiter zunehmen. Unwiederbringlich seien die alten Zustände dahin. Nur im Großbetrieb rentiere sich die Fortpflanzung. Bewiesen wird das nicht; die wirtschaftlichen Ursachen werden nur geisterhaft zitiert, aber als unwiderstehlich; darauf kommt es an. Hoffnungslosigkeit muß suggeriert werden. In der Angabe von Zahlen für die geringe Aussicht auf Ehe folgt die Verfasserin der herrschenden Usance: sinngemäß braucht die Zahl nicht zu sein, wenn sie nur hoch ist. Das statistische Jahrbuch wird bekanntlich im Juliusturm bewacht. Grete Meisel-Heß hat ihre Zahlen aus dritter Hand oder vom Hörensagen. Dabei sind sie an und für sich meist richtig (nur wenn sich Grete Meisel-Heß selbst eine Zahl aus zwei anderen herausrechnet, befolgt sie den Grundsatz, daß durchaus die leichteren Rechnungsarten vorzuziehen sind), aber sie beweisen garnicht, was mit ihnen angeblich bewiesen wird. Die wirklich passenden Zahlen sind durchaus nicht so hoch; sie lassen sich nur nicht unbedingt feststellen, schon weil die Eheschließungszahl der Zukunft unbekannt ist. Diese kann nämlich auch gesteigert werden, wie die Französinnen im vorigen Jahre bewiesen haben. Die hohen Zahlen der Frauenbewegung sollen aber im voraus alle solche Versuche entmutigen. Die Eheschließungszahl soll garnicht zunehmen, sie soll abnehmen; man ist froh darüber, daß sie abnimmt; denn so lange die Ehe bestehen wird, werden immer viele durch sie von „Glück und Freude" ausgeschlossen sein. Deshalb soll sie fallen. Man kann es garnicht erwarten, bis wirklich „nur die Hälfte" noch auf die Ehe rechnen kann. Denn wenn es so weit gekommen ist, dann ist es mit dem Ehemonopol vorbei (das ist eine einfache Rechnung); dann kann die Freiheit beginnen: die sogenannte „Sukzession monogamer Verhältnisse" und das allgemeine „Liebesspiel"; dann muß Mutter und Kind verstaatlicht werden; dann haben wir das gesegnete „Matriarchat" und haben die „Verirrung ins Vaterrecht" überwunden. Deshalb wird mit schlecht verhehlter Begeisterung von der zunehmenden Ehelosigkeit gesprochen, man berauscht sich an der „grausamen Deutlichkeit" der Statistik, und im Eifer (oder bewußt?) rechnet man das Mädchen von 18 und die Witwe von 50 Jahren

zu denen, die beweisen sollen, „mit wie wenig Berechtigung die Frau auf diesen Hafen der Versorgung (so heißt es noch immer) rechnen darf", und jeden Primaner über 18 zu den Junggesellen, die nicht in die Ehe treten. Und die Bekämpfung der Ehelosigkeit gilt als gottlob-leider-unmöglich. Dabei hat selbst Grete Meisel-Heß nichts dagegen, daß die Ehe als etwas Seltenes bis in alle Ewigkeit bestehen bleibt; nur als Norm soll sie nicht gelten; dazu, so windet sie sich, stehe die Ehe zu hoch. „Ein reinliches Kulturgefühl wird einen besten Zustand (und der ist die gute Ehe) nicht mit Erpresserhand verbreiten wollen." Bald ist sie zu niedrig, bald ist sie zu hoch, aber immer ungeeignet, als Basis der Ordnung zu dienen. Denn sie soll abnehmen, sie nimmt ab, sie wird abnehmen. Erst wenn sie in der Minorität ist, beginnt die große Freiheit. Und diese vorzubereiten, ist der Nerv des Buches, man lasse sich nicht täuschen.

Was gegen die Ehe gesagt wird, ist das Übliche in Vollständigkeit. Die ältesten Semmeln lassen sich in Wasser aufweichen; auch in sogenanntem Herzblut; das ist nicht appetitlicher. Die Ehe wird schlechterdings für alles verantwortlich gemacht; sie schließt Millionen von Glück und Gesundheit und Zukunft aus, stößt Hunderttausende in den Sumpf des Lasters. (Wenn die Ehemauern fielen, würde auch der Sumpf austrocknen, meint die Verfasserin.) Alles Elend wird zusammengetragen; was nicht direkte Folge ist, das ist indirekte Folge der Ehe. Aber das sind nur schwere Anklagen gegen die Ehe, noch keine vernichtenden. Grete Meisel-Heß hat auch das vernichtende Argument gefunden: das Monopol der Eheleute auf die Fortsetzung der „Rasse" verhindere die auf Anziehung und Wahl beruhende freie Auslese, verfälsche also die Zuchtwahl und bringe das Volk zur Entartung. Das ist ihre besondere These. Die Ehe sei an soziale und wirtschaftliche Erwägungen geknüpft und begünstige einen ungesunden Typ Frau, während die gesunde, hochwertige Frau durch die Ehe ausgejätet werde. Der Mann (oder die Familie des Mannes?) wähle nämlich zur Ehefrau mit Vorliebe den Typ, den Frau Meisel-Heß „frigide", also ungesund, also biologisch minderwertig nennt; während Seine Jämmerlichkeit der Mann (allerdings nur wenn er heiraten will) „gegen den feurigen Typ Frau instinktiv ein Mißtrauen hegt". Die Walküren, Amazonen, Nixen, Undinen, Aspasien, alle bedeutenden Frauentypen seien heute ausgeschlossen. Nur die schwachen Temperamente setzen sich fort, und so fehle es an „Tauglichgeborenen". Hier wird Gesund und Ungesund verkehrt. Wenn der Mann degeneriert, wird er meist schwächer, wenn die Frau degeneriert, wird sie meist stärker. Literatur und Geschichte sind reich an Beweisen für den geringeren biologischen Wert der gesteigerten Frau, für den Gegensatz von Prägnanz und Aspiration. Was hat man von der Tragik unseres Geschlechts verstanden, wenn man das umkehren kann? Die gleichmäßige, sichere Frau, ohne Brennpunkt, von schwebendem Interesse, ist die gesunde, ewige, klassische Frau. (Und bleibt

es, auch wenn man sie „frigide“ nennt.) Die Eheform begünstigt sie, und zwar die heutige Form der Ehe, mit ihrer wirtschaftlichen und psychischen Solidität. Wer gut wirtschaftet, gebiert auch gut; so lautete die Erfahrung der Vorfahren. (Man darf nicht untergehende Kulturen darüber befragen, aber z. B. Moses ist in der Frage der Selektion und „Rassenbiologie“ von absoluter Tiefe. Auch von Luther sind andere Aussprüche wichtiger als die von Frau Meisel-Heß gebrachten.) Die Frau, die in dem einen Punkt zuverlässig ist, ist es auch in jedem andern. Und Zuverlässigkeit ist nicht nur die Tugend, die wir am Manne über alles schätzen, sondern auch die, die er im Ernstfalle an uns schätzt. Für die „geistig hochentwickelte Frau“, die sich „zwar zur seelischen und geistigen Leitung der Kinder eignet, aber nicht zur besten Führung des materiellen Betriebes, den die Aufzucht erfordert“, läßt sich schon etwas sagen, auch für die, deren Temperament „der Ehe widerstrebt“; aber für sie die Rassenhygiene mobil zu machen, ist der unglücklichste Einfall, den man haben kann. Gerade das ist verkehrt. Die Bindung der Selektion an wirtschaftliche Fähigkeiten ist („rassenbiologisch“) durchaus in Ordnung. Und dafür ist der starke Zwang unentbehrlich. Erst ihre durchgehende Solidität, die sie zu einem wirklichen Kulturstück macht, zu einer fortgesetzten Natur, zu einem Wunderbau, der natürliche und bürgerliche und geistige Solidität vereinigt, gibt der Ehe ihren Nimbus; durch sie allein wird in der heutigen Welt noch eine Atmosphäre von Gesundheit erhalten; und sie hat so stark und wohltuend wirkende Konventionen, daß sie auch noch die zu Aspirationen neigende Frau in ihren Armen unmerklich und sanft zusammenhält. Nicht der Mann wählt heute und nicht die Frau, sondern die wirtschaftliche Institution der Ehe. Das ist wahr, aber es ist gut so. Die Ehe züchtet zuverlässige Menschen. Auf Willkür und Neigung ist nichts zu gründen. Daß nicht alles geschieht, was für die Ehe geschehen könnte, . . . aber dahin will man ja eben nicht.

Über die „wissenschaftliche“ Ausstattung der These ist kaum etwas zu sagen. Soll man das ernst nehmen? „Nonselektorische Wirkung“ gibt es nicht; das ist eine praktisch unbrauchbare Abstraktion. Die letze Sintflut ist nonselektorisch, sonst nichts. Frau Meisel-Heß hat viele Worte adoptiert, keine empfangen. Ihre Zitate sind noch nicht so richtig und passend wie ihre Zahlen. Große Namen werden mißbraucht. Ihre Terminologie ist krude. Sie enthüllt, aber sie stellt nicht dar. Doch darauf kommt nichts an. Die Zeit ist der Vertreibung aus der Ehe günstig. Frau Meisel-Heß rühmt sich mit Recht, mit ihr im Bunde zu sein. Und was nach dem Beginn der Politisierung vorausgesagt wurde, sehen wir bestätigt: esoterische Emanzipation gab es immer, eine Frauenbewegung seit kurzem, jetzt beginnt leise die Gynagogie.

Theaterreform/ ein soziales Kapitel von Richard Dehmel

Das geht nun schon hundert Jahre lang so: jeder bessere deutsche Dramatiker will das Theater reformieren, Schiller und Goethe haben's ja auch gewollt. Dabei sind niemals und nirgends soviel neue Theater aller möglichen Stilsorten mit solchem Aufwand an technischen Apparaten und materiellem Komfort gebaut worden, wie gerade in Deutschland während des letzten Jahrhunderts. Aber die ideelle Unzufriedenheit der Künstler und Kunstfreunde dauert fort; und seitdem Richard Wagner seine private Idealbühne in die Welt gesetzt hat, möchte jeder angehende Bretterweltstürmer ihm das am liebsten nachmachen, wenn nur nicht außer dem künstlerischen auch das geschäftliche Genie des Bayreuther Meisters dazu gehörte. Wer kann die Vorschläge alle zählen, die seit seinem Tode von Dichtern, Tonsetzern, Malern, Baumeistern, Ingenieuren, Regisseuren, Dramaturgen, Maschinen-, Kapell- und anderen Meistern zur endgültigen kulturellen Rettung des öffentlichen Mummenschanzes ausgeheckt und meist sogar ausprobiert worden sind! Denn die bösen Theaterdirektoren samt ihren kapitalistischen Helfershelfern sind garnicht so bockbeinige Unmenschen, wie ihr tragisches Renommee sie hinstellt. Was haben die Brahms und Heine, Perfall und Possart, Savits und Mattersteig, Berger und Lindemann, Reinhardt und Hagemann nicht schon gnädig in Szene gesetzt, und zum Teil auf ihre eigensten Kosten! Was soll noch Übermenschliches kommen nach all den heroischen Experimenten mit Rundbau, Drehbühne, Hebebühne, Mysterienbühne, Naturtheater, Teppichkulissen und Reliefstil! Bieten nicht Großstädte wie Provinzen schon genug Unerhörtes und Niegeschautes, von den mondän renovierten Passionsspielen „in der Schweiz, in der Schweiz und Tirol" bis zu den Harzer Luftkur-Tragödien, von Herrigs Festspielhaus in Worms bis zu Wolzogens Freilichtbühne bei Wiesbaden, von Wauers und Fuchsens pathetischer Gestenrhythmik bis zu den dekorativen Posen der Roller, Walser, Erler, Corinth, Wunderwald, Craig und der Überbrettler, mit und ohne Rampenbeleuchtung! Ach, auch ich entwarf einst mit Peter Behrens einen wunderschönen liturgisch-plastisch-koloristisch-architektonischen Plan zur Aufführung meiner „Lebensmesse", und wir hätten's uns eigentlich sparen können; man brauchte uns einfach die Chorhalle des Kölner Doms zur Verfügung zu stellen, und wir würden bald — denselben Erfolg erleben, vor dem heut selbst mancher Wagnerianer auf dem Bayreuther Hügel ausspuckt.

Wir mögen machen, was wir wollen, wir werden das Katzenjammergefühl nicht los: das ist alles bloß Sensationsobjekt für den raffinierten Mob oder Snob, wenn nicht gar für den affektierten Philister. Mag es dem Künstler in einsamen Stunden als höchste gemeinsame Erhebung begeisterter Seelen vorgeschwebt haben: sobald es wirklich vors Publikum kommt, vor unser „großes"

Publikum, wird es zur Unterhaltungsware, zum mehr oder minder kostspieligen Köder für eitle Bildungsleckermäuler. Freilich, auf den wohlfeileren Plätzen pflegt auch allerlei ungebildetes Volk und unerfahrene Jugend zu sitzen und Beifallsstürme loszulassen; aber die sind nicht „tonangebend", die öffentliche Meinung wird allenthalben von blasierten Habitués diktiert oder bestenfalls von kritischen Routiniers. Und gerade diese Feinschmecker sind die allergröbsten Geschmacksverderber, die uns mit unersättlicher Gier von einem Kunstschmaus zum andern hetzen, bis auch die feinste Kost nicht mehr mundet. Und doch seufzt jeder von ihnen im stillen nach den ehrfürchtigen Zeiten zurück, als das Theater noch kein Alltagsvergnügen, sondern ein seltenes Freudenfest war, entweder eine heilige Weihe für eine zuchtvolle Bürgerschaft, oder mindestens eine würdige Feier für einen machtvollen Gesellschaftskreis. Sind diese Freuden unwiederbringlich dahin? Das ist nicht glaublich, sonst würden wir nicht mit solcher emsigen Hartnäckigkeit um ideale Reform bemüht sein; in einem arbeitstüchtigen Volk, wie es das unsre heute ist, gibt ein starkes Bedürfnis auch die Gewähr für seine endliche Befriedigung. Nur hoffe man nicht, daß ein Übelstand, der in der ganzen Wirtschaftslage des öffentlichen Lebens wurzelt, mit ästhetischen Rezepten kuriert werden kann; sonst wird uns immer und überall wieder das Bayreuther Malheur passieren, daß ein zum Nationalheiligtum emporposauntes Erbauungswerk allmählich zum Animierlokal internationaler Schlaraffen wird, weil es sich weder auf das Volksgewissen noch auf irgendein Standesbewußtsein stützte, sondern auf einen wahnsinnigen König und einen zusammengewürfelten Haufen überspannter Liebhaber.

Soll das Theater wieder zur Sammelstätte einer Massenkultur herangedeihen, müssen alle ästhetischen Agitatoren zunächst einmal einig darüber werden, daß sich das stets nur auf dem Wege der sozialen Fürsorge durchsetzen läßt. Keineswegs etwa der nationalen! Dazu ist der moderne Großstaat ein viel zu ungefüges Gemeinwesen; unsre Regierungen sind ja kaum mehr imstande, eine finanzpolitische Einmütigkeit etlicher Volksschichten zu erwirken, geschweige eine kulturpolitische. In all den wohlgemeinten Projekten, die für Nationalbühnen aus Staatsmitteln schwärmen, spukt immer noch der romantische Schemen des altgriechischen Volkstheaters. Der kann den lebendigen Geist unsrer praktischen Zeit wohl zur höchsten Selbständigkeit herausfordern, nicht aber an seine Stelle treten. Überdies sind die Theater der Griechen nie Nationalanstalten gewesen, sie waren nach Unsern Staatsbegriffen lediglich Kommunalinstitute, die von Patriziern subventioniert wurden, und zwar in ziemlich kleinen Kommunen; der Verwaltungsapparat von Athen in seiner klassischen Epoche läßt sich höchstens mit dem einer heutigen deutschen Provinzhauptstadt zweiten Ranges vergleichen. Und Stadttheater gibt's schon mehr als genug; die mögen unter den Magistratspersonen noch so platonische Gönner finden, sie werden bei unserm Steuer-

system stets unfruchtbare Zwittergeschöpfe zwischen Kunstpflege und Geschäftsmache bleiben. Sie sind ebenso schwächliche Kopieen der demokratischen Antike, wie die Hoftheater Karikaturen der aristokratischen Renaissance oder des Ancien Régime. Diese wie jene könnten im günstigsten Fall dieselbe monströse Festspielerei zu Extrapreisen inszenieren wie der Bayreuther Operntempel; das aber könnte auch jedes Aktientheater. Denn ob der Stadtsäckel die Gralsrolle spielt oder eine fürstliche Schatulle oder eine Familienkasse oder ein Kommandit-Tresor, das ist für die Feststimmung Sack wie Beutel.

All diese Saison-Etablissements, winterliche und sommerliche, bis hinab zur Pratergartenbühne, leisten das Menschenmögliche für das wählerische Privatvergnügen des mehr oder minder ästhetischen Liebhabers; und ihre geschäftliche Konkurrenz ist zweifellos das beste Mittel, ihre artistischen Qualitäten im Verhältnis zu den Eintrittspreisen auf die erschwingliche Spitze zu treiben. Wer also nur das im Theater sucht, der muß den gegenwärtigen Zustand im Prinzip für unübertrefflich halten; schließlich hat ja sogar der verwöhnteste Mäkler am Mäkeln sein Privatpläsier. Wer dagegen die gemeinsame Andacht einer zur höchsten Geistespflege versammelten Menge erleben möchte, oder auch nur das erhebende Mitgefühl menschenwürdiger Körperhaltung: der tut besser, er geht in den — Kölner Dom, oder noch besser in eine Dorfkirche, selbst wenn er an keinerlei Gottheit mehr glaubt. Ohne Spott: der religiöse Ritus ist heute das einzige Surrogat für die dramatische Zeremonie, die einst aus Spießbürgern göttliche Helden, aus Stalljunkern Herren der Welt züchten half. Wie denn die Kirche trotz aller Staatsverzerrung noch unsre einzige Volksanstalt ist, deren Beschaffenheit einigermaßen dem antiken Theater ähnelt, an sozialer wie ökonomischer Selbstfürsorge. Was hier das wortgläubige Volk aus alter Ehrfurcht oder auch nur aus fauler Gewohnheit für seine Feiertagsstimmung tut, dazu müßte endlich das werktätige Volk aus neuer Eigenherrlichkeit schreiten; wir würden dann bald statt schlechtgebauter und unbesuchter neuer Kirchen die schönsten vollen Theater haben, Festspielhäuser im edelsten Wortsinn. Das kann nicht der einzelne Künstler bewirken, selbst nicht mit der erhabensten Dichtung und der gehobensten Darstellung; das kann nur die Gesamtheit, die all das trägt, mit Freuden trägt, auch die Kosten trägt.

Unternehmungslust ist die Seele des Schauspiels; die läßt man sich heute, Künstler wie Kunstfreund, von irgendeinem Geschäftsmann einblasen, statt daß sie von den Zuschauern selber vor die Bühne mitgebracht wird. Da steckt der geheimnisvolle Reiz, der bei jeder Dilettantenmimik in geschlossenem Gesellschaftskreis alle Eingeladenen mitbezaubert: sie fühlen sich unternehmungslustig. Eine erste öffentliche Regung dieser schöpferischen Art Schaulust kann man bereits bei den Darbietungen der sogenannten Freien Volksbühnen merken, die von der großstädtischen Arbeiterschaft hier und da veranstaltet werden; auch bei

manchen Gelegenheitsaufführungen in provinziellen Volksgemeinden, soweit sie noch nicht von der schnöden Neugier der Vergnügungsreisenden überschwemmt sind. Man sehe nur, wie da dieselben Leute, die im allerbesten Geschäftstheater genau so kritische Maulaffen feilhalten wie jeder andere Alltagskunde, zur gläubig entzückten Menge werden, trotz der notgedrungenen Mittelmäßigkeit, ja Dürftigkeit der Leistungen. Das macht: sie sitzen in ihrem Theater! Und wenn sie einstweilen den Raum auch bloß auf ein paar Stunden gemietet haben, es wird für sie ein geweihter Raum! Wieviel mehr erst, wenn sie es unternähmen, aus den Erträgnissen ihrer Arbeit sich eigne und würdige Gebäude für ihre höchsten Genüsse einzurichten! wenn das der Hauptzweck ihrer Genossenschaft würde, für den sie mit Stolz ihre Spargroschen hergäben! Es brauchte nur jeder die Hälfte von dem, was er jetzt für andere Zukunftszwecke, z. B. für die Parteikasse opfert, zu einem Theaterfonds beizusteuern, und man könnte bald viele Gebäude hinstellen, Winter- wie Sommerbühnen, verdeckte wie offene, in der Stadt wie in der freien Natur. Dann würden sich schließlich vielleicht auch die „oberen Klassen" auf ihre Volksgefühle besinnen und sie „standesgemäß" in Szene setzen. Dann würde vielleicht „die Kunst dem Volke" ein wirkliches Gemeingut werden statt einer gutgemeinten Phrase, der Kunstgenuß ein Lebensbedürfnis, nicht bloß ein Luxusprivileg. Dann würden sich „Kunst und Leben" vielleicht tatsächlich wieder einmal zusammentun und dem Künstler die Lust zu seinem Volke, dem Volke die Lust zur Menschheit verschaffen. Und dann würde vielleicht die Entdeckung Herders, daß die Entwicklung des Kunstgefühls die Selbsterziehung der Menschheit bedeutet, auch unsern nationalpatriotischen Majestäten, Kultusministern, Staatsanwälten, Schulräten und Moralpastoren nach und nach verständlich werden.

Oder müßte dieser erbauliche Vorgang nicht eigentlich umgekehrt verlaufen? Sind wir nicht Alle „arbeitendes Volk", der oberste Fabrikdirektor gewöhnlich noch viel arbeitsamer als seine untersten Maschinenheizer! Ja, aber wofür denn die viele Arbeit? Gebt Antwort, ihr Herren Großindustriellen, Großgrundbesitzer und Großkaufleute! Könnt ihr's den kleinen Leuten verdenken, daß sie sich bloß noch für den „Lohnkampf" begeistern, wenn sie von euch nichts Höheres lernen? Ist nicht „notleidend" euer drittes Wort?! Was erstreben wir denn, wir oberen Klassen, wonach sich die unteren richten könnten, mit unsrer wahnwitzigen Arbeitswut? Es liegt im Wesen der menschlichen Strebsamkeit, daß der gemeine Mann den vornehmen nachahmt; was gibt es denn heute für vornehme Ziele, denen das schlichte Volk nacheifern möchte, aus instinktivem Respekt vor dem edleren Willen? Die Arbeit ist Renommierideal, seelisch unfruchtbarer Selbstzweck; Profit und Karrière sind die „heiligsten Güter", um die sich der zielbewußte „bessere Bürger" seine Nerven ruiniert, vom Kommerzienrat bis zum Stabsoffizier. Wo herrscht denn in unsrer

„guten" Gesellschaft ein uneigennütziges Ideal, ein allverbindlicher Staatsgedanke oder Glaubenswille oder Erkenntnistrieb oder Kunstbegriff oder überhaupt Formsinn? Was an solchen Werten noch mühsam gefördert wird, fristet sich hin in engen Berufskreisen und weitversprengten Liebhabergruppen, ohne organische Wechselwirkung, trotz allem Tamtam-Enthusiasmus für mechanische Verkehrswerkzeuge, für Automobile und Luftschiffe. Immerhin ist es erfreulich genug, daß sich wenigstens schon für diese Dinge eine allgemeine Mitbetriebslust regt, eine opferbereite Wertschätzung. Sollte es nicht vielleicht an der Zeit sein, sie auf Unternehmungen auszudehnen, die unsrer ganzen Lebenshaltung eine stete Emporrichtung geben würden, nicht bloß den Aufschwung des Augenblicks?! Daß das Theater diese Kulturmission auf beschränktem Gebiet erfüllen kann, haben Perikles und Louis Quatorze, auch mancher indische Duodezfürst gezeigt. Nun wohl, ihr Sozialpolitiker, die ihr den Großstaat so zielbewußt auf „Interessenkoalitionen" fundiert: koaliert doch auch das Kulturinteresse, schafft ein geistiges Luxusfundament! Das würde dem „begehrlichen" Volk beträchtlich stärker imponieren, als eure Börsen und Handelskammern, eure Kohlensyndikate und Eisenkartelle, eure agrarischen Klubs und Kasinos. Man mache die Plebs auf circenses begehrlich, dann wird sie sich nicht mehr um panis ereifern.

Das hört sich frivol an, ist's aber nicht; es ist das Verlangen nach edlerem Lebensgenuß, denn schließlich begreift selbst der ärmste Schlucker, daß ein Champagner-Souper nicht glücklicher macht als ein paar Käsestullen mit Weißbier. Wieviel Unlust, Unmut und Unfrieden würden aus dem sozialen Wettstreit verschwinden, wenn sich grade die feinern Kulturprodukte, die Bildungsreizmittel der Zeitseele, die Güter, die jedermann gleicherweise als unverlierbaren Besitz der Phantasie erwerben kann, der Volksmasse glänzender präsentierten! Man sehe sich nur mal gründlich um bei unsern künstlerischen Bohémiens, die wahrhaftig ungleich notleidender sind als mancher streikende Lohnarbeiter und gottlob auch ungleich begehrlicher: sie pfeifen alle durch die Bank auf die goldnen Berge der Sozialisten! Sie versetzen sich lieber mit Paul Scheerbart königlich ins Reich der Sterne und sagen selig zur ganzen Welt: „Siehst du, jetzt weißt du, was Eigentum heißt!" Das Eine jedenfalls ist sicher, daß eine Hebung der öffentlichen Schaulust auf das sogenannte gemeine Volk entschieden bildender wirken würde, als auf die ungemein feinen Herrschaften, die schon so sehr gebildet sind. Der geistig noch nicht überfütterte „Pöbel" hat wenigstens kräftigen Appetit, und was ihm an raffiniertem Geschmack fehlt, ersetzt die naive Empfänglichkeit. Er hat noch den einfachen Spürsinn dafür, ob wahre Gemütskraft hinter der Dichtung lebt oder bloß schöne Anempfindung; und wenn er von einem Schauspiel gepackt wird, zieht er nicht erst den Kunstverstand zu Rate, sondern vertraut seinem Lebensgefühl. Die Ausbreitung dieser Art

Zuschauerfreude würde sicherlich auch die werdende Kunst sehr viel ursprünglicher anregen, als die seichte Gunst eines Publikums, das sich nur für „berühmte Namen" ins Zeug legt; wir würden dann bald von den modetollen Motiven und Stil-Extravaganzen kuriert sein, zu denen jetzt mancher unreife Künstler durch die Übermacht stupider Banausen oder outrierter Amateurs verführt wird. Die Künstler freilich, die Eigenmacht haben, die machen's immer so eigen wie möglich, auch wenn vorläufig Niemand Geschmack dran findet; grade die aber kämpfen merkwürdigerweise immerfort mit sich selbst darum, daß sie nicht gar zu eigen werden. Man geniere sich also keineswegs, die Kunst noch viel gemeiner zu machen, als sie selbst von jeher gern werden will! —

Das soll nun um Himmelswillen nicht heißen, daß ein Verein wohlhabender Menschenfreunde gütigst Schauspielhäuser stiften und dann darin mit Gönnermiene Volksfeste arrangieren möchte. Die würden wohl höchstens auf das Volk der Hurrakanalje verlockend wirken, oder es käme bestenfalls ungefähr dasselbe dabei heraus, was sich unlängst in einem mitteldeutschen Residenzstädtchen ereignete, aus Anlaß der silbernen Hochzeitsfeier des vielgeliebten Landesherrn. Da hatte der löbliche Magistrat eine Schar getreuer Untertanen in dem neuerbauten Stadttheater weihevoll um den Hofstaat versammelt, und nach gewissenhafter Verübung der obligaten Jubelkantate ward vor dem hohen Herrscherpaar und den zum Teil noch höheren Gästen — es war u. a. auch Seine Majestät Kaiser Wilhelm der Zweite vorhanden — zur allgemeinen Begeisterung und allerhöchsten Erheiterung ein festliches „Lustspiel" aufgeführt, worin sich ein bürgerliches Ehepaar in dem nämlichen Hotelzimmer die Fingernägel und Zähne putzt, in dem es vor 25 Jahren die Hochzeitsnacht begangen hat. Wahrscheinlich um Heine zu illustrieren: „nur wenn wir im Dreck uns fanden"... O nein, ihr tadellos reinlichen Herrschaften alle: ihr sollt durchaus nicht, niemals und nirgends, das unsaubre Geschäft betreiben, euch mit Hans Jedermann anzubiedern! Sonnt euch nur immer so reinlich wie möglich an eurer eignen Herrlichkeit; aber sorgt dafür, daß sie Glanz verbreitet! Lernt endlich wieder die Politik handhaben, mit der die gekrönten Parvenüs der Renaissance Ehrfurcht erweckten! Begreift, daß die Schönheit ein Machtmittel ist, und daß die eigenmächtigsten Künstler die machtvollkommensten Machthaber sind! Sucht euch nur dreist die besten aus und richtet mit ihnen Festhäuser ein, die eure standesbewußten Häupter mit der selbstherrlichsten Glorie umgeben! Dann wird sich auch bald das begehrliche Volk auf sein bestes Selbstbewußtsein besinnen. Dann wird man die Unsummen Sammelgelder, die man jetzt mit idealem Aplomb auf den Altären der Parteien für qualmige Phrasen-Orgien opfert, zu reellerer Volksbeglückung verwenden. Dann wird jede Volksklasse im Theater den repräsentativen Typus ihrer menschlichen Lebenswerte suchen. Dann werden nicht mehr Kritiker, die ein Métier aus der Skepsis machen, sondern Glaubens-

gemeinden das Kunsturteil fällen. Dann wird es nicht mehr möglich sein, daß eine Dichtung wie Hauptmanns Kaiser Karl trotz der starken Wirkung der Erstaufführung von der Tagespresse heruntergerissen und deshalb vom Spielplan abgesetzt wird, oder daß sich ein junger Dichter wie Ernst Hardt, weil ihm zufällig anderthalb Schillerpreise ins Portemonnaie geflogen sind, im ganzen teuren Vaterland als Spekulationsfex verschreien lassen muß. Dann wird die Bühne wieder die Bildungsstätte unsrer Daseinsfreude und Werdelust sein; und dann wird wohl gern auch die Kirche wieder, wie einst in ihrer Blütezeit, ihre gottvoll leeren Räume zuweilen der öffentlichen Lustbarkeit öffnen, selbst wenn diese sich weniger ernst geberdet als z. B. meine „Lebensmesse".

Aber — ruft der realpolitische Leser — das sind ja lauter Zukunftsluftschlösser; soll in der Zwischenzeit denn rein garnichts für die Reform des Theaters geschehen? — Das wäre vielleicht in der Tat das Beste, ist indessen bei unserm Arbeitsfieber ein etwas gar zu reiner Wunsch. Es wird noch genug auf den Brettern geschehen, woran wir uns reichlich satt sehn werden, und gewiß auch manches Geschehenswerte. Daß sich heute schon kräftige Ansätze zu künftigem Volksbühnenbetrieb auf genossenschaftlicher Grundlage zeigen, ist unbestreitbare Tatsache; und solche Betriebsvereine können natürlich in jeder beliebigen Volksschicht entstehen und neue Spiel- wie Baupläne repräsentativen Charakters erzeugen. Jedoch auch Geschäftsunternehmungen wie die sogenannten Intimen Theater, Kammerspiele und Künstlerbühnen helfen auf dieses Ziel hinarbeiten, weil sie aus dem charakterlosen Mischmasch vergnügungssüchtiger Laufkunden, der unser „großes Publikum" ist, allmählich einen seßhaften Ring kunstwilliger Stammgemeinden aussondern. Und wenn diese Bühnen von Zeit zu Zeit mit Elite-Programmen auf Reisen gehen und durch regelmäßige Wiederkehr bestimmte Zuschauerkreise sammeln, wird vielleicht auch im Provinzpublikum das Bedürfnis nach Mustervorstellungen rege, die den Wert des seltenen Schaufestes haben und den alltäglichen Schmierenschlendrian immer mehr in Mißkredit bringen. Einigermaßen trägt ja dazu auch das Bayreuther Festspielhaus bei, nur daß es leider, um die Kosten zu decken, auf ein Allerweltspublikum angewiesen bleibt, das aus den unvereinbarsten Elementen gemischt und also dem höchsten Lebenszweck der im Drama vereinigten Künste, nämlich der Pflege großer Gemeinschaftsgefühle, eher hinderlich als förderlich ist. Besserung könnte da wohl erst um sich greifen, wenn ähnliche Unternehmungen, nur eben minder kostspielige, durch alle Provinzen hin aufgemacht würden, besonders in dicht bevölkerten und landschaftlich günstigen Bezirken, wie das die schon erwähnte Naturtheater-Bewegung anzustreben scheint, die von Ernst Wachlers Harzer Bergbühne aus nach süddeutschen, böhmischen und schweizerischen Orten erfolgreich vorzudringen beginnt und sich jetzt durch Teutenbergs Zeitschrift „Freilichtbühne" ein Zentralorgan in Zürich geschaffen hat. Wahrscheinlich aber werden die

stärksten Antriebe zur Umformung unsres Bühnen-Unwesens garnicht aus der Theaterwelt selbst hervorgehn, sondern — wie stets in der Kunstgeschichte — aus volkswirtschaftlichen Wohlstandsformen, aus einer sich steigernden Eigengestaltung der öffentlichen Lebenslust, einem Bedürfnis nach reizvollem Ausdruck unsrer geselligen Gesittung, nach kunstvoll festlichen Gastereien, Versammlungen und Aufzügen, wie sie in München bereits seit etlichen Jahren als eingebürgert gelten dürfen und sich neuerdings auch in Wien, Berlin und anderen deutschen Hauptstädten über breitere Kreise ausdehnen wollen. In finanzieller wie kultureller Richtung liegt bei dem haushälterischen Sinn unsrer Zeit das Ziel ja fast handgreiflich nahe, diese Ausstrahlungen der Geselligkeit auf den dramatischen Brennpunkt zu konzentrieren, und es sind wohl nicht immer politische Revolutionen für derlei soziale Reformen vonnöten. Vielleicht sogar steht schon, ohne daß wir es wissen, unsre christlich-barbarische Gesittung in einer Blüte von neuer Schönheit, und unsre Enkel erst werden es an dem Genuß der Früchte erkennen; es gibt ja auch in der Pflanzenwelt Blüten, die unscheinbarer sind als die prangende Frucht.

Das Flugproblem/ von N. Stern

In Frankfurt hat sich in diesen Tagen eine großangelegte Internationale Luftschiffahrt-Ausstellung aufgetan. Diese Tatsache ist an sich schon bedeutungsvoll, als Beweis dafür, daß die Luftschiffahrt jetzt praktische Formen angenommen hat, daß sie selber zur Tatsache geworden ist. Auf viele wird diese Feststellung in erster Linie wirken, sie werden mit Erstaunen sehen, wie weit es immerhin die wirkliche Gestaltung gebracht hat und welche weit ausgedehnten Industriezweige schon an ihr hängen und zu ihr drängen. Da wird man finden, daß dies alles doch sehr schnell gegangen ist. Die Öffentlichkeit und das praktische Leben haben recht mit dieser Konstatierung, denn für sie wird auch der neue technische Weltbürger erst registriert und bekommt einen Namen, wenn er wirklich geboren ist. Aber dieser Geburt, deren Zeitgenosse wir sind, ging eine Entwicklung voraus, die nicht gerade schnell zu nennen ist. Jahrtausende hat die Menschheit auf diese Erfüllung eines sehnlichsten Herzenswunsches warten müssen und mehr als 120 Jahre sind vergangen, seitdem zum erstenmal der Mensch sich in die Lüfte erhob, seitdem eine technische Möglichkeit zur Lösung des Flugproblems erwiesen wurde. Wie greifbar nahe glaubte man sich der Beherrschung des Luftmeeres, als die ersten Montgolfieren in die Lüfte stiegen, wie wenig schien das „nur lenkbar" gegenüber der Erhebungsmöglichkeit. Und wie weit waren jene Zeiten doch noch äußerlich und innerlich, technisch und kulturell von der Lösung des Problems!

Es ist vor allem eine Erkenntnis, die elementar das Problem der Lenkbarkeit enthält und deren Erfüllung die heutige Lösung ermöglicht. Dieses Grundgesetz besagt, daß jeder Ballon lenkbar ist, wenn er eine Eigengeschwindigkeit besitzt. Ein gewöhnlicher Freiballon wird bekanntlich immer mit dem Wind getrieben, er steht in Windstille still, und er bewegt sich in raschen Strömungen schnell, er ist also ein Spielball des Windes. Um ihn davon zu befreien, müssen wir ihm selbst eine eigene Bewegung erteilen, derart, daß er in Windstille mit seiner vollen Eigenbewegung fährt, während er bei Rückenwind schneller, bei Stirnwind entsprechend langsamer sich fortbewegt.

Gegen dieses Elementargesetz haben sich nur wenige vergangen, die glaubten durch Segel und Steuer allein etwas ausrichten zu können. Schon Montgolfier und Charles haben mit aller Schärfe die Bedingung der Eigengeschwindigkeit festgestellt. Aber in der Größe der hierzu erforderlichen Kraft hatte man sich lange getäuscht. Man hatte sie damals und zuerst unterschätzt, denn man glaubte noch, daß durch Menschenkräfte bewegte Flügel oder Flügelräder eine hinreichende Kraftquelle wären. Der Irrtum stellte sich bald heraus und die technische Unzulänglichkeit begrub ganz den Glauben an die Durchführbarkeit. Damit war der Luftschiffahrt ihre wichtigste Aussicht genommen. Das Ballonfahren wurde ein Artistenhandwerk, ein reiner Gelderwerb, dem jedes höhere Ziel mangelte. Aber man beruhigte sich dabei, die Tatsache der Unzulänglichkeit war nun einmal festgestellt und gegen solche immer etwas verführerische Bequemlichkeit lehnte man sich schlechterdings nicht auf. So ging es viele Jahrzehnte hindurch, ja bis in unsere Zeit. Man hatte, nachdem man Kräfte eher einzuschätzen wußte als in jenen noch völlig maschinenlosen Zeiten Montgolfiers, die erforderlichen Kräfte dann lang überschätzt und erst Zeppelin hat, gegen alle autoritativen Annahmen, auch eines Helmholtz, erwiesen, daß der Widerstand gegen große bewegliche Flächen nach anderen als den bisher angenommenen Gesetzen zunimmt. Die Technik hatte nach Montgolfiers und Charles' Erfindung die Welt mit Dampfmaschinen bevölkert, mit Eisenbahnen umspannt, mit Elektrizität ihre Kräfte überallhin ausgestreut und doch richteten sich die Blicke der Allgemeinheit nicht nach oben; man hatte sich mit der eigenen Unzulänglichkeit abgefunden, man war damit zufrieden, daß nach drüben die Aussicht verbaut war. Diese Ansicht vom Flugproblem war noch gar nicht lange der „allgemeine Standpunkt". Darin liegt es, daß man jetzt findet, daß alles doch so schnell gegangen wäre. Die Ungeduld und Sehnsucht nach dem Luftmeer hat in der Allgemeinheit lange geschlafen, sonst hätte sie nicht abwarten können, bis der Sprößling soweit ausgereift war, daß ihn die Technik uns heute vollständig lebensfähig zu Füßen legt. Nicht ohne Lächeln sieht man, wie krampfhaft sich alles an ihn herandrängt, wieviel fast schädliches Verständnis er mit einem Male selbst in den besten Kreisen findet. Steckt doch in diesem

ungesunden Übereifer etwas von dem Bekenntnis des Verkannten und Versäumten, das man durch eiliges Zutun vergessen machen und verdecken will. Wie wenige haben sich noch vor wenigen Jahren um das „Notstandskind" gekümmert!

Unter jenen die es wirklich taten, die es nicht aus den Augen und aus dem Herzen ließen, können wir zwei Gruppen unterscheiden. Die einen verschmerzten zunächst und vorläufig die ersehnte Gabe der Lenkbarkeit und begnügten sich mit dem Vorhandenen, mit der freien Luftschiffahrt. Man nahm das Notstandskind aus den Händen der Artisten und fand neue Missionen. Man sah, daß es köstlich war, ins Luftmeer hinauszufliegen, auch wenn der Wind die Wege befiehlt. Man sah weiter, daß bei diesen Fahrten sich wichtiges Beobachtungsmaterial bot. Und man erkannte die Möglichkeit der Verfolgung militärischer Zwecke. So entwickelte sich die sportliche, die wissenschaftliche und die militärische Luftschiffahrt, die dem Freiballon neue Ziele und Daseinsberechtigung schuf. Damit waren aber auch Grundlagen gegeben, die für die Motorluftschiffahrt vorbereitend waren. Man hatte vor allem Gelegenheit, mit dem Element „Luft" vertraut zu werden, man hatte Ursache, sich der Vervollkommnung der Baustoffe zuzuwenden, die die motorische Luftschiffahrt heute ohne weiteres dankbar übernehmen kann. Man schuf ferner wichtige Apparate, Karten geographischer und meteorologischer Art, alles Material, das sonst erst geschaffen werden müßte.

Arbeitete diese Gruppe der freien Luftschiffer sozusagen mit den Mitteln ihrer Zeit und ohne den treibenden Hintergedanken des Flugproblems, so hielt die andere Gruppe ein für allemal am Flugproblem an sich fest. Sie erstrebten das Ganze gegenüber den warnenden und ungläubigen Stimmen derer, die eben allgemeine Unzulänglichkeit verkündigten. Aus beiden Lagern kommen die Vorkämpfer des Flugproblems und es ist interessant zu beobachten, wie ihren Arbeiten das Zeichen ihrer Herkunft aufgedrückt ist.

Wenn wir die heute zu Namen und Bedeutung gelangten Luftschiffkonstruktionen übersehen, so können wir sie leicht nach dieser Herkunft einreihen. So sehen wir, daß alle aus der militärischen und sportlichen Luftschiffahrt hervorgegangenen Konstruktionen sich mehr an den Freiballon anlehnen. Aus diesem Lager proklamiert man den Verzicht auf alle festen und starren Teile, man neigt zum unstarren System des Freiballons. Man hat also die Freiballonhülle nur in eine längliche Hülle gebracht, man hängt wie gewohnt eine Gondel daran und man setzt in diese Gondel eine Maschine mit Schraube zur Erteilung der Eigengeschwindigkeit. Auf diese Formel passen ganz der für militärische Zwecke geschaffene Parsevalballon und das Kind des Sports, der erste erfolgreiche „Santos Dumont". Ihr nähern sich die halbstarren Konstruktionen, der preußische Militärballon von Groß-Basenach und der entsprechende bekannte Lebaudytyp. Sie alle können als die Fortentwicklung der Freiballons gelten.

Sie haben von seinen Einrichtungen noch vieles übernommen und rechnen noch immer mit der gelegentlichen Rückkehr zur Freifahrt. So bewahren sie, wenn auch als Reserve für besonders schwierige Landungen, die grausame Reißbahn, ein Hilfsmittel, das einem Nurmotorluftschiff nicht mehr ansteht.

Die andere Richtung, deren typischester Vertreter Zeppelin ist, bricht endgültig mit dem Erbe des Freiballons und verkündet eine neue Gestaltung. Sein Luftschiff ist nicht das Kind des vorwärtsschreitenden Sports, es ist das reine Kind der Technik, ist reine schöpferische Ingenieurarbeit. Es ist bekannt, daß Zeppelin nicht anlehnend an das Vorhandene ein bescheidenes Schrittchen weiter gewagt hat, sondern, daß er von vornherein das Problem als Ganzes erfaßt und durchgeführt hat. Damit ist er natürlich weiter von den bewährten Mitteln abgetrieben, denen seine neue Gestaltung in vielem widerspricht. Er liebäugelt nicht mehr heimlich mit dem Freiballonideal und hat kein ängstliches Zurückblicken. Seine Konstruktion ist ein Motorluftschiff nnd es dünkt uns, daß er damit auf dem Weg ist, wohin ihm andere folgen müssen. Entwicklungstechnisch ist diese Erscheinung keineswegs ungewöhnlich. Stets knüpft der Fortschritt an die nächstliegende Einrichtung an, aus der er sich langsam zur freien Neugestaltung entwickelt. Nur das große technische Genie vermag in seltenen Fällen sofort eine neue und die für die weitere Zukunft zutreffende Formel zu finden. Wir haben ähnliche Verhältnisse bei der Entwicklung der freien Fortbewegung, des Automobils. Die ersten Konstruktionen waren ganz im Zeichen des gewöhnlichen Kutschwagens, sie waren ein mit Motor versehener pferdeloser Wagen. Das Bild ist uns allen noch von dem alten Benzwagen im Gedächtnis und der elektrische Wagen ist heute noch nicht von diesem Formirrtum abgekommen. Die Durchsetzung der Zweckbestimmung hat dann den Formwandel vollzogen. Also: Mit Motoren versehene Chaisen war der Anfang, mit Motoren versehene Freiballons haben wir heute und erst der Fortschritt wandelt sie zu eigener Gestaltung um. Unbestreitbar hat Zeppelin hierin den kühnsten Schritt getan.

Die Eroberung der Luft mit Gasballon war eigentlich der indirektere und fernliegende Weg. Man sagt, daß die Gebrüder Montgolfier das Aufsteigen der Rauchsäulen auf den Gedanken gebracht habe, diesen Rauch in eine Papierkugel zu füllen und diese hochsteigende Kraft zu verwerten. Es ist dies gar keine naheliegende Spekulation zum Ballon und zu der Möglichkeit, mit diesen Mitteln Kräfte zu schaffen, die zum Hochsteigen von Menschen genügen. Da stand in der Tat die Nachahmung des Vogelflugs zum Menschenflug dieser alten Sehnsucht näher. Aber in der Weggestaltung haben wir die entsprechenden Entwicklungslinien. Die Aufstellung des Problems ist hier noch älter; und auch hier besteht das erste Erkenntnisstadium in einer Unterschätzung der Flug-

kraft. Lange hat man der Muskelkraft des Menschen diese Flugfähigkeit zugetraut. Als schließlich die stets wiederholten Versuche mißglückten, da ging die schöne und große Sehnsucht in allgemeiner Dumpfheit und Stumpfheit unter; und gegenüber dem Flugproblem wurde des Menschen Unzulänglichkeit verkündet. So blieb es lange. Fast noch länger und tiefer als die Lenkbarmachung des Luftballons versank der Glaube an den Menschenflug. Er ist heute noch nicht in die Allgemeinheit zurückgekehrt. Noch heute ist man mit dem Kopfschütteln nicht fertig geworden und sieht nicht allenthalben, wie es mit der großen Gabe der Götter ernst wird.

Auch die Flugtechnik ist nur in dem Glauben der breiten Allgemeinheit abgelehnt und vergessen worden. In allen Zeiten seit dem grauen Altertum haben sich empfängliche Gemüter, hinausschauende Geister mit dem Problem befaßt und seine Lösung erquält. Auch hier können wir wieder die beiden schon genannten Richtungen unterscheiden. Die Einen fügen sich vorläufig in den Mangel an Kraft und versuchen das Mögliche mit den Mitteln ihrer Zeit. Sie stehen damit in Parallele mit der freien Luftschiffahrt, wenn ihre Entwicklung auch in sportlicher, wissenschaftlicher und praktischer Beziehung kaum so weitgreifend war. Der motorlose Gleitflug ist die Schule der Anfangsgründe. Man braucht dazu nur Flügel. Damit kann man sich dem Wind entgegenstellen und von einer Anhöhe herabtragen lassen. Das Vorgefühl und der Vorgeschmack des Fliegens. Man hatte so Gelegenheit, die Natur des Windes und die Bedingungen zu studieren, unter denen solche Flüge mit Sicherheit gelingen. Man gewann also auf einer Seite die Vertrautheit mit der Luft und auf der anderen Seite die Feststellung der Gleichgewichtsbedingungen und Steuerungsvorkehrungen. Der größte Vorkämpfer für die Flugsache hat es im Streit der Ansichten immer wieder betont, daß das Fliegen nicht in der Studierstube und auf dem Papier ersonnen und erfunden werden kann, sondern nur in der Luft selbst, durch Probieren und Studieren. In der Tat hat die so vorgehende Schule der Gleitflieger alle Grundlagen für den Menschenflug geschaffen. Von den Anfängen des le Bris, der es dem Albatros nachtat, von Otto Lilienthal, dem großen Experimentator und Gelehrten, über Pilcher, Chanute, Herring und Wright führt eine gerade Entwicklungslinie, deren Spuren wir heute nicht verkennen sollten. Im anderen Lager sind wieder die unabhaltbar nach dem Ganzen Strebenden. Was ihnen die Zeit versagt, suchen sie ihr gewaltsam abzutrotzen. Da stehen die Namen eines Henson, von dem das erste Drachenfliegerprojekt stammt, die Pläne und Versuche eines Wilhelm Kreß, eines Hiram Maxim, von Langley, Tatin, Hargrave u. a.

Bei der endgültigen prinzipiellen Lösung des Problems sind wieder Sport und Technik beteiligt. Der Sportsmann Santos Dumont nimmt einen Kastendrachen Hargravescher Bauart, setzt einen leichten Motor hinein und fliegt

über 200 Meter. So gelang mit kühnem frischen Wagemut und glücklichem Griff, wovon die Menschheit Jahrtausende geträumt hat. Ganz als Kind der Technik präsentiert sich dagegen die Wrightsche Flugmaschine. Da haben wir den rechten, ehrlichen Entwicklungsgang. Lange, mühsame Gleitversuche bis zur Erprobung der Stabilität und dann durch motorische Hilfe den freien Flug. Steckt man auch mit der Flugmaschine noch in den ersten Anfängen und kann keine endgültige Gestaltung voraussagen, so weiß man doch, welcher Mittel man bedarf. Die Drachenflügel auf Rädern durch Vortriebschraube rasch gegen den Wind bewegt, bis der Auftrieb das ganze Gewicht überwindet und die Erde verläßt: das ist die Grundformel, auf die alle Drachenflieger der Zukunft einzustellen sind. Das ist in der noch ungeklärten Mannigfaltigkeit die feststehende prinzipielle Linie.

Wir können also fliegen mit Lenkballons und Flugmaschinen und die nächste Frage ist, was wir mit der neuen Kunst anzufangen vermögen, wie sie sich in die Welt, und wie sich die Welt in sie schickt. Es wird oft, wenn über die Zukunftschancen einer Neuerung gesprochen wird, der Fehler gemacht, daß man nur einseitig die Entwicklung der Neuerung selbst ins Auge faßt. Damit trifft man aber nie den rechten Standpunkt, weil für jede praktische Erscheinung ihre Wechselwirkung mit der umgebenden Welt erst den Ausschlag gibt. Und auch diese Welt, das pflegt man gerne zu übersehen, wandelt sich im Lauf der Zeiten, entwickelt sich den Neuerscheinungen entgegen. Immer hat aber das Neue zunächst einen doppelten Abstand durch seinen Vorsprung einerseits und das Zurückbleiben der Welt anderseits. Als das Fahrrad aufkam, waren die schlechten Straßenverhältnisse die steten Klagen aller Radfahrer; die Unaufmerksamkeit der Fußgänger, der Kutscher, die noch nicht entwickelte Fahrgeschwindigkeit führten stetig zu Zusammenstößen. Inzwischen haben sich die Straßen sehr erheblich gebessert. Die Hauptstraßen der Großstädte sind, was man in Zeiten der ersten Radfahrerei kaum zu träumen wagte, fast ganz asphaltiert, Publikum, Verkehr und Fahrgeschwindigkeit haben sich ineinander gefunden und dieser Ausgleich im Verein mit der technischen und persönlichen Fortentwicklung haben die kaum geahnte heutige Ausdehnungsmöglichkeit geschaffen. Der doppelte Abstand bedingt eben, das muß man im Auge behalten, auch doppelte Schwierigkeiten. Die Luftschiffe sind in Material, Stoff und Konstruktion am Beginn ihrer Gestaltung. Ihre Führung ist eine noch kaum erlernte und schlecht geübte Fähigkeit und mit diesen Mängeln befahren sie eine Welt, die keine Anhaltspunkte im Falle einer Gefahr bietet. Nach zwei Seiten geht also die Sicherung vor sich. Innerlich verbessert sich Bau und Sicherheit, äußerlich schafft die Zeit Unterkunftshallen. Daß mit diesen beiden Mängeln heute gearbeitet wird, muß man den erzielten Leistungen zugute rechnen.

Aus diesem Grund bieten auch alle vorläufigen Rentabilitätsrechnungen und

Kostenanschläge für Luftreisen ein falsches Bild. So sagt die Zeppelin-Gesellschaft selbst, daß ihre Luftschifflinien vorläufig nur als Vergnügungsfahrten für sehr Begüterte gedacht und praktisch möglich sind. Aber wie rasch kann sich ein solches Bild verschieben. Schon die Verwendung des neuen Metalls Elektron an Stelle von Aluminium, das etwa nur 40% von dessen Gewicht hat, steigert die Nutzlast eines Zeppelinschiffes fast um das Doppelte, verbilligt also die Fahrtkosten fast um die Hälfte. Wenn die Voraussetzungen des Gasverlustes sich ändern, was durch Verbesserungen der Hüllenstoffe in Aussicht steht, und wenn die Gaserzeugung selbst, was ebenfalls bereits nahegerückt ist, sich verbilligt, dann tritt wieder eine Verbilligung um vielleicht die Hälfte ein. Bedenken wir dabei noch, daß der Wert der Zeit sich enorm verteuert, also stets mehr für einen Gewinn aufgewendet werden kann, so kommen wir den praktischen Möglichkeiten schon näher, oder sehen sie in richtiger Projektion.

Immerhin bleiben auch, so betrachtet, die Aufwendungen für Ballonschiffe noch recht hoch und der Verkehr mit seinen sparsamen Gewohnheiten kann vorläufig nicht an solche Übergriffe denken, zumal ihm die Luftschiffahrt zu wenig Geschwindigkeitsvorteile vorläufig verspricht. Weshalb sollen wir luftreisen, wenn wir auf dem Lande schneller und billiger fahren? Es bleiben also nur noch die Qualitätsgründe der Luftreise, die reiche Leute bezahlen können. Sie und die militärische Förderung werden vor allem die Weiterentwicklung bis zur Verkehrsreife bewirken.

Dieser Verkehrsreife wesentlich näher stehen die Flugmaschinen — die Drachenflieger. Infolge ihrer baulichen Anspruchslosigkeit — ein Tragflächengebilde, ein Motor mit Übertragungsorganen und Schraubenpropeller und die Steuerflächen — sind sie von vornherein verbreitungsfähiger, es sind Flügel, die jedem einzelnen wachsen können. Dazu kommt, daß mit diesen billigen Mitteln eine viel größere Steigerung der Geschwindigkeit bevorsteht, die den Verkehr ganz anders aufreizen muß. Wenn die ersten unvollkommenen Versuche schon Geschwindigkeiten von 60 bis 80 km für den Anfang ergaben, dann ist es durchaus im Bereich des Denk- und Erreichbaren, mit 150 bis 200 km die Stunde, für die Zukunft zu rechnen. Wir wissen am Beispiel der Schnellbahnen, welche ungeheueren Aufwendungen diese Geschwindigkeiten auf Schienen erfordern, wieviel günstiger steht von vornherein die Flugmaschine, die an keine Straße gebunden ist und an kein kostspieliges Geleise mit Sicherheitsvorrichtungen usw. Sie kann jederzeit überallhin, sie ist die vollendete Raumbeherrschung, die ganze Welt ist ihr Feld.

Die Kulturtendenzen der Luftschiffahrt sind zunächst keine neuen, sind die der Verkehrsmittel überhaupt. Es wird weitergeführt, was die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, die Automobile begonnen haben. Die höhere Geschwindigkeit bringt weitere Steigerungen und Belebungen des gesamten Wirtschaftslebens.

Auch bei noch geringer Ausbreitung wird dies sich schon machtvoll abzeichnen. Als durch den Telegraphen die ersten Nachrichten von Ort zu Ort flogen, wie weckten sie da gemächliche Geister aus ihrer gewohnten Ruhe und verlangten bisher ungewohnt rasche Entschließungen in kürzesten Zeiten. Man kann von den Verkehrseinrichtungen etwa mit Busch sagen: „Eins, zwei, drei im Sauseschritt läuft die Zeit, wir laufen mit". So wurde mit Schiffen, Automobilen, Eisenbahnen der Lauf der Dinge schneller, mehr Dinge drängten sich in den Zeitrahmen, mehr Menschen schaffen die Dinge und füllen reicher ihr Leben aus. Diese fortschreitende Geschwindigkeit im Arbeitstempo und Quantum des Wirtschaftslebens hat die Ausbreitung der Arbeit in allen Schichten zur Folge, immer mehr werden mitgerissen, immer mehr genießen die Vorteile und Segnungen der Arbeit. Dieser Strom der Arbeit, der auch der Strom des Wohlstandes und der Erkenntnis ist, wird durch die Ausbreitung der Flugmaschinen eine neue Verstärkung erfahren. Mit dem Anwachsen und der Steigerung der Geschwindigkeit, wir können ja an die Möglichkeit von 150 bis 200 km die Stunde denken, wächst aber auch wieder die Zusammengehörigkeit, versinken die Entfernungen und die Abstände. Die von den Eisenbahnen begonnene Einigung der Völker und Nationen wird weitergeführt, die Luftschiffahrt muß alle Grenzen überfliegen. So kommen wir auf diesen Flügeln dem Weltfrieden näher. Direkt in der Einigung der Menschheit und indirekt durch die militärische Verwendung der Flugapparate, die ein neues Kriegsmittel von solcher Furchtbarkeit darstellen, daß jeder Gebrauch oder — Mißbrauch wohl und weise überlegt wird. Was aber den Menschen der Telegraphen- und Telephonzeit, der Eisenbahnen und Flugapparate betrifft, so wird er schnell denkend und weitblickend. Der Gesichtskreis ist die Folge der technischen Möglichkeiten, aus ihnen entwickelt sich Denken und Fühlen. Immer mehr führt unser Maschinenzeitalter zu reiner Geistertätigkeit, und selbstgewollte körperliche Übung muß mehr als je die verlassene körperliche Arbeit ablösen. Aus dieser noch viel verkannten inneren Notwendigkeit kommt der Sport in unserer Zeit und der kommenden zu seinem Recht. Auch in dieser Beziehung bedeutet der Luftsport viel. Welche ungeahnte Stählung des Körpers und der Nerven, welche Nähe der Natur und der Ruhe, welch köstliches Entfliegen dem Alltag und der drückenden Arbeitssphäre. Hinauf und hinaus. Der Sonne näher und dem Licht. Das wird ein aufrechtes Menschengeschlecht, gewohnt, weit und tief zu blicken, schwindelfrei und stark zu sein.

Die kleine Berlinerin/ von Robert Walser

Heute hat mir Papa eine Ohrfeige gegeben, natürlich eine echt väterliche, eine zärtliche. Ich gebrauchte die Redensart: „Vater, du hast wohl einen Knall." Das war allerdings ein wenig unvorsichtig. „Damen sollen sich einer gewählten Sprache bedienen", sagt unsere Deutschlehrerin. Sie ist entsetzlich. Aber Papa will nicht haben, daß ich diese Person lächerlich finde, und vielleicht hat er recht. Man geht schließlich zur Schule, um einen gewissen Lerneifer und einen gewissen Respeckt an den Tag zu legen. Übrigens ist es billig und unedel, an den Mitmenschen Komisches zu entdecken und darüber zu lachen. Junge Damen sollen sich an das Feine und Edle gewöhnen, das sehe ich sehr gut ein. Man verlangt keine Arbeit von mir, man wird nie eine solche von mir fordern, dafür aber wird man vornehmes Wesen bei mir voraussetzen. Werde ich im späteren Leben irgendwelchen Beruf ausüben? Nicht doch. Ich werde eine junge feine Frau sein, ich werde mich verheiraten. Es ist möglich, daß ich meinen Mann quälen werde. Doch das wäre fürchterlich. Man verachtet sich immer selbst, sobald man einen Andern glaubt verachten zu sollen. Ich bin zwölf Jahre alt. Ich muß geistig sehr entwickelt sein, sonst würde ich niemals an so etwas denken. Werde ich Kinder haben? Und wie wird das zugehen? Wenn mein zukünftiger Mann kein verachtungswürdiger Mensch sein wird, dann, ja dann, das glaube ich bestimmt, werde ich ein Kind haben. Dann werde ich dieses Kind erziehen. Aber ich bedarf ja selber noch der Erziehung. Wie man nur so dummes Zeug denken kann.

Berlin ist die schönste, die bildungsreichste Stadt der Welt. Ich wäre abscheulich, wenn ich hiervon nicht felsenfest überzeugt wäre. Lebt nicht hier der Kaiser? Würde er hier zu wohnen nötig haben, wenn es ihm hier nicht am besten gefiele? Neulich sah ich Kronprinzens im offenen Wagen. Sie sind entzückend. Der Kronprinz sieht wie ein junger, heiterer Gott aus, und wie schön erschien mir die hohe Frau an seiner Seite. Sie war ganz in duftende Pelze gehüllt. Es schien Blüten aus dem blauen Himmel auf das Paar herabzuregnen. Der Tiergarten ist herrlich. Ich gehe beinahe jeden Tag mit unserem Fräulein, der Erzieherin, darin spazieren. Man kann stundenlang, auf geraden und krummen Wegen, unter dem Grün gehen. Auch Vater, der sich doch eigentlich nicht zu begeistern brauchte, begeistert sich für den Tiergarten. Vater ist ein gebildeter Mensch. Ich glaube, er liebt mich rasend. Schrecklich, wenn er dies läse, aber ich werde das Geschriebene zerreißen. Im Grunde schickt es sich ja gar nicht, zugleich noch so dumm und so unreif zu sein wie ich und schon ein Tagebuch führen zu wollen. Aber manchmal langweilt man sich ein wenig, und dann läßt man sich sehr leicht zu Unpassendem hinreißen. Das Fräulein ist sehr nett. Nun ja, im allgemeinen. Sie ist treu, und sie liebt mich.

Außerdem hat sie wirklichen Respekt vor Papa, das ist die Hauptsache. Sie ist dünn von Figur. Unsere frühere Erzieherin war dick wie ein Frosch. Sie schien immer zu platzen. Sie war Engländerin. Sie ist gewiß auch heute noch eine Engländerin, aber sie ging uns von dem Augenblick an, wo sie sich Frechheiten erlaubte, nichts mehr an. Vater hat sie fortgejagt.

Wir beide, Papa und ich, werden bald reisen. Es ist jetzt ja die Zeit, wo honette Leute einfach reisen müssen. Ist der nicht verdächtig, der zu solch einer grünenden und blühenden Zeit nicht reist? Papa zieht an den Meeresstrand, und er wird dort offenbar tagelang im Sand liegen und sich von der Sommersonne dunkelbraun braten lassen. Er sieht im September immer am gesündesten aus. Seinem Gesicht steht die Blässe der Abgespanntheit nicht gut. Übrigens liebe ich persönlich das Sonnverbrannte im Gesicht eines Mannes. Es ist dann, wie wenn er aus dem Krieg käme. Sind das nicht ächte Kinderdummheiten? Ja, gewiß bin ich noch ein Kind. Was mich angeht, so reise ich nach dem Süden. Zuerst ein wenig nach München, dann nach Venedig, wo ein Mensch wohnt, der mir unsagbar nah steht, Mama. Meine Eltern leben aus Ursachen, deren Tiefe ich nicht zu verstehen, also nicht zu würdigen imstande bin, getrennt. Ich lebe die meiste Zeit bei Vati. Aber Mama hat natürlich auch das Recht, mich wenigstens für eine Zeitlang zu besitzen. Ich freue mich mächtig auf die bevorstehende Reise. Ich reise gern, und ich glaube, daß fast alle Menschen gern reisen. Man steigt ein, der Zug fährt ab, und nun geht es in's Weite. Man sitzt und wird in die ungewisse Ferne getragen. Wie gut ich es doch eigentlich habe. Weiß ich, was Not, was Armut ist? Keine Spur. Ich finde, es ist auch garnicht notwendig, daß ich so nichtswürdige Erfahrungen mache. Aber die armen Kinder dauern mich. Ich würde zum Fenster hinausspringen in solchen Verhältnissen.

Ich und Papa wohnen im vornehmsten Viertel. Viertel, die still, peinlich sauber und von einer gewissen Älte sind, sind vornehm. Das ganz Neue? Ich möchte nicht in einem ganz neuen Haus wohnen. Am Neuen ist stets irgend etwas nicht ganz in Ordnung. Man sieht fast gar keine armen Leute, z. B. Arbeiter, in unserer Gegend, wo die Häuser ihre Gärten haben. Es wohnen Fabrikbesitzer, Bankiers und reiche Leute, deren Beruf der Reichtum ist, in unserer Nähe. Nun, da muß also Papa zum mindesten sehr wohlhabend sein. Arme und ärmere Leute können hier herum einfach garnicht wohnen, weil die Räumlichkeiten viel zu teuer sind. Papa sagt, die Klasse, in welcher das Elend herrscht, lebe im Norden der Stadt. Welch eine Stadt. Was ist das: der Norden? Ich kenne Moskau besser als den Norden unserer Stadt. Von Moskau, Petersburg, Wladiwostok und aus Yokohama sind mir zahlreiche Ansichtspostkarten geschickt worden. Ich kenne den belgischen und holländischen Strand, ich kenne das Engadin mit seinen himmelhohen Bergen und grünen

Matten, aber die eigene Stadt? Berlin ist vielleicht vielen, vielen Menschen, die es bewohnen, ein Rätsel. Papa unterstützt die Kunst und die Künstler. Es ist Handel, was er treibt. Nun, Fürsten treiben ebenfalls oft Handel, und dann sind die Geschäfte Papas von einer absoluten Vornehmheit. Er kauft und verkauft Gemälde. Es hängen sehr schöne Gemälde in unserer Wohnung. Die Sache mit Vaters Geschäften, glaube ich, ist so: die Künstler verstehen in der Regel nichts von Geschäften, oder sie dürfen aus irgendwelchen Gründen nichts davon verstehen. Oder es ist so: die Welt ist groß und kaltherzig. Die Welt denkt nie an die Existenz von Künstlern. Da tritt nun mein Vater auf, der Weltmanieren besitzt und allerhand bedeutungsreiche Beziehungen hat und macht diese im Grunde vielleicht ganz kunstunbedürftige Welt auf die Kunst und auf die Künstler, die darben, auf schickliche und kluge Art aufmerksam. Papa verachtet oft seine Käufer. Aber er verachtet oft auch die Künstler. Es kommt da ganz darauf an.

Nein, ich möchte nirgends anderswo fest wohnen als in Berlin. Leben die Kinder der Kleinstädte, solcher Städte, die ganz alt und morsch sind, schöner? Gewiß gibt's dort Manches, was es bei uns nicht gibt. Romantik? Ich glaube, ich irre mich nicht, wenn ich etwas, was nur noch halb lebt, für romantisch halte. Das Defekte, Zerbröckelte, Kranke, z. B. eine uralte Stadtmauer. Das, was zu nichts nützt, was auf geheimnisvolle Art schön ist, das ist romantisch. Ich träume gern von derartigen Dingen, und wie ich empfinde, genügt es, davon zu träumen. Schließlich ist das Romantischste, was es gibt, das Herz, und jeder fühlende Mensch trägt alte Städte, die von uralten Mauern umschlossen sind, in sich. Unser Berlin platzt bald überhaupt von Neuheit. Vater sagt, alles historisch Denkwürdige werde hier verschwinden, das alte Berlin kenne kein Mensch mehr. Vater weiß alles oder wenigstens fast alles. Nun, davon profitiert natürlich seine Tochter. Ja, kleine, mitten in der Landschaft gelegene Städte mögen schon auch schön sein. Es wird da reizende verborgene Schlupfwinkel zum Spielen geben, Höhlen, in die man hineinkriechen kann, Wiesen, Felder und nur ein paar Schritte weit entfernt der Wald. Solche Ortschaften sind ganz wie von Grün umkränzt, aber Berlin hat einen Eispalast, wo die Menschen mitten im heißesten Sommer Schlittschuh fahren. Berlin ist allen übrigen deutschen Städten eben einmal voran, in allen Dingen. Es ist die sauberste, modernste Stadt der Welt. Wer sagt das? Nun, natürlich Papa. Wie gut er eigentlich ist. Ja, ich kann viel von ihm lernen. Unsere Berliner Straßen haben alles Schmutzige und Holprige überwunden. Sie sind so glatt wie Eisflächen, und sie schimmern wie peinlich polierte Fußböden. Gegenwärtig sieht man einzelne Menschen Rollschuh laufen. Wer weiß, vielleicht werde ich das auch eines Tages tun, wenn es nicht vorher schon wieder außer Mode geraten ist. Es gibt hier Moden, die kaum Zeit haben,

recht aufzutreten. Voriges Jahr haben alle Kinder, auch viele Erwachsene, Diabolo gespielt. Nun, dieses Spiel ist aus der Mode, man mag es nicht mehr spielen. So wechselt alles ab. Berlin gibt immer den Ton an. Es ist niemand zur Nachahmung verpflichtet, und doch ist die Frau Nachahmung die große und erhabene Gebieterin dieses Lebens. Jederman ahmt nach.

Papa kann reizend sein, er ist eigentlich immer nett, aber zuweilen wird er wütend, über was, das kann man nicht wissen, und dann ist er häßlich. Ja, ich merke es an ihm, wie die heimliche Wut, wie der Mißmut den Menschen häßlich macht. Ist Papa nicht gut aufgelegt, so fühle ich mich unwillkürlich als geprügelter Hund; und deshalb sollte Papa vermeiden, seiner Umgebung, auch wenn sie nur aus einer Tochter besteht, seine Unpäßlichkeit und seine innere Unzufriedenheit zu zeigen. Väter begehen da, gerade da, Sünden. Das empfinde ich lebhaft. Aber wer hat keine Schwächen, keine, gar keine Fehler? Wer ist ohne Sünde? Eltern, die es nicht für nötig erachten, ihren Kindern ihre persönlichen Stürme vorzuenthalten, würdigen dieselben im Nu zu Sklaven herab. Böse Stimmungen soll ein Vater im Stillen besiegen (aber wie schwer ist das!) oder er soll sie zu fremden Leuten tragen. Eine Tochter ist eine junge Dame, und in jedem gebildeten Erzeuger soll ein Kavalier lebendig sein. Ich sage ausdrücklich: ich befinde mich bei Vater überhaupt wie im Paradies, und wenn ich Mängel an ihm entdecke, so ist es die ohne Zweifel von ihm auf mich übergegangene, also seine, nicht meine Klugheit, die ihn scharf beobachtet. Papa mag nur füglich seinen Zorn an Leuten auslassen, die von ihm in gewisser Beziehung abhängig sind. Es umflattern ihn genug solche Leute.

Ich habe meine eigene Stube, meine Möbel, meinen Luxus, meine Bücher usw. Gott, ich bin eigentlich sehr reich ausgestattet. Bin ich Papa dankbar dafür? Welch eine geschmacklose Frage. Ich bin ihm gehorsam, und dann bin ich doch sein Besitz, und er darf schließlich doch stolz auf mich sein. Ich mache ihm Gedanken, ich bin seine häusliche Sorge, er darf mich anschnauzen, und ich sehe es immer als eine Art von feinsinniger Pflicht an, ihn auszulachen, wenn er mich anschnauzt. Papa schnauzt gern an, er hat Humor und ist zugleich temperamentvoll. Weihnachten überhäuft er mich mit Geschenken. Übrigens sind meine Möbel von einem gewiß nicht unberühmten Künstler entworfen. Papa verkehrt fast nur mit Leuten, die irgendeinen Namen haben. Er verkehrt mit Namen. Steckt in solch einem Namen etwa auch noch ein Mensch, um so besser. Wie gräßlich muß es sein, zu wissen, daß man berühmt ist und zu fühlen, daß man das gar nicht verdient. Ich stelle mir viele solcher Berühmtheiten vor. Ist solch ein Ruhm nicht wie eine unheilbare Krankheit? Wie ich mich nur ausdrücke. Meine Möbel sind weiß lackiert und von einer kunstverständigen Hand mit Blumen und Früchten bemalt. Die sehen reizend aus, und der sie bemalt hat, ist ein ausgezeichneter Mensch, der von Vater sehr ge-

schätzt wird. Wen Vater schätzt, der soll sich aber auch geschmeichelt fühlen. Ich meine, es bedeutet etwas, wenn Papa wohlwollend zu jemandem ist, und diejenigen, die das nicht empfinden und tun, als wenn es ihnen pipe sei, die schaden sich natürlich. Die blicken zu wenig hell in die Welt. Ich halte meinen Vater für einen durchaus seltenen Menschen; daß er in der Welt Einfluß ausübt, liegt klar auf der Hand. — Viele meiner Bücher langweilen mich. Nun, dann sind es eben nicht die rechten, wie z. B. sogenannte Bücher für „das Kind". Solche Bücher sind eine Unverschämtheit. Wie? Man erkühnt sich, Kindern Bücher zum Lesen zu geben, die nicht über ihren Horizont hinausgehen? Zu Kindern soll man nicht kindlich reden, das ist kindisch. Ich, die ich doch auch ein Kind bin, hasse das Kindische.

Wann werde ich aufhören, mich mit Spielsachen abzugeben? Nein, Spielsachen sind süß, und ich spiele mit der Puppe noch lang, das weiß ich, aber ich spiele bewußt. Ich weiß, daß es dumm ist, aber wie schön ist das Dumme und Nutzlose. So, denke ich mir, empfinden Künstlernaturen. Zu uns, d. h. zu Papa, kommen öfters verschiedene jüngere Künstler essen. Nun, sie werden eingeladen, und dann erscheinen sie. Oft schreibe die Einladungen ich, oft das Fräulein, und es herrscht dann eine große, amüsante Munterkeit an unserm Eßtisch, der natürlich, ohne zu prahlen oder geflissentlich zu prunken, wie der gedeckte Tisch eines feinen Hauses aussieht. Papa umgibt sich scheinbar sehr gern mit jungen Leuten, mit Leuten, die jünger sind als er, und doch ist er eigentlich immer der Lebhafteste und Jüngste. Man hört die meiste Zeit ihn reden; die Übrigen horchen, oder sie erlauben sich kleine Bemerkungen, was oft sehr drollig ist. Vater überragt sie alle an Bildung und Schwung der Weltauffassung, und alle diese Leute lernen von ihm, das sehe ich deutlich. Oft muß ich lachen bei Tisch, dann kriege ich eine sanfte oder unsanfte Zurechtweisung. Ja, und nach dem Essen wird bei uns gefaulenzt. Papa legt sich aufs Ledersopha und fängt an zu schnarchen, was eigentlich recht schlechter Ton ist. Aber in Papas Benehmen bin ich verliebt. Mir gefällt auch seine aufrichtige Schnarcherei. Will man, oder kann man denn immer Unterhaltung machen?

Vater gibt sicher viel Geld aus. Er hat Einnahmen und Ausgaben, er lebt, er erzielt Gewinne, und er läßt leben. Er sieht sogar ein wenig nach Vergeudung und Verschwendung aus. Er ist stets in Bewegung. Ganz offenbar gehört er zu den Menschen, für die es ein Genuß, ja eine Notwendigkeit ist, immer irgend etwas zu riskieren. Es ist bei uns viel von Erfolg und Mißerfolg die Rede. Wer bei uns ißt und mit uns verkehrt, der hat irgendwelche kleinere oder größere Erfolge in der Welt erzielt. Was ist Welt? Ein Gerücht, ein Gerede? Mein Vater steht jedenfalls mitten drin, in diesem Gerede. Vielleicht dirigiert er es sogar bis zu gewissen Grenzen. Papas Ziel ist auf alle Fälle, Macht auszuüben. Er sucht sich und diejenigen, für die er sich interessiert, zu entfalten, zu behaupten.

Sein Grundsatz ist: für wen ich mich nicht interessiere, der schadet sich. Infolge dieser Auffassung ist Papa immer von seinem gesunden Menschenwert durchdrungen und kann fest und sicher auftreten, und das schickt sich. Wer sich keine Bedeutung zumutet, dem macht es nichts, Schlechtigkeiten zu verüben. Wie rede ich? Habe ich das von Vater?

Genieße ich eine gute Erziehung? Ich verzichte darauf, das zu bezweifeln. Man erzieht mich, wie eine Großstädterin erzogen werden soll, mit Vertraulichkeit und zugleich mit einer gewissen gemessenen Strenge, die mir erlaubt und zugleich gebietet, mich an Takt zu gewöhnen. Der Mann, der mich heiraten wird, muß reich sein oder er muß begründete Aussichten auf einen festen Wohlstand besitzen. Arm? Ich kann nicht arm sein. Mir und Geschöpfen, die mir gleichen, ist es unmöglich, pekuniäre Not zu leiden. Das sind Dummheiten. Im übrigen werde ich ganz bestimmt die Einfachheit der Lebensführung bevorzugen. Ich mag äußern Prunk nicht leiden. Die Schlichtheit muß ein Luxus sein. Schimmern muß es von Propperkeit in jeder Beziehung, und solche bis ins Letzte geforderte Lebensreinlichkeit kostet Geld. Die Annehmlichkeiten sind teuer. Wie energisch ich da rede. Ist das nicht ein bißchen unvorsichtig? Werde ich lieben? Was ist Liebe? Was für Seltsamkeiten und Herrlichkeiten müssen mir noch bevorstehen, da ich mir noch so unwissend vorkomme in Dingen, für deren Kenntnis ich noch zu jung bin. Was werde ich erleben?

Junius/ Chronik: Eine Kanzlerrede

Meine Herren! Als des Deutschen Reiches fünften Kanzler hat mich Seine Majestät der Kaiser auf diesen Platz gestellt, der mir die ehrenvolle Pflicht aufbürdet, von meinen Regierungsplänen zu sprechen. Eine schwere, fast allzu schwere Aufgabe für einen Mann, der mit dem Auswärtigen sich amtlich nie befaßte, der an die stilleren Methoden der Verwaltungstätigkeit gewöhnt ist und bisher kaum im Feuer des Parteikampfes gestanden hat.

Es gehört immer moralischer Heroismus dazu, um durch das lebhafte Bewußtsein seiner Mängel nicht willensschwach zu werden; ich aber empfinde nur zu lebhaft, was an meiner staatsmännischen Ausrüstung fehlt. Ich bin ohne das Prestige eines im Auswärtigen erprobten Diplomaten, ich besitze keine parlamentarische Schulung, und von der prickelnden Debattierkunst, die meinen ausgezeichneten Herrn Amtsvorgänger als parlamentarischen Taktiker unvergleichlich stark machte, verspüre ich keinen Hauch in mir.

Nun sage ich mir: Deutschland, diese Summe krasser Unfertigkeiten und gewaltigster innerer Spannungen und Umwandlungen, dieses Nebeneinander

von Gegensätzen, die sich jeder gegen den anderen sträuben, dieser Industrie-Agrar-Beamten-Militärstaat mit demokratischer Grundlage, feudalem Einschlag und monarchischer Spitze, dieses Gebilde, an dem auch ästhetisch weniger zarte Betrachter wohl das Ehegestern und das Übermorgen, aber nie das Heute empfinden — es braucht einen Staatsmann keinen Diplomaten, braucht keinen witzsprühenden Bataillleur, sondern einen ernsten, tiefen, ehrlichen Sachwillen und ein Auge, das durch gedrucktes und gesprochenes Massengeschwätz die politische Entwicklungslinie klar vor sich sieht. Bin ich dieser Sachwille und dieses Auge? Die Synthese von beidem ergibt einen Denkertypus (Nietzsche spricht einmal davon), der nach den nüchternen Methoden des Geschäftsmannes seine Ideen zu verwirklichen unternimmt. Bin ich diese Synthese? Mir schaudert. Fünfundsechzig Millionen Deutsche blicken auf mich und mein Tun: vertrauend und hoffend oder zweifelnd und abgünstig; die einen mit dem Zynismus, der sich im voraus schadenfreudig am Schauspiel erhoffter Sisyphusarbeit labt, andere mit der bewaffneten Neutralität der Interessenten, die den leitenden Minister Deutschlands wie den Handlanger ihrer Wünsche behandeln, wieder andere mit jener unausrottbaren Naivität, die nicht begreifen kann, daß Politik heute Organisation der Massenwünsche bedeutet und ohne organisiertes Studium der Massen selbst das Genie auf diesem Gelände strauchelt. Ich bin ganz erfüllt von dieser Auffassung und muß zweifeln, ob meine neunjährige Tätigkeit in hohen aber stillen und mit spezifischen Teilaufgaben bedachten Staatsämtern mich für mein hohes Amt geschickt gemacht hat. Den meisten Deutschen bin ich unbekannt, aber, was schlimmer ist, — ich bin mir selber noch unbekannt und muß auf das Hervortreten okkulter Kräfte warten. Lachen Sie nicht, meine Herren, ich spreche mit religiösem Ernst, Offenheit ist mein einziges originales Talent . . Der Steuermann deutscher Politik wird durch kaiserliche Gnade aus dem Dunkel gehoben, er besitzt nicht, wie der britische Premier, ein Kapital durch politische Tätigkeit erworbenen Vertrauens, er hat an den sich durchkreuzenden Massenwünschen und Massenbedürfnissen, die er vage fühlt, keinen zuverlässigen Ariadnefaden im politischen Labyrinth und muß immer fürchten, daß sein Aktionsprogramm, das kein Parteiprogramm sein soll, vorausgesetzt, es habe die Zustimmung von Kaiser und Bundesrat, an der nächsten Wegkrümmung ins Nichts zerflattert. Dann sinkt er zurück ins Dunkle, er war Beamter und er wird meist wieder Beamter, im besten Falle ein intelligentes Exekutionsorgan; in keinem Falle hat die Nation, wie in anderen Ländern, von seiner immerhin gesammelten Erfahrung später politischen Nutzen. Sie verstehen, daß ich auf die konstitutionelle Misere hinweise, die wie ein Geschwür an unserem politischen Körper eitert. Ich habe nicht die Marotte der politischen Mechaniker, die alles vom Gesetz, von der Präzision der sozialen Maschinerie erwarten, ich weiß, daß ohne undefi-

nierbare telepathische Kräfte Politik nicht schöpferisch wird, — aber unsere politische Maschinerie ist gar zu rückständig, heute hemmt und vergewaltigt sie. Daher das grauenvolle Chaos, das immer größer wird, je mehr wir uns von der Periode Bismarck entfernen. Das bedeutet, daß sich bei unserer politischen Verfassung im Reich eine politische Tradition, die jeden Neuling gehen lehrt, nicht bilden konnte. Bismarck war ein Traditionszerstörer, kein Traditionsstifter. Jeder seiner drei Nachfolger hat von vorn anfangen müssen, immer berief er sich auf das Vertrauen seines Königs und Herrn, immer mußte er zwischen den Parteien wählen, zu denen er die Brücken hinüberschlagen wollte, immer befand er sich in einem Strudel von Wollern, die auseinanderwollten, und immer versank er kläglich in diesen Strudel ... Bismarck war der erste, der von ihm verschlungen wurde, er ging zugrunde, weil er keinen Willen zu traditionsbildender Politik besaß. Es ist der Fall Napoleons. Wir brauchen eine traditionsbildende Politik, wir müssen, nach Bismarck, zurück zu Stein, der als erster die kommende Demokratie zu organisieren anfing. Er zerbrach den Ständestaat, den Privilegienstaat, er wollte freie Bauern auf freier Scholle, wollte freie Bürger in freien Gewerben, er lenkte tatsächlich (zum Teil über sein bewußtes Wollen hinaus) von dem als große Erwerbsgesellschaft betriebenen fürstlichen Polizeistaat hinweg in den liberalen Erwerbsstaat freier Arbeitsindividuen. Was ökonomisch daraus geworden ist, steht vor unserem Auge; die politische Entwicklung blieb daneben embryonal, das Jahr Achtundvierzig gebar konstitutionelle Halbheiten, alles ideologische Trachten wurde in den Kämpfen aufgezehrt, in denen der Einheitsstaat geschmiedet wurde. Aber nun müssen wir, mitten in dem breiten Strome der sozialen Massenbewegungen, die konstitutionellen Fäden von Achtundvierzig wieder weiterspinnen; was damals Episode bleiben mußte, wird langsam und ohne revolutionäre Überstürzung, unter dem Schutze der monarchischen Tradition (der einzigen, die noch heute politisch lebendig ist), zu einem Kapitel neudeutscher Geschichte ausgebaut werden müssen. Dahin geht die Fahrt. Ich werde daher noch in der laufenden Session im Reichstag eine Vorlage zur Änderung der Wahlkreisordnung einbringen lassen, die einigermaßen (also nicht absolut arithmetisch) die Sprache der neuesten Berufsstatistik in die Sprache der Gesetzgebung übertragen soll; und parallel damit sollen die Preußen ein neues Wahlrecht erhalten, keine Kopie des Reichstagswahlrechts, sondern eine Annäherung an das wirkliche Leben. Das Land soll berücksichtigt werden; daher ziehen jahraus jahrein unsere Reserven an unverbrauchten Menschen in die Stadt, dieser Kraft, Frische, Unverbildung zuführend. Es braucht eine besondere Gesindeordnung (mit langfristigem Kontrakt), eine besondere Gemeindeordnung; der alte egalitäre Liberalismus hat dort Schiffbruch gelitten, er vermochte den kleinbäuerlichen Eigenbesitzer nicht zu erhalten und sieht ihn, zum Lohnsklaven degradiert, massenhaft in die Schlotbezirke enteilen. Was zurückbleibt, klammert

sich an den Bund der Landwirte, der aber (jetzt erkennen es die Bauern) in erster Linie den großen Latifundienbesitz vertritt und dessen verlogenem Scheinpatriarchalismus dient. Wir müssen, das englische Beispiel steht uns warnend vor Augen, unser deutsches Land, nicht nur das polnische, neu kolonisieren. Wenn ich einen Ehrgeiz habe, ist es der: Stein redivivus zu sein. Glauben Sie, daß der mit der preußischen Herrenkammer arbeiten könnte? Stadt und Land sind, was parlamentarische Vertretung betrifft, nicht gleichzusetzen; aber die stärksten ökonomischen und kulturellen Potenzen, die sich nun einmal in der Stadt konzentriert haben, ewig — weil es dynastische und bureaukratische Tradition heischt — unter der Vormundschaft des preußischen Grundadels zu belassen, ist ein Verbrechen. Sie fühlen ja auch die Gärung. Neue Bünde entstehen. Den Nationalliberalen entlaufen die Wähler. Den Konservativen bangt um ihre ländliche Herde. Das Zentrum, das mit absoluter Schamlosigkeit Parteipolitik treibt, wird nicht ewig konfessionell und politisch verkoppeln dürfen; — ich zweifle nicht, daß ihm am jüngsten Gericht Carlyles Pamphlet über den Jesuitismus vorgelesen werden wird. Alles zerrüttet und verschüttet. Dabei kann's nicht bleiben. „First get your man: and all is got." Ja; aber erst helfen Sie das parlamentarische Sieb schaffen, das diese Männer durchläßt. Darum ein neues Wahlrecht. Nicht eher werden Sie jene freie politische und kulturelle Atmosphäre haben, deren Mangel den Deutschen, trotz seiner fabelhaften Tugenden und Tüchtigkeiten, zu einer fragmentarischen Erscheinung unter den Westlern macht.

So, das wäre das erste: parliamentary government. Nicht gleich, aber als Endziel. Könnten wir es meiden, wüßten Sie ein besseres System, die Demokratie — vor siebenzig Jahren erkannte der französische Aristokrat Alexis de Tocqueville, es sei kindisch, zu wähnen, man könne ihr ausweichen — zu organisieren, dann wäre ich der erste, dieses neue System zu probieren. Aber Sie wissen keines. Sie hören immer nur die Phrasen von dem Segen der monarchischen Initiative, aber Sie wissen, welche Rolle das monarchische Bekleidungsstück unter Bismarck gespielt hat. Sie wissen heute, nach unserer an unvergeßlich traurigen Episoden reichen Zeitgeschichte, daß dieses Prinzip die Quelle aller Unstetigkeiten, aller Unmöglichkeit ist, unsere deutsche Politik organisch den wirtschaftlichen und sozialen und kulturellen Bedürfnissen anzupassen und vor den Verlogenheiten zu retten, von denen die meisten Parteien leben. Hier im Hause glauben nur diejenigen daran, denen sie direkt nützt. Im Grunde ist die monarchische Initiative ja heute schon ein ganz formales Recht geworden. Die Steuergesetze, die nun in Kraft sind und, mit dem uns bis 1917 bindenden Zolltarif, die wirtschaftliche Potenz Deutschlands zur Freude unserer Neider bedenklich schwächen werden — die deutsche Exportindustrie kann sich anscheinend nicht erholen, die deutsche Viehwirtschaft kann sich wegen der Futtermittelzölle zur

wirklichen Blüte nicht erheben, die deutsche Fertigfabrikation kann sich durch Erschwerung der internationalen Austauschwirtschaft nicht weiter entwickeln, die Märkte verengen sich uns, man lebt, indem man unterbietet: ein glorreicher Zustand —, diese Steuergesetze waren von Kaiser, Kanzler und Bundesrat anders gewollt, sie beteuerten es täglich mehrmals und feierlichst. Die Gesetze entsprechen ja auch nicht dem, was Handel und Wandel verträgt und was das Reich braucht, Graf Posadowsky hat diesen Gebrauch frank und ehrlich auf dreiviertel Milliarden beziffert: aber die Regierung kapituliert vor dem schwarzen Block. In welchem Betracht leistet die monarchische Initiative Wilhelms II. mehr als das formale Recht Eduards VII., die Herren Asquith-George Lloyd unter schwierigen wirtschaftlichen und imperialistischen Verhältnissen ein Budget aufstellen zu lassen, das ihrer großen Mehrheit im Hause und draußen im Lande entspricht? Seine Majestät, unser gnädigster Herr, hat die Überzeugung gewonnen, daß dieser englischen Entwicklung sich nicht mehr ausweichen läßt, er steht noch im Banne der Wirkung, die das von ihm geforderte Opfer des Intellekts auf sein königliches Gemüt übt, und neigt der Meinung zu, daß es keine Einbuße an königlicher Würde bedeutet, wenn freiere Wahlsitten ihm den Verkehr mit deutschen Asquiths und Briands und Balfours und Clémenceaus auferlegen. Er ist daher, auf meinen Rat, entschlossen, den Weg zu beschreiten, den unsere politisch-soziale Entwicklung so gut vorschreibt wie den, der dahin geführt hat, im Resultat jeder individuellen Arbeit einen beträchtlichen Einschlag kollektiver Leistung anzuerkennen. Er ist entschlossen, die Parlamente so lange aufzulösen, bis aus den Trümmern der verrotteten Parteien die große neue deutsche konstitutionelle Partei entstanden ist, die die Kraft und den Willen hat, die Modernisierung unserer parlamentarischen Methoden vorzunehmen . . .

Zu dieser Aufgabe erbitte ich Ihre Mitwirkung, damit wir für Deutschland endlich bekommen, was wir politisch brauchen: men and measures, neue politische Formen für neue politische Menschen.

Anmerkungen

Aphoristisches

Es gibt keinen größeren Stilisator in der Natur als den Tod. Gib das Leben dem Tod in die Hand und der übergibt es — seiner Kultur. Selbst mit dem Menschen ist es nicht anders. Je mehr uns der Tod in Händen hat, desto höhere Kunstwerke werden wir.

Es ist schauerlich Klavier spielen zu hören, während man über Berge und Täler hinwegblickt und die Erde als eine ihrer unzähligen Schwestern mit sich im unendlichen Raume schweben und kreisen fühlt.

Napoleon war ein Naturereignis. Ihn einen großen Schlächter schmähen, heißt nichts anderes als ein Erdbeben groben Unfug schelten oder ein Gewitter öffentliche Ruhestörung.

An Napoleon muß man im Gebirge denken, den Blick auf einen Teil der Erdkarte gerichtet, ein Panorama vor sich von Bergen, Tälern, Dörfern und Städten. Und dann sich vorstellen, wie dieser eine kleine Korporal in die Breite solchen Lebens mit seiner einen kleinen Faust gegriffen, wie er gleich dem Monde das Meer, all dies schwerfällige, schwerflüssige Leben übermächtig zu sich emporzwang, so daß es auf eine Weile in ihm seinen natürlichen Mittel- und übernatürlichen Höhepunkt fand.

Was wäre Lagarde mit all seinen Forderungen, seiner Strenge und Höhe, wenn nicht eine so große Natur und eine so tiefe, fast unvergleichliche Bildung in jedem Verstande sein Besitz und sein Erwerb gewesen wäre. Er gleicht einem Marmorbild, auf dessen Sockel ewige Gebote eingegraben sind, aber dessen Erscheinung für sich allein noch gebietender wirkt als sie.

Man soll nicht immer nach Jahrzehnten und Jahrhunderten rechnen. Man soll sich Mut fassen und fühlen: tausend Jahre sind vor Ihm, dem Geist der Entwicklung, wie für uns ein Tag und eine Nachtwache.

Vielleicht wird jeder Planet so alt, bis er sich selbst erkennt und damit vollendet hat oder doch so, wie Goethe sagt: der Mensch muß von einem gewissen Zeitpunkte an wieder ruiniert werden.

Oh wenn erst die Leidenschaft für den Planeten als solche uns ergriffen haben wird, dann wird es auch keine Kriege mehr geben, dann werden ungleich gewaltigere Unternehmnngen diese armseligen Kraftproben einer noch dunklen Periode überflüssig machen, denn freilich: das bittere Zuchtmittel des Krieges durch philantropische Phrasen nur einfach abschaffen zu wollen geht nicht an. Zuerst muß der Geist der Völker der neuen Aufgabe, den neuen höheren Ambitionen gewachsen werden, zuerst muß ihn der Furor jener neuen Anstrengungen, Wagnisse und Opfer anfallen, ehe er den alten blutigen furor bellicus entlassen darf, ehe er von sich sagen darf: ich habe den Krieg wahrhaft überwunden.

Wenn mich nicht alles trügt, so stehen wir dicht vor Künstlergenerationen, die sich des ganzen irdischen Lebensstoffes noch ganz anders bemächtigen werden als die bisherigen.

Dem Worte Größenwahn ist noch nie das Wort Kleinheitswahn oder Niedrigkeitswahn gegenübergeprägt worden. Und doch ist dieses Leiden so verbreitet, daß ganze Völker noch nicht darüber hinausgekommen sind, sich als bloße Tiere zu empfinden, zu gebärden und zu behandeln.

Wie mag in einem rechten Sturm ein Baum zum Gefühl seiner selbst kommen! Wie wunderbar ist eine Birke im Sturm! Wie göttlich graziös! Wie unsagbar malerisch.

Lärchen, Birken, Erlen, — ein fraulicher Wald.

Die hohen Tannen sprechen: Wir sind nicht traurig und nicht fröhlich, wir sind fest.

So ein Spinnentüchlein voll Regentropfen — wer macht das nach?

Jede Landschaft hat ihre eigene besondere Seele, wie ein Mensch, dem du gegenüberlebst. Dies wirst du am deutlichsten empfinden, wenn du den Eindruck einer gegenwärtigen mit dem Wiederbeschworenen vergleichst, den eine andere, frühere deiner Seele eingeprägt hat. Etwa wenn du einen Ausschnitt der gegenwärtigen betrachtest, der recht gut auch jener vergangenen angehören könnte, — so daß dir eine Weile so unheimlich zumute wird, als glaubtest du die Hand eines Anwesenden oder gar Verstorbenen zu halten, während es doch, wie du weißt, die des dir Gegenüberstehenden ist.

Und je mehr Gegenstände du daher besitzest, desto mehr Ansprüche hast du zu befriedigen. Nicht nur sie dienen uns, sondern auch wir müssen ihnen dienen. Und wir sind oft viel mehr ihre Diener, als sie die unsern.

Heftige Bewegungen machen alle Tiere scheu. So sollte sich auch der vollkommene Weise im Geistigen jäher Bewegungen enthalten. Im Grunde ist es das Gleiche, wie du an ein Pferd herangehst und sein Zutrauen gewinnst, und wie du an einen Menschen dich wendest und ihn eroberst.

Den seelischen Wert einer Frau erkennst du daran, wie sie zu altern versteht und wie sie sich im Alter darstellt.

Suche allem nach Möglichkeit eine Folge zu geben. Nichts macht das Leben ärmer, als anfangen und abbrechen.

Wer den Menschen mehr denn billig als Einzelperson nimmt, wird nur zu oft an ihm und mit ihm scheitern. Der Mensch ist nicht nur Einzelpersönlichkeit sondern zugleich Volkszelle, wie die Volkspersönlichkeit zugleich wohl wieder in einer höheren Einheit aufgeht u. s. f.

Wohin sollte die Natur in der Stufenfolge der Tiere im Menschen streben, wenn nicht dahin, daß Gott in ihm sich selbst erkenne? Dies aber, das Erkennen kann noch nicht sein letztes Ziel sein: er muß aus dieser Selbsterkenntnis noch zu irgendeinem Handeln hervorschreiten, muß ja sagen und tun wie der Zarathustra Nietzsches, oder nein wie der indische Buddha. Er muß das Schicksal der „Welt" an seinem Teile entscheiden; sie soll sein oder sie soll nicht sein. Und doch —.

Christian Morgenstern

Der Unfug des Sterbens

Prentice Mulford war ein amerikanischer Journalist, der gegen das Sterben geschrieben hat. Nachdem ihn dies selbst nicht abgehalten hat, zu sterben, sind seine Essais in einer deutschen Verarbeitung bei Albert Langen erschienen, mit einer prächtigen Einleitung versehen, die eine geistvolle Wienerin unter dem schönen Pseudonym Sir Galahad verfaßt hat. Sie hat es übersetzt und in ihren eigenen, scharfgeschliffenen und serpentinglänzenden Stil übertragen. Es ist ein merkwürdiges Buch geworden.

Das Buch handelt von einer Art mystischer Technik in der Beziehung der Menschen, einer Art intellektuellen Mesmerismus. Es ist die Apotheose der Kraft des Gedankens. Der Gedanke, der Wille, der Optimismus soll so stark werden, daß er den Leib bezwingt und für seine Ziele wandelt. Bisher glaubte man, daß man sterben müsse. Ist dieser Schluß nach unserer kleinen Erfahrung berechtigt? Wir wissen nur, daß wir uns stetig verfeinern und uns unsere Instrumente schaffen. Nichts ist unmöglich, auch die Unsterblichkeit nicht. Schädlich ist nur der ewige Glaube an den Verfall und seine Erwartung. Das tötet den Leib. Glaubt an seine ewige Wandlungsfähigkeit und ihr werdet ihn erhalten.

Sterben ist Unfug, sagte der Prophet, und starb.

Allerdings er sagt: so schnell geht es nicht. Wir sind alle vom Glauben an den Tod vergiftet. Das kann nur allmählich werden, wie alles geworden ist. Lehnt euch beim Lesen dieser Zeilen einen Augenblick zurück und atmet ruhig. Bleibt ruhig und laßt das Dekadente in euch niedersinken. Langsam atmen. Dann kommt die Stille und dann keimt der Wille. Nichts ist unmöglich. Wollet, was ihr möchtet, glaubt an seine Durchführbarkeit, und ihr habt schon viel gewonnen. Es kommen Erschlaffungsperioden. Das muß sein. Positives wechselt mit Negativem. Sucht euch wahre Freunde und stoßt die schädlichen ab. Jene stärken euch, diese vergiften euch. Der geistig Feinfühligere unterliegt immer im nervösen Verkehr. Nur Ruhe. Verzweifelt nicht. Wisset, was euch gut tut, was ihr selbst seid, und wartet, bis die Stunde naht. Dem Willen widersteht nichts.

Es stehen in dem Buch wunderbare Worte über die Dichtigkeit der Gedankenatmosphäre: wie wir uns durch ständige Pflege und Zucht des Gedankens ein Milieu schaffen, das suggestiv fortwirkt, auf uns und andere. Wir sind darum nicht hochmütig. Wir fühlen uns als einen Teil des „allgemeinen Bewußtseins", zu dem wir uns in Schwächezuständen, gleichsam intellektuell betend, wenden, daß es uns durchstrahle und starkmache, also sozial bestätige. Die gute Vermittlung zwischen Einsamkeit und Soziabilität gibt dem Willen sein Licht, wie die richtige Verteilung positiver Nahrung und negativer Ruhe ihm den Boden bereitet. Die Selbsterziehung findet ihr Korrelat im Zwange der Äußerung. Die Auseinandersetzung mit dem Wort bewahrt vor dem Gedankengeiz, ventiliert den Akkumulator. Die Aussprache ist ein göttliches Mittel, sich zu reinigen; das Wortbild ist eine Art Lautleib, unserer Beichte dargeboten. „Jeder Mensch gewöhne sich daran, alle Gedanken in Worte zu formen; dadurch sind sie etwas physischer geworden und können mit physischen Mitteln entfernt werden – das Wort ist der Wagen, der das Unedle aus der Seele wegträgt."

Ich lese gern in solchen Büchern. Sie sind nicht wie die flachen Moralkodices, die die Berufsethiker schreiben, auch keine schönen Essais der Emersonisten, sie sind Evangelien vielfach lebender Geister. Der ganze neue Glaube an den Willen und die herrliche Verachtung des Materialistischen ist in ihnen, eine schöne Renaissance alter Mystik und christlicher Weisheit, dabei eine Insel indischer Ruhe und der Relativität alles Strebens mitten darin, und wieder ein Konstruktionsorgan von der peinlichsten modernen Technik: etwas unsagbar Spirituelles, Religiöses, das aus unserer Dynamowelt aufzusteigen beginnt. Daß es bis gegen das Sterben geht, ist schön. Man kann nicht genug Optimismus brauchen, nachdem fast ein Jahrhundert die Tatsache unseres deszendenten Bewußtseins mit dem Fluch mechanischer Unfreiheit verwechselt hat.

Oskar Bie

Seelen und Ziele*

Der Materialismus war ein Versuch. So spricht heute eine große Zahl von Biologen, die, von den Tatsachen gedrängt, eine restlose mechanistische Erklärung der Lebensphänomene nicht mehr für möglich halten. Das Pendel der Anschauungen hebt sich nach der anderen Seite. Und schon kommt es im Kreise der Wissenschaft zu spiritualistischen Übertreibungen und Einseitigkeiten. Aber von solchen Auswüchsen abgesehen fordern viele Forscher und auch Ärzte aus ihrer praktischen Erfahrung heraus die Anerkennung einer psychologischen Betrachtungsweise, zum mindesten als wert-

* Kurd Laßwitz, Seelen und Ziele. Beiträge zum Weltverständnis. Leipzig, B. Elischer Nachf.

volles heuristisches Prinzip. Andere wollen zwar ganz vom Psychischen abstrahieren, wo immer sie nach Erkenntnis streben, aber nur dort. Zur Bildung ihrer Weltanschauung, zu ihrer inneren Befriedigung ist ihnen die Berücksichtigung der Bewußtseinsvorgänge sehr wesentlich. Zu diesen gehört Kurd Laßwitz.

Der Materialismus war eine Notwendigkeit. Er repräsentiert eine der wertvollsten Leistungen. Denn es mußte Ordnung geschaffen werden in dem Gewirr von Fühlen und Forschen, das in den Köpfen bestand, das Erkennen mußte befreit werden von der Welt der Gefühle, vom Subjektivistischen. Diese große Reinigungsarbeit hat der Materialismus vollzogen. Was schadet es, daß er dabei das Gefühl totschlug oder glaubte es totschlagen zu sollen? Es ist ja eine Realität, die sich nicht totschlagen läßt, die verjüngt ihre Machtansprüche neu erhebt. Das Bedürfnis nach einer Weltanschauung, die unserm fühlenden, wollenden Ich gerecht wird, läßt sich nicht mehr zurückdrängen. Ich bin frei, ich habe meinen eigenen Willen, das ist uns unmittelbarste Wirklichkeit. Und wir leiden darunter, daß dieses unser Gefühl und Erlebnis in Widerstreit gerät mit der Erkenntnis von der Notwendigkeit alles Geschehens, von der Unabänderlichkeit der Naturgesetze, denen auch wir unterworfen sind mit unserem Körper und unserem Großhirn bis auf unsere kleinsten Handlungen. Das vor mir liegende Buch „will suchen helfen", wie es selbst sagt, suchen nach einer Weltanschauung, nach einer Versöhnung des Zwiespältigen.

Laßwitz bekennt sich zu der Lehre vom psycho-physischen Parallelismus, die heute immer mehr Anhänger unter Philosophen und Naturforschern gewinnt. Welt und Ich, dieser ewige Gegensatz: ihn gilt es aufzuheben. Wie wenn beides nur ein und dasselbe Geschehen wäre, Physisches und Psychisches nur zwei Bezeichnungen für denselben Prozeß! Nur der Standpunkt, von dem aus er betrachtet wird, ist verschieden. Was mir von innen als subjektives Erlebnis erscheint, hat eine objektive Seite, die von anderen und auch von mir als solche erkannt werden kann. „Hier ist ein Vermögen, das Zinsen trägt; für den, der die Zinsen zahlt, ist es eine Schuld."

Eine reinliche Scheidung wird gefordert. Die physische Seite der Dinge, an die wir mit Messung und Rechnung herantreten können, ist die einzige, die für die Erkenntnis existieren soll. Bloß erkennend aber werden wir zu einem Verständnis des Weltzusammenhanges nicht gelangen. Hier tritt das Psychologische in seine Rechte. Vielleicht kommen wir dem Weltverständnis näher, wenn wir Welten und Dinge uns beseelt vorstellen und uns an das Geschehen, das wir als physischen Prozeß in seiner Gesetzlichkeit erkennen, uns mit Hilfe der Phantasie von der Bewußtseinsseite aus heranfühlen. Und dies ist dann die Frage, auf die wir mit unserer Weltanschauung antworten sollen: wie begreifen wir das gleichzeitige Bestehen von Notwendigkeit und Freiheit? Unser Ziel aber ist es, diesen Gegensatz aufzuheben, indem wir die Naturnotwendigkeit in unsern Willen aufnehmen. Darin liegt Kultur und höchstes Menschenglück, daß das Individuum nicht mehr „das willenlose Rad in der Maschine sei" sondern „der freie Gemeinschaftswille selbst mit dem individuellen Bewußtsein seiner Tat".

Es ist dies kein Buch wie es ein Philosoph schreibt. Es ist zu ungleich in sich, zu wenig homogen. Es ist unorganisch im Aufbau. Das erklärt sich vielleicht aus dem Umstande, daß es aus einigen Essais zusammengeschweißt ist. Aber gerade in dieser äußeren Willkür, der doch eine schließende Gedankenkette zugrunde liegt, beruht der Reiz des Buches. Die Lektüre ist so weniger ermüdend, der Wechsel von leichtem Geplauder und strengen Gedankenketten könnte als ein Kunstgriff erscheinen, die Aufmerksamkeit des Lesers nur ja nicht ab-

zuspannen. So glaube ich, daß viele in einer Mußestunde zu diesem Buche greifen werden, daß es ihnen „suchen helfe". — Besonders hervorheben möchte ich noch die kurze treffliche Wiedergabe von Semons Theorie der Mneme.

Gerhardt Katsch

„Die enge Pforte"*

Wer an das Klima französischer Bücher nicht gewöhnt ist, erstaunt immer wieder über die ihnen eigentümliche Klarheit der Leidenschaft, – eine Klarheit ohne Härte, der durchsichtigen, entmaterialisierenden Atmosphäre des Herbstes ähnlich, eine Offiziellität und Beredsamkeit der Empfindungen, etwas Eingestandenes, Unverhohlenes, Analysiertes und Tatsächliches auch dort, wo der Deutsche schweigt oder ins Allgemeine und vorbeispricht. André Gides „enge Pforte" ist ein sehr spirituelles Buch, und man würde es anämisch und hektisch nennen dürfen, wenn es nicht doch durch eine auch in der fast entkörperten Form noch unbefangene und freie Leidenschaft dem Leben zugewandt bliebe. Alissas Leidenschaft hat Scham, aber Alissa schämt sich nicht ihrer Leidenschaft.

Alissa Bucolin und ihr um zwei Jahre jüngerer Vetter Jérôme lieben einander von der Kindheit an mit einem unverbrüchlichen Gefühl von Zusammengehörigkeit. Jérôme besucht oft seine Verwandten in ihrer hübschen Besitzung Fongueusemare bei Le Havre; durch die kleinen Fenster des weißen, zweistöckigen Hauses liebt er es in den Garten zu schauen, und wenn eine der kleinen Scheiben einen Fehler, eine Blase hat, so wird der Baum, den man durch diese sieht, schlottrig, und der Briefbote, der vorübergeht, bekommt jählings einen Buckel. Er macht nicht viele Knabenbeobachtungen von dieser zwecklos phantastischen Art; er und Alissa sind Naturen von einer verhalten enthusiastischen Geistigkeit und für die grausam süßen Entzückungen der Religion allzu gut vorbereitet. Ein Familienereignis endlich macht aus diesen Anlagen das Verhängnis; Alissas Mutter, eine Kreolin von einer betäubenden, trägen, heimatlosen Sinnlichkeit, entflieht mit einem jungen Offizier, und beim ersten Kirchgang der Familie nach dem schrecklichen Ereignis wählt der Pfarrer zum Text seiner Predigt die Verse aus dem Matthäus-Evangelium: „Gehet ein durch die enge Pforte, denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführet; und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führet; und wenige sind ihrer, die ihn finden." Während der Pfarrer, nach Pfarrersart, seinen Text auseinanderlegt und die beiden Straßen erbaulich im Betrieb zeigt, sitzen die armen Bucolins in Schmerzen da; der breite Weg hat jetzt eine allzubekannte, schandevolle Bedeutung für sie, — wie, wenn auch die enge Pforte ihnen zum Schicksal, zur Sühne würde? Jérôme hat Visionen. Die enge Pforte zum wahren Leben ist ihm auch die zu Alissas Zimmer – wer sich durch sie hindurchzwängen will, muß Qualen der Heiligen leiden und sich entselbsten; die Wollust der Kasteiung — „wie ein Violinspiel, das zugleich schrill und sanft ist, wie eine spitze Flamme, in der Alissas und mein Herz sich erschöpften" — läßt das vierzehnjährige, entbrannte Herz in Ekstase aufschaudern bis zu dem Entschluß: „Ihrer sind wenige, die ihn finden! wohlan! ich will einer von ihnen sein!" Und um sich die Ehrlichkeit seines Entschlusses zu beweisen und das neue Leben mit Entsagung zu weihen, flieht er, nach beendigtem Gottesdienst, ohne mit Alissa zu sprechen. Damit

* „Die enge Pforte". Roman von André Gide; mit 6 Bildbeigaben von J. J. Vrieslander; bei Erich Reiß, Berlin-Westend, 1909; übersetzt von Felix Paul Greve. Das Original ist im Verlag des Mercure de France erschienen; es hat ein Schlußkapitel, das in der deutschen Ausgabe fehlt.

ist das Verhältnis der beiden Liebenden für alle Zukunft bestimmt; Jérôme hat, nach Goethes Bild, den ersten Knopf verfehlt und kommt nun mit den Knöpfen nicht mehr zu Rande. Sie finden einander fortan nicht mehr in ihrer Liebe, sondern nur in den Sphären ihrer moralischen und intellektuellen Verfeinerungen. Ein einziges Mal scheint sich etwas wie ein irdisches Gewitter in dieser dünnen Himmelsluft zusammenzuziehen; Juliette, Alissas Schwester, liebt gleichfalls Jérôme; ihretwegen weigert sich Alissa, die Verbindung mit dem Geliebten öffentlich zu machen; es kommt zu einem Ausbruch, man hofft auf Kühlung, Regenschauer und Fruchtbarkeit; aber als Juliette, ihre Neigung als aussichtslos erkennend, sich in eine Vernunftehe rettet, bleibt zwischen Alissa und Jérôme nicht nur alles beim alten, sondern das Verhältnis steigert sich immer mehr, spannt sich immer höher und gefährlicher, so daß dagegen jede Realität wie ein banaler Abfall erscheint. Die Jahre ziehen vorüber. In den Briefen, die die Liebenden wechseln, vibriert eine vor Seligkeit weinende Leidenschaft; ihre persönlichen Begegnungen aber mißglücken auf eine peinliche Weise, in der Trivialität der Umgebung, in Mißverständnissen, in einer seltsamen Entfremdung, die immer erst wieder durch die Trennung beseitigt wird. Vorzüglich schön, wahr und erschütternd ist der letzte der Versuche Jérômes, Alissa zu gewinnen. Er findet sie in allem verändert; sie tut grobe Arbeit, kleidet sich häßlich, hat ihr Zimmer von aller Anmut entblößt, und, was Jérôme am schwersten erschüttert, — ein herrlicher Zug, der wahrste, tiefste des Buches — sie hat die großen spirituellen Schriftsteller vom Bücherbord verbannt, selbst Pascal, auch sein Tonfall ist ihr zu poetisch, zu großrednerisch, zu stolz auf seine Tränen, — und hat statt ihrer Traktate der Armen im Geiste gesetzt, an denen allein sie das wahre Wohlgefallen findet, denn „sie neigen sich vor Gott wie Gräser, die ein Wind niederdrückt, ohne Tücke, ohne Unruhe, ohne Schönheit. Sie halten sich für wenig bemerkenswert und wissen, daß sie nur ihrem Verbleichen vor Gott einigen Wert verdanken." Alissa stirbt, und wir wissen, was Jérôme in ihrem Tagebuch finden wird: das Geständnis ihrer Liebe, einer so echten Weibesliebe, daß sie mehr als einmal bereit war, sich irdisch zu vollenden, statt sich himmlisch zu verklären. Jérôme hat das verpaßt, was Stendhal die Kristallisation der Liebe nennt.

Dieser Ausgang ist vom Leser sehr erwartet, diese Lösung des Rätsels scheint etwas banal. Daß sie es nicht ist, verdankt sie der Wahrheit der Leidenschaft. Das Buch ist kunstlos, und von einer nicht lobenswerten Kunstlosigkeit; aber es ist nirgends materiell; es ist kunstlos, aber es ist doch künstlerisch durch und durch. („Das Wort, ein großer Dichter, sagt nichts; es kommt darauf an, ein reiner Dichter zu sein", schreibt einmal Alissa.) Und so ist es, trotz seiner Spiritualität, von großer Präzision und Wahrheit in seinem Verlauf. Welch eine feine, intensive, sublimierte Form von Sinnlichkeit ist diese Tugend, die nichts von Prüderie hat. Die deutsche Frau, wenn man ihr einen Antrag macht, sagt: das gibt es nicht; die Französin sagt: ich will nicht. Aber sie weiß, was sie nicht will, und macht kein Hehl daraus. Die heilige Alissa Bucolin ist von derselben race wie Manon Lescaut; und wenn sie eine entsagungsvolle Himmelsstrophe von Racine mit Andacht paraphrasiert, vergißt sie die Anekdote nicht, daß Frau von Maintenon beim Anhören dieser Strophe in Bewunderung geschwebt habe. Es ist etwas Ritterliches und, noch einmal, etwas sehr Unmaterielles, weil Künstlerisches in dieser französischen Sinnlichkeit.

Schließlich macht ja das Buch ein großes Fragezeichen hinter die Heiligkeit. Der Mann, der der verstiegenen Frau alles auf Treu und Glauben nimmt und an die Kur des ewigen Weh und Ach aus einem Punkt nicht zu denken wagt, ist ein Tölpel, Jérôme

ist ohne Zweifel ein Tölpel; aber sein Freund Abel, der die Wahrheit durchschaut und dem übersinnlichen Freier mit klaren Worten predigt, ist ein noch größerer Tölpel. Wer recht hat, ist oft weiter von dem Sinn der Dinge entfernt, als wer sichtlich unrecht hat. Und so entscheidet sich auch hierin nichts materiell; auch dieses Gleichgewicht bleibt in der Schwebe. Soll uns das Buch die Heiligkeit verdächtigen, so fällt das Unprotestantische der französischen Freigeisterei auch an diesem Beispiel auf; soll es sie uns verklären, so sehen wir den französischen Katholizismus gleich weit vom italienischen und vom deutschen, gleich weit von Heidentum und von Aberglauben, als Noblesse und Freiwilligkeit ritterlicher und höchst skeptischer Menschen.

Und doch verrät sich auch ein moderner Skeptizismus, der nicht mehr in der Tradition des Pascalschen steht und an sich künsteln muß, in dem Buch. Denn neben Juliette Bucolin, die am Ende mit fünf gesunden Kindern in einem tätigen, wiewohl prosaischen Leben steht, ist Alissa nicht weit genug gekommen; oder vielmehr Gide ist mit Alissa nicht weit genug gekommen; er konnte sie nur bei Pascal, Racine, Keats und Clotilde de Vaux ansiedeln, nicht in einem eigenen Himmel. Und darum sind wir geneigt, mehr den hohen Rang der französischen Literatur anzuerkennen, als den Gides.

Moritz Heimann

Polemische Unsitten

Woher es nur kommen mag, daß die Deutschen so üble polemische Sitten haben? Sie wollen sich nicht bessern, sich nicht verwestlichen; sie bleiben roh, klobig und hahnebüchen. Bei winzigen Meinungsdifferenzen ohne allgemeine und besondere Bedeutung begehren wir auf; gleich wird die Replik gereizt und ins Persönliche abgelenkt; wir können nicht lächeln und vergnügt schmunzeln, wenn der Gegner wissenschaftlich oder dialektisch entgleist. Ein bekannter Gelehrter, durch den „Süden" des Wortes verwirrt, hatte vor kurzem den komischen Einfall, zu meinen, am Südpol sei es wärmer als am Nordpol, — er wurde nicht pantagruelisch belacht, sondern gesteinigt und soll mit Selbstmordgedanken umgehen. In Disraelis geräumigem Kopf fand die Geographie kein Unterkommen, seine Sekretäre gerieten in Todesangst, wenn er, der Leiter des britischen Imperiums, Fragen der politischen Geographie erörtern mußte: sein Ruhm wurde durch seine geographischen Böcke nicht verdunkelt. Der Engländer übt in solchen Fällen Humor, der Franzose Witz, beide vergessen und vergeben leichter als der Deutsche. Der wird gleich hämisch, nagelt mit lauten Scheltworten das Versehen fest und ruht nicht als bis es ganz öffentlich und der Sünder zum Popanz seiner Zunft geworden ist. Ist es die Schule, ist es das Klima, ist es die Nahrung, ist es die besondere Leidenschaftlichkeit unsres Wahrheitstriebes, die diese permanente schlechte Laune zeugen, mit der wir uns gegenwärtig vergiften? Es handelt sich hier nicht um den gemeinen wirtschaftlichen Kampf und die politische Öffentlichkeit, um die Orte, wo die Egoismen nackt kämpfen; die sind nirgends Stätten guter Sitte, obgleich auch hier der (von Bismarck beklagte) unglückliche Zankteufel der Germanen eine historisch beglaubigte deutsche Spezialmarke ist. Noch spreche ich von den großen Kulturkämpfern, die, wie Luther, die Gewissens- und Erkenntnissphäre säubern und den moralischen Ozongehalt der Luft steigern, — und Luther war ehrlich grob, aber daneben gut gelaunt, seine Briefe und Tischgespräche zeigen ihn kindlich heiter und sind ein Labsal an guter Laune. Ich meine die Sitten des wissenschaftlichen und literarischen Verkehrs, das Aufnehmen und Weitergeben, die abertausend Formen des Umdenkens, das dialektische An-, Aus- und Umkleiden: sie waren und bleiben schriftlich wie mündlich vielfach roh und ungezogen. Und zwar und erst recht am grünsten Holze,

in der akademischen Arena. Von solchen Dingen spricht man nicht gern, man schämt sich ihrer, sie entstellen sonst liebe Denker und Schriftsteller. Aber durch Verschweigen werden sie nicht besser und ich freue mich, daß Friedrich Paulsen in seinen leider unvollendeten Erinnerungen („Aus meinem Leben", bei Eugen Diedrichs, Jena) die polemischen Sitten der Deutschen als pöbelhaft und unanständig geißelt. Er habe sich, bekennt er, durch Schopenhauer verführt, hinreißen lassen, in seiner Habilitationsschrift auf ungenierte Weise gegen Tote und Lebendige zu polemisieren, in der Meinung, er sei dies der Bedeutung seiner ersten wissenschaftlichen Entdeckung schuldig (Kant sei von Humes Skeptizismus nicht aus erkenntnistheoretischen, sondern aus moralischen Gründen abgefallen); sie sei verdientermaßen abgewiesen worden: zu den Lebendigen gehörten seine Lehrer. Die Engländer Hume und Mill wurden später seine Vorbilder, auch in der Art, Meinungsdifferenzen zu begleichen. Er fand darin nicht viel Nachahmer. Ich erinnere mich der Besprechung seines Kantbuches in der „Nation" durch den scharfsinnigen Hermann Cohen in Marburg: drei Spalten gröbsten Hohnes, kein Fünkchen Humor, um das krasse Nein zu beleben, kein Versuch, die gegnerische Auffassungsweise als eine mögliche zu verstehen; Fazit: eine Verbrecherarbeit. Das ist besonders Philologen- und Historikerart — von den Theologen spreche ich hier nicht, man sagt, sie kämpften weniger um die Wahrheit als um ihr Brot. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Menschenwerk und Menschentun scheint unduldsam zu machen; das Kommentieren von Kommentaren verdirbt gute Sitten. Montaigne verzeichnet es, Goethe beklagt es. In den Vorlesungen der Philologen gibt es qualvolle Momente zu erdulden, allemal, wo sich die Kritik den Arbeiten von Kollegen zuwendet: Schlächterarbeit geht menschlicher vonstatten. Gelehrter Dünkel und Nörgelsucht feiern Orgien. Und das sind Leute, die sich täglich mit dem edelsten Mark der Menschheit nähren dürfen, und denen es an Geist gewiß nicht fehlt. In den Naturwissenschaften gehts unendlich ruhiger, sachlicher, aristokratischer zu: Die Sache ist wichtiger als die Person, das Subjekt verhält sich dem Objekt gegenüber vornehm still. Ein Minimum von Polemik, ein Maximum von begeisterter Zustimmung zu dem von Vordenkern und Mitforschern Gefundenen. Ich schließe daraus, wie grundverkehrt es ist, das ästhetisch-literarisch-historisch-philologische Gebiet ausschließlich zur Grundlage allgemeiner Bildung zu machen. Vielleicht sind deutsche Nörgel- und Zanksucht eine Folge der früheren Ausschließlichkeit der Philologenbildung.

S. Saenger

Epigonen-Lyrik

Auf jenes Jahrzehnt, das uns am Ende des 19. Jahrhunderts eine unerhört reiche Zahl elementarer lyrischer Begabungen schenkte, scheint eine Zeit der Brache gefolgt. Ein Buch wie Dehmels „Erlösungen" von 1891 — unselbständig, unreif, maßlos, stillos und doch auf jeder Seite irgendwie anpackend mit dem Prankenschlag des Löwen, — solch Buch hat das 20. Jahrhundert der deutschen Lyrik noch nicht gebracht. Die so zahlreichen jungen Leute, die in den letzten Jahren sich als neue deutsche Lyriker etabliert haben, unterscheidet man immer noch viel leichter und sichrer nach dem Vorbildern, die ihnen übermächtig sind, als nach den geringen Regungen eigner neuer Kraft, die bei den Besseren zuweilen spürbar wird. Was diese jungen Talente scheidet, ist z. B. mehr der Unterschied von Dehmel und George als die Differenz eigner Individualitäten. So darf man vielleicht — ein recht zages Vielleicht — etwas erhoffen aus dem Kreise der jungen Leute, die seit ein paar Jahren in München, um den Verlag Bonsels geschart, Gedicht-

bücher ausgeben: fremde Poesie, meist mit Geschick und Geschmack zu Popularisationszwecken ausgewählt, und eigene – einstweilen ohne Eigenart. Vielmehr ganz beherrscht von romantischen und zeitgenössischen (überwiegend Dehmelschen) Einflüssen, mit einem Zug zum Pathetisch-bombastischen und einer lebhaften Überschätzung des Stoffwertes ihrer subjektiven, ein wenig mystisch aufgedonnerten und pervers geschminkten Erotik. Aber hier und da bei diesen Wil Vesper und Waldemar Bonsels ein Wort, das nach Leben schmeckt; und Hans Brandenburg (wohl dem Begabtesten) gelingt sogar schon einmal eine Melodie, die haften bleibt. Vielleicht reift etwas aus diesem geilen Grün. Im scheinbar polaren Gegensatz zu diesen ewig von Erde und Acker, Brunst und Blut, Licht und Leibern Berauschten und ihren zügellosen, stets wechselnden Rhythmen steht das kleine pretiöse Buch von Benno Geiger „Lieblose Gesänge" (Oesterheld & Co. Berlin 1904). Es ist ganz mit gleichartigen sonettähnlichen Versgebilden gefüllt, die eine vornehm beherrschte und leicht melancholisch reflektierende Distanz zu den Dingen wahren. Aber es ist eine Beherrschung, deren Objekt nicht fühlbar wird; in der Schule Georges und Rilkes hat dieser junge Poet die Formeln vornehmer Überwindung gelernt und sie glätten ihm so schnell jedes Erlebnis, daß kein Widerstand mehr fühlbar ist, und daß er uns kaum mehr bedeutet wie ein Athlet, der mit schöner Gebärde Pappgewichte hochstemmt. So gehört er doch ganz in die gleiche Kategorie wie die Bonsels-Leute: unfreie Talente, die eine wohlgelernte, schnell abfertigende Gebärde (hier der Leidenschaft, dort der Beherrschung) noch vom ergründenden Ausdruck eignen Lebens trennt; aber auch bei Geiger zuweilen ein Wortgebinde, ein Bild, ein Klingen, das die Möglichkeit eigener Kunst beweist. Und mit dieser Qualität stehen die forcierte Wildheit der einen und die gedrahtete Ruhe des andern doch über dem Durchschnitt modernistischer Dilettanterei. Zu deren rechten Typen muß man etwa Franz Langheinrich rechnen, der für seinen dicken Versband „An das Leben" aus allen stehenden Wassern (die strömenden mied er) geschöpft hat und nun die ganze Welt durch ein Meer vergnüglich glatter Reime gleiten läßt. Zu ihnen gehört leider auch der junge Graf Kalkreuth, dessen umfangreicher Band nachgelassener Gedichte kaum mehr bietet als die Fühl- und Versübungen eines fleißigen Georgeschülers.

Aber die Imitation kann einen Grad der Vollendung erreichen, auf dem sie unmittelbar zum Beweis eigenen Künstlertums wird. Da veröffentlicht seit einiger Zeit Hans Karossa ausgezeichnete — Dehmelsche Gedichte. Er begeistert sich nicht an Dehmels Stofflichem, rafft nicht ein paar sinnfällige Charakteristika seiner Form auf, wie die vielen anderen Dehmelianer; er bringt ihn ganz — mit seinen intimsten Wortfärbungen, seinen geheimsten Klängen, mit dem ganzen Lebensmark seiner Syntax. So in seiner Totalität kann nicht blasses Nachempfinden, noch minder klügelnde Absicht einen Dichter ergreifen — hier muß blutverwandtes Erleben die tiefliegenden Wurzeln des künstlerischen Organismus erfaßt haben. Freilich, da nie zwei Individuen einander ganz kongruent sind, so muß es auch in Karossas Dehmel-Gedichten einen Rest nachgereckter Einfühlung geben. Aber nur noch ein Gran tieferer Selbstbesinnung, reineren Selbstgefühls, und aus diesem genialen Kopisten muß ein starker Dichter herauswachsen. —

Diesen Stand einer reinen und eignen, durch alle Vorbilder hindurchgearbeiteten Form haben von den neuen Lyrikern meines Bedünkens nur zwei in letzter Zeit hervorgetretene Talente erreicht. Talente, die ein starker künstlerischer Instinkt innerhalb der (einstweilen freilich engen) Grenzen hielt, in denen sie ein neues besonderes Erleben mitzuteilen vermögen.

Solcher Art ist das kleine Buch „Acker" von Ernst Lissauer (Heller & Co. Wien 1907). Ein ganz kleiner rotbrauner Band;

jede Zeile verrät besonnenste Kunstarbeit, Arbeit aus der Schule Konrad Ferdinand Meyers. Indessen ein sehr anderer Stoff ist hier gemeistert als Meyers von aristokratisch-kulturellen Ekstasen geworfnes Blut ihn heraufspülte. Die Erde, der Raum ist erlebt – freilich nicht mit der selbstverständlichen Freude eines bodenständigen deutschen Bauern, sondern mit der sehnsüchtigen Begeisterung eines jüdischen Großstadtgehirns. Aber eben dadurch sehr intensiv, sehr neu erlebt. Begriffe wie Fläche und Weg, Ebene und Kreis füllen sich ihm mit Blut, gewinnen in dem metallisch harten Klang dieser zu äußerster Knappheit gefeilten, ganz sinnlich verdichteten Sätze körperliche Gegenwart. Ein inbrünstiges Langen in den Grund hinein, Wurzelstrecken, Bodensuchen einer zu freien Seele, das ist das menschliche Teil dieser in höchster Energie gesammelten, völlig beherrschten, scharf begrenzten Verskunst. – Die zweite jener im engen Kreise reifen und sicheren Begabungen, die mir unter dem Nachwuchs bemerkbar wurden, steht im äußersten Gegensatz zu Lissauers erdeinwärts gehender Leidenschaft: Adolf Knoblauch (Oesterheld & Co. Berlin) spürt die Erde nur wie ein Sprungbrett unter seinen Füßen, sich abstoßend hinein zu schwingen in himmlische Sphären. Nichts Irdisches scheint ihm wirklich, und die Dinge dieser Erde bieten seiner Sprache nur buntverschlungene Bilder, um von unirdischen Leiden und Lüsten zu sagen. Aus seinen wild und frei entfesselten Rhythmen gleitet immer die Festlichkeit paradiesischer und höllischer Visionen, — aber er wirkt fast nie pathetisch blaß, matt pastoral, weil seine Phantasie mit immer neuen Gebilden der sinnlichen Welt seine brennenden Visionen zu speisen weiß. Dieser Ekstatiker ist ein Schüler des Engländers Blake, dessen poetische Gesichte er in zwei schönen Bänden übertragen hat, er hat von Baudelaires erdverachtender Dämonie sicherlich starken Eindruck empfangen und ohne die Sternenwelt Mombarts, dieses neuzeitlichen Propheten und Sehers, wäre sein Traumland vielleicht nie so klar aus dem Nebel des Gefühls ins Licht formender Worte getreten. Aber mit all diesen Ahnen ist dieser junge Schwärmer ein Eigner, und, wie er die Erfahrungen seines Traumlebens Wort werden läßt, ein Dichter.

Julius Bab

Die Qualle

Herbstwochen, Wanderwochen, Meerwochen an der Bernsteinküste ... Das hohe Steilufer aus Erde ist geheimnisvoll wie Felsen. Ich suche oben den dürftigen Fußpfad in Sand und Gras, drücke mich zwischen Birken, Dorngesträuch und Kiefern vorwärts und muß bisweilen der Laune des Weges nach weit landeinwärts: da steht die pfiffige Silhouette eines Wacholders gegen den dunkelblauen Heiligenschein des Meeres und hält mich auf. Der Wind lacht mir die Ohren voll wie ein Faun und greift blitzschnell nach meinem Hut, aber ich greife noch schneller. Ich tauche in krumme, weite Waldschluchten. Der Herbst ergießt sich in roten und gelben Rinnsalen über die Wipfel, und der Widerhall des Meerbrausens lauert hinter jeder Buche und Tanne im warmen und erdduftenden Dunkel wie ein sagenfernes Bacchanal. Ich steige wieder in Licht und Wind, vorbei an einem Gutsgehöft, das wie ein Kastell vor mir liegt. An dem hineinführenden Wege bauen ein paar Arbeiter, — die ersten Menschen heute! Einem Wanderer begegne ich trotz tagelanger Kreuz- und Quergänge nicht: erst wenige wissen die Herrlichkeit unseres Samlandes im Herbst. Man bleibt dort sehr einsam, doch hat man frisches Wetter, so ist die Einsamkeit froh. Man kann von einem Turm auf zwei Meere sehn (wenn man das Kurische Haff einmal als Meer gelten läßt), man kann zwischen zwei Meeren tagelang auf öder, sandiger Nehrung schreiten, man

beobachtet nachts vom Strande die Lichter der Dorschenfänger auf der schwarzen murrenden Ewigkeit: nicht ein Gran Melancholie hat Raum in der Seele.

Aber langsam saugt mir das Meer die Kultur aus samt ihren kurzen Perspektiven, es überfällt mich mit solch jauchzenden Sturmtagen, daß mein Leben nur von ihm bestimmt wird. Riesige Wulste, kilometerlang, bäumen sich heran, flüssiger Granit, etwas Getürmtes aus Licht und Dunkel und Glätte, mit eingekneteten Knüppeln, Steinen, Tang, plötzlich breithin eine weiße Lohe, ein weißer Sturz, ein weißer Donner, ein wütender Scherz ... Ich stehe, fieberhaft hingegeben, bis Abend, mein Gesicht friert steif, meine Handgelenke werden lahm, weil Handschuhe und Manteltaschen sie nicht schützen können, vorm Einschlafen sehe ich mit geschlossenen Augenlidern das Meer sich wälzen und werfen, und um zwei Uhr nachts erwachend, höre ich es donnern und stütze mich schauernd auf einen Ellenbogen. Morgens sammle ich ein paar hundert kleine Bernsteinbrocken; das Wasser hat sie ausgespült, — viele Jahrhunderte alten Gruß von der „blauen Erde" und ihren Fichten: der Bernstein scheint ihr versteinter Sonnenschein, ihr honiggelber Frühling. Und auf einmal werden all diese weiten Sturm- und Herbsteindrücke mit seltsamstem, hinterlistigem Pathos aktiv: In einer Vertiefung des Strandes hat sich eine Wasserlache gebildet. Eine wundervolle Qualle mit violetten Kränzchen im zartweißen Leibe rudert graziös darin umher. Sie wird vertrocknen müssen, wenn das Beiwässerchen versickert ist. Da weiß ich plötzlich, daß ich genau zu dieser Stunde hierher kommen mußte, um die Qualle ins Meer zu werfen, weil ihr Schicksal noch nicht zu Ende ist, weiß, daß meine Reise, meine ganzen Meerestage mit jedem Anblick und Inhalt, mit jedem geringsten Kreuz- und Querwandern sein mußten, damit ich jetzt eingreife, weiß, daß mein bisheriges Leben ohne Rest für diesen Augenblick notwendig war, ich weiß, daß vor hunderttausend Jahren Bernsteinfichten wachsen und mit ihrem Wurzelboden versinken mußten für mich und diese Qualle und diesen Augenblick, ich weiß, daß ... doch nein, soviele Begriffe, soviel Überlegung und Gefühlsweichheit waren nicht in der Erkenntnis, sie sind nachträglich hineingekommen. Ich schleudere die Qualle hinaus, da schwimmt sie. Kommt sie zurück? ... Das Meer spielt hin und her, eine Welle schlägt mir zum Schuh herein, ich werde wieder auf das Brausen aufmerksam, das ich für eine Minute vergaß ... nein, die Qualle wird leben. Auf unbegreifliche Weise bin ich herangelockt worden, durch Erzählen, durch Schriften, dadurch, daß das Meer bekannte und verwandte Menschen, die ich einmal besuchen sollte, vor mir heranzog und hier ansiedelte, alles nur wegen des Fortlebens einer Qualle. Es ist mir selbstverständlich und wichtig: ich fühle Religion. Der Denkzwang zu Grund und Folge ist vollständig aufgehoben, nicht in der Spekulation, sondern im Blut. Für einen Gott oder einen Stein wäre hier dasselbe gültig, was ich für mich sehe: hier ist der Sinn meines ganzen bisherigen Daseins, genau so wie sonst überall. Alles ist gleichwertig. Und überall ist der Mittelpunkt der Welt.

Monate sind darüber vergangen. Ich fahre Untergrundbahn und Lift. Weil die Samlandreise Erinnerung wurde, ist wieder alles ins Gegenteil umgekippt. Ich hatte damals mich auf die Dinge bezogen, statt wie gewöhnlich die Dinge auf mich. Nun leben jene Dinge nur von meinem Ich und nähren sich von meinem Blut, manchmal klingen sie gar wie Musik. Und das Erlebnis mit der Qualle ist mir bisweilen schon peinlich, bisweilen wie ein Kapitel aus dem Don Quijote, eine Groteske.

Oskar Loerke

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.





